




134

Historische Nachrichten

zur

Kenntniß des Menschen

in

seinem wilden und rohen Zustande

von

C. Bastholm,

Doktor der Theologie, weil. Königlichem Konfessionarius und erstem Hofprediger.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

H. E. Wolf,

Prediger zu Oeddis im Schleswigschen.

Erster Theil.

Altona,

bei J. F. Hammerich 1818.

sobald es dazu geeignet ist, Menschenkenntniß zu befördern.

In den kultivirten Ländern lernen wir nur, was die Menschen werden können; in den unkultivirten, was sie sind. Alle die kultivirten Menschen sind einander ähnlich, und zwar mehr oder weniger, nach Maßgabe ihrer Kultur. Auch in den unkultivirten Ländern haben die ungebildeten Menschen viel Aehnlichkeit mit einander; jedoch können das Klima, die Gesetz und Einrichtungen des Landes manche Verschiedenhei hervorbringen. Will man den Menschen kennen lernen, wie er an und für sich, ohne Einwirkung der Kultur und weiser Gesetze, beschaffen ist: so muß man ihn in seinem rohen Zustande untersuchen. Darum schreibe ich dieses Buch von den wilden und rohen Menschen, ein Buch, welches wahrlich im Allgemeinen nicht dazu geschickt ist, Freude oder Stolz über unser Geschlecht zu erwekken, sondern nur bewirken soll, daß wir die Wichtigkeit der Kultur des Verstandes und der Moralität einsehen und die großen Vorzüge schätzen lernen, welche wohleingerichteten Staaten und durch weise Gesetze regierten Völkern vor den mehr oder weniger thierisch lebenden wilden und rohen Völkerschaften eigenthümlich sind.

Da es aber vielfache Grade der Wildheit und

Rohheit gibt, so bin ich allenthalben, wo die Materie es erlaubte, von den ganz wilden, thierischen Menschen zu den rohen übergegangen, und habe hier den Menschen durch die verschiedenen Stufen der Rohheit bis zu der aufkeimenden Kultur verfolgt, und auf diese Art sind Nachrichten von Türken, Persern, Hindostanern und mehrern mit ins Werk gekommen, welche gleichsam mit dem einen Fuße in dem Gebiete der Rohheit, mit dem andern in dem der Kultur stehen.

Mir ist kein Buch von dieser Einrichtung bekannt; wenigstens hat man ein solches in der dänischen Sprache nicht. Viele kennen wohl noch Krafts Buch von den Wilden; diejenigen aber, die es kennen, werden wohl auch nicht läugnen, daß sein und mein Buch weder in Ansehung des Plans, noch der Vollständigkeit einander ähnlich sind. Ueber das letztere darf man sich auch nicht wundern, da die spätern Zeiten mir einen Vortheil gewähren, den er nicht hatte, daß so viele Beschreibungen von Reisen unter den wilden und rohen Völkerschaften seit seiner Zeit herausgekommen sind.

Sein Buch macht also das meinige keinesweges überflüssig. Und ist es nicht überflüssig, ist es sogar zur Menschenkenntniß nützlich, so ist dies großentheils dem Herrn Konferenzrath Fleischer zuzuschreiben, der mich mit der größten Bereitwilligkeit mit Büchern aus

seiner guten und zahlreichen Büchersammlung versehen hat; ohne welche Hülfe ich an diesem Orte, von der Hauptstadt entfernt *), und durch das Brandunglück derselben des größten Theils meiner eigenen Büchersammlung beraubt, meinem Werke diese Vollständigkeit nicht würde haben geben können.

Bei der Ausarbeitung desselben habe ich wenige philosophische Untersuchungen anstellen können. Die Materie ist von der Natur, daß sie viele Untersuchungen der Art nicht zuläßt. Die Ursachen der Meinungen und Gebräuche, der Denkungs- und Handlungsart vieler von den wilden und rohen Völkerschaften liegen gewöhnlich in der Dunkelheit der Vorzeit so tief verborgen, daß man vergebens suchen wird, sie zu ergründen. Will man daher mein Werk nicht für viel mehr, als für ein historisches Magazin halten, so habe ich nichts dagegen, wenn man mir nur einräumen will, daß es ein ziemlich gut geordnetes Magazin und so eingerichtet ist, daß alle Menschen, von welchem Geschlechte und Stande sie auch seyn mögen, daß Gelehrte und Ungelehrte es mit Nutzen, wenn auch nicht mit gleichem Nutzen, lesen können. Wenigstens habe ich es in dieser Absicht ausgearbeitet.

---

*) Der Verfasser privatisirte damals in Schlagelse auf Seeland, zwölf Meilen von Kopenhagen.

Anmerk. des Uebers.

Der erste Band, der jetzt erscheint, handelt nur „von dem Charakter der wilden und rohen Völkerschaften." In den folgenden Bänden werde ich „ihre Gebräuche und Meinungen, ihren Kunstfleiß, ihre Wohnungen, ihre Kleidung, ihre Jagd- und Fischerei-Geräthschaften, ihre Waffen, ihr Kriegs- und Religionswesen, wie auch ihre Regierungsformen" abhandeln.

Was ihren Charakter betrifft, so habe ich sie zwar *meistentheils* von einer sehr verabscheuungswürdigen Seite zeigen müssen. Ich habe aber nichts übertrieben, sondern bin der Geschichte genau gefolgt. Ich habe diejenigen gerühmt, die Ruhm verdienen; diejenigen aber, deren Charakter ganz schwarz ist, — und diese machen die Mehrheit aus — konnte ich nicht weißer zeichnen, als sie sind, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Es kommen auch in ihrem Charakter mehrere Züge vor, die nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden durften, wenn ich die wilden und rohen Menschen in ihrer ganzen Gestalt zeigen sollte, und welche sich für Leser von feinem Geschmacke schwerlich schildern lassen, ohne die Wohlanständigkeit zu beleidigen; ich habe aber allen Fleiß angewandt, um solche Stellen mit möglichster Delikatesse zu behandeln, und mehr kann man von einem Schriftsteller nicht verlangen.

„Man erhält," sagt er, „hier eine Schrift, „woraus Leser, die nicht Zeit und Gelegenheit haben, „eine Menge Reisebeschreibungen und einzelner Bei„träge zur Geschichte der Menschheit zu lesen, den „Menschen in seinem rohen Naturstande kennen ler„nen, und die also dazu geschickt ist, auf der einen „Seite die überspannten Begriffe von des Menschen „Natur und ursprünglicher Beschaffenheit herabzu„stimmen, auf der andern Seite die Wichtigkeit „der Kultur des menschlichen Verstandes und Wil„lens einleuchtend zu machen, und die großen Vor„züge schätzen zu lehren, welche wohleingerichteten „Staaten und durch weise Gesetze regierten Völkern „vor der mehr oder weniger thierischen Lebensart der „Wilden und Barbaren eigenthümlich sind. Ein „Werk der Art, zu unserm Zwecke verfaßt und mit „der Ausführlichkeit bearbeitet, als das vorliegende, „geht, so viel Rec. weiß, der deutschen Literatur „gänzlich ab, ob wir gleich von Meiners und „Andern schätzbare Bruchstücke erhalten haben, und „in der dänischen wird dessen Mangel durch Krafts „Buch: de Wildes Saeder so wenig ersetzt, „daß sich unser Verfasser durch Ausarbeitung dieser „Schrift unstreitig ein wahres Verdienst erworben „hat. Möge der Gelehrte, wenn er die vielen Rei„se-, Länder- und Völkerbeschreibungen der neuesten „Zeit kennt, zum Behufe seiner historischen Men-

„schenkenntniß aus dieser Bastholmschen Schrift
„nicht das Geringste eigentlich Neue lernen; für den
„Nichtgelehrten und für jeden, dem es darum zu
„thun ist, das Wichtigste von dem, was in Reise-
„beschreibungen zur Kenntniß des Menschen in seinem
„rohen und wilden Zustande zerstreut mitgetheilt und
„mit Erzählungen von minder wichtigem Belange
„vermischt vorgetragen wird, kurz zusammen gefaßt
„zu erhalten, ist sie desto nützlicher. Da des Vfs
„Sprache korrekt und rein, sein Vortrag abwechselnd,
„munter und angenehm und das Bestreben desselben
„sichtbar ist, Gegenstände, die durch unzeitigen Scherz
„oder eine unvorsichtige Behandlung leicht Anstoß
„erregen können, und die in einem Werke der Art
„nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden
„dürfen, mit recht lobenswürdiger Vorsichtigkeit und
„Delikatesse zu behandeln; so ist von dieser Schrift
„den Lesern jeden Standes und beiderlei Geschlechts
„mehr Gewinn für Verstand und Herz zu verspre-
„chen, als von einer ganzen Menge schaler Romane
„und gehaltleerer Gedichte.

So weit der Recensent. Durch diese günstige Beurtheilung darauf aufmerksam gemacht, daß man auch im Auslande den Werth dieses schätzbaren Werkes anerkenne, faßte ich den Entschluß, es in einer Uebersetzung dem deutschen lesenden Publikum zu übergeben. Ich trug um so weniger Bedenken, mich dieser Arbeit zu un-

terziehen, da nach der oben angeführten Aeußerung des Recens. ein Buch, wie das gegenwärtige, der deutschen Literatur gänzlich abgeht. So sehr ich mir mit der Hoffnung schmeichle, daß diese Uebersetzung dem deutschen Publikum keine unwillkommene Erscheinung seyn werde, so sehr fühle ich auf der andern Seite die Unvollkommenheit meiner Arbeit, und bitte daher in Ansehung der etwa vorkommenden Fehler um gütige Zurechtweisung und schonende Nachsicht. Bei der Uebersetzung der übrigen Bände, die sobald wie möglich nachfolgen wird, werde ich auf die mir gegebenen Winke zur Verbesserung des Mangelhaften sorgfältig Rücksicht nehmen, und alles thun, was in meinen Kräften steht, um mich des Zutrauens des Publikums würdig zu machen.

Möchte nun dieses Werk, welches in meinem Vaterlande mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden ist, auch in Deutschland recht viele Leser finden! Dann werde ich mich für alle die Mühe reichlich belohnt fühlen, die ich auf die Uebersetzung desselben verwandt habe.

Deddis, den 30sten Jenner 1818.

H. E. Wolf.

Inhalt.

terziehen, da nach der oben angeführten Aeußerung des Recens. ein Buch, wie das gegenwärtige, der deutschen Literatur gänzlich abgeht. So sehr ich mir mit der Hoffnung schmeichle, daß diese Uebersetzung dem deutschen Publikum keine unwillkommene Erscheinung seyn werde, so sehr fühle ich auf der andern Seite die Unvollkommenheit meiner Arbeit, und bitte daher in Ansehung der etwa vorkommenden Fehler um gütige Zurechtweisung und schonende Nachsicht. Bei der Uebersetzung der übrigen Bände, die sobald wie möglich nachfolgen wird, werde ich auf die mir gegebenen Winke zur Verbesserung des Mangelhaften sorgfältig Rücksicht nehmen, und alles thun, was in meinen Kräften steht, um mich des Zutrauens des Publikums würdig zu machen.

Möchte nun dieses Werk, welches in meinem Vaterlande mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden ist, auch in Deutschland recht viele Leser finden! Dann werde ich mich für alle die Mühe reichlich belohnt fühlen, die ich auf die Uebersetzung desselben verwandt habe.

Oddis, den 30sten Jenner 1818.

H. E. Wolf.

Inhalt.

I.

Charakter der wilden und rohen Völkerschaften.

Allgemeine Betrachtungen über den Charakter der wilden und rohen Menschenarten.

Ob die ersten Bewohner dieser Erde das gegenwärtige Menschengeschlecht gewesen sind, oder ob diese Erde vordem von andern vernünftigen Wesen bewohnt gewesen ist? ob mehrere Menschenarten auf einmal hervorgebracht worden sind, oder ob alle Geschlechter der Erde von einem einzigen Menschenpaare abstammen? ob der Mensch in einem wilden, thierischen Zustande, ohne Sprache, ohne Entwikkelung des Verstandes auf die Erde gesetzt worden ist, und sich allmählich selbst aus diesem thierischen Zustande herausgearbeitet hat; oder ob der Schöpfer die ersten Menschen mit gewissen Ideen und einer Sprache, worin sie diese ausdrücken konnten, bildete? Diese Fragen hat man oft aufgeworfen. Einige haben sie bejaht, andere verneinet. Nach meiner Ueberzeugung wird man vergebens suchen, sie aus der Vernunft auf eine befriedigende Art zu beantworten. Es ist auch nicht meine Absicht, es zu thun. Ich werde in meinen jetzigen Untersuchungen alles meiden, was blos spekulativ ist, und mich lediglich auf das beschränken, was historische Gewißheit hat. Meine Absicht ist, meine Leser den Menschen kennen zu lehren, und diese Menschenkenntniß erhält man nicht aus Vernunftschlüssen, sondern aus glaubwürdigen historischen Zeugnissen, und nur aus diesen kann man die Vernunftschlüsse herleiten.

Die Geschichte lehrt uns, daß es auf der Erde noch ganz wilde, thierische Menschen gibt, daß die Stufen von ihnen bis zu dem ganz gebildeten Menschen hinauf, wie auch die Schattirungen so mannichfaltig sind, daß es schwer

hält, die Stufen dieser langen aufsteigenden Treppe von dem Pescheräh bis zu dem kultivirten Europäer zu bestimmen. Die beiden äußersten oder entgegengesetzten Enden dieser langen Stufenleiter sind leicht von einander zu unterscheiden; aber von der ersten Aeußerung der Kultur bis zu ihrer möglichsten Vervollkommnung sind die Stufen so unkenntlich, daß der Menschenforscher, wenn er die ganze Menschheit überschaut, vergebens sucht, selbst die feinste Scheidelinie zu ziehen. Bei einigen Völkerschaften findet man Bildung des Verstandes, aber keine Bildung der Sitten; bei andern sittlich gute Gefühle ohne alle Bildung des Verstandes; bei einigen Bildung der Sitten ohne Bildung des Verstandes oder des Herzens, bei andern beides mit den rohesten Sitten vereinigt. Es gibt endlich Völkerschaften, die einen gewissen Grad von Kunstkultur haben, ohne sich deshalb ihrer Kultur in andern Rücksichten rühmen zu können. Bei diesen verschiedenen Arten von Kultur, deren jede wieder mannichfaltige Abstufungen hat, ist es zuweilen schwer, die Vorzüge der einen Völkerschaft gegen die der andern abzuwägen, und mit Gewißheit im Ganzen zu bestimmen, auf welcher Seite das Uebergewicht sich befindet, wenn man das Menschengeschlecht innerhalb seiner beiden Extremen, der völligsten Rohheit und der möglichst vollkommnen Kultur, in Betrachtung ziehet.

Eben so schwer ist es, eine allgemeine Ursache der Ab- oder Zunahme der Kultur des Menschengeschlechtes anzugeben; denn es kann mehrere Ursachen geben, und dasjenige, was bei einem Volke die Ab- oder Zunahme der Kultur bewirkt hat, hat bei einem andern nicht eben dieselbe Wirkung gehabt. — Die Religionsbegriffe, wie viel tragen sie nicht zur Verbesserung oder Verschlimmerung der Völker bei? Wie die Religion des Herrnhuters ihn zärtlich, sanftmüthig, menschenfreundlich macht, so ist der Hauptcharakter des Mahomedaners: Unverträglichkeit, Blutdurst und Stolz, die Wirkung seines Glaubens. — Die Verschiedenheit der Nahrungsmittel, welchen Einfluß hat.

sie nicht auf die Kultur des Herzens? Daß der Indianer sanftmüthiger ist, als die meisten rohen Völkerschaften, die sich von Fleischspeisen nähren, sollte dieses nicht großentheils daher kommen, daß Vegetabilien seine einzige Nahrung sind? — Die verschiedenen Nahrungszweige, welche die Menschen zu ihrem Unterhalte wählen, sie mögen von der Jagd oder von dem Ackerbaue leben, wie viel tragen die nicht zur Verschiedenheit ihres Charakters bei? Endlich, was kann die Regierungsform nicht bewirken? Es ist für den Charakter eines Volks keinesweges gleichgültig, ob die Regierungsform demokratisch oder despotisch ist. Wie viel die Regierungsform zur Veränderung des natürlichen Charakters eines Volks beiträgt, davon sind die Kaschemirer ein Beweis. Diese sind von Natur ein frohes und lebhaftes Volk, das einen starken Hang zu Vergnügungen hat. Kein Volk in Asien ist gewinnsüchtiger, keins erfindsamer sowohl in Mitteln, sich Reichthum zu erwerben, als in der Anwendung des erworbenen Vermögens zu allen Arten von Ergötzungen. Wenn ein Kaschemirer von der untern Klasse nur zwei bis drei Thaler besitzt, so unternimmt er gleich eine Wasserfahrt, und ergötzt sich so lange, bis der letzte Schilling verzehrt ist. Selbst der Despotismus, die Unterdrückungen und Grausamkeiten, welche die Statthalter gegen sie ausüben, können ihren Hang zu Vergnügungen nicht unterdrücken. So viel hat die Regierung über die Natur noch nicht vermocht. Allein seitdem das Land von dem mongolischen Reiche getrennt wurde, sind die Sitten und die Lebensart der Einwohner sehr verändert worden. Unter dem milden Zepter der mongolischen Könige überließen sie sich ganz ihrem Naturel. Sie prangten mit prächtigen Kleidern, führten kostbare Gebäude auf, und genossen vornehmlich die Freuden der Tafel. Aber die Härte ihrer jetzigen Beherrscher hat ihre Denkungs- und Lebensart ganz verändert. Aus Furcht, sich Gewaltthätigkeiten und Erpressungen auszusetzen, scheuen sie sich, ihren Wohlstand auf irgend eine Art zu verrathen. Jetzt sind

sie muthlos, ihre Lebensart ist elend, ihre Kleider sind schlecht und geschmacklos. Selbst ihre vorige Redseligkeit hat sich in eine ängstliche Verschwiegenheit verwandelt. Nun sind sie räuberisch und stolz, und zeigen in allen ihren Handlungen List, Betrügerei und eine raffinirte Grausamkeit, die feigen Menschen eigen zu seyn pflegt. Ein Kaschemirer ist ein eben so unbeständiger Freund, als er ein unversöhnlicher Feind ist. Wenn sein Vortheil es erfordert, kann er Hindostaner, Mahomedaner, ja wohl sogar Christ seyn *). So kann die Regierungsform ein Volk verderben, welches durch das milde Klima und die Schönheit und Fruchtbarkeit der Natur so munter und liebenswürdig war.

Es ist daher, wenn man die älteste Geschichte eines Volks nicht kennet, schwer, oft unmöglich, mit einiger Gewißheit zu bestimmen, was die Ursache des Charakters eines solchen Volks gewesen, und wie es entweder so gut oder so schlecht geworden ist. Außer der Religion, den Nahrungsmitteln, Nahrungszweigen, Regierungsformen kann es viele andere Umstände geben, die beigetragen haben, den Charakter eines Volks ganz umzubilden, und es in Rücksicht der Kultur sowohl des Verstandes, als des Herzens schlimmer oder besser zu machen, als es von Natur ist. Ich will zum Beispiel blos die ungarischen Illyrier und die Morlaken erwähnen. Beide wohnen unter einem und demselben Himmelsstriche, beide haben einen Glauben, beide stehen unter einer Regierung; und doch sind sie einander so ungleich. — Die Illyrier sind faul und träge, zum Rauben und Plündern geneigt, und haben einen unüberwindlichen Hang zu starken Getränken nebst den daraus fließenden Lastern, insonderheit Unkeuschheit und Hurerei. Eine unerhörte Sorglosigkeit für die Zukunft, Verachtung der Wissenschaften und Künste, kein Gefühl der Menschen-

*) Beschreibung von Kaschemir, von Hennicke; in Zachs monatl. Korrespondenz. November 1801. S. 497 ff.

liebe, Nachsucht, die oft viele Jahre dauert, Unwissenheit in den ersten Gründen der Religion, mit allen ihren traurigen Folgen, Aberglaube, Hang zu Wahrsagungen, Zauberkünsten u. s. f. sind Hauptzüge ihres Charakters, und bei allem dem sind sie Christen, wenigstens dem Namen nach *).

Neben ihnen will ich die Morlaken anführen. Diese sind von Natur ein gutmüthiges, ehrliches und treuherziges Volk, welches sie sowohl in ihrem täglichen Leben, als in ihrem ganzen Handel und Wandel an den Tag legen. Gastfrei öffnen sie ihre armseligen Hütten jedem Reisenden, geben ihm, was sie haben, verlangen nichts dafür, und weigern sich sogar hartnäckig, die geringste Vergeltung anzunehmen. Man braucht ihnen nur ein wenig freundlich zu begegnen, um alle mögliche Höflichkeitsbeweise von ihnen zu erhalten und sie zu seinen besten Freunden zu machen. Diese Gastfreiheit, die man bei den Armen sowohl, als bei den Reichen findet, erstreckt sich auf Alle, die derselben bedürfen. So lange der wohlhabendere Morlake in seiner Wohnung Lebensmittel hat, können seine armen Nachbarn auf ihren nothdürftigen Unterhalt sichere Rechnung machen; man findet daher niemals einen Morlaken, der sich in dem Maße erniedrigt, daß er einen Fremden, der durch die Morlakei reiset, um Almosen bitten sollte. Hat ihnen jemand etwas geliehen, so bezahlen sie sehr pünktlich, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse sich ihnen entgegen setzen. In diesem Falle kommen sie zu ihrem Gläubiger mit einem kleinen Geschenke und bitten um Aufschub. Auf die Art kann es leicht geschehen, daß sie, ohne es zu bedenken, von einem Termine zum andern durch ihre Geschenke das zwiefach bezahlen, was sie schuldig waren. Das Wohlwollende, Sanfte, Theilnehmende in ihrem Charakter geht sogar so weit, daß es in Verschwendung aus-

*) Beschreibung des Königreichs Slavonien, von Taube. Buch I. §. 50.

artet, wenn sie sich selbst und ihre Freunde ergötzen wollen. So bald sich eine festliche Gelegenheit darbietet, können sie in einer Woche das verschwenden, wovon sie mehrere Monate leben konnten. Eine Hochzeit, ein Festtag, oder die Ankunft eines Verwandten oder Freundes kann verursachen, daß das ganze Haus mit unmäßiger Freude sich ganz dem Essen und Trinken überläßt. Diese Verschwendung und Unbedachtsamkeit ist nur eine Folge ihres gutmüthigen und freundschaftlichen Charakters; denn sie sind sonst sehr sparsam. Bei dem Gebrauche von Dingen, die dem Morlaken gegen die Gewalt der Natur und der Jahrszeit zum Schutze dienen, ist er haushälterisch, selbst auf Kosten seiner Bequemlichkeit. Hat er z. B. eine neue Mütze, und wird vom Regen überfallen, so nimmt er sie ab, und will lieber den bloßen Kopf naß regnen, als seine neue Mütze verderben lassen. Kommt er zu einem Sumpf, so zieht er die Schuhe aus, so lange sie einigermaßen gut sind *). — Ihre Gastfreiheit und Freigebigkeit sind also nicht, wie bei vielen andern, eine natürliche Folge der Verschwendung, sondern eine Wirkung ihrer gutmüthigen und wohlthätigen Denkungsart.

So verschieden kann der Charakter zweier Völkerschaften seyn, die unter demselben Himmelsstriche wohnen, denselben Glauben, dieselbe Regierung haben. Zwar sind beide abergläubisch; dieses ist aber ein Fehler, den sie mit allen rohen Völkern gemein haben. Zwar sind beide rachsüchtig; die Rachsucht des Morlaken ist aber blos die Folge einer irrigen Vorstellung von der Gerechtigkeit, welches ich gehörigen Orts zeigen werde. Uebrigens sind die Morlaken und Illyrier einander völlig ungleich. Diese Ungleichheit ist vielleicht in der Einwirkung mehrerer Ursachen gegründet, die vor Zeiten auf den Charakter dieser Völkerschaften Einfluß

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Thl. I. Zweites Sendschreiben. §. V.

gehabt und sie so gebildet haben, wie sie jetzt sind. Dieses erwähnt aber die Geschichte nicht. Man sieht die Wirkung, die Ursache ist aber unbekannt. Vielleicht ist der Illyrier von Natur eben so gut, als der Morlake, aber, wie der Kaschemirer, in vorigen Zeiten durch Gewalt und Unterdrückungen verdorben worden. Und ist der Charakter eines Volks einmal verdorben, so wird, selbst bei der wachsamsten Regierung und den besten Veranstaltungen, eine lange Zeit und Umwälzung mehrerer Generationen erfordert, um ihn wieder zu veredeln.

Obgleich es aber mehrere Ursachen gibt, die den angebornen Charakter eines Volkes verbessern oder verschlimmern können, so muß man doch ohne Zweifel die Hauptursache des ursprünglichen, natürlichen Charakters jedes Volkes im Klima suchen, des Charakters nämlich, den ein solches Volk haben würde, wenn nicht Religionsbegriffe, Regierungsformen, Nahrungszweige und andere zufällige Umstände, durch ihre Einwirkung auf den Charakter, denselben veränderten. Und ist der ursprüngliche Charakter einmal durch solche Ursachen entweder verbessert oder verschlimmert worden, so wird er durch Erziehung, Beispiele, Gewohnheiten und dieselben Ursachen, die auf die Eltern gewirkt haben, von diesen wieder auf die Kinder fortgepflanzt.

Ich kann keinen Augenblick in Abrede seyn, daß, wie das Klima nebst allen dazu gehörigen Naturveränderungen auf den Körper und die gröbere oder feinere Organisation desselben wirkt, es auch, wegen der genauen Verbindung, die zwischen der Seele und der Organisation des Körpers Statt findet, auf die Seele wirken müsse. Durch die Einwirkung des Klimas haben einige Völkerschaften einen gröbern und schwerern, andere einen feinern Körperbau; einige sind in ihren Bewegungen langsamer, andere hurtiger; einige sind träger, andere lebhafter. — Ich spreche von den Nationen überhaupt; denn es gibt, wegen der Ursachen, die dazwischen wirken, immer viele Ausnah-

men. — Aber so muß es auch das Klima seyn, das die erste Anlage zum allgemeinen, natürlichen oder ursprünglichen Charakter eines Volkes bildet. Für den natürlichen Charakter eines Volkes kann es keinesweges gleichgültig seyn, ob es von einem milden Sonnenlichte bestrahlt, oder in Schneehaufen ausgebrütet wird; ob es Gebirge bewohnt, oder in Sümpfen lebt; ob es Wasser trinkt, oder mit dem Safte der Reben seinen Durst stillet; ob es sich von dem Fleische der Thiere, oder den Fischen des Meeres, oder den Früchten der Erde nähret; ob es Wurzeln, Farnkraut, Holzäpfel, Eicheln, oder Ananas, Melonen, Feigen u. dgl. ißt. Davon überzeugt uns die Erfahrung.

Die Völkerschaften, die auf gleicher Stufe der Kultur stehen, haben ungefähr auch gleichen Charakter. Sie sind durch die Kultur dermaßen abgehobelt, polirt, gefirnisset, daß der Unterschied wenigstens nicht sehr auffallend ist, obgleich der ursprüngliche Charakter doch gewöhnlich durchschimmert. Betrachten wir aber die Naturmenschen, wie sie sind, ehe die Kultur bei irgend einer Gelegenheit zu ihnen gekommen ist (und ich spreche nur von dem Menschen in seinem wilden und rohen Zustande), so fällt der Unterschied zwischen den Völkerschaften sehr in die Augen, besonders wenn wir diejenigen, die unter den sehr rauhen und kalten Himmelsstrichen wohnen, mit denjenigen vergleichen, die unter den warmen und sanften wohnen. In den kalten Zonen, an den beiden Polen findet man den Menschen in einem sehr thierischen Zustande, sogar in einem Zustande, der in vielen Rücksichten weit unter dem thierischen ist. Ich will die Menschen in den, am Nordpole liegenden, Gegenden zuerst betrachten.

Die Eskimos haben zwar von Natur einige gute Seiten. Sie wissen nichts von Eifersucht, scheinen auch nicht zänkisch oder hitzig zu seyn, außer wenn ein Weib seinen Mann beleidigt; denn da geht es ihr sehr übel. Sie bestehlen selten einander, und in der Rücksicht haben sie einige Vorzüge. Es läßt sich auch hieraus abnehmen, daß sie

einen Begriff von Eigenthum haben. Uebrigens sind sie aber ganz thierisch. Man findet bei ihnen keine Spuren der Religion; wenigstens haben sie keinen Gegenstand der Verehrung. Sie haben keine Regierungsform, keine Gesetze. Ein allgemeiner Tadel ist die einzige Strafe für die abscheulichsten Laster. Keiner wird dem andern vorgezogen; es sey denn, daß er ihm an Stärke und Muth überlegen ist, und eine grössere Zahl von Weibern und Kindern hat. Sie haben keine Heirathsgebräuche. Das Weib wird als ein Eigenthum betrachtet, und der Mann leihet öfters seinem Freunde eins von seinen Weibern. Der Vater verheirathet gern seine Tochter, ehe sie mannbar ist, weil er dann für eine weniger zu sorgen hat *). Wenn man einige wenige schwache Spuren der Menschheit ausnimmt, welche doch zum Theil Wirkungen eines angebornen Phlegma's zu seyn scheinen, so sind diese Menschen unläugbar ganz thierisch.

Von diesen nördlichen Gegenden Amerika's will ich in Gedanken zu den nördlichen Gegenden Asiens übergehen, und die Bewohner der sogenannten Fuchsinseln betrachten. — Diese Insulaner haben einen guten, natürlichen, aber langsamen Verstand. Daß sie einigen Gebrauch des Verstandes kennen, zeigen sie in ihren Begriffen von Recht und Unrecht, in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse bei allen, auf ihren rauhen Inseln befindlichen, Mängeln, in der Fähigkeit ihrer Kinder, fremde Sprachen zu lernen, und bei mehrern Gelegenheiten. Sie sind sehr kaltblütig und gleichmüthig; kommen sie aber einmal durch Argwohn oder Beleidigungen aus ihrer ruhigen Fassung, so sind sie unbändig und wild, erlauben sich die übertriebenste Rache, und tödten sich oft selbst, wenn kleine Leiden sie treffen, oder sie blos ein mögliches Uebel fürchten; und solches thun sie

*) Roger Curtis Nachricht von der Küste Labrador; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. B. I. S. 110.

artet, wenn sie sich selbst und ihre Freunde ergötzen wol
So bald sich eine festliche Gelegenheit darbietet, können
in einer Woche das verschwenden, wovon sie mehrere
nate leben konnten. Eine Hochzeit, ein Festtag, oder
Ankunft eines Verwandten oder Freundes kann verursa
daß das ganze Haus mit unmäßiger Freude sich ganz
Essen und Trinken überläßt. Diese Verschwendung
Unbedachtsamkeit ist nur eine Folge ihres gutmüthiger
freundschaftlichen Charakters; denn sie sind sonst sehr
sam. Bei dem Gebrauche von Dingen, die dem T
ken gegen die Gewalt der Natur und der Jahrszei
Schutze dienen, ist er haushälterisch, selbst auf
seiner Bequemlichkeit. Hat er z. B. eine neue
und wird vom Regen überfallen, so nimmt er
und will lieber den bloßen Kopf naß regnen, als
neue Mütze verderben lassen. Kommt er zu
Sumpf, so zieht er die Schuhe aus, so lange s
germaßen gut sind *). — Ihre Gastfreiheit und
gebigkeit sind also nicht, wie bei vielen andern
natürliche Folge der Verschwendung, sondern ein
kung ihrer gutmüthigen und wohlthätigen Denku

So verschieden kann der Charakter zweier
schaften seyn, die unter demselben Himmelsstrich
nen, denselben Glauben, dieselbe Regierung
Zwar sind beide abergläubisch; dieses ist aber
ler, den sie mit allen rohen Völkern gemein
Zwar sind beide rachsüchtig; die Rachsucht des
ken ist aber blos die Folge einer irrigen Vorstel
der Gerechtigkeit, welches ich gehörigen Orte
werde. Uebrigens sind die Morlaken und Illy
ander völlig ungleich. Diese Ungleichheit ist
in der Einwirkung mehrerer Ursachen gegründet
Zeiten auf den Charakter dieser Völkerschaften

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Thl.
Sendschreiben. §. V.

[illegible] sie so gebildet haben, [illegible] aber [illegible], die Ursache [illegible] [illegible]

[illegible] Erziehung, [illegible], [illegible], die auf die Eltern [illegible]: [illegible] auf die Kinder [illegible]. [illegible] in Gerede seyn, daß, [illegible] Naturverände[illegible] grobere oder feinere Orga[illegible], wegen der genauen Ver[illegible] der Seele mit der Organisation des [illegible], auf die Seele wirken müsse. Durch [illegible] haben einige Völkerschaften e[illegible], andere einen feinern Körper[illegible] Bewegungen langsamer, andere [illegible], andere lebhafter. — Ich [illegible] überhaupt; denn es gibt, wegen [illegible] wirken, immer viele Ausnahm[illegible]

nd für
purei
nd des
e Ge
für die
zogen;
erlegen
n hat.
rd als
rs sein
perheit
r dann
ge we
welche
a's zu
g thie

ill ich
gehen,
achten.
, aber
Ver
ht und
allen,
er Fä
nd bei
gleich
r Be
inbän
, und
, oder
hun sie

; in den
ser und

men. — Aber so muß es auch das Klima seyn, das die erste Anlage zum allgemeinen, natürlichen oder ursprünglichen Charakter eines Volkes bildet. Für den natürlichen Charakter eines Volkes kann es keinesweges gleichgültig seyn, ob es von einem milden Sonnenlichte bestrahlt, oder in Schneehaüfen ausgebrütet wird; ob es Gebirge bewohnt, oder in Sümpfen lebt; ob es Wasser trinkt, oder mit dem Safte der Reben seinen Durst stillet; ob es sich von dem Fleische der Thiere, oder den Fischen des Meeres, oder den Früchten der Erde nähret; ob es Wurzeln, Farnkraut, Holzäpfel, Eicheln, oder Ananas, Melonen, Feigen u. dgl. ißt. Davon überzeugt uns die Erfahrung.

Die Völkerschaften, die auf gleicher Stufe der Kultur stehen, haben ungefähr auch gleichen Charakter. Sie sind durch die Kultur dermaßen abgehobelt, polirt, gefirnisset, daß der Unterschied wenigstens nicht sehr auffallend ist, obgleich der ursprüngliche Charakter doch gewöhnlich durchschimmert. Betrachten wir aber die Naturmenschen, wie sie sind, ehe die Kultur bei irgend einer Gelegenheit zu ihnen gekommen ist (und ich spreche nur von dem Menschen in seinem wilden und rohen Zustande), so fällt der Unterschied zwischen den Völkerschaften sehr in die Augen, besonders wenn wir diejenigen, die unter den sehr rauhen und kalten Himmelsstrichen wohnen, mit denjenigen vergleichen, die unter den warmen und sanften wohnen. In den kalten Zonen, an den beiden Polen findet man den Menschen in einem sehr thierischen Zustande, sogar in einem Zustande, der in vielen Rücksichten weit unter dem thierischen ist. Ich will die Menschen in den, am Nordpole liegenden, Gegenden zuerst betrachten.

Die Eskimos haben zwar von Natur einige gute Seiten. Sie wissen nichts von Eifersucht, scheinen auch nicht zänkisch oder hitzig zu seyn, außer wenn ein Weib seinen Mann beleidigt; denn da geht es ihr sehr übel. Sie bestehlen selten einander, und in der Rücksicht haben sie einige Vorzüge. Es läßt sich auch hieraus abnehmen, daß sie

einen Begriff von Eigenthum haben. Uebrigens sind sie aber ganz thierisch. Man findet bei ihnen keine Spuren der Religion; wenigstens haben sie keinen Gegenstand der Verehrung. Sie haben keine Regierungsform, keine Gesetze. Ein allgemeiner Tadel ist die einzige Strafe für die abscheulichsten Laster. Keiner wird dem andern vorgezogen; es sey denn, daß er ihm an Stärke und Muth überlegen ist, und eine größere Zahl von Weibern und Kindern hat. Sie haben keine Heirathsgebräuche. Das Weib wird als ein Eigenthum betrachtet, und der Mann leihet öfters seinem Freunde eins von seinen Weibern. Der Vater verheirathet gern seine Tochter, ehe sie mannbar ist, weil er dann für eine weniger zu sorgen hat *). Wenn man einige wenige schwache Spuren der Menschheit ausnimmt, welche doch zum Theil Wirkungen eines angebornen Phlegma's zu seyn scheinen, so sind diese Menschen unläugbar ganz thierisch.

Von diesen nördlichen Gegenden Amerika's will ich in Gedanken zu den nördlichen Gegenden Asiens übergehen, und die Bewohner der sogenannten Fuchsinseln betrachten. — Diese Insulaner haben einen guten, natürlichen, aber langsamen Verstand. Daß sie einigen Gebrauch des Verstandes kennen, zeigen sie in ihren Begriffen von Recht und Unrecht, in der Befriedigung ihrer Bedürfnisse bei allen, auf ihren rauhen Inseln befindlichen, Mängeln, in der Fähigkeit ihrer Kinder, fremde Sprachen zu lernen, und bei mehrern Gelegenheiten. Sie sind sehr kaltblütig und gleichmüthig; kommen sie aber einmal durch Argwohn oder Beleidigungen aus ihrer ruhigen Fassung, so sind sie unbändig und wild, erlauben sich die übertriebenste Rache, und tödten sich oft selbst, wenn kleine Leiden sie treffen, oder sie blos ein mögliches Uebel fürchten; und solches thun sie

*) Roger Curtis Nachricht von der Küste Labrador; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. B. I. S. 110.

ganz kaltblütig; doch sind sie nicht treulos, diebisch, räuberisch oder mörderisch. Nur denjenigen tödten sie, der ihre Weiber zur Unzucht zwingt. Sie können hingegen aus Höflichkeit sie andern überlassen. — Diese rohen Naturmenschen leben unter sich in einer vollkommenen Gleichheit, ohne Befehlshaber und Oberhäupter, ohne Gesetze und Strafen, ohne Rücksicht auf das Vergangene oder Zukünftige. Diejenigen, die auf derselben Insel wohnen, sehen sich als eine Familie, und die Insel als gemeinschaftliches Eigenthum an, und stehen bei Vertheidigung und Angriff einander bei. Im Umgange sind sie ernsthaft, in ihren Reden lakonisch; unter sich aber sind sie munter, sogar gesprächig. Aus Sorglosigkeit sind sie gastfrei und freigebig, aber grob und ungeschliffen. Ohne Achtung für Eltern und Vorgesetzte, ohne Gehorsam und ohne Ehrbarkeit folgt jeder seinen Trieben. Sie essen, wenn sie hungert, und verrichten sogar dabei ihre Nothdurft. Wenn sie Mangel leiden, fasten sie viele Tage, ohne zu murren. Ihre Gruben sind voll von dem Kothe der Kinder, und ihre Dächer von den Unreinlichkeiten der Erwachsenen, die sie da verrichten, weshalb innen und außen ein unausstehlicher Gestank ist. Wie sie oft nackt gehen, so begatten sie sich auch ganz öffentlich, und da beide Geschlechter von Natur sehr verliebt sind, so geschieht solches sehr oft. Ihre Kinder gebären sie gleichfalls ganz öffentlich *). Diese Insulaner zeigen also, daß sie zwar Anlagen zur Kultur haben, aber doch bis jetzt ganz thierisch und viehisch sind. Sie sind Thiere, aber gute Thiere.

Bevor ich den Nordpol verlasse, will ich der Kamtschadalen erwähnen. Von dieser Völkerschaft kann nicht einmal das gelten, was ich von jenen sagte, daß sie gute Thiere sind; vielmehr sind sie gemeiniglich gegen einander grausam und haben öfters Streit und Krieg mit einander.

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi, dritte Ausgabe S. 360 ff. u. S. 369.

Es scheint, als wenn die Bewohner der nordöstlichen Küsten Asiens mehr natürliche Anlagen des Verstandes haben; sie sind aber deshalb nicht kultivirter oder menschlicher. Die Kamtschadalen haben eine lebhafte Einbildungskraft, ein gutes Gedächtniß und ein ungemeines Nachahmungsvermögen. Was sie sehen, machen sie nach, und wissen dabei die Reden und Geberden der Fremden lächerlich zu machen. Ihre Lieder und Fabeln sind voll sinnreicher und lustiger Einfälle. Ihre größten Ergötzungen bestehen im Singen und Tanzen, in Liebeshändeln und Liebesgeschichten. Sie müssen folglich von Natur sehr sanguinisch seyn, aber, wie alle sehr sanguinische, nur wenig Urtheilskraft haben. Sie finden daher keine Warnung in ihren Fehlern, und denken nie an die Folgen ihrer Handlungen. Sie sind sehr neugierig, weshalb Träume und die Auslegung derselben ihnen viel zu schaffen machen. Wollust und Freude sind ihre Hauptleidenschaften, welche mit ihrer Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegen andere Annehmlichkeiten des Lebens, sogar gegen das Leben selbst, wunderbar kontrastiren; denn nicht allein dem wirklichen, sondern auch dem chimärischen Uebel sind sie geneigt, durch Selbstmord zu entfliehen. Da sie sehr furchtsam sind, so können selbst kleine Gefahren sie zur Verzweifelung bringen, und sie tödten sich oft, um der Strafe zu entgehen. Den Tod ziehen sie einem beschwerlichen Leben vor, weshalb auch Alte und Gebrechliche durch Selbstmord sich das Leben zu nehmen suchen. Armuth beunruhigt sie nicht. Wenn der Hunger sie nöthigt, auf die Jagd zu gehen, so entfernen sie sich nicht weiter von ihren Hütten, als daß sie des Abends wieder zu Hause seyn, und bei ihren Frauen schlafen können; denn sie sorgen nur für die Befriedigung des gegenwärtigen Bedürfnisses, und bekümmern sich nicht um die Zukunft. Von Ehre und Schande haben sie keinen deutlichen Begriff. Durch eine harte Behandlung werden sie daher höflicher, dienstfertiger und weniger betrügerisch, als durch Güte. Wollust und Ge-

ganz kaltblütig; doch sind sie nicht treulos, diebisch, räuberisch oder mörderisch. Nur denjenigen tödten sie, der ihre Weiber zur Unzucht zwingt. Sie können hingegen aus Höflichkeit sie andern überlassen. — Diese rohen Naturmenschen leben unter sich in einer vollkommenen Gleichheit, ohne Befehlshaber und Oberhäupter, ohne Gesetze und Strafen, ohne Rücksicht auf das Vergangene oder Zukünftige. Diejenigen, die auf derselben Insel wohnen, sehen sich als eine Familie, und die Insel als gemeinschaftliches Eigenthum an, und stehen bei Vertheidigung und Angriff einander bei. Im Umgange sind sie ernsthaft, in ihren Reden lakonisch; unter sich aber sind sie munter, sogar gesprächig. Aus Sorglosigkeit sind sie gastfrei und freigebig, aber grob und ungeschliffen. Ohne Achtung für Eltern und Vorgesetzte, ohne Gehorsam und ohne Ehrbarkeit folgt jeder seinen Trieben. Sie essen, wenn sie hungert, und verrichten sogar dabei ihre Nothdurft. Wenn sie Mangel leiden, fasten sie viele Tage, ohne zu murren. Ihre Gruben sind voll von dem Kothe der Kinder, und ihre Dächer von den Unreinlichkeiten der Erwachsenen, die sie da verrichten, weshalb innen und außen ein unausstehlicher Gestank ist. Wie sie oft nackt gehen, so begatten sie sich auch ganz öffentlich, und da beide Geschlechter von Natur sehr verliebt sind, so geschieht solches sehr oft. Ihre Kinder gebären sie gleichfalls ganz öffentlich *). Diese Insulaner zeigen also, daß sie zwar Anlagen zur Kultur haben, aber doch bis jetzt ganz thierisch und viehisch sind. Sie sind Thiere, aber gute Thiere.

Bevor ich den Nordpol verlasse, will ich der Kamtschadalen erwähnen. Von dieser Völkerschaft kann nicht einmal das gelten, was ich von jenen sagte, daß sie gute Thiere sind; vielmehr sind sie gemeiniglich gegen einander grausam und haben öfters Streit und Krieg mit einander.

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi, dritte Ausgabe S. 360 ff. u. S. 369.

Es scheint, als wenn die Bewohner der nordöstlichen Küsten Asiens mehr natürliche Anlagen des Verstandes haben; sie sind aber deshalb nicht kultivirter oder menschlicher. Die Kamtschadalen haben eine lebhafte Einbildungskraft, ein gutes Gedächtniß und ein ungemeines Nachahmungsvermögen. Was sie sehen, machen sie nach, und wissen dabei die Reden und Geberden der Fremden lächerlich zu machen. Ihre Lieder und Fabeln sind voll sinnreicher und lustiger Einfälle. Ihre größten Ergötzungen bestehen im Singen und Tanzen, in Liebeshändeln und Liebesgeschichten. Sie müssen folglich von Natur sehr sanguinisch seyn, aber, wie alle sehr sanguinische, nur wenig Urtheilskraft haben. Sie finden daher keine Warnung in ihren Fehlern, und denken nie an die Folgen ihrer Handlungen. Sie sind sehr neugierig, weshalb Träume und die Auslegung derselben ihnen viel zu schaffen machen. Wollust und Freude sind ihre Hauptleidenschaften, welche mit ihrer Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit gegen andere Annehmlichkeiten des Lebens, sogar gegen das Leben selbst, wunderbar kontrastiren; denn nicht allein dem wirklichen, sondern auch dem chimärischen Uebel sind sie geneigt, durch Selbstmord zu entfliehen. Da sie sehr furchtsam sind, so können selbst kleine Gefahren sie zur Verzweifelung bringen, und sie tödten sich oft, um der Strafe zu entgehen. Den Tod ziehen sie einem beschwerlichen Leben vor, weshalb auch Alte und Gebrechliche durch Selbstmord sich das Leben zu nehmen suchen. Armuth beunruhigt sie nicht. Wenn der Hunger sie nöthigt, auf die Jagd zu gehen, so entfernen sie sich nicht weiter von ihren Hütten, als daß sie des Abends wieder zu Hause seyn, und bei ihren Frauen schlafen können; denn sie sorgen nur für die Befriedigung des gegenwärtigen Bedürfnisses, und bekümmern sich nicht um die Zukunft. Von Ehre und Schande haben sie keinen deutlichen Begriff. Durch eine harte Behandlung werden sie daher höflicher, dienstfertiger und weniger betrügerisch, als durch Güte. Wollust und Ge-

mächlichkeit sind die einzigen Dinge, die sie beneidenswerth finden; daher stehlen sie nur Weiber und Hunde. Sie sind rachsüchtig; aber da sie sehr furchtsam sind, so rächen sie sich nur heimlich. Höflichkeit kennen sie nicht, weder in Worten, noch in Handlungen. Im Genusse der Liebe sind sie viehisch, und daher, wider die Gewohnheit anderer Morgenländer, willige Sclaven ihrer Frauen. Ihre Weiber sind eben so ausschweifend und rühmen sich sogar ihrer Liebeshändel. Jede Gefälligkeit, die sie Fremden erweisen, müssen diese durch Liebkosungen erkaufen. Ihre Lebensart ist sehr unreinlich. Von Waschen und andern Arten von Reinigungsmitteln wissen sie nichts. Sie essen mit ihren Hunden aus derselben Schüssel. Alles stinkt bei ihnen nach Fisch. Sie kämmen nie ihr Haar, und schneiden nicht ihre Nägel ab. Durch diese Unreinlichkeiten ziehen sie sich so viel Ungeziefer zu, daß sie ganze Hände voll abkratzen und essen können *). Ich überlasse dem Leser, wenn er diese Schilderung betrachtet, zu beurtheilen, ob diese Menschen nicht, selbst bei ihren natürlichen Anlagen zur Kultur, in einem ganz thierischen Zustande leben, ja, ob sie nicht in gewissen Rücksichten sogar manchen Thierarten weit nachzusetzen sind. Wenigstens gibt es Thiere, die sie an Reinlichkeit weit übertreffen.

Vom Nordpole will ich mich an den Südpol wenden. Hier finden wir das Menschengeschlecht in demselben wilden, thierischen Zustande. Die beiden bewohnten äußersten Enden unserer Erde sind in Amerika das Feuerland und im Südmeere van Diemens Land. In diesen beiden Gegenden findet man den Menschen in dem elendesten, viehischsten Zustande. Die Feuerländer, Pe-

---

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe S. 331. ff. Krascheninnikows Beschreibung von Kamtschatka in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. V. S. 284.

scheräh's und alle Anwohner der magellanischen Straße sind in keiner Rücksicht über das Thier erhaben. In einem sehr kalten Klima haben sie keine andere Kleidung, als ein Stück von der Haut eines Seekalbes, welches ihnen kaum an den halben Theil der Lenden hinabreicht, und oben kaum die Schultern bedeckt. Beide Geschlechter bedecken nicht einmal die Geburtsglieder. Ein unerträglicher Geruch von dem verdorbenen Thran, womit sie sich beschmieren, und dem faulen Seehundsfleisch, das ihre leckerste Speise ist, und ohne alle Zubereitung genossen wird, macht es unausstehlich, ihnen nahe zu kommen. Sie wohnen unter einigen zusammengebundenen dürren Zweigen, die eine niedrige, runde, offene Hütte ausmachen; auf diese Zweige legen sie etwas dürres Gras, und die Oeffnungen werden hie und da mit Seehundsfellen bedeckt. Ein Fünftel oder Sechstel einer solchen Hütte ist offen, und dient ihnen theils zum Eingang, theils zum Feuerheerd. Eine Art Kunstkultur hat bei ihnen angefangen, erstreckt sich aber doch nicht weiter, als auf die ersten Bedürfnisse des Lebens, und zeigt sich in einem kleinen geflochtenen Korbe, einem Ranzen von Mattenwerk, einer Hacke von einem Knochen, der an einen Stock befestigt ist, womit sie die Muscheln von den Felsen abstoßen, einem schlechten Bogen und einigen Pfeilen. Sie verstehen auch Kähne zu machen. Diese sind aus Baumrinde verfertigt, die mit Binsen zusammengebunden und durch gebogene, anderthalb Zoll dicke, Stäbe ausgespannt werden, wodurch es verhindert wird, daß der Boden des Kahns nicht so leicht ausgetreten wird. Die Oeffnungen in den Fugen werden mit Moos verstopft. An dem einen Ende eines solchen Kahnes legen sie ein wenig Erde, worauf sie, selbst im Sommer, ein beständiges Feuer unterhalten. Dieses keimenden Kunstfleißes ungeachtet, der nur zeigt, daß sie eine menschliche Seele haben, die durch Noth und Mangel entwickelt werden kann, sind sie die armseligsten und hülflosesten von allen menschlichen Wesen. Ihr Leben ist ein beständiges Herumirren in unwirthbaren Wü-

flen, wo die Europäer, selbst mitten im Sommer, vor Kälte sterben. Es ist leicht begreiflich, daß in einem solchen Klima alle Verstandeskultur landflüchtig seyn, und daß solche Menschen auf der untersten Stufe der Menschheit stehen müssen. Man findet daher bei ihnen weder etwas, das einer Regierung ähnlich ist, noch irgend eine Spur von einer Gottesverehrung. Ihre Dummheit, Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit geht so weit, daß sie nicht einmal bei Erblickung der europäischen Schiffe sich im geringsten verwunderten, oder die geringste Begierde nach einigen von den Sachen äußerten, welche die Engländer ihnen anboten, einige Glaskorallen ausgenommen, eine Zierath, die sie am besten entbehren konnten *). Byron entdeckte indeß einen Diebstahl bei ihnen, der eine Art von Begierde nach fremdem Eigenthum verrieth; denn während einer von seinen Leuten schlief, schnitten sie ihm das Hintertheil seiner Jacke mit einem scharfen Flintensteine ab, dessen sie sich statt eines Messers bedienten **). Aber dieser Hang zum Stehlen ist eben keine Wirkung des Menschenverstandes; denn Affen stehlen auch, und zwar solche Dinge, die sie nicht einmal zu etwas gebrauchen können. — Ich möchte glauben, daß sowohl der physische, als intellektuelle Zustand dieser Menschen hinreichend sey, um die Sophistereien derjenigen zu widerlegen, die den wilden Naturstand der bürgerlichen Verfassung vorziehen.

So dumm und thierisch diese Feuerländer auch sind, so schienen die Vandiemensländer, auf der südlichen Spitze von Neuholland, noch dümmer zu seyn. Bei diesen sah

*) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschn. 4. S. 257. Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. II. S. 305 ff. Bougainville's Reise um die Welt; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 533.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. I. S. 120 ff.

man nichts, das nur den geringsten Grad von Kunstfleiß vermuthen ließ. Außer dem zugespitzten Stock, den einer von den Einwohnern in der Hand führte, und einigen Stücken Kangurufellen, die sich verschiedne von ihnen mit Riemen um die Füße gebunden hatten, bemerkte man bei ihnen nichts, woran die Kunst den geringsten Antheil gehabt hätte. Doch verrathen die vielen Linien, welche sie nach verschiedenen Richtungen in die Haut punktirt haben, einige Erfindungskunst. Es ist aber möglich, daß diese Kunst nicht einmal ihre eigene Erfindung, sondern von andern Seefahrern von den Südseeinseln ihnen beigebracht worden ist. Und wäre sie auch ihre eigene Erfindung, so wäre sie doch kein Beweis einiger Entwickelung des Verstandes. Dagegen war die Gleichgültigkeit und Achtlosigkeit, womit sie alles, was ihnen fremd war, angafften, und womit sie selbst die Geschenke der Europäer empfingen, ein Beweis, wie gering ihre Kultur und wie stumpf ihr Verstand ist *).

Aus dem, was ich von den Polarmenschen hier angeführt habe, erhellet, wie der Mensch ohne Kultur beschaffen ist, so lange er noch in dem wilden, thierischen Zustande lebt. Für Ehre und Reichthum hat er kein Gefühl. Sein nothdürftigstes Auskommen zu haben, und eine ganz thierische Liebe zu befriedigen, sind die einzigen Gegenstände seiner Bemühungen, und mehr sucht das Thier auch nicht. Gleichwie das Thier, mit der Nothdurft zufrieden, weder an Wohlgeschmack, noch Ueberfluß denkt, also der wilde Mensch. Er sorgt nur für die Gegenwart, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern. Will man diese Einfalt, diese Genügsamkeit und Zufriedenheit für eine Tugend halten, so irrt man sich. Brutalität ist keine Tugend. Der wilde Mensch ist, wie das Thier, in seinen Liebestrieben ganz viehisch. Wahre Liebe empfindet er nicht. Die Befriedigung eines blos sinnlichen Triebes ist keine Liebe; daher sucht er, wie das Thier, mit dem Gegenstande dieses sinn-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. I. S. 120. ff.

sten, wo die Europäer, selbst mitten im Sommer, vor Kälte sterben. Es ist leicht begreiflich, daß in einem solchen Klima alle Verstandeskultur landflüchtig seyn, und daß solche Menschen auf der untersten Stufe der Menschheit stehen müssen. Man findet daher bei ihnen weder etwas, das einer Regierung ähnlich ist, noch irgend eine Spur von einer Gottesverehrung. Ihre Dummheit, Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit geht so weit, daß sie nicht einmal bei Erblickung der europäischen Schiffe sich im geringsten verwunderten, oder die geringste Begierde nach einigen von den Sachen äußerten, welche die Engländer ihnen anboten, einige Glaskorallen ausgenommen, eine Zierath, die sie am besten entbehren konnten *). Byron entdeckte indeß einen Diebstahl bei ihnen, der eine Art von Begierde nach fremdem Eigenthum verrieth; denn während einer von seinen Leuten schlief, schnitten sie ihm das Hintertheil seiner Jacke mit einem scharfen Flintensteine ab, dessen sie sich statt eines Messers bedienten **). Aber dieser Hang zum Stehlen ist eben keine Wirkung des Menschenverstandes; denn Affen stehlen auch, und zwar solche Dinge, die sie nicht einmal zu etwas gebrauchen können. — Ich möchte glauben, daß sowohl der physische, als intellektuelle Zustand dieser Menschen hinreichend sey, um die Sophistereien derjenigen zu widerlegen, die den wilden Naturstand der bürgerlichen Verfassung vorziehen.

So dumm und thierisch diese Feuerländer auch sind, so schienen die Vandiemensländer, auf der südlichen Spitze von Neuholland, noch dümmer zu seyn. Bei diesen sah

---

*) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Hauptst. 6. Abschn. 4. S. 257. Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. II. S. 305 ff. Bougainville's Reise um die Welt; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 533.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. I. S. 120 ff.

man nichts, das nur den geringsten Grad von Kunstfleiß vermuthen ließ. Außer dem zugespitzten Stock, den einer von den Einwohnern in der Hand führte, und einigen Stücken Kangurufellen, die sich verschiedene von ihnen mit Riemen um die Füße gebunden hatten, bemerkte man bei ihnen nichts, woran die Kunst den geringsten Antheil gehabt hätte. Doch verrathen die vielen Linien, welche sie nach verschiedenen Richtungen in die Haut punktirt haben, einige Erfindungskunst. Es ist aber möglich, daß diese Kunst nicht einmal ihre eigene Erfindung, sondern von andern Seefahrern von den Südseeinseln ihnen beigebracht worden ist. Und wäre sie auch ihre eigene Erfindung, so wäre sie doch kein Beweis einiger Entwickelung des Verstandes. Dagegen war die Gleichgültigkeit und Achtlosigkeit, womit sie alles, was ihnen fremd war, angafften, und womit sie selbst die Geschenke der Europäer empfingen, ein Beweis, wie gering ihre Kultur und wie stumpf ihr Verstand ist *).

Aus dem, was ich von den Polarmenschen hier angeführt habe, erhellet, wie der Mensch ohne Kultur beschaffen ist, so lange er noch in dem wilden, thierischen Zustande lebt. Für Ehre und Reichthum hat er kein Gefühl. Sein nothdürftigstes Auskommen zu haben, und eine ganz thierische Liebe zu befriedigen, sind die einzigen Gegenstände seiner Bemühungen, und mehr sucht das Thier auch nicht. Gleichwie das Thier, mit der Nothdurft zufrieden, weder an Wohlgeschmack, noch Ueberfluß denkt, also der wilde Mensch. Er sorgt nur für die Gegenwart, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern. Will man diese Einfalt, diese Genügsamkeit und Zufriedenheit für eine Tugend halten, so irrt man sich. Brutalität ist keine Tugend. Der wilde Mensch ist, wie das Thier, in seinen Liebestrieben ganz viehisch. Wahre Liebe empfindet er nicht. Die Befriedigung eines blos sinnlichen Triebes ist keine Liebe; daher sucht er, wie das Thier, mit dem Gegenstande dieses sinn-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. I. S. 120. ff.

lichen Triebes beständig abzuwechseln. — Man findet bei solchen thierischen Menschen kein wahres Gefühl der Moralität; und wie sollte dieses auch ohne Grundsätze, ohne Entwickelung des Verstandes Statt finden können? Man kann bei ihnen eine gewisse Gutmüthigkeit, Friedfertigkeit, Freigebigkeit finden; solche Scheintugenden gründen sich aber gewöhnlich auf irgend einen Naturfehler. Die Gutmüthigkeit ist in Pflegma, die Friedfertigkeit in Furchtsamkeit oder Trägheit, die Freigebigkeit in Mangel an Nachdenken und Sorglosigkeit für die Zukunft begründet. Uebrigens halten sie nichts für Sünde oder Schande, außer das, was ihnen Schaden thut, und halten alles dasjenige für rechtmäßig, was ihre Triebe befriedigen, oder das abwehren kann, was sie an der Befriedigung derselben hindert; und daher kommt es, daß sie diebisch und rachsüchtig sind, wenn sie nur nichts Böses von den Folgen zu befürchten haben.

Dies ist zwar eine traurige Schilderung des Menschen; dieser ist aber, der Geschichte zufolge, nicht anders beschaffen, so lange er ohne Kultur, ohne alle Entwickelung des Verstandes in seinem wilden, thierischen Zustande lebt. In diesem Zustande findet man ihn allenthalben unter den kalten Himmelsstrichen nahe an den Polen. Man findet hier zwar eine Anlage zur Menschheit; den Menschen findet man aber hier nicht. Man findet nur das Thier. Dies beweiset, daß die kalten Himmelsstriche die Ausbildung des Menschen hindern, und die Entwickelung des Verstandes, wo nicht unmöglich, so doch höchst schwer machen. Die Menschen, die unter den warmen Himmelsstrichen wohnen, müssen denen, die unter den kalten wohnen, zu Hülfe kommen, wenn die Anlagen der Letztern entwickelt, wenn diese Menschen gebildet und sich zur Menschenwürde emporheben sollen. Daher lehrt auch die Erfahrung, daß alle Wissenschaften und Künste von den warmen Zonen ausgehen und sich allmählich in die kältern verbreiten, wenn man die ersten schwachen Versuche des Kunstfleißes ausnimmt, welche die Nothwendigkeit den Menschen abgezwungen hat.

Bei diesen Versuchen haben sie es aber auch bewenden lassen. Nur die Bewohner der heißen Erdstriche haben den wirksamen Trieb und den edeln Stolz gefühlt, sich dem Ziele der Vollkommenheit nähern zu wollen, und haben es endlich dahin gebracht, daß die Bewohner der rauhen und kalten Erdstriche ihrem Beispiele gefolgt sind.

Um noch mehr zu beweisen, welchen großen Unterschied das Klima in Rücksicht auf die Bildung des ursprünglichen Charakters des Menschen macht, will ich den Charakter der nördlichen und südlichen Einwohner von Kalifornien und Neuseeland mit einander vergleichen, von welchen jenes am Nord-, dieses am Südpole liegt.

Der Charakter der nördlichen Kalifornier ist Dummheit und Gefühllosigkeit, Mangel an Nachdenken, Unbeständigkeit, ein rasender Zorn, eine blinde Begierde, eine schreckliche Faulheit, die ihnen Abscheu vor aller Arbeit einflößt, Hang zu Vergnügungen, so dumm und geschmacklos sie auch sind, Kleinmüthigkeit in Trübsalen, Feigheit in Gefahren, mit einem Worte, ein völliger Mangel an allem dem, was den Menschen ausmacht, was ihn vernünftig, erfindsam, ihm selbst und der Gesellschaft nützlich macht. Alles, was nicht in die Sinne fällt, übersteigt ihre Fassungskraft. Abstrakte Begriffe sind weit über ihre Sphäre. Vergebens stellt man ihnen die Vortheile vor, die sie haben würden, wenn sie anders handelten, und den Schaden, den sie sich dadurch zufügen, daß sie ihren Trieben folgen; man richtet damit nichts aus. Sie können das Verhältniß zwischen Absichten und Mitteln nicht einsehen. Ihre Kenntniß von Tugend und Laster ist so beschränkt, daß sie ohne alles Nachdenken von guten und schlechten Handlungen urtheilen. Ihr Nutzen und ihre Vergnügungen sind das einzige Ziel ihrer Handlungen. Diese Vergnügungen bestehen in Spiel, Tanz und nächtlichem Schwärmen, wo sie sich mit dem Rauche des wilden Tabaks gewöhnlich berauschen. Wahre Ehrliebe haben sie nicht. Sie wollen lieber für stark, als für tapfer gehal-

ten werden. Höchstens sind sie etwas eifersüchtig und sehr empfindlich über den Ruhm und die Belohnungen, die man ihren Kameraden gibt; und dieses ist das einzige, was sie aus ihrer natürlichen Trägheit erwecken kann. Von Geiz sind sie völlig frei. Ihre Begierden schränken sich blos auf das ein, was sie von einem Tage zum andern gebrauchen. Wegen des morgenden Tages sind sie ganz unbesorgt. Diese Sorglosigkeit kann man auch bei einem Volke erwarten, das kein Eigenthum hat, bei welchem alles gemeinschaftlich ist, und wo keiner ein anderes Recht kennt, als dasjenige, zuerst die Früchte der Erde einzusammeln, deren er bedarf. Die Dienstwilligkeiten, die man ihnen beweist, sehen sie mit Gleichgültigkeit an, und sind nicht dankbar dafür; dagegen gerathen sie über eine Kleinigkeit in Zorn, werden aber auch wieder ruhig, sobald sie Widerstand finden. Eine Kleinigkeit kann sie zuweilen beruhigen, und fangen sie einmal an nachzugeben, so sind sie aus Furcht zu jeder Niederträchtigkeit fähig. Verlieren hingegen ihre Feinde, so ist ihr Stolz unerträglich. Doch leben sie unter einander meistentheils in großer Einigkeit; nur gegen ihre Feinde sind sie boshaft *).

Ich überlasse dem Leser selbst zu beurtheilen, ob man nach dieser Schilderung bei den nördlichen Kaliforniern andere Eigenschaften findet, als bei den Thieren. Bei den Einwohnern des südlichsten Theils von Kalifornien, wo das Klima milder ist, findet man gleich einige Veränderung des Charakters. Man findet bei ihnen eine gute Denkungsart. Der Kapitain Schelvocke sagt, daß er in der ganzen Zeit, da er sich bei ihnen aufhielt, nichts als Eintracht und Freundlichkeit unter ihnen merken konnte. Er machte die Bemerkung, daß, wenn man einem insbesondere etwas zu essen gab, dieser es immer in so viele Portionen austheilte, als er Freunde bei sich hatte, und gewöhnlich wenig oder nichts für sich selbst behielt. Selten gingen sie

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Kalifornien, von Adelung. Thl. I. B. 1. Abschn. 6.

allein, sondern gewöhnlich paarweise, Hand in Hand. Man konnte kein Zeichen der Grausamkeit an ihnen entdekken, weder in ihren Mienen, noch in ihren Handlungen. Ihre Weiber schienen sie in einer kleinen Entfernung zu halten. Dem Ansehen nach führen sie ein sorgloses Leben, und haben alles in Gemeinschaft. Sie schienen sich nicht um etwas anders, als die bloßen Bedürfnisse des Lebens, Speise und Trank, zu bemühen. Ihre Genügsamkeit überhob sie vieler ängstlichen Sorgen, und machte sie ehrlich. Es fiel ihnen nie ein, den Engländern etwas von ihrem Handwerkszeuge, oder sonst etwas, das ihnen nützlich seyn konnte, zu entwenden *). Diese Kalifornier haben zwar nicht mehr Verstandeskultur, als die Bewohner der nördlichen Gegenden; sie sind aber sanfter, gutmüthiger, freigebiger. Sie sind gute und glückliche Naturmenschen. Und woher diese Verschiedenheit des Charakters? Ich weiß keinen andern Grund davon anzugeben, als das sanftere Klima, worin sie wohnen.

Dieser Einfluß des Himmelsstriches wird aber noch sichtlicher, wenn man die Neuseeländer betrachtet. — Für diejenigen, die in der Erdkunde wenig bewandert sind, will ich vorläufig bemerken, daß in Neuseeland, welches am Südpole liegt, die südlichsten Gegenden die kältesten und die nördlichsten die wärmsten sind. — Auf der Südseite dieser Insel, wo das Klima rauh, kalt und sehr unfruchtbar ist, sind die Einwohner nicht weiter gekommen, als die Feuerländer. Sie leben von Fischen und Geflügel. Sie wohnen, wie diese, in schlechten Hütten von dürren, in die Erde gesteckten, Zweigen. Sie liegen auf Blättern, und haben keinen Begriff von Ackerbau. Ihre Kleidung bedeckt nur den obern Theil des Leibes. Ihre Füße und Schenkel sind blos. — Auf der nördlichen, wärmsten Seite der Insel hingegen hatten sie bessere Kleider und Kähne. Sie besaßen ansehnliche, mit Schilf umzäunte, Pflanzun-

*) Schelvocke's Reise um die Welt. Abschn. 13. S. 366 ff.

gen, und trieben auch den Ackerbau mit gutem Erfolge
In einem Bezirke von neunzig Seemeilen stehen sie unte
einem Oberherrn, und werden von seinen untergeordnete
Bedienten gerichtet. Sie scheinen auch weit ruhiger un
bequemer, als die andern Bewohner der ganzen Insel, z
leben. Sie richten weit bessere Wohnungen, als die Feuer
länder, auf. Ihre Hütten sind gemeiniglich mit Gra
und inwendig mit Schilf bedeckt, wodurch sie ein saubere
Aussehen gewinnen. Oft fassen sie ihre Hütten mit ein
Wand ein, die den Wind abhält und das Feuer beschütz
welches gewöhnlich am Eingange der Hütte angemacht w
Ihre Kähne sind nicht allein weit dauerhafter, als die d
Feuerländer, sondern auch zierlicher und mit mehr Symm
trie verfertigt. Ihre Kleidung bedeckt nicht allein, wi
die Schamhaftigkeit zu bedecken gebietet, sondern ist an
geschickt, sie vor der Gewalt der Luft zu schützen. Sie
mit einer gewissen Zierlichkeit gewebt und an den Ecken m
schwarzen und weißen Hundsfellen verbrämt. Ueber diese
Kleide tragen sie einen groben Mantel, der aus den Fase
der Flachspflanze verfertigt wird, in Form einer Matte, s
sehen in diesem Aufzuge einem Strohtuche ähnlich, da
Enden dieser Fasern frei herunter hängen. Dieser Man
schützt sie indeß sehr gut gegen Wind und Regen *).
ihrem Betragen sind sie sehr züchtig und anständig. Se
bei solchen Handlungen, die ihrer Meinung nach nicht
rechtmäßig sind, zeigen sie so viel Wohlanständigkeit,
man bei irgend einem gesitteten Europäer erwarten ka
Die Weiber z. B. sind zwar nicht unerbittlich; aber
Bedingungen und die Art, wie sie ihre Gunstbezeugun
bewilligen, sind mit derselben Wohlanständigkeit,
bei uns in der Ehe, verknüpft. Wird einer Frauens
son eine Heirath angetragen, so verlangt sie zuerst die C

*) Reinhold Forsters Bemerkungen auf seiner Reise
die Welt. Hauptst. 6. Abschn. 4. S. 259.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

---

*) [illegible]

barisch und unreinlich. Doch gebrauchen sie bei ihren Räubereien mehr List als Gewalt, und begleiten sie selten mit Mord *).

Die Malabaren ebenfalls, die in einem noch weit wärmern Klima wohnen. Sie haben einen durchdringenden Verstand und sind lernbegierig. Sie reden sehr gern und bedienen sich zierlicher Ausdrücke und bilderreicher Redensarten. Sie vereinigen also Witz mit Scharfsinn. Sie sind sehr bedächtig in ihren Entschlüssen, wollen gern alles wissen, lauern auf alles, sind in ihren Reden bescheiden, aber sehr unbeständig, versprechen viel, halten aber wenig. In ihren Forderungen beharren sie, sind aber undankbar, wenn sie ihren Zweck erreicht haben. Sie sind gefällig und kriechend, wenn sie sich vor jemanden fürchten, aber stolz und herrschsüchtig, wenn sie die Oberhand haben. Sind sie beleidigt, so sind sie stille und schleichend, wenn sie sich keine Genugthuung verschaffen können, aber boshaft und unversöhnlich, wenn sich Gelegenheit zur Rache darbietet **). Sie sind sehr streit- und zanksüchtig; es bleibt aber gewöhnlich bei Worten und kommt selten zur Schlägerei. Ihr Gemüth wird dadurch nicht lange beunruhigt und ihr Gesicht legt sich bald in seine vorigen friedlichen Falten. Die Geringern unter ihnen sind furchtsam und blöde, Schmeichler und Lügner, welches wohl großentheils eine Folge des harten Joches ist, dem sie unterworfen sind. Sie sind sehr geizig und, wenn sie sich mit dem Stehlen abgeben, die geschicktesten Diebe von der Welt. Die Vornehmern unter ihnen besitzen vielen Hochmuth, wo sie ihn äußern dürfen; übrigens sind sie geschmeidig, listig und einnehmend, und gegen ihre Vorgesetzten demüthig, niedrig, kriechend. Ihre Unredlichkeit wissen sie mit einem Anstrich der größten Höf-

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Vierte Ausgabe. S. 403 u. 411.

**) Paolino da San Bartholomeo's Reise nach Ostindien.

lichkeit und der schmeichelhaftesten Geberden zu bedecken. Nichts ist ihnen heilig, wenn sie ihren Zweck erreichen können. Lügen wird für ganz erlaubt gehalten. Sie borgen in der Absicht, das Geborgte nie wieder zu geben. Sie sind träge und arbeiten selten mehr, als zu ihrem nothdürftigsten Unterhalte nöthig ist, welches vielleicht zum Theil eine Folge des heißen Klima's ist, worin sie wohnen. Sie haben, kraft ihrer Erziehung und der Gewohnheit, ihre Leidenschaften dermaßen in ihrer Gewalt, daß, wenn sie wollen, sie nichts in Bewegung setzen zu können scheint. Sie sind begierig, sich zu bereichern und zu gewinnen, es sey auf welche Art es wolle. Obgleich ein reicher Malabar, in der Hoffnung, den Himmel zu verdienen und vor andern durch seine religiöse Handlungen zu glänzen, oder um sich ein bleibendes Denkmal zu errichten, den armen oder vielmehr faulen Braminen und andern dergleichen stolzen Bettlern Wohlthaten erzeigt; so sucht er doch den hierbei erlittenen Verlust zu ersetzen, daß er die Geringern betrügt, und in dieser Denkungsart hat er unter den Christen viele Brüder *).

Aus obigen Schilderungen der Kalmuken und Malabaren erhellet, daß diese Völkerschaften, die unter den sanftern Himmelsstrichen wohnen, besonders die letztern, weit bessere Verstandesanlagen haben, als diejenigen, die nahe an den kalten Polen wohnen; selbst ihre Laster zeigen, daß sie bessere natürliche Anlagen haben. Sie sind nicht, wie jene, thierische Menschen, haben aber noch keine Kultur erhalten. Der höhere Grad von Verstand, Scharfsinn und Witz, den sie besitzen, hat auf das Herz keinen Einfluß gehabt. Diese Naturanlagen dienen nur zur Entwickelung der moralisch-bösen Triebe, die im Herzen verborgen sind.

So verhält es sich auch mit andern Völkerschaften,

*) Reisen nach Südamerika, Asien und Afrika; von Langstedt. Abschnitt 2. S. 186 ff.

die unter den wärmern Himmelsstrichen wohnen, selbst mit denen, die durch glückliche Umstände eine größere Bildung des Verstandes erhalten haben. Unter mehreren will ich nur die Chinesen und die Cochin-Chinesen erwähnen.

Daß die Chinesen gute Verstandesanlagen haben, daß diese in einem hohen Grade entwickelt sind, daß Verstandeskultur und besonders Kunstkultur bei diesem Volke große Fortschritte gemacht haben, ist nicht zu bezweifeln. Sie schätzen nichts höher, als Künste und Wissenschaften. Es geht sogar so weit, daß diese der einzige Weg zum Adel sind. Ihre natürliche Anlage zu Künsten und Wissenschaften ist dem warmen Klima, worin sie wohnen, zuzuschreiben. Die Entwickelung und Kultur dieser Anlage muß in einer Einwirkung von Ursachen, die wir nicht vollkommen kennen, gegründet seyn. Hat ein Volk schon eine angeborne Anlage zur Kultur, so braucht es nur eines einzigen Fürsten, der Weisheit mit Eifer vereinigt, oft nur eines einzigen Philosophen, um den schlummernden Menschenverstand zu wecken, ihn thätig zu machen, und ihm anzuzeigen, auf welche Art und durch welche Mittel er in seiner Thätigkeit fortgehen soll. Dies scheint, der Geschichte zufolge, zum Anfange und Fortgange der Kultur der Chinesen Anlaß gegeben zu haben. Diese Kultur hat aber auf die Kultur des Herzens nicht viel gewirkt. Sie sind von Natur von einem stillen und gefälligen Wesen, dabei saumselig und kaltblütig. Sie mögen nicht leiden, daß man im Umgange mit ihnen sehr munter ist. Sie können, wie du Halde sagt, nicht vertragen, in einem Monate so viel zu hören, als ein Franzose ihnen in einer Stunde vorplaudern kann. Alles dieses ist eine natürliche Eigenschaft, die sie selbst ohne Kultur haben würden. Gegen alte Personen, gegen Eltern und diejenigen, die vorher ihre Herren gewesen sind, haben sie eine unverbrüchliche Hochachtung und Ehrerbietung. Diese gute Eigenschaft ist eine Folge der chinesischen Politik. Sie wissen gut den Ausbruch ihrer Leidenschaften zu verhindern und sich selbst zu beherrschen; das ist

eine Wirkung ihrer Erziehung. Sie sind aber darum keine guten Menschen. Die Kultur des Verstandes hat keinen Einfluß auf die Kultur des Herzens. Sind sie beleidigt worden, so wissen sie ihren Zorn zu verbergen und ihrem Feinde so höflich zu begegnen, daß man glauben sollte, sie wären ganz unempfindlich. Sobald sie aber eine Gelegenheit finden, sich zu rächen, so ergreifen sie dieselbe unverzüglich. Eigennutz ist ein Hauptzug ihres Charakters. Wo sie hoffen können, etwas zu gewinnen, sparen sie keine Mühe, List, Schmeichelei, Gefälligkeiten, besonders wenn sie mit Fremden zu thun haben. Sie machen sich sogar eine Ehre daraus, sie betrügen zu können. Aufrichtigkeit ist also bei ihnen keine Haupttugend *).

Was die Cochin-Chinesen betrifft, so haben sie zwar nicht viele Kunstkultur, welches wahrscheinlich ihrer natürlichen Trägheit zuzuschreiben ist. Um dieser nicht Gewalt anzuthun, erhandeln sie von den Chinesen, Japanern und Europäern alles, was sie bedürfen. Es fehlt ihnen aber deshalb nicht an Anlagen des Verstandes; und obgleich sie die Künste weder schätzen, noch denselben obliegen, so werden doch alle Wissenschaften ohne Ausnahme von ihnen hoch geschätzt, und demjenigen, der sich darin auszeichnet, gibt man den Rang vor allen andern, wie man in China den Gelehrten dem Soldaten vorzieht. Die Cochin-Chinesen haben Universitäten mit Professoren. Sie haben gelehrte Würden und öffentliche Examina, worin diejenigen geprüft werden, denen solche Würden ertheilt werden sollen. Auch werden die nämlichen Wissenschaften, wie in China, gelehrt und die nämlichen Schriftsteller gelesen, vornehmlich aber Confucius. Ihre Charaktere stechen sie mit einem Grabstichel in Stein oder in einen andern harten

---

*) du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Thl. II. Abth. 1. Abschnitt 9.

Körper, worauf das Papier gelegt und abgedruckt wird. — Man kann also behaupten, daß sie eine Art Buchdruckerei eher, als die Europäer, gekannt haben. — Sie haben große Fortschritte in der Kultur gemacht. Ihre natürlichen Verstandesanlagen sind sehr entwickelt worden. Aber von der moralischen Seite betrachtet, sind sie noch immer sehr roh, welches mit so vieler Kultur des Verstandes unvereinbar zu seyn scheint. Sie haben zwar viele gute Seiten. Sie sind höflich, leutselig und so sanftmüthig, daß viel dazu gehört, sie unwillig zu machen. Wider die Gewohnheit anderer Morgenländer erweisen sie den Europäern viele Achtung, und suchen sich ihnen verbindlich zu machen. Sie erlauben allen Fremden, sich nach ihren eigenen Sitten und Gebräuchen zu kleiden und sich nach ihren eigenen, sowohl weltlichen, als geistlichen, Gesetzen zu richten. Sie gehen mit einander mit aller Vertraulichkeit und Verträglichkeit, als Brüder einer Familie, um. Auch würde man es für etwas ganz abscheuliches halten, wenn einer etwas äße, ohne es mit allen andern, die zugegen wären, zu theilen. Daher sind sie auch besonders mitleidig gegen die Armen, und es wird nie eine Gabe verweigert, wenn jemand um ein Almosen bittet. Wenn dieses verlangt wird, sind sie schuldig, es zu geben. So bereit aber sie zum Geben sind, eben so fertig sind sie auch, alles zu fordern, was sie sehen. Wenn sie zu erkennen geben, daß sie etwas wünschen, so darf man es ihnen nicht verweigern. Die Cochin-Chinesen haben also einige gute Seiten. Betrachtet man sie aber aus andern Gesichtspunkten, so wird man finden, daß sie roh und barbarisch sind. — Den Menschen nicht schätzen, ihn dem Viehe gleich setzen, den freien Menschen für eine verkäufliche Waare halten, das ist doch wohl Beweis eines rohen Charakters; und dieses findet man bei den Cochin-Chinesen. Hat jemand sich im Kriege ausgezeichnet, so ist es bei ihnen Gebrauch, ihm eine gewisse

Anzahl Leute oder Vasallen, von funfzig bis tausend, anzuweisen. Diese sind verbunden, ihn für ihren Oberherrn zu erkennen, und zugleich schuldig, ihm in allen Fällen beizustehen. Wie barbarisch ihre Denkungsart ist, beweisen ihre peinlichen Gesetze. Die Gerechtigkeit wird zwar unpartheiisch, aber zugleich auf eine grausame Art gehandhabt. Einem Diebe wird für das erste Vergehen ein Finger abgeschnitten, für das zweite noch einer, für das dritte ein Ohr und für das vierte muß er den Kopf hergeben. Ehebrecher, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, werden ins Feld hinaus geführt, wo der Verbrecher einem Elephanten vorgeworfen wird, der ihn zu mehreren Malen in die Höhe wirft und auf den Spitzen seiner Zähne wieder fängt, so daß diese dem Missethäter durch den Leib gehen, und wenn er auf diese Art eine Zeitlang ist gemartert worden, schleudert er ihn auf die Erde und zertritt ihn mit seinen Füßen. Zu derselben Strafe werden auch diejenigen verurtheilt, die ein falsches Zeugniß abgelegt haben *).

Man kann dieses nicht lesen, ohne einzusehen, daß die Kultur ihres Verstandes ihre rohen und barbarischen Sitten bei weitem nicht abgeschliffen hat, und daß sie folglich auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehen. Die wenigen guten Eigenschaften dieses Volks sind also nicht so sehr der Kultur des Verstandes, als dem Temperamente, Gewohnheiten und gewissen Erziehungsgrundsätzen beizumessen, die sie durch einen andern Kanal, als den des Verstandes, erhalten haben. Ich würde noch weit mehrere Beispiele anführen können, um zu beweisen, daß die weit größern Anlagen des Verstandes, die man unter den warmen Himmelsstrichen findet, und der weit leichtere Fortgang, den diese Anlagen in ihrer Entwickelung und Kultur gewinnen,

*) Borri's Beschreibung von Cochin-China; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. VI. S. 292. 299. ff.

auf die Kultur der Moralität bei diesen Völkerschaften nichts oder wenig wirken.

Gleichwie man unter den wärmern Himmelsstrichen größere Anlagen des Verstandes und zum Theil mehr Kultur findet, als unter den kältern und rohern, so findet man auch bei vielen von jenen Völkerschaften feinere Sitten im Umgange, die auch eine Art von Kultur sind, welche sowohl einen guten natürlichen Verstand, als ein gewisses Zartgefühl im Charakter verräth; von diesen findet man aber nicht das geringste bei jenen rohen Völkerschaften, die unter den kältern Himmelsstrichen wohnen.

Daß die Widaher, ein Volk in Guinea, gute natürliche Fähigkeiten haben müssen, das beweiset ihre Art zu rechnen. Sie rechnen alles im Kopfe, worin sie so fertig sind, als die Europäer mit Feder und Dinte, wenn gleich die Summe auf einige Tausende steigt. Eine solche Fähigkeit wird man bei den Eskimos, Kamtschadalen, Feuerländern, Neuseeländern gewiß nicht finden. Ihr Verstand ist aber nicht gebildet. Sie sind sehr unwissend. Sie machen keinen Unterschied der Zeiten, haben keine Abtheilung der Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre. Der Klügste unter ihnen weiß sein eigenes Alter nicht; fragt man sie, wie alt dieses oder jenes Kind ist? so werden sie antworten: es ward geboren, als der und der Direktor aus Frankreich kam, oder als der und der wegging. Fragt man, zu welcher Zeit im Jahre? so werden sie antworten: zur Saatzeit oder in der Erndte. Dies sind ihre Denkzeiten, und man darf sie nicht weiter fragen. Bei aller dieser Unwissenheit aber übertreffen sie in Beweisen der Höflichkeit alle andere Schwarzen und kommen darin am meisten mit den Chinesen überein. Allein die weite Entfernung Widah's von China überzeugt mich, daß sie diese Kultur der Sitten den Chinesen nicht zu verdanken haben. — Sie sind so höflich gegen einander und so ehrerbietig gegen die Obern, daß, wenn sie einander besuchen, oder auch nur von ungefähr antreffen, sie sogleich auf ihre Kniee

fallen und dreimal die Erde küssen, wobei sie in ihre Hände klopfen und einander einen guten Tag oder guten Abend wünschen. Wenn ein Niedrer mit seinem Obern spricht, bleibt er die ganze Zeit über auf der Erde sitzen oder liegen, und begiebt sich, nach geendigtem Gespräche, auf der Erde kriechend zurück. Eben dergleichen Ehrerbietung wird von dem jüngern dem ältern Bruder, von den Kindern dem Vater, und von den Weibern den Männern erwiesen. Keiner von ihnen wird von seinem oder ihrem Obern, Bruder, Vater oder Manne, etwas anders, als auf den Knien, annehmen oder ihm überreichen. Wenn sie mit einer von besagten Personen reden, so halten sie stets ihre Hand vor dem Munde, damit ihnen ihr Athem nicht beschwerlich seyn möge. Wenn zwei Personen von gleichem Stande einander begegnen, so fallen sie beide auf ihre Kniee und schlagen die Hände zusammen. Diese Ceremonien werden auch von den Begleitern und Bedienten auf beiden Seiten beobachtet. Wenn eine vornehme Person in ihrer Gegenwart niest, so fallen sie alle auf die Kniee, und wünschen ihr, nachdem sie die Erde geküßt und in ihre Hände geklopft haben, alles Glück und Heil *). Sonderbar genug ist, daß die Gewohnheit, dem Niesenden ein Kompliment zu machen, auch zu diesen Negern gekommen ist. — Unter diesen Komplimenten und Höflichkeitsbeweisen gibt es einige, die ein wenig pudelhundsmäßig sind, und hinlänglich beweisen, daß diese Neger keine Kultur haben; es gibt aber auch andere, die sehr fein sind, und ein feines Gefühl bei ihnen voraussetzen, z. B. daß sie die Hand vor dem Munde halten, wenn sie mit jemandem sprechen. Eine solche Delikatesse in den Manieren wird man unter den rohen und unkultivirten Völkern am Nord- und Südpole kaum finden.

Die Einwohner der Sandwichsinseln sind gutmüthig, lebhaft, freundlich und beständig in ihrer Freundschaft.

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. IV. S. 307 — 8.

Sie tragen in ihrem Wesen das Gepräge der Unbefangenheit und Fröhlichkeit, sind aber nicht so leichtsinnig, wie die andern Bewohner der Südsee. Ein Beweis von Fähigkeit, wodurch sie sich von den thierischen Menschen unter den kältern Himmelsstrichen unterscheiden, war unter andern, daß sie ihre Verwunderung über allerlei europäische Waaren durch einen gemischten Ausdruck von Freude und Niedergeschlagenheit zu erkennen gaben, und gleichsam mit einem demüthigen Selbstgefühl in sich zu gehen schienen. Dieses Bewußtseyn ihrer eigenen Inferiorität zeigte sich bei allen Gelegenheiten und sie hatten also keinen thörichten Stolz, wie die andern rohen Völkerschaften. Mit Zärtlichkeit und Sorgfalt warteten die Weiber ihre kleinen Kinder, und die Männer leisteten ihnen bei diesem mütterlichen Geschäfte sehr häufig Hülfe. Hierdurch zeichneten sie sich hinlänglich von Wilden aus, die Weib und Kinder eher unter die nothwendigen, als wünschenswerthen Dinge zu zählen, und sie, diesem Grundsatze gemäß, zu behandeln pflegen *). Mit diesem edlen Zuge ihres Charakters verbinden sie ein gewisses zuvorkommendes und höfliches Betragen gegen andere. Als die Franzosen im Angesichte von Mowee, einer von den Sandwichsinseln, waren, stießen ungefähr zweihundert Piroguen davon ab, um ihnen entgegen zu kommen. Alle waren mit Schweinen, Früchten und frischen Gemüsen beladen, welche die Einwohner ihnen an Bord schickten, und sie ohne irgend eine Bedingung anzunehmen nöthigten. Der Handel wurde auch sehr geschwind und redlich geschlossen. Uebrigens waren sie im Umgange leutselig und zuvorkommend, und bezeigten sich sogar gewissermaßen höflich gegen Fremde **).

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 428. ff.

**) La Perouse's Reise um die Welt. B. II.; in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 268.

Die Einwohner der kurilischen Inseln haben in ihren Sitten und Höflichkeitsbezeugungen einige Aehnlichkeit mit den obgenannten Widahern. Aus der Lage dieser Inseln sieht man aber leicht, daß ihre Bewohner diese Sitten nicht von den Widahern können erhalten haben; auch haben ihre Sitten zu wenig Aehnlichkeit mit den Sitten der Chinesen, als daß man glauben dürfte, daß sie chinesischen Ursprungs wären. Diese Insulaner sind in ihren Reden sanft, bescheiden, ehrbar und der Wahrheit getreu. Und, wie sie selbst weder lügen noch betrügen, so können sie auch nicht leiden, daß man sie betrügt. Dem Alter erweisen sie vorzügliche Ehre. Sie haben für jeden Menschen Achtung und sind besonders liebreich gegen ihre Landsleute. Gäste von andern Inseln empfangen sie in vollem Putze und mit ihren Waffen. Sie grüssen einander mit Kniebeugung, umarmen und küssen einander. Der älteste von den Gästen erzählt in einer Rede seine und der Seinigen Begebenheiten, wobei alle stehend zuhören. Diese Rede beantwortet der Wirth, und beide versichern einander einer freundschaftlichen Theilnahme *). Daß Alle die Rede des Fremden stehend anhören, ist zwar eine übertriebene Höflichkeit; aber die Gewohnheit, zu schweigen, wenn andere reden, und erst dann zu reden, wenn andere schweigen, ist ein Zartgefühl im Umgange, eine gesellschaftliche Pflicht, die selbst die gesitteten Europäer nicht kennen.

Ich kann diese Beispiele nicht beschliessen, ohne die Drotchysen zu erwähnen, eine Völkerschaft, welche die nordöstliche Küste der asiatischen Tartarei bewohnt. Diese zeichnen sich durch eine Feinheit der Denkungsart und des Gefühls aus, die man bei keinem andern rohen Volke findet. Geschenke nehmen sie nicht an, es sey denn, daß man ihnen diese mit einer Art Delikatesse anböte. Wenn man ihnen etwas schenken wollte, mußte man es den Kin-

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 556.

dern geben, und dann wurde es angenommen. Hätte man ihnen das Geschenk geradezu gemacht, so würden sie es gewiß ausgeschlagen haben. Wenn sie aber solchergestalt Geschenke annahmen, so suchten sie auch diese auf eine eben so feine Art zu erwiedern. La Perouse erwähnt eines Mannes, dessen Kindern er ein Geschenk gemacht hatte. Der Mann ging zur Hütte hinaus, und kam bald darauf mit seinem schönsten Hunde zurück, den er Perousen anzunehmen bat. Um den Werth dieses Geschenkes zu beurtheilen, muß man wissen, daß Hunde der Drotchysen schätzbarstes Gut sind. Sie spannen sie an kleine, sehr leichte und gut gearbeitete Schlitten, die vollkommen denen der Kamtschadalen gleichen. Dieses Geschenk hatte also in den Augen dieses Mannes einen großen Werth. Da man es nicht annehmen wollte, ließ er die beiden Kinder herkommen, die das Geschenk erhalten hatten, und gab, indem er ihre beiden kleinen Händchen auf den Hund legte, la Perousen zu verstehen, daß er es seinen Kindern nicht abschlagen dürfe. Eine solche Delikatesse in den Manieren kann nur bei einem sehr kultivirten Volke Statt finden *).

Man kann sich leicht vorstellen, daß, wie die Kultur des Verstandes bei einem Volke zunimmt, die Kultur der Sitten auch zunehmen müsse, wenn nicht irgend eine Ursache diese Zunahme hindert. Eine solche Ursache kann entweder ein gewisser Grad von natürlichem Pflegma seyn, das eine Nation plump und ungeschickt, oder Stolz und Uebermuth, der sie grob macht. Wo diese oder andere Ursachen nicht wirken, muß die Verfeinerung der Sitten im Umgange nach eben dem Maße zunehmen, wie die Entwickelung und Kultur der Fähigkeiten des Verstandes zunimmt. Nur Schade, daß die Sitten verfeinert werden können, ohne daß die moralische Kultur dadurch das geringste gewinnt.

---

*) La Perousens Reise um die Welt. B. II.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 81. 82.

Die Widaher, deren oben Erwähnung geschehen ist, übertreffen andere Neger an Höflichkeit, übertreffen sie aber auch in der Dieberei. Sie scheinen recht zu geschickten Dieben geboren zu seyn. Ihre Geschicklichkeit und Verschlagenheit in dieser Kunst übertrifft alle Vorstellung. Die Neger an der Goldküste sind zwar sehr diebisch, allein mit diesen nicht zu vergleichen; und wenn man sie auf der That ertappt, so sind sie dreist genug zu fragen: ob man sich wohl einbilden könne, daß sie um einen so geringen Lohn, ohne die Freiheit zu stehlen, arbeiten würden.? *). Doch sie denken wohl in diesem Stücke nicht schlechter, als verschiedene von den Unterbeamten der Europäer an den Thoren und Mauthen.

Derselbe Fehler ist allgemein bei den Bewohnern der Sandwichsinseln und scheint unter allen Bewohnern der Südsee eine herrschende Krankheit zu seyn. Aller ihrer Höflichkeit, Bescheidenheit und ihres freundschaftlichen Betragens ungeachtet, sind sie zum Stehlen sehr geneigt, und halten es kaum für ein Verbrechen. Wenn sie bei ihren Diebereien ertappt werden, äußern sie nicht das geringste Zeichen von Scham und Reue **). Solchergestalt können feine Sitten und die gröbsten Laster bei den rohern sowohl, als den gebildetern Nationen bei einander bestehen. Ich will zum Beispiel blos die Türken und die Perser erwähnen.

Ich will der Bescheidenheit nicht gedenken, welche die Türken mit den Einwohnern der kurilischen Inseln gemein haben, von denen ich oben gesagt habe, daß sie einem nie in die Rede fallen, sie sey so lang, wie sie wolle, sondern sie geduldig und stillschweigend vom Anfange bis zum Ende anhören. Diese Bescheidenheit findet man auch bei den Türken von geringem Stande. Die vornehmen und vermögenden Tür-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. IV. S. 311.

**) Portlock's und Dixons Reise um die Welt. Kap. 15.

ken zeigen aber außerdem, wenn nicht viel Geschmack, so doch eine gewisse Feinheit und Kultur der Sitten durch die Art, wie sie diejenigen empfangen, denen sie eine gewisse Achtung bezeigen wollen. — Zuerst bietet ein Bedienter dem Angekommenen eine angezündete Pfeife Tabak. Darauf wird eine Schüssel mit eingemachten Sachen vorgesetzt, woraus jeder der Anwesenden ein wenig in einem Löffel erhält. Darauf kommt Kaffee, und wenn der getrunken ist, erhält jeder eine Tasse mit Sorbet, einem kühlenden Getranke, welches von Citronen und andern Sachen zubereitet ist. Die Bedienten haben ein Handtuch auf dem Arme, womit man sich abtrocknet, wenn man getrunken hat. Wenn es Zeit ist, wegzugehen, besprengen die Bedienten die Hände der Gäste mit Rosenwasser, womit sie das Gesicht waschen. Darauf wird Räuchwerk gebracht, welches man dadurch empfängt, daß man das Haupt vorwärts neigt und seinen Rock auf beiden Seiten ausbreitet *). Dieses Räuchern ist eine höfliche Art, seinen Gästen zu erkennen zu geben, daß man nicht Zeit oder Lust hat, sie länger zu behalten. Wenn das Räuchern daher vorbei ist, so weiß jeder, daß er gehen soll. — Diesen Gebrauch finde ich besser, als den unsrigen, zehnmal denjenigen zu bleiben zu bitten, dessen Besuch man lieber nicht gehabt hätte. Diese Methode der Türken, sich einen lästigen Besucher vom Halse zu schaffen, ist auch so fein, daß niemand sich dadurch beleidigt fühlt.

Man sollte kaum glauben können, daß ein Volk, welches so viel Galanterie in seinen Sitten und seinem Betragen gegen andere hat, in Rücksicht seines moralischen Charakters, so verdorben seyn konnte. Geiz, Uebermuth, Blutdurst, Rachsucht und die schändlichsten, selbst unnatürlichsten, Ausschweifungen in der Liebe machen die Hauptzüge ihres Charakters aus. Ihre Staatskunst thut nichts, um diesem Verderbnisse Einhalt zu thun. Sie ist selbst eben so verdorben. Sie besteht in Trug und Verstellung.

*) Nordens Reise durch Aegypten und Nubien. S. 56.

Die Mächtigen schämen sich keiner Treulosigkeit oder Niederträchtigkeit. Sie suchen nicht, sich Liebe zu verschaffen, sondern über die Person und das Eigenthum ihrer Untergebenen auf eine gewaltsame Art zu gebieten. Ihre Herrschaft wird durch die willkührlichsten Mittel erhalten, die Leidenschaft, Eigennutz, Geiz und Bosheit ihnen eingeben können. Ihr heiliges Buch, der Koran, ist, wie Drummond sagt, so bequem für Listigkeiten und Ungerechtigkeiten, daß man ihn auf tausend verschiedene Arten auslegen kann, nachdem der Eigensinn und das böse Herz der Ausleger, oder auch die ihnen ertheilten Befehle es erheischen *).

Die Perser sind von Natur weit munterer und lebhafter, als die Türken; doch zeigen sie keine Freimüthigkeit in ihren Gesprächen, welches gewiß nicht dem Temperamente, sondern der Furcht zuzuschreiben ist. Sie haben ein Sprichwort: die Wände haben Ohren. Nichts desto weniger finden sie viel Vergnügen an Scherz und komischen Ausdrücken und wollen gern einander persifliren, welches sie zuweilen mit feiner Ironie thun. In Ansehung ihres äußern Betragens sind sie, wie Franklin sagt, die Pariser des Orients und würden den gesittetsten Nationen in Europa Ehre machen können. Sie sind höflich und verbindlich gegen alle Fremde, ohne sich, wie die Türken, von Religionsvorurtheilen beherrschen zu lassen. Sie dulden alle Religionen, selbst diejenigen, die ihnen höchst abscheulich vorkommen. Es geht sogar so weit, daß sie niemals demjenigen etwas zu Leide thun, welcher, nachdem er ihren Glauben angenommen, zu demjenigen wieder zurückkehrt, in dem er geboren worden ist. Diese Duldsamkeit ist ohne Zweifel ihrem sanguinischen Temperamente und dem damit verknüpften Leichtsinne beizumessen. Gastfreiheit wird bei ihnen für so wichtig gehalten, daß jeder sich für geehrt hält, wenn jemand in sein Haus kommt und an dem Theil nimmt,

---

*) Drummond's Reisen. Hauptst. 5.; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. I. S. 582.

was die Familie hat. Das Haus eines Persers zu verlassen, ohne eine Pfeife geraucht, oder Erfrischungen zu sich genommen zu haben, wird für einen großen Schimpf gehalten. Im Umgange machen die Perser selbst bei den unbedeutendsten Gelegenheiten so übertriebene Komplimente, daß ein Fremder anfangs glauben möchte, sie wären bereit, Leben und Gut für ihn aufzuopfern; und diese Komplimente, die im Grunde nichts bedeuten, finden nicht allein bei Personen vom Stande, sondern selbst bei den geringsten Handwerkern Statt.

Es ist daher nicht zu läugnen, daß diese morgenländischen Franzosen eine feine Lebensart haben, obgleich ihre Höflichkeitsbezeugungen nur leere Komplimente sind. Ihr moralischer Charakter ist aber darum nicht weniger schwarz und verdorben. Sie haben zwar eine gute Seite. Sie schlagen sich nie. Ihr Zorn bricht nur in Schelten aus, und so aufgebracht sie auch sind, so wird doch der Name Gottes dadurch nie entheiligt. Gotteslästerung ist bei ihnen unerhört, ja sogar unbegreiflich. Sie können nicht begreifen, wie die Europäer, wenn sie zornig sind, bei Gottes Namen schwören können. Dagegen führen sie beständig, selbst bei Sachen von keinem Belange, diesen heiligen Namen im Munde. — Man sollte glauben, daß ein Volk, welches die Gottheit immer nennt und sich so sehr fürchtet, diesen Namen durch Flüche und Eidschwüre zu entheiligen, doch einen gewissen Grad von Moralität haben müßte; davon findet man aber nichts bei ihnen. Sie sind nicht, wie die Türken, dem Geize ergeben, sondern im Gegentheile in hohem Grade verschwenderisch. Suchen sie sich Vermögen zu erwerben, so geschieht es nur, um es an ihre Wollüste wieder verschwenden zu können. Sie genießen das Gegenwärtige in seiner ganzen Fülle, und bekümmern sich, von einem falschen Begriffe von Schicksal verleitet, nicht um das Zukünftige. Daß sie für den folgenden Tag nicht sorgen, ist die Ursache ihrer großen Verschwendung. Geld scheint ihnen eine Last zu seyn. Wenn

der König einem vornehmen Manne 50 bis 100,000 Livres schenkt, so ist dieses Kapital wenigstens in vierzehn Tagen ausgegeben. Er kauft Sklaven, miethet schöne Frauenzimmer, hält eine prächtige Equipage, meublirt seine Zimmer, kleidet sich prächtiger und prasset, so lange er etwas hat, und dann verkauft er wieder ein Stück nach dem andern. Zu ihrer Ueppigkeit und Verschwendung gesellt sich die Trägheit. Sie sind Feinde aller Arbeit. — Diese Laster schaden doch nur ihnen selbst, aber ihre übrige verwerfliche Denkungsart ist zugleich andern schädlich. Von Temperament sind sie heftig, zornig, empfindlich gegen Beleidigungen, die sie gleich auf der Stelle strafen. Sie sind die größten Lügner von der Welt, und sagen die gröbsten Unwahrheiten mit der äußersten Frechheit. Wenn sie verrathen werden, kommen sie dadurch so wenig aus der Fassung, daß sie vielmehr darüber scherzen. Jede Angelegenheit suchen sie erst durch Lug und Trug zu Stande zu bringen. Will dieses nicht angehen, so schließen sie ihren Handel redlich; es ist ihnen aber ganz gleichgültig, auf welche Art es geschieht. Sie sind die niederträchtigsten Schmeichler, und sie haben die Kunst zu schmeicheln so ganz in ihrer Gewalt, daß man glauben sollte, sie meinten es so, wie sie sagen. Sie legen einen falschen Eid ab, wenn sie Vortheil davon erwarten können. Was sie borgen, geben sie niemals wieder. Sie suchen Reichthum, Ehre und Ruhm durch alle mögliche Mittel. Scheinheiligkeit bedeckt alle ihre schlechten Handlungen. Sie reden vernünftig und moralisch. Sie affektiren viel Menschenliebe, Barmherzigkeit, Gastfreiheit, Verläugnung der Welt und Verachtung des Wohllebens, obgleich sie im Herzen anders denken. Großmuth kennen sie eben so wenig, als irgend eine andere Tugend. Sie ist wohl auch nicht unter einer despotischen Regierung möglich, wo alle Sklaven sind. Sie thun nichts, ohne aus Eigennutz; sie handeln entweder aus Hoffnung oder Furcht. Sie können nicht begreifen, wie es in andern Ländern Menschen gibt, die andern

blos aus Tugend dienen, ohne eine andere Belohnung dafür zu erwarten, als das Bewußtseyn, seine Pflicht erfüllt zu haben *).

Welche traurige Schilderung dieses Volkes! Und die Perser haben so viele schöne Anlagen, so viele Bildung des Verstandes, so viele Feinheit in ihren Sitten, so viele Delikatesse in ihrem äußern Betragen; sind aber bei allem dem die unmoralischsten Menschen von der Welt. Das schöne Klima, worin sie leben, hat das Seinige gethan, sie mit den vorzüglichsten Fähigkeiten, Verstand, Witz, einer lebhaften Einbildungskraft und feinen natürlichen Gefühlen auszurüsten. Glückliche Umstände haben in uralten Zeiten zur Entwickelung und Ausbildung dieser natürlichen Fähigkeiten beigetragen; aber bei allem dem hat das Herz keine Kultur erhalten. So wird durch die Erfahrung die Wahrheit außer Zweifel gesetzt, daß dasjenige, was bei einem einzelnen Menschen oft der Fall ist, auch bei ganzen Völkerschaften Statt finde, daß die Kultur des Verstandes und des Herzens nicht immer gleichen Schritt mit einander halten. Soll die intellektuelle Kultur auf die moralische wirken, so müssen gesunde moralische Grundsätze einen wesentlichen Theil von jener ausmachen und früh angewandt werden, um diese zu befördern.

Im Gegentheile gibt es unter den wärmern und sanftern Himmelsstrichen Völkerschaften, die gleichsam mit einer moralischen Kultur, oder richtiger mit guten moralischen Anlagen geboren zu seyn scheinen, welche ohne Verstandeskultur sich von selbst entwickeln, wenn die Entwickelung derselben durch keine unglücklichen äußeren Umstände gehemmt wird. Solche gute Naturmenschen findet man in allen Welttheilen, aber doch besonders unter den sanftern

*) Chardins Reise nach Persien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. V. S. 470. ff. Franklins Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 71. ff.

Himmelsstrichen. Ich will einige Beyspiele von jedem Welttheile anführen, Europa ausgenommen; denn hier findet man keine, die für bloße Naturmenschen gehalten werden können. Die Regierung hat hier zu viel Einfluß auf die Natur gehabt, und entweder zur Verbesserung oder Verschlimmerung des Menschen beigetragen.

Ich will mich zuerst nach Asien wenden, und hier finde ich die Orotchysen, welche zu den guten Naturmenschen mit Recht gezählt werden können, wenn sie auch die oben erwähnte Feinheit nicht hätten. La Perouse gibt ihnen das Zeugniß, daß man in keinem Welttheile eine Völkerschaft von bessern Menschen antreffen kann. Die Einwohner, deren reichlichste und sicherste Unterhaltung der Lachs ist, sahen dem Erfolge der Fischerei der Franzosen ungerührt zu. Als die Franzosen in ihrem Dorfe ankamen, kam der Anführer oder der Aelteste mit einigen andern Einwohnern auf den Strand, sie zu empfangen. Er warf sich auf die Erde nieder, indem er sie auf chinesische Art grüßte, und führte sie hierauf in seine Hütte, wo seine Frau, seine Schwiegertöchter, seine Kinder und Enkel waren. Er ließ eine reine Matte ausbreiten, auf welche er sie niederzusetzen nöthigte. Ein kleines Korn, welches die Franzosen nicht kannten, wurde in einen großen Kessel geworfen, der über dem Feuer mit einem Lachs stand, und ihnen vorgesetzt werden sollte. Dieses Korn ist ihr köstlichstes Gericht. Von dem Laster des Diebstahls scheint dieses Volk kaum eine Ahnung zu haben. Wenn sie ihre Hütten verlassen, setzen sie nur einige Breter vor ihre Hausthüre, um den Hunden den Eingang zu verwahren, und lassen, ohne sich vor andern Dieben zu fürchten, die Hütten mit ihren Habseligkeiten stehen. Sie zeigten eine so unverbrüchliche Treue und religiöse Achtung für fremdes Eigenthum, daß die Franzosen in ihren Hütten und unter dem Siegel ihrer Rechtschaffenheit, ihre Zeuge, Korallen, Eisengeräthe und überhaupt alles, was zu ihrem Tausche gehörte, in angefüllten Säcken ließen, ohne daß sie je ihr Vertrauen

mißbrauchten. — Sie schienen kein Oberhaupt zu erkennen und keiner Regierung unterworfen zu seyn. Die Sanftheit ihrer Sitten und ihre Achtung für die Alten können vielleicht diese Anarchie bei ihnen unschädlich machen. Man war auch nie Zeuge auch nur des kleinsten Zwistes gewesen. Ihre gegenseitige Zuneigung und ihre Zärtlichkeit gegen ihre Kinder waren den Franzosen ein rührendes Schauspiel. Das schöne Geschlecht schien auch unter ihnen eine ziemlich große Achtung zu genießen, welches sonst unter den rohen Völkern nicht der Fall ist. Sie schlossen nie einen Handel ohne Zustimmung ihrer Weiber. Ihre Verrichtungen sind auch erträglich, und beschränken sich auf das Zuschneiden und Nähen ihrer Kleider, die Fische zum Trocknen auszulegen und ihre Kinder zu warten, denen sie die Brust bis zum dritten oder vierten Jahre geben. — Welche gute Menschen! Und diese Gutmüthigkeit ist keine Wirkung ihrer Kultur. Daß sie nicht ganz ohne Kultur sind, davon zeugt die Delikatesse, womit sie Geschenke annehmen und austheilen. Allein daß ihre Kultur nicht sonderlich seyn müsse, läßt sich aus ihrer ganz abscheulichen Unreinlichkeit abnehmen. Die Franzosen sahen sie mit einer ekelhaften Gier die Schnauze, die Kiefern, die kleinen Knöchelchen und bisweilen die ganze Haut des Lachses, deren Schleim sie aussaugten, roh essen. Die schleimigen Theile des Lachses schienen auch den Weibern die auserlesensten Gerichte zu seyn. Schmutz und Gestank kleben so an diesen Leuten, daß die Geruchsnerven sich bei dem Gestanke des Lachses empörten, womit ihre Häuser, so wie die Plätze außer den Wohnungen angefüllt waren *). Ein Volk, das in solchem Gestanke, in solcher Unreinlichkeit leben kann, muß doch gewiß auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehen. Die

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. II.; im Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 73. ff.

Gutmüthigkeit der Ordtchysen muß also wahrscheinlich nur ihrem Temperamente und dieses dem Klima wieder beigemessen werden.

Auf Savu, einer von den Gewürzinseln, sind die Einwohner, obgleich sie Heiden sind, sehr moralisch, und gesitteter, als die meisten andern rohen, ja selbst kultivirten Völker. Keiner darf mehr als eine Frau heirathen. Man hört bei ihnen nichts von einem unerlaubten Umgange zwischen beiden Geschlechtern. Diebstähle sind sehr selten. Selbstrache erlauben sie sich nie. Entstehet unter ihnen ein Streit, so hüten sie sich sogar vor Zank, damit sie dadurch nicht zur Rache und Feindschaft gereizt werden. Sie bringen ihrem Raja oder Fürsten ihre Klagen vor, und überlassen ihm die Entscheidung. Eine ganz besondere Schamhaftigkeit und Reinlichkeit verdient bei ihnen angemerkt zu werden. Man findet bei ihnen nicht die geringste Spur von der Ausleerung des Leibes. Obgleich die Engländer sich einige Tage vom Morgen bis an den Abend bei ihnen aufhielten, so konnten sie doch gar nicht entdecken, wo solche Unreinlichkeiten hingebracht wurden. Es gibt kaum ein Land, wo man in Rücksicht solcher natürlichen Bedürfnisse so schamhaft ist, und sie so gut zu verbergen weiß *). Wenigstens übertreffen sie hierin sowohl die Italiener, als die Franzosen, und in Rücksicht ihrer übrigen guten Eigenschaften beschämen sie alle europäische Nationen, welche doch in der christlichen Moral erzogen sind.

Die Tungusen sind von einem sanguinischen Temperamente. Sie zeigen sich immer, wie sie sind. Lügen ist ihnen etwas Ungereimtes. Diebstahl und Betrügerei finden sie so schimpflich, daß sie über solche Vorwürfe oft Pfeile wechseln. Hieraus sieht man, daß sie

*) Wallis's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. IV. S. 661. f.

Ehrgefühl haben. Sie sind mit dem Allernothwendigsten zufrieden, und theilen uneigennützig mit andern, was sie haben. Durch mehrtägigen Mangel an Nahrung aller Art werden sie nicht muthlos. Ihre Ehen gerathen fast immer, weil sie in ihrer Liebe nicht sehr empfindlich sind. Können die Eheleute sich nicht vertragen, so scheiden sie sich und der Mann heirathet wieder, wie bei uns. In ihrem Wirkungskreise zeigen sie Aufmerksamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit. Begeht jemand einen Mord, so wird der Mörder zwar gepeitscht und muß die Hinterlassenen des Ermordeten unterhalten; aber ein irriger Begriff von Tapferkeit verursacht, daß man Todtschlag nicht schimpflich findet, vielmehr den Mörder für tapfer hält. Diebe sind auf immer beschimpft und müssen das Gestohlne ersetzen. Nur die Männer werden des Ehebruchs wegen gestraft, die Weiber nicht. Die Ursache, warum man die Weiber desselben Lasters wegen nicht straft, muß ohne Zweifel entweder darin liegen, daß diese theils der Versuchung mehr ausgesetzt, theils zu schwach sind, derselben zu widerstehen, theils glaubt man auch, die Männer seyen selbst an der Untreue ihrer Weiber schuld. Die Ursache der größern, gegen die Weiber bewiesenen, Nachsicht sey, welche sie wolle, so erhellet doch daraus, daß die Tungusen, da sie die Männer strafen, den Ehebruch für eine strafbare Handlung halten. — Sie sind munter und zufrieden; sie beleidigen daher einander selten. Sie reden ohne alle Umschweife. Keiner bittet um etwas, sondern fordert, was er haben will und erhält es gewiß auch, wenn es möglich ist. Feine Zärtlichkeit kennen sie nicht. Ihre Freundschaft scheint daher kalt zu seyn; sie ist aber doch thätig. Für Geschenke danken sie kaum; aber sie bezeigen sich doch überaus dienstfertig. Sie begleiten ihre Wohlthäter oft mehrere Tage und schaffen ihnen auf eigene Kosten die Freuden, die in ihrer Lage für die größten gehalten werden. Wer zu ihnen kommt, ist ein willkommner Gast, kostete es auch ihren letzten Bissen. — Wer bewundert nicht das Kühne, Männliche, Rechtschaffene in dem Cha-

rakter dieses Volkes! Hier ist mehr Handlung als Empfindung, anstatt daß bei dem gebildeten Europäer oft das Gegentheil Statt findet. Ihre Freundschaft ist nicht Empfindelei, sondern nützliche Thätigkeit. Ihre Dankbarkeit besteht nicht in Worten, sondern in Handlungen. Der einzige Flecken, der ihren Charakter entstellt, ist der Mangel an Scham. Bei Menschen aber, die so ganz im Stande der Natur leben, können unsre Begriffe von Scham nicht Statt finden. Nicht selten gehen ihre Kinder, selbst wenn sie ziemlich erwachsen sind, ganz nackt, und beide Geschlechter, doch nicht leicht die Mädchen, sitzen ganz nackt am Feuer, und laufen, ohne andere Bekleidung als kurze Hosen, außerhalb der Hütte herum; aber die Gewohnheit und der Umstand, daß beinahe alle Erwachsene verheirathet sind, macht diesen Gebrauch unschädlich und unschuldig *).

Die Tungusen können also wirklich für Muster der Moralität gelten. Es gibt in ihrem Charakter nur wenige Züge, die man lieber nicht darin sähe; die meisten sind so beschaffen, daß man wünschen möchte, sie wären Hauptzüge des Charakters aller kultivirten Völker. Und diese Moralität rührt gewiß nicht von einiger Verstandeskultur her. Ich wiederhole hier, was ich oben von den Orotchysen sagte, daß ihre Unreinlichkeit und ihre mannichfaltigen Schweinereien hinlängliche Beweise von ihrem Mangel an Kultur sind. Niemals waschen sie sich, und reinigen nie ein Gefäß. Höchstens trocknen sie es mit einem Pelzlappen ab, den sie sogar zuweilen von der Wiege nehmen. Wenn sie sich oder ihren Kindern das Ungeziefer abnehmen, so essen sie es, wie andere wilde und ganz rohe Völker. Die Unreinlichkeiten der Kinder sind ihnen nicht ekelhaft. Die Nasen derselben reinigen sie dadurch, daß sie sie in den Mund nehmen, die Unreinlichkeit aussaugen und hinterschlucken. Ein Volk, das in dem Grade unreinlich ist, kann doch wohl unmöglich

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 309 u. 322. ff.

Kultur haben. Ihre Moralität kann also nicht in Kultur gegründet, sondern muß angeboren, muß ein ursprünglicher Charakter dieses Volkes seyn. In ihrer Religion und Regierung kann man wenigstens nicht die Ursache finden. Und wo soll man denn die Ursache dieses ursprünglichen Charakters suchen, wenn man sie nicht im Klima suchen soll?

Aber unter allen Völkerschaften in Asien verdienen die Bewohner der Pelewinseln vorzüglich ausgezeichnet zu werden. Als der Kapitain Wilson auf diesen Inseln anlangte, lebten die Einwohner in gutem, unschuldigem Stande der Natur; und aller Wahrscheinlichkeit nach ist kein Europäer vormals auf diesen Inseln gewesen; denn sie verwunderten sich nicht allein über die weiße Farbe der Engländer, sondern auch über ihren Anzug, und schienen ungewiß, ob ihre Kleider nicht ein Theil ihres Leibes wären. So schienen sie geglaubt zu haben, daß der Hut ein Theil des Kopfes sey, und wurden daher ganz bestürzt, als sie zum ersten Male jemand den Hut abnehmen sahen. Bei dieser Einfalt waren sie in hohem Grade dienstfertig, zuvorkommend, höflich und freigebig gegen die Engländer von dem Augenblicke an, da sie ans Land kamen, bis sie wieder wegreisten. Gegen ihre Weiber waren sie zärtlich, gegen einander sanft und freundschaftlich. Selbst bei solchen Auftritten, die Streit hätten veranlassen können, sah man nichts vorfallen, wodurch auch nur der Schein von Heftigkeit oder Leidenschaft sich äußerte. Jeder besorgte seine Angelegenheiten mit Eifer, ohne sich in die Geschäfte seines Nachbars zu mischen. Einige von den Männern beschäftigten sich mit ihren Pflanzungen, fällten Bäume, machten Aexte, Taue und dergleichen; andere baueten Hütten oder Kähne. Einige verfertigten Netze und Fischgeräth; andere machten Speere, Wurfspieße und andere Waffen. Die Weiber besorgten die häuslichen Geschäfte, arbeiteten in den Pflanzungen, flochten Matten und Körbe. Alle verdienten durch ihr Tagewerk ihren täglichen Unterhalt, und da die Noth-

wendigkeit ihnen diese Pflicht auflegte, so sah man unter ihnen keinen Faulenzer oder Müßiggänger, selbst unter denjenigen nicht, die von höherem Range waren. Hingegen ermunterten diese durch ihr Beispiel die Geringern zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit. Der König verfertigte selbst die besten Aerte auf der Insel und arbeitete beständig, wenn nicht wichtigere Geschäfte ihn davon abhielten. So vergingen ihre Tage bei unverdrossener Arbeit, und ihre Fröhlichkeit bewies, daß das Leben ihnen nie zur Last fiel *).

Welch ein glückliches Volk in seiner Rohheit, glücklich, weil es gut und edel, arbeitsam und tugendhaft war! Es war nicht ihre Verstandeskultur, die auf ihre Moralität wirkte. Aus den Nachrichten, die man von diesen Insulanern hat, sieht man, wie einfältig sie waren. Sie hatten etwas Kunstkultur; diese ist aber allein nicht vermögend, das Herz zu verbessern. Es ist zu glauben, daß das Klima zu der Gutmüthigkeit und Rechtschaffenheit dieses Volks den ersten Grund gelegt hat.

Die Hottentotten in Afrika sind auch, obgleich sie auf einer sehr niedrigen Stufe der Menschheit stehen, ein sehr gutmüthiges, ruhiges, ehrliches und treues Volk; und obgleich sie sehr phlegmatisch sind, so lieben sie doch einander sehr, und können einem sehr ergeben seyn. Ein Hottentotte ist im Stande, den letzten Bissen mit seinem Kameraden zu theilen. Sie besitzen wenig von der List und Schlauheit, die man gewöhnlich bei den Wilden findet. Beschuldigt man sie eines Verbrechens, welches sie wirklich begangen haben, so gestehen sie es gewöhnlich gleich. Selten zanken sie, oder schimpfen einander. Obgleich sie von Natur furchtsam sind, so gehen sie doch, unter der Anführung ihrer Befehlshaber, den Gefahren muthig entgegen, und ertragen geduldig alle Beschwerden. Es fehlt ihnen nicht

---

*) Geschichte des Prinzen Li-Bu, eines Eingebornen der Pelew-Inseln. S. 5. u. 55. ff.

an natürlichen Anlagen, sondern nur an Mitteln zu ihrer Ausbildung *).

Die Huswannas, die ebenfalls in den südlichen Gegenden von Afrika wohnen, sind auch ein gutmüthiges Volk. Wenn sie ihrer Viehtrifft wegen von einem Orte zum andern ziehen, lassen sie ihre Hütten stehen, damit andere von ihrer Nation, die denselben Weg nehmen möchten, sie benutzen können. Sie sind nicht allein gute Ehemänner und Väter, sondern auch vortreffliche Freunde. Wenn sie in einem Dorfe zusammen wohnen, so sieht keiner etwas für sein Eigenthum an. Alles ist gemeinschaftlich. Treffen sie andere Horden von ihrer Nation, so empfangen und beschützen sie einander. Kurz, sie behandeln einander wie Brüder, obgleich sie vielleicht einander nie vorher gesehen haben. Sie halten, wie die herumziehenden Araber, ihr Versprechen unverbrüchlich, und stehen bis zu dem letzten Blutstropfen dem Reisenden bei, der sich in ihren Schutz begibt, oder ihnen ihren Dienst bezahlt **).

Die Fulier, ein afrikanisches Volk, das an der Sanage wohnt, verdienen auch unter die guten Naturmenschen gerechnet zu werden. Es ist sehr leicht, sie zu regieren, weil sie von guter, ruhiger Gemüthsart sind, und dasjenige, was recht und billig ist, so gut wissen, daß ein Mensch, der schlecht handelt, allen ein Abscheu ist, und niemand ihm gegen die Obrigkeit beistehen wird. Sie sind sehr fleißig und haushälterisch. Sie pflanzen Tabak um ihre Häuser und Baumwolle rings um die Dörfer her, die ihnen zugleich zum Zaune dienet. Ueberdies säen sie verschiedene Arten von Getreide; und da sie weit mehr Baumwolle und Korn bauen, als sie selbst verbräuchen: so verkaufen sie solches für einen billigen Preis. Sie sind sehr gastfrei und

---

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika; von Sprengel. S. 147. ff.

**) Le Vaillant's neue Reise in das Innere von Afrika. B. II. S. 201. u. 205.

gegen alle freundlich. Ihr Verhalten hat ihnen solche Hochachtung erworben, daß es für eine ehrlose That gehalten wird, sie zu beleidigen oder zu verletzen. Ihre Leutseligkeit erstreckt sich auf alle; doch sind sie doppelt freundlich gegen ihre Landsleute, so daß sich alle Fulier, wenn einer von ihnen zum Sklaven gemacht wird, vereinigen, ihn loszukaufen. Sie lassen niemals einen von ihrem Volke Mangel leiden, sondern ernähren die Alten, Blinden und Lahmen. Man hört nie, daß sie einander betrügen. Sie werden nicht leicht zornig; doch rührt diese Sanftmuth nicht aus Mangel an Herzhaftigkeit her; denn sie sind ein so tapferes Volk, als irgend eins in Afrika. Sie sind strenge Mahomedaner. Es wird keiner, bis auf etliche wenige, Branntwein oder sonst etwas trinken, das stärker ist als Wasser. Sie sind beständig sehr reinlich, besonders die Weiber, welche die Häuser sehr sauber halten. Außer dem Ackerbaue legen sie sich auch auf die Viehzucht, und sind sehr gute Jäger, so daß sie Tiger, Löwen, Elephanten und andere wilde Thiere jagen *).

Diese gutmüthigen, arbeitsamen, freundlichen, mäßigen Fulier kontrastiren ganz besonders mit den faulen, unmäßigen, rachsüchtigen, liederlichen und in jeder Rücksicht lasterhaften Jalofen, die an der Gambia, beinahe in demselben Klima, wie jene, wohnen **). Die Ursache dieser Verschiedenheit des Charakters zweier Völkerschaften, die unter eben dem Himmelsstriche wohnen, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, da die Geschichte uns nicht zu Hülfe kommt; ich vermuthe aber, daß die Jalofen in vorigen Zeiten ein eben so gutes Volk gewesen sind, wie die Fulier, durch Umstände aber, die wir nicht kennen, in einen Zustand der Wildheit können gerathen seyn. Es gehört weit mehr dazu, ein ganz wildes und rohes Volk zu kultiviren,

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. III. S. 178. ff.
**) a. Ort. 164.

als ein kultivirtes Volk viehisch zu machen. Zu dem letztern sind die Mißhandlungen und Unterdrückungen einiger Jahre hinlänglich; zu dem erstern werden eine weise Regierung, eine gesunde Religion und vernünftige Erziehungsanstalten erfordert. Dieses findet man aber eben so wenig bei den Fuliern, als bei den andern rohen afrikanischen Völkern. Wenn ich daher, als höchst wahrscheinlich, annehme, daß die Jalofen und Fulier, sofern beide unter eben dem Himmelsstriche wohnen, vom Anfange an denselben ursprünglichen Charakter gehabt haben: so muß ich eher glauben, daß die Jalofen anfangs gute Menschen, wie die Fulier, gewesen und allmählich aus irgend einer zufälligen Ursache verdorben worden sind, als daß die Fulier anfangs boshaft und verdorben, wie die Jalofen, gewesen sind, und späterhin eine moralische Kultur erhalten haben; denn ich finde bei diesem Volke nichts, das eine solche Kultur sollte bewirken können.

Ich komme jetzt zum Südmeere. Hier finde ich ein Volk, welches seiner sanften Denkungsart, seines guten Betragens und moralischen Charakters wegen eine Erwähnung verdient. Dieses sind die Bewohner der Insel Louisiade. De Page sagt, daß, wenn sie in diesem Lande zu einem Dorfe kamen, sie durch ein Geschrei von den ersten Wilden, die sie erblickten, gleich angemeldet wurden, und daß ihr Anführer und die Vornehmsten im Dorfe sich darauf gleich außerhalb ihrer Hütten versammelten. De Page's Leute schickten dann einen zu diesen Wilden hin, und machte ihnen gewöhnlich ein Geschenk von einer Flasche Branntwein, wahrlich! das schädlichste und verderblichste Geschenk, das sie ihnen machen konnten. Doch kam dieses, sagt er, ganz auf ihren eigenen freien Willen an. Die Wilden gaben ihnen hingegen Geflügel, Fische und Früchte in Menge, und boten ihnen auch ihren Tabak zum Rauchen an. Kurz, de Page fand bei diesen Wilden eine bessere Aufnahme, als er je, als Fremdling, in einer europäischen Stadt gefunden hatte. — Die Einwohner die-

ses Landes haben viele Ehrfurcht gegen die Alten, viele Liebe zu ihren Weibern. Eifersucht scheint nicht ihr Fehler zu seyn. Sie schienen gesellig, sanft, arbeitsam und tapfer zu seyn. Die Eintracht, die sowohl in ihrer Familie, als in ihren Dörfern herrschte, ihre Pünktlichkeit in der Erfüllung ihrer gegenseitigen Pflichten, der Pflichten des Jünglings gegen den Alten, des Vaters gegen den Sohn, des Mannes gegen sein Weib, die gute Art, wie sie die Fremden behandelten, und die geringe Furcht, die sie vor ihren Feinden zeigten, gaben de Pagen den besten Begriff von ihrer Sanftmuth, Dienstfertigkeit und Tapferkeit *).

In Amerika findet man auch ein Volk, das seines guten Charakters wegen anmerkenswerth ist. Dieses sind die Muskogulgen. Diese sind zwar eine stolze Menschenrace, im Kriege tapfer, eroberungssüchtig, und, zur Uebung, stets in den Waffen; doch gegen den besiegten Feind, sobald er sich unterwirft und ihre Freundschaft und ihren Schutz sucht, großmüthig und gütig. Er genießt alsdann sogleich alle Rechte freier Bürger ohne Ausnahme, und die besiegten Stämme sind eine, mit jenen verbrüderte, Gesellschaft. Niemals rotten sie einen Stamm völlig aus, wenn er sich zur unterwerfen will. Schließen sie ein Freundschafts-Bündniß mit einem andern Volke, so handeln sie niemals dagegen, sondern thun vielmehr alles, um das Bündniß noch genauer zu knüpfen. — Wie sehr werden von diesen Wilden die kultivirten Staaten Europens beschämt, die ewige Bündnisse schließen, deren Ewigkeit nicht ...zer, als der Vortheil, währet! — Wenn sie diejenigen ...gen von ihren Feinden tödten, die sie in ihre Gewalt be...men, so scheint dieses eher eine Glaubenssache, als eine ...kung der Grausamkeit zu seyn. Sie halten es für noth...dig, um die Geister ihrer erschlagenen Verwandten zu besänftigen. Betrachtet man sie ohne alle Vorurtheile in Hinsicht auf ihren Privatcharakter, so kann man ihnen ei-

*) De Page's Reisen um die Welt. Thl. I. S. 52. ff.

als ein kultivirtes Volk viehisch zu machen. Zu dem leztern sind die Mißhandlungen und Unterdrückungen einiger Jahre hinlänglich; zu dem erstern werden eine weise Regierung, eine gesunde Religion und vernünftige Erziehungsanstalten erfordert. Dieses findet man aber eben so wenig bei den Juliern, als bei den andern rohen afrikanischen Völkern. Wenn ich daher, als höchst wahrscheinlich, annehme, daß die Jalofen und Fulier, sofern beide unter eben dem Himmelsstriche wohnen, vom Anfange an denselben ursprünglichen Charakter gehabt haben: so muß ich eher glauben, daß die Jalofen anfangs gute Menschen, wie die Fulier, gewesen und allmählich aus irgend einer zufälligen Ursache verdorben worden sind, als daß die Fulier anfangs boshaft und verdorben, wie die Jalofen, gewesen sind, und späterhin eine moralische Kultur erhalten haben; denn ich finde bei diesem Volke nichts, das eine solche Kultur sollte bewirken können.

Ich komme jezt zum Südmeere. Hier finde ich ein Volk, welches seiner sanften Denkungsart, seines guten Betragens und moralischen Charakters wegen eine Erwähnung verdient. Dieses sind die Bewohner der Insel Louisiade. De Page sagt, daß, wenn sie in diesem Lande zu einem Dorfe kamen, sie durch ein Geschrei von den ersten Wilden, die sie erblickten, gleich angemeldet wurden, und daß ihr Anführer und die Vornehmsten im Dorfe sich darauf gleich außerhalb ihrer Hütten versammelten. De Page's Leute schickten dann einen zu diesen Wilden hin, und machte ihnen gewöhnlich ein Geschenk von einer Flasche Branntwein, wahrlich! das schädlichste und verderblichste Geschenk, das sie ihnen machen konnten. Doch kam dieses, sagt er, ganz auf ihren eigenen freien Willen an. Die Wilden gaben ihnen hingegen Geflügel, Fische und Früchte in Menge, und boten ihnen auch ihren Tabak zum Rauchen an. Kurz, de Page fand bei diesen Wilden eine bessere Aufnahme, als er je, als Fremdling, in einer europäischen Stadt gefunden hatte. — Die Einwohner die-

ses Landes haben viele Ehrfurcht gegen die Alten, viele Liebe zu ihren Weibern. Eifersucht scheint nicht ihr Fehler zu seyn. Sie schienen gesellig, sanft, arbeitsam und tapfer zu seyn. Die Eintracht, die sowohl in ihrer Familie, als in ihren Dörfern herrschte, ihre Pünktlichkeit in der Erfüllung ihrer gegenseitigen Pflichten, der Pflichten des Jünglings gegen den Alten, des Vaters gegen den Sohn, des Mannes gegen sein Weib, die gute Art, wie sie die Fremden behandelten, und die geringe Furcht, die sie vor ihren Feinden zeigten, gaben de Pagen den besten Begriff von ihrer Sanftmuth, Dienstfertigkeit und Tapferkeit *).

In Amerika findet man auch ein Volk, das seines guten Charakters wegen anmerkenswerth ist. Dieses sind die Musk[o]gulgen. Diese sind zwar eine stolze Menschenrace, im Kriege tapfer, eroberungssüchtig, und, zur Uebung, stets in den Waffen; doch gegen den besiegten Feind, sobald er sich unterwirft und ihre Freundschaft und ihren Schutz sucht, großmüthig und gütig. Er genießt alsdann sogleich alle Rechte freier Bürger ohne Ausnahme, und die besiegten Stämme sind eine, mit jenen verbrüderte, Gesellschaft. Niemals rotten sie einen Stamm völlig aus, wenn er sich nur unterwerfen will. Schließen sie ein Freundschafts-Bündniß mit einem andern Volke, so handeln sie niemals dagegen, sondern thun vielmehr alles, um das Bündniß noch genauer zu knüpfen. — Wie sehr werden von diesen Wilden die kultivirten Staaten Europens beschämt, die ewige Bündnisse schließen, deren Ewigkeit nicht länger, als der Vortheil, währet! — Wenn sie diejenigen von ihren Feinden tödten, die sie in ihre Gewalt bekommen, so scheint dieses eher eine Glaubenssache, als eine Ausübung der Grausamkeit zu seyn. Sie halten es für nothwendig, um die Geister ihrer erschlagenen Verwandten zu beruhigen. Betrachtet man sie ohne alle Vorurtheile in Rücksicht auf ihren Privatcharakter, so kann man ihnen ein

*) De Page's Reisen um die Welt. Thl. I. S. 12. ff.

nen Grad von Moralität, worin sie viele gesittete Völker übertreffen, nicht streitig machen. Sie sind gerecht, redlich, freigebig und gastfrei gegen Fremde, liebreich gegen ihre Weiber und Anverwandte, zärtlich gegen ihre Kinder, fleißig, frugal, mäßig und ausdauernd, wohlthätig und schonend. Streit und Zank finden unter ihnen nie Statt. Man findet niemals, daß einer von diesen Indianern seine Frau geschlagen, oder sie nur im Zorne angefahren hat. Ihre Weiber verdienen auch in der That Achtung und die sanfteste Behandlung, da sie thätig, frugal, sorgsam, liebreich und zärtlich sind. In ihrem Verkehre mit einander sind sie vertraut, freundschaftlich und ohne allen Zwang von ceremoniösen Formalitäten, als wenn sie die Leidenschaften der Ehrsucht und des Geizes gar nicht kenneten. Verreist ein Mann in seinen Geschäften, kommt er in eine andere Stadt und bedarf Lebensmittel, so geht er in das erste beste Haus, und sogleich sind Speise und Trank in Bereitschaft, oder er begibt sich auch wohl in das öffentliche Versammlungshaus, wo sich immer Leute befinden, die am Tage mit einander sprechen. Er kann auch in eine Privatgesellschaft gehen, wo ihn niemand erst einzuführen braucht. Es ist erstaunlich, daß diese Völkerschaft den bösen Beispielen der Europäer seit so langer Zeit widerstanden hat. Es ist den Europäern nicht einmal gelungen, sie durch Branntwein zu verderben, wodurch sie sonst alle die wilden und rohen Völker, zu denen sie gekommen sind, an Leib und Seele verdorben haben. Die Muskogulgen und einige andere, mit ihnen verbündete, Stämme verdienen vorzüglich dafür allgemeines Lob, daß in allen ihren Verträgen mit den Weißen der Artikel der erste und dringendste ist, daß keine Art geistiger Getränke in ihre Städte gebracht werden soll. Dieses ist um so außerordentlicher, da die meisten andern Nordamerikaner den stärksten Hang zu den geistigen Getränken der Europäer haben *).

*) Bartrams Reisen durch Nord- und Südkarolina S. 463. ff.

Welche treffliche Naturmenschen! Sollten sie nicht den gesitteten Europäern zum Muster vorgestellt werden? Und solche Menschen bildet die Natur ohne alle vorhergehende Verstandeskultur. Möchte man nicht glauben, wenn man diese und die obigen Beispiele lieset, daß die Natur eine Anlage zur Moralität, zu guten Gefühlen, zu tugendhaften und edeln Handlungen, wie auch zur Vernunft im menschlichen Geschlechte niedergelegt habe? Diese Anlagen werden aber bei einigen Völkerschaften im Keime erstickt; bei andern mehr oder weniger entwickelt, nach dem Himmelsstriche, der auf dieselben wirkt, und mannichfaltigen andern Ursachen, die sich vereinigen, um sie zu ersticken oder zu entwickeln; die Geschichte erwähnt aber selten eine einzige von diesen Ursachen, gibt uns aber doch zuweilen Anlaß zu Muthmaßungen.

So viel erhellet aus der Geschichte, daß die nördlichen, ganz rohen und kalten Himmelsstriche die natürlichen Anlagen sowohl der Vernunft, als der Moralität im Keime ersticken. Sollen diese Anlagen entwickelt, einigermaßen vollkommen entwickelt werden, so müssen Ursachen aus den Himmelsstrichen darauf wirken. Die Bewohner jener kalten Erdstriche würden sonst ohne Zweifel mit allen ihren natürlichen, guten Anlagen in einem wilden thierischen Zustande verbleiben. Aus der Geschichte sieht man auch, daß die intellektuellen und moralischen Anlagen des Menschen unter den wärmern und sanftern Himmelsstrichen am leichtesten entwickelt werden. Sie scheinen hier sich von selbst zu entwickeln, wenn äussere Umstände, deren es viele geben kann, diese Entwickelung nicht hindern. Unmöglich ist es aber, sie allenthalben anzugeben, da die Geschichte schweigt. Die Gewalt und die Unterdrückungen der angränzenden Nationen, religiöse Vorurtheile, die mit der Herbeischaffung der nöthigen Nahrungsmittel verbundene Schwierigkeit, die größere oder kleinere Macht der Sinnlichkeit, als Folge des Einflusses des Klima's oder der Wirkung der Nahrungsmittel auf den Körper und dessen Nerven, und weit mehrere

Ursachen können theils besonders, theils vereinigt beitragen, die schönsten natürlichen Anlagen zu ersticken; und die Wirkung muß natürlicher Weise sehr verschieden seyn, nachdem das Klima wärmer oder kälter ist und es viele oder wenige wirkende Ursachen gibt. Daher findet man in dem Charakter der Menschenarten eine so große Verschiedenheit, so viele Abstufungen und Schattirungen, daher unter den warmen Himmelsstrichen so viele thierische Völkerschaften. Der thierische Zustand dieser Menschen ist wohl hier nicht so sehr dem Klima, als andern Ursachen, die uns großentheils unbekannt sind, beizumessen. Ich will einiger dieser thierischen Menschen erwähnen und die Ursache ihres wilden und rohen Zustandes angeben, wo es nur möglich ist, sie zu vermuthen.

Auf den philippinischen Inseln gibt es sanft- und gutmüthige Menschen. Die Bewohner der philippinischen Insel Samar haben sanfte Sitten. Die Männer haben einen freundlichen, offenen Charakter. Ihre Weiber sind lustig und verliebt, ohne ausschweifend zu seyn. So wenig sie, wahrscheinlich des heißen Himmelsstriches wegen, zu strenger Arbeit aufgelegt sind, so wenig scheuen sie doch dieselbe bei der geringsten Aufforderung dazu. Im Umgange mit den Europäern sind sie ein wenig eitel, lügenhaft und eigennützig; aber mißtrauisch und diebisch sind sie nicht. Ihre Liebe zwischen beiden Geschlechtern, oder zwischen Eltern und Kindern, legen sie, wie die Europäer, durch Küsse an den Tag; sie haben aber dabei die besondere Gewohnheit, daß sie den Theil erst sanft anhauchen, worauf sie ihre Lippen drücken wollen. Die Einwohner von Manila sind außerordentlich lebhaft, munter, sinnreich und geschickt; diejenigen hingegen, die von den nördlichen Gegenden der Insel kommen, sind etwas roher. Der Wohlstand, worin sie leben, macht sie eitel. Für ihren Unterhalt sind sie so unbesorgt, daß sie oft Leute aus ihrem Stamme von weit entfernten Gegenden drei oder vier Monate bei sich behalten, ohne daß ein so langer Aufenthalt ihnen lästig scheint.

gegen ihre Verwandten sind sie sehr wohlthätig und nehmen oft die ganze Familie eines Verwandten zu sich, wenn sie in schlechten Umständen ist. Diese bleibt dann bei ihnen so lange, als es ihr beliebt. Uebrigens sondern sich die Familien wenig von einander ab, und man findet oft in einem Hause vier oder fünf Zweige einer Familie, welche folglich eben so viele Familien ausmachen. Sie leben alle mit einander in einem guten Einverständnisse und essen alle aus einer Schüssel. Man sollte glauben, daß so zahlreiche Familien sehr geräumige Häuser erforderten; das ist aber hier nicht der Fall, denn alle Bewohner eines Hauses, selbst die Fremden, schlafen in einem Zimmer auf Matten, die auf dem Boden ausgebreitet sind, und doch ereignet sich selten etwas, das die Ehrbarkeit beleidigt. De Page merkte oft, wenn er erwachte, daß er die Matte mit einem Frauenzimmer getheilt hatte, das an seiner Seite schlief, ohne daß jemand sich darüber aufhielt. Diese gefährlichen Gebräuche hielt er für einen Beweis ihrer reinen Sitten, die in ihren Gesellschaften herrschen. Er hatte auch niemals in diesem Lande solche Uneinigkeiten zwischen Mann und Frau erfahren, wie in Europa so gewöhnlich sind *).

Der sanfte, muntre, gute und lebhafte Charakter dieser Indianer ist ohne Zweifel eine Wirkung des sanften und fruchtbaren Himmelsstriches, unter welchem sie wohnen, wo die Natur sie mit Wild und den herrlichsten Früchten im Ueberflusse versieht. — Aber wo kommen denn die wilden, thierischen Menschen her, die auch diese Inseln bewohnen? Marsden berichtet, daß auf den philippinischen Inseln eine Art von Menschen auf den Gebirgen wohnen, die an Farbe und Größe den Hottentotten ähneln. Sie sind barbarisch und wild. Sie beschmieren den ganzen Leib mit Fett und Asche. Ihre ganze Bekleidung besteht in Baumrinde, womit sie den Unterleib bedecken. In vielen

*) De Page's Reisen um die Welt. Thl. I. S. 174. u. 196. ff.

Stücken sind sie den Wilden in Nordamerika ähnlich; denn ihr größter Stolz besteht darin, daß sie aus den Schädeln ihrer Feinde trinken können, nachdem sie ihnen die Haut abgezogen haben... Sie leben größtentheils von Früchten und Wurzeln in den Wäldern; und wenn sie ein Stück Wild erlegen, stellen sie ein Fest an, bei welcher Feierlichkeit sie zuerst tanzen, und wenn sie sich dadurch ermüdet haben, so schlafen sie haufenweise, wie wilde Thiere, unter freiem Himmel. Diese Wilden haben übrigens keine Gesetze und keine Regierung, außer in so fern, daß jede Familie ihrem Haupte untergeben ist. Ihre größte Sorge ist die Vertheidigung ihrer Landsleute, um deren willen sie oft blutige Kriege führen *).

Es läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, wie diese Menschen unter einem so herrlichen und fruchtbaren Himmelsstriche so wild und ganz thierisch geworden sind. Das kann unmöglich eine Wirkung des Klima's seyn; es ist aber zu vermuthen, daß die sanften und gutmüthigen Bewohner der philippinischen Inseln auf diesen Inseln gelandet sind, und die Eingebornen in die Wälder und auf die Gebirge verjagt haben. Sie sind dadurch in große Armuth gerathen, und haben, wie andere Thiere der Wälder, von dem leben müssen, was sie zur Erhaltung des Lebens einsammeln konnten. Sie und ihre Nachkommen sind auf diese Art allmählich verwildert worden, und haben die Sanftmuth und Güte eingebüßt, welche sie vorher gehabt haben, so lange sie als ein freies Volk in dem Wohlstande lebten, den sie der üppigen Natur zu verdanken hatten.

Auf eben diese Art läßt sich auch der Ursprung der wilden, ganz thierischen Menschen erklären, die auf der Halbinsel Malakka wohnen. — Die Malayen, wenigstens diejenigen, die auf Sumatra wohnen, sind, nach

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra von Marsden. S. 333.

Marsdens Berichte, eben keine kultivirte oder moralische Menschen. Sie haben vielen Stolz, er ist aber nicht von der Art, die den Menschen von schlechten und strafbaren Handlungen abhält. Sie sind listig und falsch. Ihre heftigsten Leidenschaften und ihren Haß können sie meisterhaft verbergen, bis sie eine bequeme Gelegenheit finden können, sie zu befriedigen. Wahrhaftigkeit, Dankbarkeit und Redlichkeit gehören nicht unter ihre Tugenden. Sie sind gefühllos gegen wahre Ehre und Schande, neidisch und rachsüchtig. Ihr Muth ist nur die Wirkung einer schnell verfliegenden Heftigkeit, welche sie in Stand setzt, unglaublich muthige und verzweifelte Handlungen zu unternehmen. Ist das Leben ihnen abgesprochen, so gehen sie mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit und Gleichgültigkeit dem Tode entgegen, selbst in solchen Fällen, wo keine Leidenschaft die Seele zur Verachtung der Strafe heben kann. Vielleicht trägt ihr Glaube an ein unvermeidliches Schicksal und ihre falschen Begriffe von dem künftigen Leben zu dieser Ruhe und Standhaftigkeit viel bei *).

Die Malayen sind demnach nicht kultivirt oder moralisch; sie sind aber auch nicht ganz thierisch. Sie sind, wie die meisten rohen Völkerschaften, unter allen Himmelsstrichen, wenn man die wenigen unverdorbenen Menschenarten ausnimmt, von denen ich oben einige erwähnt habe. Es wohnen aber doch auf Malakka ganz wilde und thierische Menschen, die weiter nichts, als die menschliche Gestalt haben. Sie halten sich gewöhnlich auf den Bäumen auf, und wenn jemand unten vorüber geht, kommen sie hinab, fangen und verzehren ihn. Es gibt zwar unter ihnen einige, die eben nicht in dem Grade wild sind. Sie wandern in den Wäldern umher, ohne in Gesellschaft mit einander zu leben. Sie nähren sich von Früchten und Wurzeln und begatten sich

*) Marsden. a. St. S. 222.

ohne Unterschied, wenn sie einen Trieb in der Natur dazu empfinden. Diese sind doch wohl in allen Rücksichten thierisch; die andern aber sind sogar den Thieren nachzusetzen, welche, so wild sie auch sind, doch andere Thiere nicht fressen. Einige von diesen Wilden sind ein wenig gesellig geworden, und handeln mit den Malayen, jedoch ohne Umgang mit ihnen zu haben. Was sie auf den Bergen gesammelt haben, legen sie unten an einen Baum, worauf sie sich aufhalten. Die Malayen legen daher Früchte oder andere Kleinigkeiten zur Bezahlung hin, welche der Wilde aufliest, sobald sie weggegangen sind *).

Es ist sonderbar, daß auf Malakka, wo die Einwohner, bei aller ihrer Unmoralität, doch nicht wild sind, sich eine Menschenrace aufhält, die ganz thierisch ist. Dieses läßt sich also nicht anders, als wie oben die Wildheit der Bewohner der Philippinen, erklären: nämlich, daß ein Volksstamm aus Indien vormals auf diese Halbinsel eingerückt seyn muß und ihre ehemaligen Bewohner in die Wälder verjagt hat, welches zu ihrer allmähligen Verwilderung beitrug. Daher kommt vielleicht ihre Furcht vor den Malayen, daß sie sich ihnen nicht nähern dürfen, und ihr Haß gegen sie, der so weit geht, daß sie, wie viele andere Wilde, sie aus Rache fressen.

Auf eben diese Art läßt es sich erklären, daß auf der Insel Ceilon, wo die Malabaren wohnen, sich zugleich eine Menschenart aufhält, Wedas genannt, die in Wüsteneien und Höhlen lebt. Die Wedas wollen sich keiner Regierung unterwerfen; man hat sie auch nicht bezwingen können. Sie nähren sich wie wilde Menschen und leben, wie die Thiere, ohne bürgerliche Einrichtung. Sie fliehen sowohl die Europäer, als die ansässigen Malabaren und Singalesen. In den Ländern der malabarischen Fürsten richten sie oft großen Schaden an, überfallen die Einwohner, plündern sie aus und tödten sie, wenn sie sich widersetzen. Ihre

*) Sonnerats Reise nach Ostindien und Sina. Kap. 2. §. 9.

Nahrung ist: Wurzeln, Baumfrüchte und wilde Thiere, deren Fleisch sie roh essen und in wilden Honig legen, wenn sie es aufbewahren wollen. Ob dieses wilde Volk Gottesverehrung hat, weiß man nicht *).

Ich bin ganz überzeugt, daß diese Menschen die Urbewohner der Insel gewesen und dadurch verwildert worden sind, daß die Malabaren einst vom festen Lande auf ihre Insel eingefallen sind und sie in Wüsteneien und Höhlen verjagt haben. Und so lange sie in diesem Zustande leben und in keine bürgerliche Verfassung mit den Malabaren vereinigt werden können, ist bei ihnen an keine Kultur zu denken.

Die andamonischen Inseln liegen in dem bengalischen Meerbusen, in einem Klima, wo die intellektuellen Anlagen bei andern Völkerschaften gut entwickelt werden. Dieses ist aber mit diesen Insulanern der Fall nicht. Sie haben zwar einige Kunstkultur; sie mögen aber diese entweder vom festen Lande erhalten haben, oder aus Noth dazu gezwungen worden seyn: so ist ihre Arbeit doch von der rohesten Art. Das wenige Geräth, dessen sie sich bedienen, ist ein vier bis fünf Schuh langer Bogen, dessen Saite aus Baumfasern besteht, sammt Pfeilen von Schilfrohr, die mit Fischbein oder im Feuer gehärtetem Holze zugespitzt sind. Nebst diesen haben sie einen, von schwerem, scharf gespitztem Holze gemachten, Speer und einen Schild von Baumrinde, um sich gegen ihre Feinde zu schützen. Denn so elend der Zustand dieser Menschen auch ist, so haben sie doch Gerechtsame und Eigenthum zu beschützen. Die Noth hat sie gelehrt, sich dieser Waffen mit großer Fertigkeit zu bedienen, um die Fische zu erstechen, oder zu erschießen. Sie verstehen auch Körbe zu verfertigen, worin sie die Fische auf dem Rücken forttragen. Zum Segeln bedienen sie sich hohler Bäume, oder Flöße von Bambusrohr, die sie mit Rudern lenken. Ihre Wohnungen bestehen aus vier

---

*) Wolfs Reise nach Ceilon. S. 167.

Stangen, die oben zusammengehen und mit Zweigen durchflochten sind. Auf der einen Seite wird eine Oeffnung gerade so groß, um hinein gehen zu können, gelassen. Ihr Bett besteht aus Blättern. Wenn sie die Speisen zubereiten wollen, legen sie solche auf ein Kohlenfeuer und verzehren sie halb gebraten. Da sie vom Ungeziefer sehr stark gequält werden, so übertünchen sie des Morgens ihren Leib ganz mit Schlamm, welcher, wenn er an der Sonne dürre wird, gleichsam einen undurchdringlichen Harnisch bildet. Ihre wolligten Köpfe bemalen sie mit rothem Oker. Diesen Schmuck können sie nicht fahren lassen, obgleich sie sonst ganz nackt gehen, und nicht die geringste Schamhaftigkeit darüber äußern. Bietet man ihnen Kleider an, so werfen sie diese, als unnütze Bürden, von sich. — Diese Indianer stehen also an Kultur der Kunst und der Sitten andern Indianern weit nach, die in eben dem Klima wohnen. Man kann sie eigentlich nicht unter die ganz thierischen Menschen rechnen; nach Symes Berichte sind sie aber so wild, daß die rohen Eingebornen von Neuseeland und die halb thierischen Feuerländer im Vergleiche dieser Insulaner in einem Zustande von Verfeinerung sind. Ihre einzige Beschäftigung, sagt er, ist, die Felsen hinan zu klimmen, oder längs der See herum zu irren, um Fische zu suchen. So elend aber ihr Zustand ist, so singen sie doch gern, bald in einem traurigen, bald in einem lebhaften Tone. Sie tanzen auch gern und schlagen dabei mit ihren Fersen an den Hintertheil ihres Körpers. Sonderbar ist es, daß sie nicht, wie andere Wilde, weder Wein, noch andere geistige Getränke lieben *).

Diese Insulaner scheinen auch von meiner Meinung eine Ausnahme zu machen, oder richtiger, sie zu bestreiten, daß die wärmen Himmelsstriche sowohl bessere Verstandes-

---

*) Reise des Michael Symes nach dem Königreiche Ava. Abschn. 1.; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. IV.

anlagen bei dem Menschen bilden, als sie leichter entwickeln. Theils muß man aber bemerken, daß die Wärme des Himmelsstriches nicht alles thut. Diese kann zur Vervollkommnung der Anlagen des Menschen mehr oder weniger beitragen; aber zu der Entwickelung derselben werden milde, fruchtbare Gegenden erfordert. Bei Menschen, wie diesen, die beständig entweder die Felsen hinan klimmen, um Wurzeln zu suchen, oder an den Küsten liegen, um die Produkte des Meeres zum nothdürftigsten Unterhalte zu sammeln, ist es nicht zu erwarten, daß selbst die vorzüglichsten natürlichen Anlagen sollten entwickelt werden und in hohem Grade ausgebildet werden können. Theils ist es möglich, daß diese Insulaner einst durch ein Ungewitter von dem festen Lande an diese Küsten verschlagen worden sind. Ihre Vorfahren haben vielleicht mehr Kultur gehabt. Ihre Nachkommen sind vielleicht durch diese unwirthbaren Gegenden verwildert worden, haben die Kultur ihrer Vorfahren allmählich eingebüßt und nur so viel davon behalten, als ihnen zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich war.

— Von diesen asiatischen Inseln will ich mit meinen Betrachtungen zu den südlichsten Gegenden Afrika's übergehen. Hier finden wir Hottentotten und Buschmänner, zwei Menschenarten, die unter einem und demselben Himmelsstriche wohnen, und doch in allen Rücksichten so sehr verschieden sind. Jene sind gutmüthig, ehrlich, freigebig, friedfertig; diese gerade das Gegentheil davon. Alle Reisende kommen darin überein, sie als die schlechtesten und wildesten aller Menschen zu schildern. Sie bauen nicht das Land und haben keine Viehzucht. Sie nähren sich größtentheils nur von Wurzeln, die sie ausgraben, und von dem Wilde, das sie fangen können. Wenn solches ihnen mangelt, gehen sie auf Plünderung aus und werden dann ihren Nachbarn gefährlich. Hat jemand etwas geraubt, so nehmen sie alle Theil daran. Sie sorgen niemals für den folgenden Tag, gehen auch nicht sparsam mit ihren Lebensmitteln um; entweder sie schmausen, oder sie hungern. Sind sie so

glücklich, eine ganze Heerde zu erbeuten, so tödten sie das Vieh in solcher Menge, daß die Luft mit dem Gestanke der verfaulten Thiere angefüllt wird. Was sie nicht verzehren können, überlassen sie den Raubvögeln. — Barrow gab drei Buschmännern des Nachmittags um fünf Uhr ein Schaf, und dieses war am folgenden Tage vor Mittag verzehrt. Sie aßen die ganze Nacht hindurch, ohne zu schlafen, oder aufzuhören, bis das ganze Thier verzehrt war. Diese Buschmänner sind aber nicht allein räuberisch und gefräßig, sondern auch grausam gegen ihre Feinde. Daß sie vergiftete Pfeile und Spieße gebrauchen, das haben sie mit vielen andern Wilden gemein; wenn sie aber ihre Feinde fangen, so thun sie ihnen die ausgesuchtesten Martern an, um sie zu quälen. Nicht damit zufrieden, sie zu tödten, winden sie ihnen die Eingeweide aus dem Leibe heraus, reißen ihnen die Nägel von den Fingern, ziehen ihnen die Haut ab und dergleichen. Selbst mit den Thieren, die sie ihnen rauben, gehen sie unbarmherzig um. Sie treiben sie an die steilsten Felsen, wo sie ohne Speise und Trank bleiben müssen, bis sie geschlachtet werden, oder verhungern. — Menschen, die so grausam mit andern verfahren, sind gewöhnlich auch hart gegen sich selbst. Bei jeder Krankheit, sie sey von welcher Natur sie wolle, schneiden sie sich das äußerste Glied der Finger ab, und fangen mit dem kleinen Finger der linken Hand an, wahrscheinlich, weil sie diesen am besten entbehren können. Die Ursache dieser Verstümmelung ist die Einbildung, daß das Uebel mit dem Blute zugleich vergeht *).

Wie thierisch sind diese Menschen, wie ähnlich den Tigern, unter welchen sie wohnen; und doch wohnen sie mit den gutmüthigen Hottentotten unter einem Himmelsstriche. Die Ursache dieser Verschiedenheit des Charakters ist hier nicht schwer zu finden. Bekanntlich sind die Busch-

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 278. u. 284.

männer Flüchtlinge von allen Orten, der Abschaum des menschlichen Geschlechts, schlechte Menschen, die der Verbrechen wegen in die Wälder haben fliehen müssen. Diese vermehren sich theils durch sich selbst, theils gewinnen sie allmählich durch andere schlechte Menschen einen Zuwachs. Die Noth hat sie zuerst zu Räubern, und Uebung im Rauben zuletzt grausam gemacht. Die Kinder müssen natürlicherweise ihren Vätern ähnlich werden. So ist allmählich eine ganze Race von wilden thierischen Menschen entstanden. Wäre es wohl Sünde, wenn glimpflichere Mittel vergebens versucht worden sind, solche thierische Menschen auf der Jagd zu verfolgen und sie, wie andere wilde Raubthiere, zu vertilgen?

Diese Beispiele der Wildheit und Brutalität, die man selbst unter den warmen und sanften Himmelsstrichen findet, und mehrere der Art, die ich noch anführen konnte, schwächen also nicht den, von mir aufgestellten, allgemeinen Satz sowohl, daß die Menschen unter den wärmern und sanftern Himmelsstrichen bessere intellektuelle und moralische Anlagen haben, als auch, daß diese Anlagen unter solchen Himmelsstrichen leichter entwickelt und kultivirt werden, als unter den rohen und kalten, wenn sonst keine unglückliche Ursachen zusammen stoßen und ihre Entwickelung hindern. Nach diesen allgemeinen Betrachtungen will ich jetzt die besondern Züge des Charakters der wilden und rohen Völkerschaften anführen, von welchen Zügen man einige bei diesem, andere bei jenem Volke, bald in höherem, bald in geringerem Grade findet; und diese Züge müssen verschiedene Ursachen haben, sie müssen im Klima, in der Regierungsform, in religiösen Meinungen, Vorurtheilen, Aberglauben und der größern oder kleinern Macht der Sinnlichkeit, nachdem der Einfluß des Klima's auf dieselben wirkt, gegründet seyn.

Keine Aufmerksamkeit auf das Große in der Natur, oder auf Produkte des Kunstfleißes.

Sobald die Menschen angefangen haben zu denken, haben sie gewöhnlich Sonne und Mond zu ihren Göttern gemacht; und diese Gottesverehrung ist Menschen zu verzeihen, die noch roh, nur wenig über das Thier erhaben sind, und bei welchen die Philosophie noch im geringsten nicht Eingang gefunden hat. Die Geschichte lehrt uns aber, daß es Völkerschaften gibt, die in dem Grade viehisch sind, daß sie nicht einmal diese Himmelskörper anbeten, welches ich gehörigen Orts zeigen werde. Dies ist bei weitem nicht eine Folge des Nachdenkens, sondern reine Brutalität. Sie fühlen die belebende Wärme der Sonne, sehen den sanften Schimmer des Mondes und das Funkeln der Sterne, ohne dabei mehr zu denken, als das Thier. Die Frage: wo alle diese Schönheiten in der Natur herrühren? fällt ihnen nie ein.

Es ist daher kein Wunder, daß es Völkerschaften gibt, die im geringsten nicht auf die Produkte der Kunst achten, da sie mit einer so viehischen Gedankenlosigkeit die großen Meisterstücke der Natur betrachten können. Dieses findet vorzüglich bei den ganz thierischen Menschen, jenes bei vielen rohen Völkerschaften Statt, von welchen ich einige erwähnen werde.

Die Einwohner von Port-Jackson nahmen zwar mit Vergnügen alles an, was die Engländer ihnen anboten; es vergnügte sie aber, wie Spielzeug die Kinder, nur eine kurze Zeit. Man fand nachher diese Sachen auf der Küste herumgeworfen, obgleich sie begierig darnach griffen, als sie ihnen angeboten wurden *). Diese Menschen sind also

*) Hunters Reise nach Neusüdwallis. Kap. 3. S. 22.

ganz in der Kindheit. Alles macht ihnen Vergnügen, so lange es neu ist. Wenn die Sinne einmal gewöhnt sind, es zu sehen, hat es keinen Werth mehr. Kein vernünftiges Nachdenken über dergleichen Dinge, keine Achtsamkeit darauf wird bei ihnen rege. Sie beschäftigen nur die Sinne.

Bei einigen nordamerikanischen Stämmen findet man denselben Mangel an Aufmerksamkeit auf die Werke der Kunst; die Ursache dieses Mangels ist aber nicht sowohl Kinderei, als vielmehr Unbekanntschaft mit dem Nutzen und Gebrauche derselben. Erzählt man ihnen von jemanden, der schnell laufen kann, der ein geschickter Jäger ist, der ein Ziel leicht treffen, oder einen Bogen leicht spannen kann, der einen Kahn zu steuern weiß, der versteht, was zum Kriege gehört, der die Lage seines Landes kennt, der, ohne Führer, den Weg durch einen unermeßlichen Wald finden und dabei von wenigen Nahrungsmitteln leben kann: so hören sie solche Erzählungen mit großer Aufmerksamkeit an und können den Gegenstand derselben nicht genug erheben. Zeigt man ihnen aber Stücke von Kunst-Produkten, so sind sie nicht so aufmerksam. Sie können zwar, vielleicht um den Europäern zu gefallen, sagen: daß solche Dinge hübsch sind; aber nach der Einrichtung derselben fragen sie nie, und um den Nutzen und Gebrauch derselben bekümmern sie sich eben so wenig *). Die rohen Menschen denken nur an das, was in ihrer Lage das Nöthigste und Unentbehrlichste ist. Alles Uebrige erregt weder ihre Aufmerksamkeit, noch ihre Neugierde. Denselben Mangel an Aufmerksamkeit findet man auch bei unserm rohen gemeinen Manne. Er gaffet alles an, was neu und ungewöhnlich ist. Das bloße Gaffen ist aber keine Aufmerksamkeit.

Dieselbe Trägheit des Geistes findet man bei den Bewohnern von Nutkasund. Neugier und Wißbegierde scheinen in ihnen gewissermaßen zu schlafen. Als die Englän-

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 3. S. 214.

der zu ihnen kamen, äußerten Wenige den Wunsch, Dinge, die ihnen unbekannt waren, und die dem wahrhaft Neugierigen aufgefallen seyn würden, zu sehen und zu untersuchen. Es gnügte ihnen, sich diejenigen Waaren, die sie schon kannten und deren Werth sie schätzten, zu verschaffen; alles Uebrige aber betrachteten sie mit der größten Gleichgültigkeit. Die Kleidung, Sitten, Schiffe der Europäer und andere Dinge erregten nicht ihre Bewunderung, ja nicht einmal ihre Aufmerksamkeit *).

Dieselbe Dummheit und Trägheit findet man bei den Neuseeländern. Sie sind mit ihrem geringen Maße von Kenntnissen ganz zufrieden und haben keinen Wunsch, es zu vergrößern. Die Art, wie sie fremde Gegenstände betrachten, verräth keine Neugier. Dinge, die sie noch nie gesehen haben, scheinen keinen lebhaften Eindruck auf sie zu machen, noch ihre Aufmerksamkeit auch nur einige Augenblicke auf sich zu ziehen **). Diese Trägheit und Gleichgültigkeit gegen alles hatte doch bei den Einwohnern von Neusüdwallis gute Folgen für die Engländer. Diese Wilden hatten, als die Engländer zu ihnen kamen, keinen Begriff von Tausch und Verkehr; auch konnten diese ihnen keinen beibringen. Die Glasperlen und Bänder der Engländer schätzten sie nicht. Sie nahmen zwar, was die Engländer ihnen anboten, man konnte ihnen aber nicht begreiflich machen, daß sie etwas dafür wiedergeben sollten. Diese Gleichgültigkeit, mit welcher sie alles, was die Engländer hatten, ansahen, ist ein Beweis der Brutalität, hatte aber auch die gute Folge, daß es ihnen nie in den Sinn kam, sie zu bestehlen. Man fand vielmehr alles, was man ihnen gegeben hatte, in den Wäldern herum geworfen ***). Das Neue und Seltene in den Sachen, wel-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. III. S. 55. ff.

**) a. St. B. I. S. 151.

***) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. IV. S. 460.

che die Engländer hatten, zog so wenig ihre Aufmerksamkeit auf sich, daß nicht einmal Begierde nach dem Besitze derselben sich in ihnen regte.

Allein was die unbegreifliche Dummheit dieser Wilden noch mehr verräth, ist dies: daß sie bei Erblickung der englischen Schiffe durchaus keine Verwunderung oder Neugierde äußerten. Kein einziger stand still, sie zu betrachten *). Hätten sie nur die geringste Neigung zum Nachdenken gehabt, so hätten sie doch natürlich bei dem ersten Anblicke dieser schwimmenden Gebäude sehr erstaunen müssen, da sie aber dies nicht konnten, so kann der Unterschied zwischen ihnen und den Thieren nicht groß seyn. — Die Engländer fanden, daß die Patagonier eben so viehisch waren. Wenn sie auf die Schiffe der Engländer kamen, erregten die vielen großen und unbekannten Gegenstände, die sie da sahen, weder Neugierde noch Verwunderung bei ihnen. Sie betrachteten alles mit der größten Gleichgültigkeit. Nur ein Spiegel machte ihnen große Freude. Sie gingen hin und her, schnitten vor demselben tausenderlei Grimassen und lachten aus vollem Halse. Sie betrachteten auch die lebendigen Thiere, die sie am Bord hatten, und freueten sich besonders über die kalekutischen Hühner **). Man irrt sich ohne Zweifel, wenn man dies für einen Beweis des Nachdenkens hält. Ein Affe würde vielleicht dasselbe gethan haben.

Diese Unachtsamkeit und Gefühllosigkeit bei den Produkten der Kunst kann wohl zum Theil eine natürliche Folge der schlechten Umstände seyn, worin solche Menschen sich befinden. Darin ist wohl die Ursache der Gleichgültigkeit zu suchen, mit welcher die Pescherähs, die armseligsten aller Menschen, die Schiffe der Franzosen und alles, was

*) a. St. S. 571.

**) Wallis's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. I. S. 207. f.

man ihnen darin zeigte, betrachteten *). Wenn der Mensch stets von Hunger und Kälte geplagt ist und alle seine Kräfte, all sein Nachdenken gebrauchen muß, um die ersten Bedürfnisse der Natur zu befriedigen: so ist es nicht zu vermuthen, daß er auf die Wunder der Natur und die Werke der Kunst seine Aufmerksamkeit richten wird. Allein die vornehmste Ursache dieser Dummheit ist doch ohne Zweifel im Klima zu suchen. Unter einem kalten und rauhen Himmelsstriche werden die intellektuellen Anlagen in ihrer Entwickelung gehindert, und können nur langsam und mit Mühe entwickelt werden. Wo ein sanfteres Klima dem Menschen nicht zu Hülfe kommt, da bleibt er lange in seinem thierischen Zustande. Diese thierische Unachtsamkeit findet man daher besonders unter den kältern und rauhern Himmelsstrichen, wie ich oben gezeigt habe, ob es gleich auch hier Ausnahmen gibt; denn Port-Jackson kann zu den kalten und rauhen Himmelsstrichen nicht gerechnet werden. Ich rede daher nur überhaupt davon, und will auch meine Behauptung, daß man unter den sanftern Himmelsstrichen auf die Werke der Natur und Kunst aufmerksamer sey, als unter den kältern und rauhern, nicht ohne alle Ausnahme gelten lassen. In den sanften Erdstrichen ist der Geist munterer, lebhafter, aufgeweckter. Daraus folgt natürlich, daß das Große und Seltene den Menschen in einem höhern Grade rühre, und dessen ungeachtet kann die Rohheit in der Kultur beinahe dieselbe seyn, weil es entweder keine Gelegenheit zur Entwickelung der intellektuellen Anlagen gegeben hat, oder Hindernisse obwalteten, welche die Entwikkelung derselben gehemmt haben. Einige Beispiele werden dies beweisen.

Die Indianer am Oronoko sind ein grausames, abergläubiges, dem Trunke ergebenes, lügenhaftes, träges und, in jeder Rücksicht, rohes Volk, zeichnen sich aber

*) Bougainville's Reise um die Welt; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 653.

doch durch eine unbeschreibliche Neugier und Aufmerksamkeit auf alle unbekannte Gegenstände ganz besonders aus. Wenn sie einen Fremden sehen, so ist die kleinste Abweichung von ihren Sitten, Gebräuchen und ihrer äußern Gestalt ihnen auffallend. Gilii sagt, daß, wenn ein Fremder kommt, alle herbei laufen, ihn zu beobachten. Sie bemerken aufs genaueste alle seine Worte, Mienen, seine Statur, seinen Schmuck und seine Bewegung, und wenn sie nach Hause kommen, wissen sie nicht allein auf eine satirische Art über jede Sache, die ihnen ungewöhnlich vorkam, zu urtheilen, sondern ihn auch so nachzuahmen, daß man glauben sollte, den Fremden selbst zu sehen. Sie vergessen nie einen Menschen, den sie einmal gesehen haben. Wäre er auch zehn Jahre abwesend gewesen, so kennen sie ihn wieder, wenn sie ihn sehen. Auch bemerken sie auf ihren Reisen alles, was ihnen vorkommt. Wenn auch ein Weg in noch so vielen Krümmungen sich durch die dicksten Wälder schlängelt, so wissen sie ihn nach Jahren wieder zu finden, weil sie beinahe jeden darauf stehenden Baum kennen. Allein der wichtigste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit ist das Papier. Gegen das beschriebene Papier haben sie eine ganz besondere Ehrfurcht und betrachten es als etwas Außerordentliches. Sie glauben, daß, wenn jemand ein Papier oder auch ein geschriebenes Buch durchliest, er die verborgensten Dinge entdecken könne *). Man wird sich leicht vorstellen können, daß Menschen, die in dem Grade aufmerksam sind, die Produkte der Kunst nicht gleichgültig ansehen werden. Erregen die Sitten und Gebräuche der Europäer in dem Grade ihre Aufmerksamkeit, so wird die Kunstarbeit derselben es wohl noch mehr thun.

Daß die Bewohner der Sandwichsinseln, ihrer sonstigen Rohheit ungeachtet, so dumm nicht waren, wie die Bewohner der kältern Gegenden, und größere Anlagen des

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 306. ff.

Verstandes hatten, läßt sich daraus abnehmen, daß sie ihre Verwunderung über allerlei europäische Waaren durch einen gemischten Ausdruck von Freude und Niedergeschlagenheit zu erkennen gaben, da sie daraus das große Uebergewicht sahen, welches die Europäer in der Kunstkultur über sie hatten *).

Die Einwohner der Osterinsel sind sehr unmoralische Menschen. Sie sind liederlich, diebisch, heuchlerisch und in dem Grade undankbar, daß sie, obgleich die Franzosen sie auf die liebreichste Art behandelt, ihre Felder mit allerlei nützlichen Saamengewächsen besäet und Ziegen, Schweine und Schafe unentgeldlich unter sie vertheilt hatten, mit Steinen nach ihnen warfen, und alles, was sie nur fortbringen konnten, stahlen. Allein der Umstand, daß sie die Schiffe der Franzosen mit der größten Sorgfalt ausmaßen, ist ein Beweis, daß sie ihre Kunstwerke nicht als unvernünftige Geschöpfe betrachteten. Sie nahmen das Tauwerk, die Anker, den Kompaß und das Steuerruder auf das allergenaueste in Augenschein. Tages darauf kamen sie wieder und brachten eine Schnur mit, um alle diese Gegenstände gehörig auszumessen. Dies führte la Perousen auf die Vermuthung, daß sie sich, vielleicht bei ihrer Zurückkunft aufs Land, über eins und das andere gestritten haben und ihrer Sache nicht recht gewiß seyn mochten **). Hieraus erhellet, wie sehr diese rohen Menschen den Pataganiern, Pescherähs, Neuseeländern und vielen andern Völkerschaften in Ansehung der intellektuellen Anlagen, und, wo nicht in Rücksicht der natürlichen Fähigkeiten, doch der Entwickelung derselben vorzuziehen sind. So wenig ihre Fähigkeiten auch entwickelt waren, so waren sie

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 428.

**) La Perouse's Reise um die Welt. Thl. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 213. ff.

es doch in dem Grade, daß sie das Große in den Werken der Kunst bewundern und aufmerksam betrachten konnten.

Es ist natürlich, daß selbst in dem ungünstigsten Klima, wenn die Kunstkultur da einige Fortschritte gemacht hat, das Kunstgefühl geweckt werden, und die Aufmerksamkeit auf das Schöne und Seltene in den Produkten der Kunst zunehmen muß. Hiervon sind die Einwohner der, auf der nordöstlichen Küste der asiatischen Tartarei liegenden, Insel Segalien ein Beweis. Diese sind zwar roh, aber von einer so gutmüthigen Denkungsart, daß es den Leser nicht gereuen wird, sie etwas näher kennen zu lernen, als meine gegenwärtige Absicht eben erfordert. — Die Manieren dieser Einwohner sind ernst, edel und sehr einnehmend. Ueber ihre Frauenzimmer schienen sie eifersüchtig zu seyn und wollten sie nicht zum Vorschein kommen lassen. Den Alten bezeigten sie viele Achtung. Mit der größten Bereitwilligkeit lehrten sie die Franzosen ihre Sprache, da sie merkten, daß diese wünschten, sie zu kennen. Sie hatten sogar die Gefälligkeit, die Worte vier bis fünf Mal zu wiederholen, bis sie sicher waren, daß sie ihre Aussprache recht gefaßt hätten. Die Zeuge und Beile der Franzosen schienen sie sehr zu wünschen; sie scheuten sich nicht, sie zu fordern, waren aber so gewissenhaft, nichts als das zu nehmen, was die Franzosen ihnen gegeben hatten. Ihre Ideen über den Diebstahl stimmten mit der Moral dermaßen überein, daß die Franzosen kein Bedenken trugen, ihnen die Aufsicht über ihre Sachen anzuvertrauen. Ihre Ehrlichkeit erstreckte sich so weit, daß sie nicht einmal einen einzigen, von den Franzosen gefangenen, Lachs vom Sande aufhoben, ob sie gleich zu tausenden da lagen. Sie mußten sie sogar nöthigen, so viel davon zu nehmen, als ihnen beliebte. Diese gutmüthigen, aber rohen Menschen hatten einige Kunstkultur, die sie wahrscheinlich entweder von den Tartaren, mit denen sie Handel trieben, oder von den Chinesen vielleicht, denen sie in ihren Sitten etwas gleichen, erhalten hatten. Sie waren sehr arm, hatten aber so viel Verstand, daß sie

nur nützliche Dinge zu schätzen schienen. Eisen und Zeuge gingen ihnen über alles. Ihre Kultur ging so weit, daß sie eine Art von Abriß ihrer Insel und der Lage derselben zu machen wußten. Die Weberei war ihnen auch bekannt. Sie weben Leinwand, die völlig der unsrigen gleicht; allein ihr Garn besteht aus der Rinde eines auf ihrer Insel sehr gemeinen Weidenbaumes, und der nur sehr wenig von dem französischen verschieden zu seyn scheint. Ob sie gleich nicht die Erde bauen, so nutzen sie doch mit vieler Einsicht ihre freiwilligen Erzeugnisse. — Diese Insulaner hatten es also im Kunstfleiße nicht weit gebracht; allein die wenige Kunstkultur, die sie hatten, war doch hinlänglich, sie auf fremde Kunstarbeiten aufmerksam zu machen. Sie betrachteten diese nicht mit dem dummen Staunen so vieler andern Wilden. Die Stoffe und Künste der Franzosen zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie wandten und kehrten diese Stoffe nach allen Seiten; sie sprachen unter sich davon, und suchten die Art ihrer Verfertigung aufzufinden *). — Solchergestalt wird die Aufmerksamkeit auf die Produkte der Kunst bei einem Volke erweckt, es wohne, unter welchem Himmelsstriche es wolle, und zwar erst dann, wann es selbst, entweder von der Nothwendigkeit getrieben, oder durch Beispiele von andern geleitet, in der Kunstkultur einige Fortschritte gemacht hat. Bei dem ganz rohen Menschen sucht man vergebens dies Gefühl für Kunst. Allein die Erfahrung lehrt doch, daß es nicht so schnell und leicht unter den kalten und rauhen, als unter den wärmern und sanftern Himmelsstrichen geweckt werde.

*) a. St. Thl. II. im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 52. ff.

Kap. 2.

Aberglaube.

Kein Zug des Charakters der wilden und rohen Völker ist herrschender, als Aberglaube. Die wilden und rohen Menschen sind nicht alle unzüchtig, nicht alle rachsüchtig, nicht alle diebisch; aber alle, ohne Ausnahme, abergläubig. Sie lieben alle ihren Aberglauben. Er ist die liebste Nahrung ihrer Seele. Sie werden sogar auf denjenigen erbittert, der ihnen denselben zu rauben sucht. Dieser Fehler rührt nicht, wie viele andere, vom Klima her. Er wird unter allen Himmelsstrichen, sowohl unter der Linie, als an dem Nord- und Südpole, gefunden. Man trifft ihn auch bei allen wilden, rohen, wenig kultivirten Völkern an, und eben so bei denjenigen, die von Natur mit den besten intellektuellen Anlagen ausgerüstet sind, wie bei solchen, die den stumpfesten Verstand haben.

Die Mauren sind ein Volk, dem es an natürlichem Verstande nicht mangelt, und doch ist keins abergläubiger, als sie. Ihren Kindern hängen sie die Figur einer Hand um den Hals und malen sie auf ihre Schiffe und Häuser, als Gegengift für böse Augen. Die Fünfe ist bei ihnen eine unglückliche Zahl. Leute, die schon bei Jahren sind, tragen einige Sprüche von ihrem Alkoran entweder auf der Brust, oder nähen sie in ihre Mützen ein, um Hexerei und Zauberei zu verhüten und sich gegen Krankheiten und andere unglückliche Zufälle zu sichern. Diesen Zetteln schreiben sie eine so allgemein wirkende Kraft zu, daß sie sogar ihrem Viehe, ihren Pferden und andern Lastthieren sie an den Hals hängen. Auf Hexenmeister und Zauberer setzen sie viel Vertrauen. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, insonderheit bei langwierigen Krankheiten, haben sie verschiedene abergläubige Ceremonien. Sie opfern einen Hahn, ein Schaf oder eine Ziege, und zwar dergestalt, daß sie den ganzen Körper vergraben. Sie trinken etwas vom Blute,

oder verbrennen und zerstreuen die Federn. Es ist in ganz Algier eine herrschende Meinung, daß alle Krankheiten daher rühren, daß man Jenounen (eine Art von Wesen, das sie zwischen Engel und Teufel setzen) beleidigt hat. Sie glauben, wie unsere Vorfahren, daß die Hexen die Schatten und Quellen suchen, sich in Kröten, Schlangen, oder andere kleine Thiere verwandeln, und daß die Menschen, da sie ihnen beständig in den Weg kommen, leicht von ihnen beschädigt werden können. Wenn jemand daher lahm oder krank wird, so bilden sie sich ein, daß er eins von diesen Wesen beleidigt habe. Einige Weiber werden sogleich herbei geholt, die sich auf dergleichen Künste verstehen sollen. Diese gehen Mittwochs mit Räuchwerk zu einer Quelle in der Nähe, wo sie, nach dem Geschlechte oder Range des Kranken, oder der Natur der Krankheit, ein Huhn, oder einen Hahn, ein Lamm oder einen Bock opfern *).

Die Araber, dies lebhafte, mit den besten Talenten begabte Volk, sind nicht weniger abergläubig. Sie haben eine Wissenschaft, die sie „die Wissenschaft vom Namen Gottes" nennen. Durch diese soll man erfahren können, was in weit entfernten Ländern vorgeht; weil derjenige, der diese Wissenschaft besitzt, in einer genauen Verbindung mit den Geistern stehen soll, die ihn von allem benachrichtigen, was er zu wissen verlangt. Durch diese Wissenschaft soll man auch Wind und Wetter regieren, Schlangenbisse, Krüppel, Lahme und Blinde heilen können. Niebuhr meint, daß auch die Kunst, vergrabene Schätze zu finden, dazu gehöre. Einige sollen auch die Kunst, Zettel zu schreiben, verstehen, die gegen böse Augen und unzählige andere Zufälle gut seyn sollen. Diese Zettel tragen sie, in Leder genäht, an der Mütze, den Armen und der Brust. Sie hängen auch ihren Pferden, Eseln und Maulthieren ganze Schnüre davon um den Hals, um schädliche

*) Schaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Kap. 3. Abschn. 10.

Zufälle von ihnen abzuwehren, Eßlust bei ihnen zu erwekken u. s. f. Einige von diesen Zetteln sollen Fliegen und Mücken aus den Zimmern vertreiben können, wo sie in die Fenster gesetzt sind; andere sollen die Kunst besitzen, aus dem Namen eines Menschen und dem Namen seiner Mutter vorher sagen zu können, was ihm begegnen wird. Sie machen auch Unterschied zwischen glücklichen und unglücklichen Tagen. Montag, Donnerstag und Sonnabend werden zur Antretung einer Reise für glücklich gehalten. Sie glauben auch sehr an Hexerei, z. B. jemand die Liebe anhexen zu können. Einige nehmen sich keine Handlung von Wichtigkeit vor, ohne im voraus die Knöpfe ihrer Kleider oder die Steine ihres Rosenkranzes gezählt zu haben, wodurch sie dieselben gleichsam um Rath fragen *).

So können selbst diejenigen Menschen, die einige Kultur haben, in die Finsterniß des Aberglaubens sinken; und wie tief müssen nicht diejenigen darin versunken liegen, die ganz roh und unkultivirt sind! Solche Menschen glauben, außer der Wahrheit, alles. Es gibt keinen Aberglauben, der nicht Eingang finden und von demjenigen gern angenommen werden könnte, der mehr von der Fantasie, als von der Vernunft geleitet wird. Auf welche Weise die vielen, die unzählig vielen besondern Arten von Aberglauben entstanden sind, was Veranlassung dazu gegeben hat, ist unmöglich auszuforschen; bei einigen wenigen Arten ließ es sich wohl thun, welches ich nachher zeigen werde; allein den Ursprung aller Arten von Aberglauben sucht man vergebens auszuspüren. Dagegen ist es leicht, eine allgemeine Ursache derselben anzugeben. Der Aberglaube ist gewiß nicht dem Menschen angeboren, sondern blos in seiner Unwissenheit im Bezug auf die Erzeugnisse der Natur und Kunst gegründet; er nimmt daher immer bei einem Volke in demselben Maße ab, wie die Kultur des Verstandes zunimmt.

---

*) Niebuhrs Beschreibung von Arabien. S. 121.

oder verbrennen und zerstreuen die Federn. Es ist in ganz Algier eine herrschende Meinung, daß alle Krankheiten daher rühren, daß man Jenounen (eine Art von Wesen, das sie zwischen Engel und Teufel setzen) beleidigt hat. Sie glauben, wie unsere Vorfahren, daß die Hexen die Schatten und Quellen suchen, sich in Kröten, Schlangen, oder andere kleine Thiere verwandeln, und daß die Menschen, da sie ihnen beständig in den Weg kommen, leicht von ihnen beschädigt werden können. Wenn jemand daher lahm oder krank wird, so bilden sie sich ein, daß er eins von diesen Wesen beleidigt habe. Einige Weiber werden sogleich herbei geholt, die sich auf dergleichen Künste verstehen sollen. Diese gehen Mittwochs mit Räuchwerk zu einer Quelle in der Nähe, wo sie, nach dem Geschlechte oder Range des Kranken, oder der Natur der Krankheit, ein Huhn, oder einen Hahn, ein Lamm oder einen Bock opfern *).

Die Araber, dies lebhafte, mit den besten Talenten begabte Volk, sind nicht weniger abergläubig. Sie haben eine Wissenschaft, die sie „die Wissenschaft vom Namen Gottes" nennen. Durch diese soll man erfahren können, was in weit entfernten Ländern vorgeht; weil derjenige, der diese Wissenschaft besitzt, in einer genauen Verbindung mit den Geistern stehen soll, die ihn von allem benachrichtigen, was er zu wissen verlangt. Durch diese Wissenschaft soll man auch Wind und Wetter regieren, Schlangenbisse, Krüppel, Lahme und Blinde heilen können. Niebuhr meint, daß auch die Kunst, vergrabene Schätze zu finden, dazu gehöre. Einige sollen auch die Kunst, Zettel zu schreiben, verstehen, die gegen böse Augen und unzählige andere Zufälle gut seyn sollen. Diese Zettel tragen sie, in Leder genäht, an der Mütze, den Armen und der Brust. Sie hängen auch ihren Pferden, Eseln und Maulthieren ganze Schnüre davon um den Hals, um schädliche

*) Schaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Kap. 5. Abschn. 10.

Zufälle von ihnen abzuwehren, Eßlust bei ihnen zu erwekken u. s. f. Einige von diesen Zetteln sollen Fliegen und Mücken aus den Zimmern vertreiben können, wo sie in die Fenster gesetzt sind; andere sollen die Kunst besitzen, aus dem Namen eines Menschen und dem Namen seiner Mutter vorher sagen zu können, was ihm begegnen wird. Sie machen auch Unterschied zwischen glücklichen und unglücklichen Tagen. Montag, Donnerstag und Sonnabend werden zur Antretung einer Reise für glücklich gehalten. Sie glauben auch sehr an Hexerei, z. B. jemand die Liebe anhexen zu können. Einige nehmen sich keine Handlung von Wichtigkeit vor, ohne im voraus die Knöpfe ihrer Kleider oder die Steine ihres Rosenkranzes gezählt zu haben, wodurch sie dieselben gleichsam um Rath fragen *).

So können selbst diejenigen Menschen, die einige Kultur haben, in die Finsterniß des Aberglaubens sinken; und wie tief müssen nicht diejenigen darin versunken liegen, die ganz roh und unkultivirt sind! Solche Menschen glauben, außer der Wahrheit, alles. Es gibt keinen Aberglauben, der nicht Eingang finden und von demjenigen gern angenommen werden könnte, der mehr von der Fantasie, als von der Vernunft geleitet wird. Auf welche Weise die vielen, die unzählig vielen besondern Arten von Aberglauben entstanden sind, was Veranlassung dazu gegeben hat, ist unmöglich auszuforschen; bei einigen wenigen Arten ließ es sich wohl thun, welches ich nachher zeigen werde; allein den Ursprung aller Arten von Aberglauben sucht man vergebens auszuspüren. Dagegen ist es leicht, eine allgemeine Ursache derselben anzugeben. Der Aberglaube ist gewiß nicht dem Menschen angeboren, sondern blos in seiner Unwissenheit im Bezug auf die Erzeugnisse der Natur und Kunst gegründet; er nimmt daher immer bei einem Volke in demselben Maße ab, wie die Kultur des Verstandes zunimmt.

---

*) Niebuhrs Beschreibung von Arabien. S. 121.

Eine Ursache des Aberglaubens der wilden und rohen Völker ist diese, daß sie von den Produkten der Kunst keine Kenntniß haben. Wie abergläubig die Indianer am Oronoko, im Betreff des beschriebenen Papieres, sind, habe ich oben erwähnt. Da sie die Kunst, zu schreiben und, mittelst geschriebener Zeichen, andern ihre Gedanken zu eröffnen, nicht kennen: so haben sie viel Ehrfurcht für das beschriebene Papier und stehen in dem Wahne, daß derjenige, der es blos ansieht, die verborgensten Dinge entdecken kann. So glaubten auch die Orotchysen, wenn sie die Franzosen schreiben sahen, daß es magische Zeichen wären, und hielten sie für Zauberer. Sie weigerten sich daher, auf das, was die Franzosen fragten, zu antworten, indem sie zu verstehen gaben, daß dies etwas Böses sey *). Die Karaiben glauben ebenfalls, wenn sie ein Schießgewehr sehen, daß es ein böser Geist sey, der durch dasselbe wirket **). Wie, wenn diese Menschen die Wirkungen der Elektricität und des Galvanism sähen, müßten sie dann nicht nothwendig dasselbe glauben?

So unwissend sie aber, im Betreff der Produkte der Kunst, sind, so wenig Kenntniß haben sie auch von der Natur, ihren Wirkungen und Kräften, und diese Unwissenheit muß nothwendig Aberglauben nach sich ziehen. Man betrachte nur unter andern die Einwohner von Louisiana. Diese wissen weder die Tage zu zählen, noch die Wochen zu unterscheiden. Nach der Kälte des Winters und der Wärme des Sommers bestimmen sie den Lauf eines Jahres; allein auf die, in dieser Zeit vorfallenden, Mondwechsel, oder auf die kleinern

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. II.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 81.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 5. Hauptst. 15. Abschn. 15.

Abtheilungen der Zeit zu merken, damit wollen sie ihr Gedächtniß nicht beschweren. Es kommt ihnen nicht einmal in den Sinn, die Jahre zu zählen; fragt man daher jemanden: wie alt er sey? so weiß er darauf keinen andern Bescheid zu geben, als zu erzählen: wie viele Gouverneure er gekannt habe, und selbst diese Nachrichten sind unvollständig. Das Vergangene im Gedächtnisse zu behalten, kümmert sie nicht. Ihre Einbildungskraft beschäftigt sich blos mit dem Gegenwärtigen, und zwar nur mit dem, was sie gerade vor sich haben. Hierin sind die Kultivirten denjenigen ganz ähnlich, die gar keine Kultur haben *).

Von Menschen, die in dem Grade dumm und unwissend sind, kann man keinen, selbst nicht einmal den dunkelsten Begriff von den Einrichtungen und Kräften der Natur erwarten. Sie sehen die Wirkungen, kennen aber die Ursachen derselben nicht; und sind sie aus dem ganz thierischen Zustande so weit herausgekommen, daß sie anfangen, nach der Ursache zu fragen: so kann man gewiß seyn, daß sie die richtige nie treffen werden. Sie können auch, weil sie durchaus keine Kultur des Verstandes haben, die richtige unmöglich treffen.

Die Phänomene, die selbst den rohesten Menschenverstand erweckt haben und nothwendig erwecken mußten, sind Sonnen- und Mondsinsternisse, Ungewitter, Donner und Blitz. Diese schrecklichen Vorgänge in der Natur konnten nichts anders, als eine Frage nach der Ursache dieser Naturbegebenheiten bei ihnen erwecken, die diese rohen Menschen in Furcht und Schrecken setzen mußten. Die täglichen, sanftern Abwechselungen in der Natur, Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte, die Fruchtbarkeit der Natur, die labende Kraft des Wassers, die Geburt und der Tod der Thiere und tausend

*) De Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. II. Absch. 18.

Eine Ursache des Aberglaubens der wilden und rohen Völker ist diese, daß sie von den Produkten der Kunst keine Kenntniß haben. Wie abergläubig die Indianer am Oronoko, im Betreff des beschriebenen Papieres, sind, habe ich oben erwähnt. Da sie die Kunst, zu schreiben und, mittelst geschriebener Zeichen, andern ihre Gedanken zu eröffnen, nicht kennen: so haben sie viel Ehrfurcht für das beschriebene Papier und stehen in dem Wahne, daß derjenige, der es blos ansieht, die verborgensten Dinge entdecken kann. So glaubten auch die Orotchysen, wenn sie die Franzosen schreiben sahen, daß es magische Zeichen wären, und hielten sie für Zauberer. Sie weigerten sich daher, auf das, was die Franzosen fragten, zu antworten, indem sie zu verstehen gaben, daß dies etwas Böses sey *). Die Karaiben glauben ebenfalls, wenn sie ein Schießgewehr sehen, daß es ein böser Geist sey, der durch dasselbe wirket **). Wie, wenn diese Menschen die Wirkungen der Elektricität und des Galvanism sähen, müßten sie dann nicht nothwendig dasselbe glauben?

So unwissend sie aber, im Betreff der Produkte der Kunst, sind, so wenig Kenntniß haben sie auch von der Natur, ihren Wirkungen und Kräften, und diese Unwissenheit muß nothwendig Aberglauben nach sich ziehen. Man betrachte nur unter andern die Einwohner von Louisiana. Diese wissen weder die Tage zu zählen, noch die Wochen zu unterscheiden. Nach der Kälte des Winters und der Wärme des Sommers bestimmen sie den Lauf eines Jahres; allein auf die, in dieser Zeit vorfallenden, Mondwechsel, oder auf die kleinern

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. II.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 81.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 5. Hauptst. 15. Abschn. 15.

Abtheilungen der Zeit zu merken, damit wollen sie ihr Gedächtniß nicht beschweren. Es kommt ihnen nicht einmal in den Sinn, die Jahre zu zählen; fragt man daher jemanden: wie alt er sey? so weiß er darauf keinen andern Bescheid zu geben, als zu erzählen: wie viele Gouverneure er gekannt habe, und selbst diese Nachrichten sind unvollständig. Das Vergangene im Gedächtnisse zu behalten, kümmert sie nicht. Ihre Einbildungskraft beschäftigt sich blos mit dem Gegenwärtigen, und zwar nur mit dem, was sie gerade vor sich haben. Hierin sind die Kultivirten denjenigen ganz ähnlich, die gar keine Kultur haben *).

Von Menschen, die in dem Grade dumm und unwissend sind, kann man keinen, selbst nicht einmal den dunkelsten Begriff von den Einrichtungen und Kräften der Natur erwarten. Sie sehen die Wirkungen, kennen aber die Ursachen derselben nicht; und sind sie aus dem ganz thierischen Zustande so weit herausgekommen, daß sie anfangen, nach der Ursache zu fragen: so kann man gewiß seyn, daß sie die richtige nie treffen werden. Sie können auch, weil sie durchaus keine Kultur des Verstandes haben, die richtige unmöglich treffen.

Die Phänomene, die selbst den rohesten Menschenverstand erweckt haben und nothwendig erwecken mußten, sind Sonnen- und Mondfinsternisse, Ungewitter, Donner und Blitz. Diese schrecklichen Vorgänge in der Natur konnten nichts anders, als eine Frage nach der Ursache dieser Naturbegebenheiten bei ihnen erwecken, die diese rohen Menschen in Furcht und Schrecken setzen mußten. Die täglichen, sanftern Abwechselungen in der Natur, Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte, die Fruchtbarkeit der Natur, die labende Kraft des Wassers, die Geburt und der Tod der Thiere und tausend

---

*) De Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. II. Abschn. 18.

andere Naturbegebenheiten haben ihre Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen können, weil der Menschenverstand noch in der Wiege liegt. Solche Naturbegebenheiten waren theils so gewöhnlich, daß sie dieselben nicht bemerkten, theils so schwach, daß sie ihr Nachdenken nicht erwecken konnten. Man findet daher nicht, daß die wilden und ganz rohen Menschen angefangen haben, nach der Ursache dieser Phänomene zu fragen. Nur jene, die sie in Schrecken setzten, waren stark genug, sie aus dem Schlummer zu wekken. Allein der Erfolg ihrer Untersuchungen dieser Vorgänge und Erscheinungen, die in der Natur Statt finden, zeigt, wie wenig sie die Natur und ihre Einrichtungen kannten. Ich will durch einige Beispiele den Leser hiervon überzeugen.

Die Einwohner von Guayra, eine Provinz im südlichen Amerika, glauben, wenn Sonnen- und Mondfinsternisse sich ereignen, daß es im Himmel einen Tiger und einen großen Hund gebe, die Sonne und Mond zu verschlingen pflegen, worüber sie sehr erschrecken *). Dieses Volk ist aber auch so dumm, daß es bis zur Zehen nicht zählen kann, ohne fehl zu zählen. — Die Chiguitos, die auch im südlichen Amerika wohnen, glauben, wenn der Mond verfinstert wird, daß er von Schweinen gebissen und davon blutig werde, weil er um diese Zeit eine röthliche Farbe hat. Um den Mond von diesen Thieren zu befreien, schießen sie mit ihren Pfeilen so lange in die Luft, bis er wie gewöhnlich aussieht. Das ist natürlich, daß sie, wenn sie den Mond in seiner gewöhnlichen Gestalt wieder sehen, solches ihren Pfeilen zuschreiben und dadurch in ihrem Aberglauben bestärkt werden müssen **). Wenn die Caraiben eine Mondfinsterniß sehen, glauben sie, daß es ein böser Geist sey, der den Mond verschlinge. Sie glauben, die-

*) Geschichte von Paraguay, von Charleroix. Buch. IV. S. 270.

**) a. St. Buch XIV. S. 221.

ser böse Geist sey auch da gegenwärtig, wo sie einen üblen Geruch bemerken. — Wie wenig sie übrigens den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen kennen, legen sie auch durch andere Arten von Aberglauben an den Tag. So essen sie kein Schweinefleisch, aus Furcht, eben solche kleine Augen zu erhalten, wie die Schweine; aber auch keine Schildkröten, um nicht so dumm zu werden, wie sie. Hier hatten sie wohl am wenigsten Ursache, etwas zu befürchten, da sie nicht leicht dümmer werden können, als sie sind *). Die Indianer am Oronoko halten Sonne, Mond und Sterne für lebendige Geschöpfe. Einer sagte einstmals zu Salvator Gilii: „diese da oben sind Menschen, wie wir." Wenn daher der Mond verfinstert wird, glauben sie, daß er von ihnen weggehe oder sterbe. Sie fangen dann ein Weinen und Geheul an und bieten ihm Geschenke, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Einige glauben, daß es ihm an Essen fehle und daß er Hungers sterben müsse, und schicken sich daher gleich zum Säen und Pflanzen an, um ihm Unterhalt zu verschaffen. Andere glauben, daß er von feindseligen Menschen verwundet worden sey, und ergreifen daher geschwind die Waffen, um seine Feinde aufzusuchen und abzustrafen, und andere meinen, daß er, über ihre Gleichgültigkeit gegen ihn mißvergnügt, ihnen sein Licht nehme, um es andern zu schenken **).

Die Patagonier haben von den Gestirnen ungefähr die nämlichen Vorstellungen, wie die Indianer am Oronoko. Sie sind der Meinung, daß die Sterne ehemalige Indianer gewesen und daß die Milchstraße ein Feld sey, wo sie auf der Straußenjagd sind ***). Die Einwohner von Otaheiti hal-

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 6. Hauptst. 15. Abschn. 15.

**) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii S. 339. u. 341.

***) Beschreibung von Patagonien, von Falkner. Kap. 5.

ten die Sterne für die Kinder der Sonne und des Mondes. Wenn sich die Sonne und der Mond verfinstern, so glauben sie, daß sie sich dann in ehelicher Verbindung befinden, und erklären daraus Krieg, Krankheit und dergleichen. Wenn sich ein Stern reinigt, so glauben sie eine Gottheit zu sehen. In dem Monde ist, ihrer Meinung nach, ein großes Land, voll Bäume und Früchte *). Wenn die Peruaner eine Sonnenfinsterniß sahen, so glaubten sie, daß die Sonne, wegen eines von ihnen begangenen Fehlers, bös auf sie sey, und prophezeieten daraus, es würde dem ganzen Volke bald ein großes Unglück begegnen. Wenn sich der Mond verfinsterte, so hielten sie ihn für krank und besorgten, daß er unfehlbar sterbe, sobald er sich ganz verfinstere, alsdann würde er vom Himmel fallen, sie alle erschlagen und das Ende der Welt verursachen. Nachdem die Finsterniß groß oder klein war, darnach beurtheilten sie auch die Beschaffenheit und den Zustand seiner Krankheit, und wenn er nach und nach sein Licht wieder bekam, so glaubten sie, er bessere sich und Pachacamas, der die Welt regiere, habe ihm geholfen, damit er nicht herunter fallen und die Welt vernichten möchte. Hatte er also sein völliges Licht wieder, so zeigte das Volk eine große Freude **).

Die Grönländer sind derselben Meinung, wie die Patagonier, daß Sonne, Mond und Sterne ihre Vorfahren gewesen und bei einer besondern Gelegenheit in den Himmel aufgenommen worden sind. Allein da diese beiden Völker so sehr weit von einander entfernt sind, so haben sie gewiß diese Meinung nicht von einander entlehnt; daher weichen sie auch darin von einander ab. — Der Mond soll eine Mannsperson und die Sonne seine Schwester gewesen seyn. Die Ursache, warum diese beiden Geschwister in dem

*) Wilsons Missionsreise. S. 368.; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. II.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 2. Hauptst. 5. Abschn. 8. §. 45.

Himmel aufgenommen und zu himmlischen Lichtern ernannt worden sind, soll diese seyn: mehrere Jünglinge und Jungfrauen spielten einstmals in einem Hause von Schnee, wo der Mond, der in seine Schwester verliebt war, das Licht jeden Abend auszupußen pflegte, um ihres Umgangs zu genießen. Weil sie aber darüber verdrießlich war, so beschmierte sie einstmals ihre Hände mit Ruß, um das Gesicht oder die Kleider desjenigen zu schwärzen, der sie im Dunkeln verfolgte, damit sie erfahren könnte, wer er gewesen sey, und daher kommen die Flecken des Mondes. Denn da er mit einem schönen, weißen Rennthierpelze bekleidet war, so ward dieser von der Schwärze sehr beschmutzt. Die Sonne lief darauf hinaus und zündete ein Stück Moos an; der Mond that ein Gleiches, sein Feuer verlosch aber bald wieder; daher sieht der Mond wie eine glühende Kohle und scheint nicht so hell, wie die Sonne. Der Mond lief dann der Sonne rings um das Haus herum nach, als wenn er sie erhaschen wollte; sie floh aber, um ihn los zu werden, in die Luft, und der Mond schlug, um sie zu verfolgen, denselben Weg ein, und so laufen sie noch täglich einander nach, die Sonne jedoch weiter oben, als der Mond. — Nach ihrer Meinung ist der letztere noch gezwungen, seiner Nahrung auf der Erde und im Meere dadurch nachzugehen, daß er Seehunde fängt, eine Kost, die er vom Anfange an gewohnt ist, und dies geschieht dann, wenn er am Himmel nicht sichtbar ist. — Sie glauben, daß der Mond zuweilen herab komme und ihren Weibern beiwohne. Auch dürfen junge Mädchen den Mond nicht lange anstarren, weil zu befürchten ist, sie möchten von ihm geschwängert werden. Dieser Wahn mag wahrscheinlich oft jungen Mädchen, wenn sie gefallen sind, gut zu Statten kommen. Es ist doch etwas sehr Anständiges, von dem Monde geschwängert worden zu seyn.

Die Grönländer glauben auch, daß die Sterne ehedem theils Menschen, theils Thiere und Fische gewesen sind, und daß die blaß glänzenden Sterne Nieren, die rothglän-

zenden aber Leber essen. — Man kann sich leicht vorstellen, daß Menschen, die solche lächerliche Begriffe von den Himmelskörpern haben, sich vernünftigere Vorstellungen von den andern Lufterscheinungen nicht werden machen können. So halten sie den Schnee für das Blut der Todten, der Regen aber komme von einem See oben im Himmel. Wenn der See überläuft, so fällt das Wasser auf die Erde herab. Wenn es donnert, so glauben sie, es schlagen sich zwei alte Weiber, die in der Luft in einem kleinen Hause wohnen, um ein ausgedehntes Seehundsfell. Während des Streites fällt das Haus ein, die Stücke fliegen herum, die Lampen werden zerbrochen und das Feuer fliegt in die Luft. Dies sind die Ursachen des Donners und des Blitzes *).

Die Guaycurussen, eine Völkerschaft, welche die südlichsten Gegenden von Amerika bewohnt, haben doch etwas erträglichere Begriffe von solchem Ungewitter. Sie schreiben es einem bösen Geiste zu, und gehen aus ihren Dörfern heraus, wenn ein Ungewitter sie bedroht. Die Männer sind bewaffnet. Weiber und Kinder schreien aus vollem Halse, in der Meinung, daß sie den bösen Geist, der dieses Ungewitter über sie bringen will, dadurch werden verjagen können. Die Erfahrung lehrt ihnen zwar, daß alles dieses nichts helfe, sie thun es aber doch jedesmal, vielleicht weil sie glauben, daß der böse Geist es noch ärger machen würde, wenn sie nicht durch ihr Geschrei und ihre Drohungen ihn in Furcht setzten **).

Ich würde mehrere Beispiele leicht anführen können, wenn ich nicht befürchten müßte, daß es die Geduld des Lesers ermüden würde; allein die angeführten können wohl auch hinreichend seyn, um die übergroße Unwissenheit der

*) Det gamle Grönlands nye Perlustration eller Naturelhistorie, af Hans Egede. Kap. XX.

**) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. II. S. 109.

wilden und rohen Völker in Ansehung der Natur zu zeigen. Traurig ist es, daß Geschöpfe, in denen eine menschliche Seele wohnet, auf alle diese lächerlichen Erklärungen der Naturphänomene fallen können; es ist aber leicht begreiflich, daß es keine Art von Aberglauben geben kann, sie sey so thöricht, so unsinnig, wie sie wolle, die nicht von Menschen könnte angenommen werden, welche die Einrichtung, die Kräfte und Wirkungen der Natur durchaus nicht kennen, und die es gar nicht kümmert, den Zusammenhang zwischen der Wirkung und der Ursache zu untersuchen, oder aus Mangel an Vernunft es nicht einmal thun können. Es gibt daher auch kaum irgend eine Art von Aberglauben, der bei diesen wilden und rohen Völkern nicht gefunden wird. Traurig ist es nur, daß derselbe Aberglaube auch mitten in der Christenheit bei unserm rohen gemeinen Manne gefunden wird; denn wenn dieser nicht durch die Erziehung bessere Kenntniß von der Natur erhält, als die andern rohen Menschen, so ist es natürlich, daß der Aberglaube gleich groß seyn und sich auf eben dieselbe Art äußern muß. Auslegung der Träume, Wahrsagungen und Hexerei, Glaube an Gespenster, an glückliche und unglückliche Tage, an Amulete und ihre Kraft sind die verschiedenen Aeußerungen des Aberglaubens. Ich will einige Beispiele dieser Sprößlinge der Dummheit und Unwissenheit anführen.

Ich will zuerst ihrer Träumereien erwähnen. — Die Einwohner in Batavia und der umliegenden Gegend glauben einen Teufel, welchen sie für den Urheber alles Uebels und aller Krankheiten halten, und bringen ihm daher, wenn sie krank oder sonst in Noth sind, Fleisch, Geld oder andere Dinge zum Sühnopfer dar. Gibt es jemand, der nirgends Ruhe findet, oder träumt ihm zwei, drei Nächte nach einander, so glaubt er, daß der böse Geist ihm seine Befehle bekannt machen und ihn mit Krankheit oder Tod gewiß strafen werde, wenn er seinen Willen nicht vollziehe. Kann er seine Träume nicht selbst deuten, so nimmt er zu den Priestern seine Zuflucht. Diese wissen ihm denn gleich

eine Erklärung derselben zu geben, die gewöhnlich darauf ausgeht, daß der Teufel Geld oder Lebensmittel verlange, und er zaudert dann nicht lange mit diesem Opfer. Er legt es auf einen, von Kokosblättern gemachten, Teller und hängt es an die Aeste eines Baumes, der doch nahe am Wasser stehen muß. Doch glauben sie nicht, daß der Teufel dieses Geld selbst brauche, sondern ihnen blos diese Gabe als eine Strafe für irgend ein begangenes Verbrechen auflege, und halten es für gleichgültig, wer es nachher nimmt. Was das Fleisch hingegen betrifft, so glauben sie, daß er eben nicht die gröbern Theile davon esse, sondern es blos so lange aussauge, bis es weder Saft noch Kraft mehr hat *). — Man begreift leicht, wer das Geld nimmt, und daß die Priester wohl wissen, das Fleisch zu essen, ehe der böse Geist den Saft daraus gesogen hat.

Allein es glauben doch nicht alle, daß Träume von einem bösen Geiste herrühren. Die Otaheitier bilden sich ein, daß die pünktliche Erfüllung aller gottesdienstlichen Pflichten ihnen jeden zeitlichen Segen verschaffe; und weil sie ferner glauben, daß der belebende, mächtige Einfluß der Gottheit überall ausgegossen sey, so ist es kein Wunder, daß der Aberglaube ihm allerlei Wirkungen zuschreibt. Plötzliche Todesfälle und ähnliche Ereignisse geschehen durch unmittelbares Wirken irgend einer Gottheit. Stößt einer mit dem Füße an einen Stein und es schmerzt ihn, so hat es der Eatua (der Gott) gethan. So sind ihre Träume auch entweder Eingebungen Gottes, oder abgeschiedener Seelen ihrer Freunde, wodurch sie im Stande sind, zukünftige Dinge vorher zu sagen; doch besitzt nicht ein jeder diese Gabe. Die Träumer genießen in ihrem Vaterlande beinahe gleiches Ansehen mit den inspirirten Priestern und Prophe-

*) Geschichte der neuesten Reisen um die Welt, von Hawkesworth. B. IV. S. 748.

sinnen, deren Vorherverkündigungen sie blindlings glauben und in allen wichtigen Unternehmungen zur Richtschnur brauchen *).

Die nordamerikanischen Indianer schreiben ebenfalls einem guten Geiste ihre Träume zu. Sie halten daher viel darauf, und bilden sich wirklich ein, daß sie von den Begebenheiten ihres ganzen künftigen Lebens träumen, oder doch wenigstens daraus schließen können, was ihnen in der Zukunft begegnen werde. Sie machen daher, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, diese Träumereien zu einer gottesdienstlichen Handlung, wobei sie sich folgendermaßen verhalten: die Jungen beschmieren sich das ganze Gesicht mit einer schwarzen Farbe und fasten einige Tage, in welcher Zeit sie hoffen, daß der gute Geist sich ihnen in irgend einer Gestalt in Träumen offenbaren werde. Das lange Fasten, mit der lebhaften Phantasie der Jugend verbunden, muß natürlicherweise viele Bilder im Gehirne hervorbringen, und des Morgens lassen die Alten sich getreulich von ihnen erzählen, was ihnen des Nachts geträumet hat **).

Aus obigen Beispielen sieht man, wie die rohen Völker auf den Gedanken gekommen sind, daß Träume etwas zu bedeuten haben. Sie kannten die Einbildungskraft, ihre Wirkungen und die Gesetze nicht, nach welchen sie wirket, und glaubten daher, daß Träume nothwendig etwas Außerordentliches seyn und von einem guten oder bösen Geiste, oder auch zuweilen von den abgeschiedenen Seelen ihrer Freunde herrühren müßten. Sie standen in dem Wahne, daß ihnen dadurch etwas Wichtiges bekannt gemacht werden müsse, entweder was sie zu thun hätten, um ihre Unternehmungen zu einem

---

*) Cooks dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. II. S. 557.

**) Rogers Beschreibung von Nordamerika, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 246.

gewünschten Ausgange zu bringen, oder was ihnen begegnen würde, um demselben entgehen zu können.

Eine andere Frage ist es aber, wie sie auf die vielen Auslegungen ihrer Träume gefallen sind, die öfters in gar keiner Verbindung mit dem Traume stehen; z. B. daß es, wenn eine Frau von einer schwarzen Katze träumt, bedeuten solle, daß ihr Mann von seiner Reise nach Hause komme. Der scharfsinnigste Denker wird kaum einigen Zusammenhang zwischen diesem Traume und der Auslegung desselben finden können. Und das nämliche ist beinahe auf alle Träume und ihre Auslegung anwendbar. Allein wie können denn die Menschen auf alle diese ungereimten und lächerlichen Auslegungen gefallen seyn? Ich halte dafür, daß das Verfahren der Kamtschadalen in Ansehung ihrer Träume zur Beantwortung dieser Frage dienen kann. — Diese haben ihre Schamanen, wie mehrere asiatische Völkerschaften, und brauchen sie, wenn sie etwas entdecken wollen, was ihnen unbekannt ist, z. B. wenn ihnen etwas gestohlen ist, oder sie eine Erscheinung oder einen Traum ausgelegt haben wollen. Die Erklärung ihrer Träume liegt ihnen besonders sehr am Herzen, und es ist daher des Morgens ihr erstes Geschäft, ihre Träume einander zu erzählen und auszulegen. Können sie nun aus ihren Traumregeln einen Traum nicht erklären, so bemerken sie genau, was an dem Tage oder in der Zukunft geschieht, und leiten daraus neue Regeln zur Vermehrung ihres Traumsystems her *).

Hieraus sieht man, wie die rohen Völker auf alle die ungereimten und unzusammenhängenden Traumdeutungen gerathen sind. Sie bemerkten blos, was auf diesen oder jenen Traum folgte und bildeten sich jetzt ein, daß der Traum das bedeuten solle, was darauf folge. Wenn dies zufälligerweise mehrmals eintraf, so hatte es mit ihrer Aus-

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 23. S. 246.

legung derselben seine völlige Richtigkeit. Auf die Art würde es ein Leichtes seyn, ein so grosses Traumbuch zu erhalten, als man wünschte. Die Erfahrung muß zwar diese rohen Menschen gelehrt haben, daß ein und derselbe Traum nicht immer das nämliche bedeute; allein der allgemeine Hause liebt seinen Aberglauben zu sehr, als daß er solche Abweichungen von der Regel bemerken sollte; und wenn man sie auch bemerkt, so ist man doch immer geneigt, Ausflüchte zu suchen, um die Unfehlbarkeit der Regel zu rechtfertigen.

Weissagungen und Traumdeutungen stehen in so fern mit einander in Verbindung, als sie beide aus einer Quelle entspringen, nämlich aus Neugierde und Lust in die Zukunft zu schauen. Es gibt nichts, das weniger zu wünschen wäre, als sein künftiges Schicksal vorher zu wissen, und doch hat der rohe, gemeine Hause keinen sehnlichern Wunsch. Daher kommt es, daß man in seinen Träumen gern etwas Bedeutungsvolles findet; daher auch der allgemeine Hang zum Glauben an Weissagungen und das unerklärbare Vertrauen, das die Einfältigen auf Wahrsager und Wahrsagerinnen setzen, so oft sie sich auch von ihnen mögen betrogen sehen.

Sonderbar ist es aber, daß die rohen und die kultivirten Völker dieselben Mittel gebraucht haben, das Zukünftige vorher zu sehen. Die Himmelslichter sind immer, sowohl im Südmeere, als in Chaldäa, als ein Mittel gebraucht worden, in die Dunkelheit der Zukunft hinein zu schauen. Die Otaheitier nehmen in ihren öffentlichen Berathschlagungen Rücksicht auf gewisse Erscheinungen des Mondes. Wenn er das erste Mal nach seiner Veränderung in einer horizontalen Lage erscheint, so daß der konvexe Theil nach unten zu gekehrt ist, so ziehen sie, im vollen Vertrauen auf den glücklichsten Erfolg, in den Krieg *). Wahrscheinlich

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 558.

muß dies einmal eingetroffen seyn, und dies war also genug, um daraus eine Regel in der Wahrsagerkunst herzuleiten.

Bei den Römern glaubte man aus dem Fluge der Vögel das Zukünftige vorhersagen zu können. Die Anwohner des Oronoko's weissagen aus ihrem Gesange. Sie halten ihn für eine Unterredung zwischen ihnen und für einen Unterricht vom Himmel für die Menschen. Daher erweckt dieser Gesang, wenn sie ihn in den Wäldern hören, bald Betrübniß bei ihnen, bald Freude, nachdem sie ihn erklären. Außer diesem Aberglauben haben sie auch eine Art Hexerei mit gewissen Wurzeln. Durch einige, die sie bei sich tragen, glauben sie sich diejenigen gewogen machen zu können, von denen sie sonst eine üble Behandlung zu befürchten hätten, durch andere Liebe erwecken und jedes Herz besiegen zu können *).

Die Römer sagten aus den Eingeweiden der Thiere den Ausgang einer Unternehmung vorher; das nämliche thun die Battas, ein Volk auf Sumatra. Ehe sie in den Krieg ziehen, schlachten sie einen Büffel, oder ein ganz weißes Huhn, und weissagen aus der Bewegung der Eingeweide den guten oder üblen Ausgang ihres Vorhabens. Dies ist aber für den Priester, der diese Ceremonie verrichtet, eine gefährliche Sache; denn wenn seine Prophezeiung nicht eintrifft, so kostet ihm sein Mangel an Geschicklichkeit zuweilen das Leben **). Die Ursache der Nichterfüllung der Wahrsagung ist also, ihrer Meinung nach, nicht die Unzulänglichkeit des Mittels, sondern die Ungeschicklichkeit des Priesters. Der Aber-

---

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 293. ff.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 399.

glaube verliert also nichts, wenn auch dergleichen Weissagungen nicht eintreffen.

Allein außer diesen und mehrern andern Wahrsagerkünsten, ist die Verbindung, worin die Priester, nach dem Wahne der rohen Völker, mit den Geistern stehen, allenthalben und zu allen Zeiten der Kanal gewesen, durch welchen sie geglaubt haben, Kenntniß von der Zukunft zu erhalten, und die Priester haben, ihres Vortheils und Ansehens wegen, wodurch sie einen großen Einfluß aufs Volk und Gewalt über dasselbe erhalten haben, allenthalben gesucht, diesen Aberglauben zu nähren. So haben die Bewohner von Unalaschka bei ihren Schmausereien und Festivitäten Wahrsager und Zeichendeuter. Diese verkündigen ihnen die Zukunft nach den Antworten, die sie von den bösen Geistern erhalten. Bei ihren Wahrsagergeschäften erscheinen sie in hölzernen Masken, nach der Art gemacht, wie ihnen der Geist, ihrer Vorstellung nach, zu erscheinen pflegt. Darauf tanzen sie mit den heftigsten Bewegungen und schlagen dabei ihre, mit Fischhäuten überzogene, Handpauken. Sonst tragen die Einwohner allerhand kleine Figuren auf ihren Mützen, stellen auch dergleichen in ihren Hütten herum, die bösen Geister abzuhalten, woraus man schließen muß, daß sie einige Religionsbegriffe haben, obgleich sie keine Begriffe vom höchsten Wesen haben *).

Die Ceremonien, welche die Priester oder Wahrsager auf Unalaschka brauchen, sind indeß sehr einfach gegen diejenigen, welche diese Gaukler an verschiedenen andern Orten gebrauchen, um diese rohen Völker zu verblenden und ihre Phantasie zu erhitzen. Ich will zum Beispiel blos das Verfahren dieser Wahrsager in Guinea anführen. Dies mag genug seyn, um die dummen

---

*) Auszüge aus Kapitain Krenizins Journal; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel Thl. I. S. 243. u. 244.

Kunstgriffe kennen zu lernen, welche sie anwenden, um ein dummes Volk zu hintergehen.

Wenn ein Neger den Fetisch um etwas, das seine Anverwandten, seinen Freund, seine Frau und Kinder betrifft, befragen, oder etwas von Wichtigkeit unternehmen will, so geht er zu dem Fetischpriester oder der Priesterin und fragt, ob er den Fetisch zu sprechen bekommen kann, worauf entweder mit „Ja" oder „Nein" geantwortet wird. Tages darauf wird der Suplikant bestellt. Er bringt sein Opfer mit, welches gewöhnlich in einer Flasche Branntwein und Waaren, einen oder einen halben Thaler am Werthe, bestehet. — Ich vermuthe, daß die Antwort nicht gleich erfolge, damit der Fetischpriester unterdessen den Fragenden ausforschen und sich auf die Antwort gefaßt halten könne. — Die Fetischhütte ist immer rund, und man sieht darin tausenderlei Gerümpel hängen oder liegen. In einer Ecke steht ein irdenes Gefäß mit rother Erde, worein eine Feder von einem Hahnschwanze gesetzt ist. An einer andern Stelle stecken einige kleine Stäbchen in der Mauer oder Wand, die mit Zwirn oder Bast umwunden sind. Darunter ist eine rothe Feder von einem Papageienschwanze, Menschen- oder Viehhaare, außer allerlei Kleinigkeiten von Thierknochen und dergleichen. Oben unterm Dache an der Spitze hängt eine Glocke, derjenigen nicht unähnlich, welche die Bauern ihren Kühen oder Schafen, wenn sie im Gehölze weiden, um den Hals zu hängen pflegen. An der Glocke ist eine bastene Schnur gebunden, die fast bis an die Erde reicht. Hier hat der Fetisch auch seinen Stuhl, worauf er sitzen, und seine Matte, worauf er ruhen kann. Letztere ist nur eine Hand groß und der Stuhl verhältnißmäßig klein. Daraus kann man schließen, daß der Fetisch nicht größer als eine Puppe seyn müsse. — Vor dieser Puppe ist auch eine Flasche Branntwein gesetzt, welcher immer in Bereitschaft seyn muß. Wenn nun der Suplikant kommt, so überreicht er dem Fetischpriester sein Opfer, der es außerhalb der Hütte setzt und darnach auf Händen und Füßen hineinkriecht, so daß die oberwähnte

bastene Schnur ihm auf dem Nacken oder Rücken zu liegen kommt. Er befiehlt jetzt dem Suplikanten, daß er in die Hütte hinein kommen, die Thüre zumachen, sich auf die Erde setzen, den Kopf zwischen die Kniee stecken und die Hände vors Gesicht halten soll. Darauf macht er seine Beschwörungen und bannet den Fetisch zu sich, und wenn dieser da ist, wird die Glocke geläutet. Jetzt stellt der Fetischpriester sich, als wenn er besessen wäre, streckt Arme und Beine von sich, fängt an zu schnauben, schäumt mit dem Munde und holt mit einer hohen Brust einen ganz kurzen Athem. Der Suplikant weiß dann, daß es Zeit sey, um das zu fragen, was er wissen will, z. B. ob sein Freund genesen werde; was er dem Fetisch geben solle, um von ihm geheilt zu werden; warum der Fetisch ihn tödten wolle; womit er ihn beleidigt habe u. s. w. Hierauf antwortet der Fetischpriester mit einer feinen, pfeifenden Stimme in ihrer alten Sprache. Der Suplikant wird beinahe immer gut getröstet, doch unter der Bedingung, daß er einen weißen Hahn oder ein weißes Küchlein schlachten und auf einen Kreuzweg legen, oder auch das Thier lebendig fest binden soll; der Fetisch werde dann selbst kommen, es abzuholen. Zuweilen kommt der Suplikant leichtern Kaufes weg, da von ihm nicht mehr verlangt wird, als daß er nur ein Ei auf einen Kreuzweg legen oder zehn bis zwölf hölzerne Stäbchen nehmen, sie in die Erde schlagen, und dadurch die Krankheit seines Freundes aus dem Körper in die Erde treiben soll. — Es sind über tausenderlei Arten solcher Opfer. Ein reicher Neger pflegt gern, ob er gleich bei guter Gesundheit ist, monatlich ein Mal bei dem Fetisch anzufragen, wie er sich befinde, und erhält dann zur Antwort: daß seine Gesundheit gut sey, und daß er zur Erhaltung derselben ein Küchlein oder ein Ei opfern müsse. Er läßt aber dann ein Schaf oder eine Ziege schlachten und der Fetisch erhält dann nicht das Fleisch, sondern nur ein wenig von den Eingeweiden. Den Pferch des Thieres läßt er auf den Weg hinausbringen und verzehrt selbst den Rest

davon mit seinen Freunden. Wird er unterdessen krank, so darf er dem Fetisch den Vorwurf machen, daß er ihm in einem Jahre so viele Kreaturen geopfert habe, und doch jetzt wider sein Versprechen von einer Krankheit befallen worden sey *).

Sollte man wohl glauben, daß es möglich sey, daß Menschen, die doch nicht ganz viehisch sind, alle diese Gaukeleien glauben und darauf bauen könnten? Sollte man es wohl für möglich halten, daß sie glauben könnten, daß ein Geist, auf den Befehl des Priesters, in seine Puppe sollte herabkommen, da sitzen, ruhen, Branntwein trinken, Eier essen können u. s. w.; und daß dieser Geist ihm, seinem Befehle zufolge, das Zukünftige sollte vorher sagen, Krankheiten heilen, Unfälle verhüten können? Wie mag es wohl in dem Gehirne dieser Menschen aussehen, die alle diese Alfanzereien und Widersprüche annehmen und sich von allen den Schnurpfeifereien verblenden lassen können, womit diese Gaukler ihre Hütten ausfüllen und gegen welche diese abergläubigen Menschen gewiß eine tiefe, heilige Ehrfurcht haben? Allein betrachten wir die Anhänger der römischen Kirche, welche heilige Ehrfurcht haben sie nicht für die Gebeine ihrer Heiligen, die Lappen ihres leinenen Zeuges und unzählige andere Kleinigkeiten, welche die Betrügereien der Priester geheiligt haben und der Leichtgläubige ehret. Von diesen Menschen sollte man doch mehr Kultur erwarten; allein Kultur der Kunst und der Sitten können ohne wahre Kultur des Verstandes Statt finden.

Ich will noch zeigen, wie die norwegischen Lappen weissagen. Sie haben ein Instrument, das in ihrer Sprache Runebomme genannt wird, welches oben wie eine Trommel gestaltet und mit einem straff ausgespannten Fell überzogen ist, worauf verschiedene Charaktere gezeichnet sind, deren jeder seine Bedeutung hat. Einige dieser Charaktere

*) Tilforladelig Efterretning om Kysten Guinea, of Römer. Kap. 5.

werden für unglücklich, andere für glücklich gehalten. Wenn die Lappen eine weite Reise antreten, jagen oder fischen wollen, oder sonst etwas vorhaben, was sie für wichtig halten, so nehmen sie die Runebomme herbei, legen einen großen Ring aufs Fell, und schlagen darauf mit einem Hammer von Rennthierhorn. Nachdem der Ring durch dieses Klopfen von selbst zu den glücklichen oder unglücklichen Charakteren hingehet, schließen sie auf das Gelingen oder Mißlingen ihres Vorhabens. Sie glauben auch, daß sie durch die Runebomme erfahren können, ob ein Kranker am Leben bleiben oder sterben werde *). Wahrscheinlich müssen diese Lappen auch geglaubt haben, daß ein Geist hierbei gewirkt und den Ring, wenn er in Bewegung gesetzt wurde, zu dem Charakter hingelenkt habe, der ihnen ihr künftiges Schicksal vorhersagen sollte; denn dem Ringe selbst konnten sie wohl eine solche Wahrsagungsgabe nicht beilegen.

So glauben die rohen Völker immer, daß Geister mit im Spiele sind. Diese stehen in genauer Verbindung mit ihren Priestern und machen ihnen das Künftige bekannt. Sie sind zugleich ihre Agenten, wenn sie entweder andere ins Unglück stürzen, oder Unglück von ihnen abwenden wollen, und sofern ihre Gaukler sich dazu brauchen lassen, werden sie Zauberer und Hexen genannt. Dieser Aberglaube mit Zauberkünsten ist eben so allgemein, als der andere mit Wahrsagerkünsten. Man findet ihn unter allen Himmelsstrichen, sowohl im warmen Süden, als im kalten Norden. Die Hottentotten glauben, daß ein böser Geist ihre Zauberer Künste lehre, wodurch sie rechtschaffenen Leuten und ihrem Viehe unaussprechlich viel Schaden zufügen können. Alle plötzliche und innere Schmerzen, alle Krankheiten, die ihre Aerzte nicht verstehen, oder die ungewöhnlich scheinen, und überhaupt alle Begebenheiten, die über ihren Begriff

*) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Kap. 21.

sind, schreiben sie der Zauberei zu *). Die Brasilianer schreiben auch ihren Zauberern die Kunst zu, sowohl ihren Feinden schaden, als diejenigen, die bezaubert worden sind, heilen zu können **). Hier kann also der eine Teufel den andern austreiben.

Man kann leicht denken, daß solche Gaukler, die nach dem Wahne des abergläubigen, großen Haufens in Verbindung mit unsichtbaren, mächtigen Wesen stehen, und durch ihre Kraft ihren Mitmenschen sowohl Gutes thun, als Schaden zufügen können, bei den rohen Völkern in großem Ansehen stehen, und daß diese eine überaus große Furcht vor ihnen haben müssen. Allein nichts desto weniger erstreckt dieses Ansehen, diese Furcht vor ihnen sich nicht weiter, als daß verschiedene Völker in dem südlichen Theile von Amerika sie sowohl mißhandeln, als tödten. Diese Völker sind zwar sehr abergläubig. Ihre Zauberer, die zugleich ihre Aerzte sind, haben sich bei ihnen dadurch in großes Ansehen gesetzt, daß sie vorgeben, aus dem Gesange der Vögel künftige Dinge vorhersagen und durch eine vom Himmel erhaltene Macht allerlei Krankheiten heilen zu können. Ihre Kur besteht indeß blos darin, daß sie an dem kranken Theile des Körpers saugen und sich stellen, als zögen sie etwas heraus, welches jedoch nichts anders ist, als was sie zum voraus in den Mund gesteckt haben und hernach als die Ursache der Krankheit angeben. Dieses Mittel, welches auf die Phantasie des Kranken viele Wirkung thut, kann wohl auch zuweilen viel zur Genesung beitragen. — Auch rühmen sie sich, daß es in ihrer Gewalt stehe, alle ums Leben zu bringen, welche sie wollen. Und da sie es so weit gebracht haben, daß Leute glauben, als hätten sie durch ihre Zauberkünste schon viele umgebracht, so geschieht es

---

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 12.

**) Vierjährige Reise nach der Südsee von Dampier. Englisch beschrieben von Rogers. S. 101.

oft, daß diejenigen, die wissen, daß sie einen Feind haben und nicht vermögend sind, diesen Zauberern etwas zu geben, aus Furcht sterben, wodurch die Abergläubigen in ihrer Ueberzeugung von der außerordentlichen Macht solcher Gaukler aufs neue bestärkt werden *). Man findet aber nichts desto weniger, daß mehrere Muth genug haben, sie zu verfolgen und umzubringen. Die Chiquitos sind eben so abergläubig, wie die andern Völker im südlichen Amerika. Sie beschäftigen sich beständig damit, die Vorhersagung künftiger Dinge aus dem Geschrei der Thiere und Papageien herzuleiten. Sie glauben auch, daß sie auf ihren Waffen Zeichen eines Angriffes ihrer Feinde lesen können; und wenn sie auf ihren Waffen die Vorbedeutungen eines feindlichen Ueberfalles zu finden vermeinen, so werden sie dermaßen von Angst befallen, daß Männer und Weiber in verschiedenen Richtungen in die Wälder fliehen, ohne sich darum zu bekümmern, wie es ihren Kindern gehen wird, wenn sie ihnen nicht nachfolgen können. Sie geben sich auch nicht Zeit, Lebensmittel mitzunehmen, woraus folgt, daß viele von ihnen Hungers sterben **). Allein so abergläubig und furchtsam diese Indianer auch sind, so haben sie doch Muth genug, ihre Zauberer zu ergreifen und in Stücke zu hauen, wenn sie ihrer habhaft werden können, weil sie sie für die Feinde der Menschen halten. Sie sind muthig aus Furcht, und da sie alle unglückliche Zufälle ihnen zuschreiben, so hoffen sie sich davon zu befreien, wenn sie sie aus dem Wege räumen.

Bei den Patagoniern, die eben so abergläubig sind, ist das Schicksal der Zauberer nicht viel besser. Diese Indianer glauben eine unzählige Menge Teufel, und stehen in dem Wahne, daß sie in der Welt herum wandern und alles das Uebel verursachen, das Menschen und Thiere befällt.

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. IV. S. 272.

**) Charlevoix a. St. B. XIV. S. 221.

Sie glauben, daß jeder Zauberer zwei solche Teufel zu seiner beständigen Aufwartung habe, die ihn in den Stand setzen, künftige Dinge vorherzusagen und ihnen zu offenbaren, was an den entlegensten Orten geschieht, auch Kranke dadurch zu heilen, daß er andere Teufel, die sie plagen, austreibe und besänftige. Sie glauben auch, daß die Seelen dieser Zauberer nach dem Tode solche Teufel werden. Solche Betrüger gibt es beiderlei Geschlechts. Die Männer müssen Weiberkleider tragen und dürfen nicht heirathen. Den Weibern hingegen ist dieses erlaubt. Gewöhnlich werden sie schon in der Kindheit dazu erwählt, und zwar diejenigen wählt man, die etwas Weibliches an sich zu haben scheinen, oder solche, welche die fallende Sucht oder andere krampfhafte Zufälle haben. Diese halten sie für geborne Zauberer, welche die Teufel selbst zu ihren Werkzeugen auserlesen haben, da sie, wie die Juden, in dem Wahne stehen, daß sie von den Teufeln besessen sind, und daß diese solche Zuckungen in ihnen hervorbringen *). Allein so viel Macht sie auch diesen Zauberern zuschreiben, so geschieht es doch bisweilen, daß sie sie tödten, wenn einer von ihren Oberhäuptern stirbt, und sie ihnen die Schuld beimessen. Auch müssen sie, wenn die Pest oder sonst eine ansteckende Krankheit zu wüthen anfängt, viel ausstehen; denn sie schreiben diese ihnen und ihren Teufeln zu **). Ohne Zweifel müssen die Patagonier glauben, daß diese Teufel den Zauberern ganz zu Gebote stehen, und daß diese sie nach Belieben brauchen können, sowohl Böses, als Gutes zu stiften; denn sonst wäre es unbillig, sie des Bösen wegen, das geschähe, umzubringen, um so mehr, da sie sie selbst,

*) Die Bewohner der Sandwichsinseln glauben ohne Zweifel auch, daß Wahnsinnige von einem bösen Geiste besessen sind, denn sie erweisen ihnen eine besondere Achtung und Ehrfurcht. Cook's dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. III. S. 424. Denselben Aberglauben findet man auch bei den Türken.

**) Beschreibung von Patagonien von Falkner. Kap. 5.

noch als Kinder, wählten. Sie wählen sie aber auch nur deshalb, damit sie ihnen durch die Teufel, die ihnen zu Gebote stehen, Glück bringen sollen; wenn sie hingegen Böses thun, so tödten sie sie theils aus Rache, theils wohl auch, um andere abzuschrecken. — Wie viel Unheil und Aberglauben hat nicht dieser Glaube an Geister und Teufel in die Welt gebracht!

Dieselbe Teufelei, die im Süden gefunden wird, ist auch im Norden herrschend. In diesem Stücke sind alle Menschen einander gleich. Es scheint blos, als wenn das Geschäft der Zauberer in den nördlichen Gegenden für sie weniger gefährlich sey, als in den südlichen, vielleicht, weil die Zauberer in jenen Gegenden besser wissen, sich dem Volke furchtbar zu machen und es in Zucht zu halten, als in diesen.

Die russischen Lappen halten, wie alle rohe Völker, viel auf Träume. Sie legen gewissen Sprüchen und Formularen eine außerordentliche Kraft bei. Sie trauen auch ihren Zauberern das Vermögen zu, Wind und Wetter erregen und verhindern, Insekten hervor rufen und vertreiben, mit den Geistern sprechen zu können u. s. w. *).

Die norwegischen Lappen geben den russischen im Aberglauben nichts nach, scheinen sogar, was ihre Zauberkünste anlangt, sie zu übertreffen. Sie bilden sich ein, daß ihre Zauberer ein Thier können zerborsten machen, wenn sie es blos im Namen des bösen Geistes anblasen oder bespeien; daß sie sich in Schwäne, Raben, Seehunde, Meerschweine verwandeln, in den Gestalten der Vögel, Fische und der vierfüßigen Thiere Sturm erregen und Schiffe auf dem Meere zertrümmern, wie auch durch ihre Zauberkünste den Menschen allerlei Krankheiten, Lähmung, sogar den Tod verursachen können. Sie glauben auch, daß sie den Thieren

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Erste Ausgabe. S. 14.

Schaden zufügen und sich Milch von fremden Kühen dadurch verschaffen können, daß sie ein Horn unter den Bauch der Kuh setzen und sie im Namen des bösen Geistes melken, wornach sie zuerst Milch, hernach Blut gibt und dann stirbt. — So wie sie aber glauben, daß sie durch ihre Zaubereien Menschen und Thiere beschädigen können, so glauben sie auch, daß sie durch dieselbe Kunst sowohl Menschen als Vieh heilen, die Wellen des Meeres dämpfen, zum Fischfange Glück bringen, auf einem Besen übers Meer reiten und in einem Tage oder in einer Nacht einige hundert Meilen von einem Orte zum andern ziehen können. Sie haben einen Hexengesang, der eher ein Geheul, als ein Gesang ist, wodurch sie glauben, die Wölfe vertreiben zu können, damit sie dem Viehe nicht schaden sollen. — Ihre Zauberer geben sich auch mit dem Bannen der Diebe ab. Wenn etwas gestohlen ist, so verfahren sie dabei auf folgende Art: Der Zauberer guckt in Branntwein, den er in einer Schale bei sich hat, und nennet denjenigen bei Namen, den man in Verdacht hat und mit ziemlicher Gewißheit weiß, daß er des Diebstahls schuldig sey. Er gibt vor, daß er das Gesicht desselben im Branntwein sehe, als ein sicheres Zeichen, daß er und niemand anders der Dieb sey, und droht ihm dabei, wofern er das Gestohlne nicht wieder bringt, ihn durch seine Kunst an Augen oder Gliedern zu beschädigen. Die Folge hiervon ist, daß der Dieb, aus Furcht, ein Auge zu verlieren oder sonst verstümmelt zu werden, das Gestohlne wieder bringt. — Sie sollen auch einige Fliegen haben, Ganfliegen genannt, die sie zu ihren Zaubereien brauchen. Diese Fliegen erhält der Lappe von seinem Vater, wenn er Zauberer gewesen, und wenn er keine mehr hat, so glauben sie, daß der böse Geist in der Gestalt eines großen, häßlichen Vogels ihm andere an ihrer Statt verschaffe. Es heißt, daß der Zauberer diese Fliegen in einer Schachtel, die Ganschachtel genannt, bewahre und sie aussende, um Menschen und Vieh zu beschädigen; daß sie aber, wenn sie ihre Wirkung gethan haben,

in die Schachtel wieder zurückkommen *). Hieraus sieht man, wie der Menschenverstand ohne Kultur beschaffen und welcher Thorheiten er fähig ist, wenn er, statt Kenntniß von der Natur zu haben, nur Teufel und böse Geister kennet. Unser rohe, gemeine Mann ist daher auch, was den Aberglauben betrifft, den Lappen nicht unähnlich, und wird auch, so lange man ihn von bösen Geistern unterrichtet, statt ihm Kenntniß von der Natur und ihren Wirkungen beizubringen, stets mehr oder weniger Lappe bleiben.

Der Glaube an Gespenster ist ein Aberglaube, der bei den rohen Völkern eben so herrschend ist, als der Glaube an böse Geister. Gespenster sind aber, ihrer Meinung nach, die abgeschiedenen Seelen, die nach des Leibes Tode annoch herumwandern und den Lebendigen gefährlich sind. Die Otaheitier erschrecken daher, wenn sie des Nachts einem Begräbnißorte zu nahe kommen, wie unter uns der gemeine Mann sich fürchtet, im Dunkeln über einen Kirchhof zu gehen **). Die Brasilianer, welche sich vor Gespenstern eben so sehr fürchten, sind der Meinung, daß sie sie zu Freunden machen und den Schaden, den sie ihnen zufügen können, verhüten werden, wenn sie ihnen opfern ***). Dieser Glaube an Gespenster muß natürlicherweise bei den rohen Völkern eben so allgemein seyn, wie der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele; und die Völker, die Gespenster glauben, glauben daher auch, daß ein künftiges Leben sey. Die Lehre von der Unsterblichkeit kann man aber deshalb nicht fahren lassen, damit der Aberglaube von Gespenstern ausgerottet werde. Nur durch gesunde philosophische

*) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Kap. 21.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 357.

***) Vierjährige Reise nach der Südsee, von Dampier. Englisch beschrieben von Rogers. S. 101.

Begriffe von dem Zustande der Seele nach dem Tode, kann dieser Aberglaube beseitigt werden, insonderheit dadurch, daß man Kindern keine Gespenster = Mährchen erzählt, ehe sie durch gesunde Begriffe so weit gekommen sind, daß diese Fabeln keinen Eindruck mehr auf sie machen können. Ist der Eindruck erst geschehen, so kommt die Philosophie gemeiniglich zu spät. Man erkennt das Fabelhafte, fürchtet sich aber deshalb nicht weniger.

Ehe ich dieses Kapitel beschließe, muß ich noch eine doppelte Aeußerung des Aberglaubens berühren, den Glauben an glückliche und unglückliche Tage, wie auch den Glauben an die Wirkung der sogenannten Amulete.

Der Glaube an einen Unterschied zwischen glücklichen und unglücklichen Tagen wird besonders in Asien gefunden, obgleich es auch einige andere Völker gibt, die denselben Aberglauben haben. — Möglich ist es, daß dieser Glaube chaldäischen Ursprungs ist und sich von Chaldäa allmählich weiter über die andern Gegenden Asiens verbreitet hat.

Die Perser sind, ihres vorzüglichen, natürlichen Verstandes ungeachtet, sehr abergläubig. Der ungereimten Begriffe nicht zu gedenken, die sie von Sonnen = und Mondfinsternissen, Kometen, Sternschnuppen und dergleichen Zeichen am Himmel haben, will ich blos ihren Wahn berühren, dem Scorpion, mittelst eines gewissen Gebets, seine Kraft zu stechen benehmen zu können. Wenn derjenige, dem man Kraft dazu zutrauet, sein Gebet verrichtet hat, während er sein Gesicht nach dem Zeichen des Scorpions am Himmel wendet, so halten sie sich für völlig sicher und gehen ganz ruhig zu Bette. Außer diesen und andern abergläubigen Meinungen von Zauberei, Vorbedeutungen, Talismanen und andern dergleichen Dingen, hat diese Nation auch in Ansehung glücklicher und unglücklicher Tage und Stunden mehr, als jede andere, abergläubige Vorstellungen. Selbst bei den unbedeutendsten Gelegenheiten fragen sie stets nach einem glücklichen Tage. Sie können sich keine Reise vornehmen, ohne sich mit einem Wahrsagerbuche berathen zu haben, um den

glücklichen Tag zu finden. Bei ihren Ehen nehmen sie sorgfältig Rücksicht darauf. Ein glücklicher Tag zur Unterschreibung des Kontraktes, wie auch ein anderer zur Haltung der Hochzeit werden zum Wohl der Eheleute für unumgänglich nothwendig gehalten, und Leute, die Vermögen haben, schicken gewöhnlich bei der Geburt eines Kindes nach einem Astrologen, um von ihm dem Kinde die Nativität mit der möglichsten Genauigkeit stellen zu lassen *).

Die Tunkinesen haben, wie die Chinesen, ihre Wahrsager und Zauberer, welche letztere auch als Aerzte gebraucht werden. Sie glauben auch an glückliche und unglückliche Tage, und nehmen nichts von Wichtigkeit vor, ohne sich zuerst mit einem Wahrsager zu berathen, um den glücklichsten Tag zu erfahren **). Die Battas auf Sumatra sind auch im Betreff der Beobachtung glücklicher und unglücklicher Tage sehr abergläubig und haben ihre Priester, mit denen sie in diesem Stücke zu Rathe gehen ***).

Es ist nicht möglich, mit Gewißheit zu bestimmen, was diesen Aberglauben veranlaßt hat, der so alt ist, daß er sogar vor Moses Zeit herrschend war, weshalb er gegen Tagewähler ein Verbot erlassen mußte ****). Möglich ist es, daß der Glaube an glückliche und unglückliche Tage denselben Grund hat, wie der Glaube an Träume. Vielleicht hat man bemerkt, daß an gewissen Tagen einige Unternehmungen mißlungen sind, an andern dagegen einen erwünschten Ausgang gewonnen haben, und sich dann gewisse Regeln gemacht, nach welchen man die glücklichen und unglücklichen Tage bestimmte, oder man glaubte auch nur,

*) Franklins Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 76. ff.

**) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichhard. S. 114.

***) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 398.

****) 3. Mos. 19, 26. 5. Mos. 18, 10. 14.

daß jeder Tag für das, was man vorhatte, nicht gleich glücklich seyn könnte. Nachdem das Volk erst diesen Aberglauben erhalten hatte, war es für die eigennützigen Pfaffen, die sich des Aberglaubens zu ihrem Vortheile stets zu bedienen wußten, ein Leichtes, die Mühe des Tagewählens zu übernehmen, die man ihnen reichlich lohnen mußte, des Ansehens nicht zu gedenken, worein sie durch diese vorgegebene Klugheit sich bei dem Volke setzten.

Allein der Ursprung dieses Aberglaubens mag seyn, welcher er wolle, so lehrt die Geschichte, daß er, wie jeder Aberglaube, schädliche Folgen hat. Es scheint zwar beim ersten Anblicke, daß dieser Aberglaube keine andere Folgen haben könne, als daß man ein Geschäft von einem Tage zum andern verschiebt. Allein das Beispiel der Madegassen lehrt uns, daß selbst diese Art Aberglaube die schrecklichsten Folgen haben kann; denn wenn eine Mutter an einem Tage, den der Zauberer nach der Stellung der Sterne am Himmel für unglücklich erklärt, ein Kind gebiert, so wird es verlassen und aufs freie Feld gesetzt, wo es vor Hunger und Durst umkommen, oder ein Raub der wilden Thiere werden muß *). Außerdem werden die Monate März und April, die letzte Woche jedes Monats, die Mittwoche und der Freitag für unglücklich gehalten, und auf die Art müßte beinahe die Hälfte der neugebornen Kinder umgebracht werden, wenn nicht einige Eltern, die weniger abergläubig sind, oder ein zärtlicheres Herz haben, solche unglückliche Kinder zu retten suchten, und an ihrer Statt Opfer zu ihrer Versöhnung darbrächten **). Laßt uns daher nie sagen, daß es gleichgültig sey, ob ein Volk abergläubig ist oder nicht, noch weniger behaupten, daß der Aberglaube unter gewissen Umständen nützlich seyn könne.

*) de Page's Reisen um die Welt. Thl. II. S. 554. ff.

**) Reise nach Madagaskar und Ostindien, von Rochon. S. 128.

lügen ist immer schädlich, und Finsterniß nur gut für schlechte Handlungen.

Wie die Madegassen in aller Rücksicht abergläubig sind, so sind sie es auch in Ansehung der Wirkung der sogenannten Amulete. Sie binden sich gewisse Holzstückchen um den Hals, oder legen sie in kleine Beutel, und glauben dadurch dermaßen beschützt zu seyn, daß sie im Kriege nicht verwundet werden können. Sie glauben auch, daß ein Kranker geheilt werden könne, wenn man allerlei Dinge auf seinen Kopf legt und dabei gewisse Wörter ausspricht*). Die Perser haben auch alle ohne Ausnahme ihre Amulete. Diese bestehen gewöhnlich in einem Spruche aus dem Koran, oder von ihrem Propheten Ali, der entweder auf Papier geschrieben, oder in eine kleine silberne Platte gegraben ist, und um den Arm oder andere Theile des Körpers gebunden wird. Diese Amulete halten sie für unfehlbare Mittel gegen die Anfälle der Teufel und der bösen Geister, die, ihrer Meinung nach, beständig in der Welt herum wandern, und alles Unglück anrichten, was sie nur können **).

Ohne Zweifel müssen die Perser glauben, daß solche heilige Worte des Korans eine Kraft in sich haben, die unheiligen Geister zu schrecken und zu vertreiben; allein wie die Madegassen ihren Holzstückchen eine solche Kraft zuschreiben können, daß sie, wenn sie selbige bei sich tragen, im Kriege nicht verwundet werden, davon weiß ich keinen Grund anzugeben. Man wird ihn wohl auch vergebens suchen, da sie wahrscheinlich selbst keinen Grund davon werden angeben können. Jede Art Aberglaube muß zwar eine Ursache haben; allein wenn die Geschichte schweigt, so räth man oft vergebens. Rohe Völker fragen nie nach der Ursache, es ist ihnen genug, daß ihre Priester und Zau-

*) de Page's Reisen. a. St.

**) Franklin's Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 76. ff.

derer, denen sie blindlings vertrauen, es lehren, und nun muß die Vernunft dem Glauben weichen.

Es gereicht auch den Priestern zum Nutzen, daß sie diesen Aberglauben bei dem rohen gemeinen Manne unterhalten und dafür sorgen, daß er nicht anfängt, etwas bei den vielen Schnurpfeifereien zu denken, die sie ihm vormachen. So verfertigen die Fetischpriester in Guinea beständig Amulete von mancherlei Gestalten, welche gegen allerlei Krankheiten und Gefahren nützlich seyn sollen, und verkaufen sie dem Volke. Diese Amulete sind bald ein Stück Leder mit neun Schlangenköpfen besetzt, das an einem Bande um den Hals hängt; bald eine Art von Kürbissen, von welchen sie den Saamen herausnehmen, ohne die Schale zu beschädigen, und sie mit allerlei Sachen, gebrannten Knochen, Federn und dergleichen wieder füllen. Solche Amulete sind aber blos für die Vornehmern, die sie gut bezahlen können. Sie haben sonst viele andere Arten von Amuleten; denn jeder Neger hat seine besondern, die mit denjenigen, welche andere haben, keine Aehnlichkeit haben dürfen *).

Sonderbar genug ist es, daß jeder seine besondern Amulete haben will, die von denen, welche andere haben, verschieden seyn müssen. Dienten diese Amulete blos zum Putz, so könnte ich begreifen, daß einer den andern an Geschmack und Erfindung übertreffen wollte; allein nun sind sie Mittel, böse Geister zu vertreiben, Krankheiten zu heilen, Unfälle zu verhüten; es müßte ihnen also wohl gleichgültig seyn, wie sie gestaltet und woraus sie verfertigt wären, wenn sie nur die gehörige Kraft hätten. — Sollte das vielleicht ein neuer Einfall von den Priestern seyn, daß sie solchen Amuleten verschiedene Gestalten geben und sie aus verschiedener Materie verfertigen, um sie für einen höhern Preis verkaufen zu können? Wären sie alle gleich, so müßten sie auch natürlich alle in gleichem Preise stehen.

*) Iserts Reise nach Guinea. Brief 8.

Dem sey, wie ihm wolle, so finden wir, daß mehrere rohe Völker eben so denken. So halten die Grönländer auch viel auf Amulete. Diese sind gemeiniglich ein altes Stück Holz, ein Stein, oder ein Knochen, ein Schnabel oder eine Klaue von einem Vogel, welches man sich an den Hals hängt, oder auch ein lederner Riemen, welchen man sich um die Stirn, um die Brust, oder um die Arme bindet, und alles dieses soll sie vor den Geistern, den Krankheiten und dem Tode bewahren, in ihren Geschäften Glück bringen, insonderheit es verhüten, daß Kinder durch Geister oder andere Schrecken ihre Seele verlieren. Verschieden müssen aber diese Anhängsel seyn. Jeder will sein besonderes haben, und das ist komisch, daß sich ein jeder über das des andern aufhält und es verlacht *). Dieses Lachen kommt daher, daß jeder sein Amulet entweder für das hübscheste, oder für das kräftigste hält. In letztern Falle müssen die Betrügereien der Priester mit im Spiele seyn, die dergleichen Sachen für einen höhern oder niedrigern Preis verkaufen, nachdem sie ihnen mehr oder weniger Kraft beilegen.

So tief sind die rohen Völker in die Finsterniß des Aberglaubens versunken, und diesen Aberglauben kann man ihnen gewissermaßen verzeihen, da die oben erwähnten Völker, die Perser ausgenommen, nicht allein gar keine Bildung des Verstandes, sondern auch eine Religion haben, die selbst lauter Aberglaube ist. Allein daß diejenigen, die sich zu der christlichen Religion bekennen, in jeder Rücksicht eben so abergläubig sind, das würde unbegreiflich scheinen, wenn man nicht wüßte, daß viele von den Priestern der päbstlichen Kirche, denen es obliegt, Licht zu verbreiten, ihr ganzes Ansehen beim Volke brauchen, um Finsterniß zu verbreiten und, gleich den Fetischpriestern der Heiden, die Unwissenden in ihrem Aberglauben zu bestärken. Da-

*) David Cranz's Historie von Grönland. Buch III. Abschn. V. §. 43.

von sind die Morlaken uns ein trauriger Beweis. Sie glauben nicht allein, wie alle rohe Völker, Hexen, Gespenster, Zauberer und Wahrsager, und zwar mit einer solchen Hartnäckigkeit, daß sie davon nicht abzubringen sind, sondern haben sogar dies vor jenen voraus, daß sie das Daseyn der Vampire annehmen und, wie die Siebenbürgen, in dem Wahne stehen, daß sie den Kindern das Blut aussaugen. Wenn daher jemand stirbt, der, ihrem Wahne nach, ein Vampir werden kann, so pflegen sie ihm die Kniescheibe überzuschneiden und ihn überall mit Nadeln zu stechen. Hierdurch behaupten sie, seine Rückkehr verhindern zu können. Es geschieht oft, daß ein Morlake vor seinem Tode seine Freunde bittet, ihn, ehe er begraben wird, wie einen Vampir zu behandeln, weil er voraus sieht, daß es ihn sonst sehr gelüsten würde, zurück zu kehren, um den Kindern das Blut auszusaugen. Außerdem hegen sie alle den Wahn, daß die Hexen fremden Kühen die Milch nehmen und ihre eigenen desto ergiebiger machen können. Schon dieser Aberglaube würde für diejenigen, die sich Christen nennen, entehrend genug seyn, hätten sie auch nicht den Aberglauben mit andern rohen Völkern gemein, daß sie Amuleten Glauben beimessen. So kaufen sie kleine Zettel von den Priestern, worauf Namen der Heiligen geschrieben sind. Diese nähen sie in ihre Mützen ein, damit sie von einer Krankheit geheilt oder davor bewahrt werden mögen. Zuweilen binden sie sie auch an die Hörner ihrer Ochsen. Diese Zettel behalten immer ihren Werth, obgleich die Erfahrung sie gelehrt haben muß, wie unkräftig sie sind. Dieselbe Wirkung gegen Krankheiten und andere Uebel schreiben sie den ungarischen Münzen zu, auf welchen ein Marienbild befindlich ist, welches das Kind Jesus auf dem rechten Arme trägt. Ein Geschenk von einer solchen Münze hat in der Morlakei für beide Geschlechter einen unschätzbaren Werth *).

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Thl. I. Zweites Sendschreiben. §. VIII.

Es ist wohl nicht möglich, allen den Aberglauben zu lesen, den Christen und Nichtchristen mit diesen Schnurpfeifereien treiben, ohne sich zu wundern, daß diese stets ihren Werth behalten können, da sie doch ohne Zweifel oft müssen erfahren haben, daß der Gebrauch derselben keine Wirkung thut. Der Abt Demanet macht uns aber dies begreiflich. Er sagt, daß die Neger im französischen Afrika, größtentheils Anhänger Mahomeds, sehr abergläubig sind. Ein Gebet, von ihren Priestern gemacht, tragen sie an dem Halse, in ein Stück Leder gewickelt. Oft haben sie an einem nicht genug, sondern tragen zehn bis zwölf, und bilden sich ein, daß dergleichen Gebete sie vor allen unglücklichen Zufällen bewahren und zum Sieger über ihre Feinde machen können. Ein jedes Gebet der Art bringt, ihrer Meinung nach, seine eigene Wirkung hervor. Erfolgt diese Wirkung nicht, welches natürlicherweise oft der Fall seyn muß, so werfen sie die Schuld auf den Priester, und dieser wieder auf die Neger, daß ihr Glaube nämlich entweder zu schwach ist, oder daß sie keine wahre Freunde Mahomeds sind. Der Priester nimmt dann die alten Gebete zu sich und gibt ihnen neue an ihrer Statt, mit der Ermahnung, daß sie denselben mehr vertrauen mögen, als den andern. — Diese Neger sind auch sehr begierig, das Zukünftige vorher zu wissen, und berathschlagen sich deshalb mit den Priestern. Sie bilden sich ein, daß sie aus dem Fluge der Vögel, dem Anblicke gewisser Thiere, oder dem Gange wilder Thiere und einer unzähligen Menge anderer Zeichen die Geheimnisse der Zukunft entdecken können. Das versteht sich, daß die Priester hierbei ihre Dolmetscher seyn müssen, und nach ihrer Verdolmetschung richten sie ihre Handlungen ein. Geschieht es nun, daß der Erfolg der Prophezeiung nicht entspricht, welches oft der Fall seyn muß, so ergreifen die Priester die Vorstellung, daß Gott oder Mohamed nicht gewollt habe, daß es so gehen sollte, wie sie es vorher gesehen hätten *). Der Aberglaube ver-

*) Neue Geschichte des französischen Afrika; vom Abbé Demanet. B. II. S. 10. ff.

liert also weder durch die trüglichen Amulete, noch durch die fehlgeschlagenen Prophezeiungen. Wer sich vom Aberglauben beherrschen läßt, findet stets Ausflüchte, damit er ein so theures Kleinod nicht verliere.

Man sollte nicht glauben, daß dieses Kleinod der rohen Völker, welches Neugierde und Furcht erschaffen hat, ihnen so lieb seyn könnte, wenn man alle die traurigen Folgen desselben erwägt. Ich will unter mehrern nur einige anführen, die hinlänglich seyn werden, um zu zeigen, wie sehr wir Ursache haben, uns zu freuen, daß wir in einem Lande wohnen, wo die wachsende Aufklärung die Finsterniß des Aberglaubens beständig mehr und mehr zerstreuet, und wo eine wachsame Regierung die üblen Wirkungen des Aberglaubens, den sie bis jetzt nicht ganz hat ausrotten können, zu verhindern sucht.

Ganz anders ist es mit den wilden und rohen Völkern beschaffen. — Die Einwohner von Benin sind ein Beweis, wie der Aberglaube einen sonst guten Charakter in Grausamkeit verwandeln kann. Diese Menschen vereinigen auf die sonderbarste Art Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Gastfreiheit mit dem ausschweifendsten Fanatism, welcher in der Geschichte irgend eines andern Volkes wohl kaum seines Gleichen hat. Aus Aberglauben bringen sie ihre Mitmenschen um und beschmieren ihre Fetische mit ihrem Blute, in der Meinung, daß sie sich dadurch die Gottheit günstig machen werden *). Die Madegassen lehren uns, wie der Aberglaube über die zartesten Gefühle des Herzens siegen kann. So thierisch der Mensch auch ist, so muß er doch, wie die Thiere, Zärtlichkeit und Liebe gegen seine kleinen Kinder empfinden; diese Zärtlichkeit findet aber bei den madegassischen Müttern nicht Statt, wenn der Aberglaube ihnen gebietet, grausam zu seyn. Ist eine Frau,

*) Ueber die Einwohner des Königreichs Benin, von Palisot-Beauvois; in den allgemeinen geographischen Ephemeriden. B. VII. St. V. S. 407.

während ihrer Schwangerschaft, oft unpäßlich gewesen, oder hat sie viele Geburtsschmerzen ausstehen müssen, so verklagt sie das Kind und läßt es umbringen, wenn es auf die Welt gekommen ist, weil sie vermuthet, daß es etwas sehr Böses seyn muß, da es ihr so viele Schmerzen verursacht hat *). So macht der Aberglaube auch die Kamtschadalen gefühllos gegen Unglückliche. Wenn jemand vordem zufälligerweise ins Wasser fiel, hielten sie es für eine große Sünde, ihn zu retten. Sie meinten, daß, wenn er einmal zum Ertrinken bestimmt wäre, es Unrecht sey, daß er nicht ertränke. Keiner ließ ihn daher in seine Hütte hinein kommen; keiner sprach mit ihm, oder gab ihm die geringste Nahrung. Sie sahen ihn für wirklich todt an, und er mußte entweder an einem fremden Orte sein Glück versuchen, oder in der Heimath Hungers sterben **).

Nichts wäre leichter, als viele solche Beispiele der grausamen Wirkungen des Aberglaubens anzuführen; allein ich will mich blos bei den Proben der wilden und rohen Menschen zum Beweise der Unschuld aufhalten, welche uns zugleich die Dummheit dieser rohen Menschen, die Betrügereien der Priester und die Wirkungen des Aberglaubens zeigen.

Solche Proben zum Beweise der Unschuld geschehen zwar auf mancherlei Art; aber die gewöhnlichsten durch Feuer, Wasser und Gift. Ich will einige Beispiele hiervon anführen, die von Afrika hergenommen sind, ob man sie gleich in den andern Welttheilen auch finden könnte. So ist es z. B. bei einigen Indianern eine sehr gewöhnliche Probe der Wahrheit und Unschuld, daß sie den Beklagten gedörreten Reis essen lassen. Ist er unschuldig, so meinen sie, er werde ohne viele Mühe den Reis verschlucken können; ist er aber schuldig, so soll er nicht Speichel genung

---

*) Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XIV. S. 76. ff.

**) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

dazu im Munde finden können. Außer dieser Probe haben sie noch Feuerproben, z. B. daß der Verklagte seine Hände in heißes Quecksilber halten muß *). — Allein obgleich man diesen Aberglauben auch an andern Orten findet: so ist doch Afrika der Welttheil, wo er sich besonders äußert.

So haben die Kongoneger zwei Arten und Mittel, das Urtheil der Götter zu erhalten, um diejenigen, die verklagt werden, zu überweisen oder zu rechtfertigen, nämlich die Gift- und die Feuerprobe. Die Priester, sagt de Grandpre, sollen ein Mittel kennen, wenn sie wollen, die Haut desjenigen, der auf die Feuerprobe gesetzt wird, vor den glühenden Kohlen zu schützen, die er in der Hand hat. Von der Wasserprobe hat man bei diesen Völkern keine Spur gefunden, weil sie, seiner Meinung nach, kein Mittel haben ausfinden können, den Ausgang dieser Probe zu lenken **). Mit der Giftprobe geht es folgendermaßen zu. Man reicht dem Verklagten in der Anwesenheit des versammelten Volkes eine, mit einem giftigen Getränke gefüllte, Kokosschale. Thut das Gift keine Wirkung, so wird er frei gesprochen. Dagegen ist die erste Spur seiner Wirkung ein Signal fürs Volk, ihn zu zerreißen; denn in diesem Lande gibt es keine andere Todesstrafe. Die zerstreuten Glieder werden gesammelt und an einen Palmenbaum gehängt, bis die Raubvögel sie verzehrt haben ***). Man sieht leicht ein, daß es in der Gewalt der Priester stehe, dieses Getränk zu bereiten, wie sie wollen, Gift oder andere unschädliche Substanzen in die Kokosschale zu mischen, und daß sie auf diese Art diejenigen tödten können, gegen

*) Joes Reisen nach Indien und Persien; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 400.

**) Voyage de la côte occidentale d' Afrique, par de Grandpre; in allgem. geograph. Ephemeriden. B. VIII. S. 37.

***) De Grandpre, in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. V. Abschn. 2. S. 29. ff.

welche sie eine heimliche Feindschaft hegen, wenn es nur dahin gebracht werden kann, daß sie irgend eines Verbrechens wegen verklagt werden, und daß sie die größten Verbrecher retten können, wenn diese gut bezahlen können. Die Priester sind daher auch bereit, bei jedem unerwarteten Todesfalle solche Proben vorzuschlagen.

Die Einwohner von Sogno sind der Zauberei sehr ergeben, und nehmen selten etwas vor, ohne sich mit einem Zauberer zu berathschlagen, wovon es auch in diesem Lande eine große Menge gibt. Diese Insulaner haben mancherlei kleine Proben, um zu entdecken, ob jemand schuldig oder unschuldig ist. Z. B. wenn die Wurzel des Bananasbaumes am Munde des Verklagten kleben bleibt; oder wenn kleine Muschelschalen, die man ihm auf die Stirne legt, daran hängen bleiben; oder auch, wenn er einen Stein aus einem Gefäße mit kochendem Wasser heraus nehmen kann, ohne beschädigt zu werden, so wird der Verklagte in diesen Fällen für unschuldig gehalten. Allein außer diesen Proben haben sie zwei andere, die Gift- und Feuerprobe. Sie haben etwas, das sie Bolungo nennen, welches eine Mischung von gewissen Kräutern, Früchten und Schlangenfleisch ist, und von einem Zauberer zubereitet wird. Derjenige, der davon ißt, fällt in eine Ohnmacht, von welcher er aufkommt, wenn er unschuldig ist; ist er aber schuldig, so stirbt er, wenn es nicht durch ein Gegengift verhindert wird. Das ist klar, daß es hierbei blos auf dem Zauberer beruhet, den Verklagten für schuldig zu erklären. Hasset er den Verklagten, so sorgt er wohl dafür, daß diese Dosis stark genug wird. — Die andere Probe besteht darin, daß man mit einem glühenden Eisen über die bloßen Beine des Verklagten fährt. Wenn er nicht verbrannt wird, so wird er frei gesprochen; widrigenfalls wird er verurtheilt *). Es ist möglich, daß die Prie-

*) Marolla's Reise nach Afrika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IX. S. 353. ff.

ster ein Mittel wissen, die Beine des Verklagten im voraus zu beschmieren, daß sie vom Eisen nicht beschädigt werden, wenn sie ihn retten wollen; es ist auch wahrscheinlich, daß sie diese Probe nur für diejenigen vorschlagen, die sie verurtheilt haben wollen.

Ich kehre jetzt zu den Madegassen zurück. Es gibt kaum einen Aberglauben, der bei diesem Volke nicht gefunden wird. Unter mehrern Proben zur Beweisung der Unschuld haben sie auch diese drei, als die vorzüglichsten, die Wasser-, Feuer- und Tanghinprobe. Die Wasserprobe besteht darin, daß sie den Angeklagten durch einen Fluß, worin eine Menge Thiere sind, Kayman genannt, waden und ihn eine Zeitlang darin bleiben lassen. Wird er von diesen Thieren nicht angegriffen, so wird er für unschuldig erklärt. Die südlichen Bewohner von Madagoscar haben eine andere Probe. Sie warten, bis das Meer sehr stürmisch ist, und setzen dann den Verklagten auf einen Felsen. Schonen die Wellen seiner, so ist seine Unschuld erwiesen. Ein jeder wird, ohne mein Erinnern, einsehen, wie zufällig es bei dieser Probe sey, ob ein Mensch verurtheilt oder frei gesprochen werden soll. — Die Feuerprobe geschieht dadurch, daß sie ein glühendes Eisen über die Zunge des Verklagten ziehen, und da es unmöglich ist, daß die Zunge nicht verbrannt wird, wenn sie kein Mittel wissen, die Kraft des Feuers zu verhindern: so folgt daraus, daß der Verklagte, der dieser Probe unterworfen wird, stets für schuldig erklärt werden muß. — Die dritte Probe, Tanghin genannt, ist ein sehr tödtliches Gift aus dem Pflanzenreiche. Dieser Probe werden nur diejenigen unterworfen, die Sklaven und Heerden haben. Wenn ein Oberhaupt einen von seinen Anverwandten verliert, und einen reichen Mann kennt, dessen Eigenthum er zu besitzen wünscht: so beschuldigt er ihn des Mordes. Der Verklagte muß seine Unschuld dadurch beweisen, daß er dieses Gift einnimmt, und da er natürlicherweise bei

dieser Probe sterben muß, so wird er für schuldig erklärt, und was er besitzt, fällt dem Kläger anheim *).

Solche Wirkungen hat der Aberglaube. Durch ihn werden die zärtlichsten Gefühle der Natur unterdrückt, durch ihn Eigennutz, Ungerechtigkeit, Haß und Grausamkeit beschützt. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß er im Norden die nämlichen Wirkungen gehabt habe; denn sonderbar ist es, daß die Feuer- und Wasserprobe im Mittelalter auch in Europa gebraucht worden sind. Man kann leicht begreifen, daß die nordischen Völker diese Künste nicht von den Afrikanern gelernt haben. Allein so ist der Aberglaube, bis auf wenige Einschränkungen, sich allenthalben gleich; er äußert sich überall auf die nämliche Art, und muß daher auch überall dieselben schädlichen Folgen haben.

Kap. 3.

Trägheit.

Es scheint, als wenn Trägheit dem Menschen angeboren wäre. Zwar haben die wilden und rohen Menschen keine Abneigung gegen Leibesbewegungen, die Ergötzung zum Endzweck haben, z. B. Spielen, Springen, Tanzen; diejenigen aber, die keinen andern Zweck haben, als Arbeit, verabscheuen sie als ein großes Uebel, und nur eine dringende Noth vermag sie dazu anzutreiben. So findet man die Anwohner des Oronoko's. Ihr größtes Vergnügen ist, nach dem Ziele zu schießen, zu ringen und Ball zu spielen. Besucht man sie in ihren Hütten, so trifft man sie gewöhnlich da spielend und tanzend an, oder sie schwatzen auch mit einander und blasen die Flöte, wobei sie jedoch in ihren Hän-

*) Sonnerats Reise nach Ostindien und China. Kap. 2. §. 5.

gemätten sitzen oder liegen. Wenn es aber Arbeit gilt, so fühlen sie ihre natürliche Trägheit. Zwar hat Mangel und Liebe zur Bequemlichkeit und zum Genuß einige nützliche Erfindungen bei ihnen hervor gebracht und ihre Trägheit ein wenig vermindert; sie sind aber doch im Ganzen ein sehr träges Volk. Es treiben zwar einige, obwohl sehr unvollkommen, den Ackerbau; andere hingegen geben sich damit gar nicht ab, sondern verlassen sich ganz auf die Fischerei und die wilden Wurzeln und Früchte, die sie in den Wäldern finden. Zum Zeitvertreibe spitzt einer oder der andere seine Pfeile, aber mit der größten Nachlässigkeit, zu. Ein anderer stricket ein Netz; es scheint ihm aber ganz gleichgültig zu seyn, ob es in diesem oder dem künftigen Jahre fertig wird. Die Weiber sind eben so träge. Selbst um die Zubereitung der Speisen für ihre Männer bekümmern sie sich nicht und bringen den Tag mit Fasten sehr vergnügt zu, wenn sie nur ihrer Gemächlichkeit dabei pflegen können. Die Männer machen ihnen auch, wider die Gewohnheit anderer Wilden, keine Vorwürfe darüber, da sie selbst im höchsten Grade faul sind. Die Hütten sind auch zuweilen, der Faulheit der Männer wegen, leer, so daß die Weiber zu entschuldigen sind, wenn sie keine Speisen zubereiten. Haben sie nur ein wenig türkischen Weizen, so wird er geröstet und verzehrt, und damit ist diese kärgliche Mahlzeit zu Ende *).

Das nämliche kann man auch von den Hottentotten sagen. Sie können tanzen und zwar mit der größten Heftigkeit, weil es ihnen Vergnügen macht. Sie sind aber darum, in Absicht der Arbeit sowohl der Seele, als des Körpers, nicht minder träge. Es gibt kaum ein Volk, das vor Nachdenken und Arbeit mehr Abscheu hat, als sie. Sie haben eben so viel Vermögen, nachzudenken, als andere Völker, scheuen aber die Mühe. Nachdenken ist eine Arbeit für sie, Arbeit eine Plage. Nur die äußerste Noth

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii.

kann sie zum Arbeiten bringen, und dann geben sie keinem in der Arbeitsamkeit nach; aber wenn sie so viel haben, als sie jetzt brauchen, so legen sie sich wieder auf die faule Seite *). Barrow bezeugt dasselbe von ihnen. Er sagt, daß die Faulheit der Hottentotten ein wahres Uebel sey, gegen welches die Furcht allein wirken zu können scheint. Hunger ist nicht vermögend, sie zu überwinden. Ehe sie sich durch Jagd oder Aufgrabung von Wurzeln Nahrungsmittel verschaffen sollten, eher fasten sie den ganzen Tag, wenn sie nur schlafen können. Sie thun nichts, als essen und schlafen. Wenn sie das eine nicht haben können, so behelfen sie sich mit dem andern. Obgleich sie aber Hunger gut vertragen können, so sind sie doch, wenn sie etwas erhalten, die gefräßigsten Menschen in der Welt **).

Ich will noch die Madegassen anführen. Sie sind munter und lebhaft. Mit Ergötzungen und Schlaf bringen sie den größten Theil ihres Lebens zu. Sie äußern keine Begierde, mehr zu lernen, als zu ihren dringendsten Bedürfnissen erfordert wird, und selbst diese Begierde ist sehr schwach. Kenntnisse, die Nachdenken erfordern, sind ihnen mehr als gleichgültig. Eine natürliche Sorglosigkeit und Trägheit macht ihnen alles unerträglich, was eine Anstrengung der Denkkraft erfordert. Sie schränken sich daher mit ihren Wünschen blos auf das Gegenwärtige ein: Unfähig, einige Vorsicht in Ansehung der Zukunft zu gebrauchen, können sie nicht begreifen, wie es Menschen geben kann, die deshalb unruhig sind ***).

Aus obigen Beispielen erhellet, daß der Mensch munter und lebhaft seyn, Ergötzungen lieben und, um sich

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 6.

**) Barrows Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 147. ff.

***) Reise nach Madagascar und Ostindien, von Rochon. S. 44.

dieselben zu verschaffen, alle seine Kräfte anstrengen, und doch sehr faul und träge seyn kann, wenn es darauf ankommt, die Kräfte der Seele und des Körpers zur Arbeit anzuwenden. Arbeitsamkeit ist also keine natürliche Folge der Munterkeit und Lebhaftigkeit, so wie Trägheit nicht immer eine Wirkung von Phlegma ist. Es gibt zwar Völker, die phlegmatisch und träge sind; es gibt aber auch andere, die nicht phlegmatisch, und doch gleich träge sind. — So vereinigen die Einwohner von St. Domingo einen schwachen Körperbau mit einem phlegmatischen und melancholischen Temperamente. Sie essen wenig, arbeiten nichts, bekümmern sich um nichts, und verbringen ihr Leben im größten Müßiggange. Wenn sie sich einen Theil des Tages mit Tanz belustigt haben, so wissen sie weiter nichts anzufangen und schlafen vor Langeweile ein. Sie sind im höchsten Grade unwissend und wollen nichts lernen. Eigennützig sind sie nicht. Sie sind zufrieden, wenn sie ihr nothdürftiges Auskommen haben. An Sammeln denken sie nicht, und was die Erde beinahe ohne Arbeit hervorbringt, ist gewissermaßen gemeinschaftlich. — Bei dieser Trägheit und Faulheit scheinen sie die besten Menschen von der Welt zu seyn. Sie sind sanftmüthig und lassen sich von Ehrgeiz, Zorn oder andern solchen Leidenschaften nicht beherrschen. Sie sind gastfrei gegen alle ohne Unterschied. Der Fremde ist dem Wirthe eben so lieb, als sein bester Freund *).

Die Türken sind auch eines phlegmatisch-melancholischen Temperaments. Sie haben selten ein fröhliches und offenes Gesicht. Sie lachen selten und die Fröhlichkeit der Europäer scheint ihnen ein Anfall des Wahnsinns zu seyn. Wenn sie sprechen, so geschieht es ohne Geberden und Leidenschaft. Wenn einer redet, so un-

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 4. Hauptst. 5.

terbrechen sie ihn niemals und reden ganze Tage lang kein Wort. Wenn sie ausgehen, so geschieht es allemal ihrer Geschäfte wegen und sehr bedächtlich. Sie können ganze Tage mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen und der Pfeife im Munde sitzen, ohne beinahe ihre Stellung zu verändern. Kurz, sie scheinen sowohl in Reden, als Handlungen ganz phlegmatisch zu seyn *).

Diese Menschen vereinigen also auch mit ihrem Phlegma einen hohen Grad von Faulheit und Unthätigkeit. Entspringt aber Trägheit deshalb aus dem Phlegma der Nation? Es ist ein Irrthum, daß alle phlegmatische Völker blos darum, weil sie phlegmatisch sind, träge seyn, und daß alle träge Nationen phlegmatisch seyn sollten. Diesem widerspricht die Geschichte. Ich habe oben gezeigt, daß lebhafte und muntre Nationen der Trägheit eben so ergeben sind, als die phlegmatischen Einwohner von St. Domingo und der Türkei.

Und wo kommt denn diese Trägheit, dieser Widerwille gegen alle Arbeit der Seele sowohl, als des Körpers her, der die wilden und rohen Völker so sehr auszeichnet? Sollte dies vielleicht eine Wirkung des Klima's seyn? Das haben die Meisten geglaubt. Die Meisten sind der Meinung, daß die Wärme des Himmelsstriches Trägheit verursache. Allein daß die Hitze des Klima's keine Hauptursache dieses Zuges im Charakter der rohen Menschen sey, lehrt die Geschichte. Unter den warmen Himmelsstrichen findet man eben sowohl arbeitsame Menschen, wie unter den kalten, und in dem kalten Klima eben sowol Trägheit der Seele und des Körpers, als in dem warmen. Der Unterschied scheint blos darin zu liegen, daß eine solche Trägheit in einem kalten Klima in eine gewisse Dummheit ausarten, in einem warmen hingegen mit mehr Geist und

---

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Thl. II. Abtheil. 4. Kap. 40.

Lebhaftigkeit verbunden seyn kann, welche letztern doch durch das geringste Nachdenken bald ermüdet werden können. Dies ist mit den Siamern der Fall. Sie wohnen in einem warmen Klima. Sie begreifen eine Sache leicht, wissen eine geschwinde und sinnreiche Antwort zu geben, auch wohl überdachte Entwürfe zu machen. Bei mittelmäßigem Fleiße würden sie es in den Wissenschaften und Künsten sehr weit bringen; allein ihre unüberwindliche Trägheit vernichtet diese Hoffnung *).

Die Einwohner von Paraguay wohnen auch in einem sehr warmen Klima. Sie sind dumm, wild, unbeständig, Menschenfresser, außerordentlich gefräßig und dem Trunke ergeben. Sie bekümmern sich aber wenig um die künftige Zeit, ja nicht einmal um die Bedürfnisse des Lebens. Sie sind unglaublich faul und träge, außer wenn sie aus ihrer Trägheit geweckt werden, um zu plündern oder sich an ihren Feinden zu rächen **).

Die Chiguitos hingegen, die in demselben Klima wohnen, haben einen guten Verstand, lieben die Wahrheit und haben wenige von den Fehlern, die bei den andern südlichen Amerikanern beinahe allgemein sind, worunter Leichtsinn und Trägheit die vornehmsten sind. Sie sind sehr arbeitsam, wenigstens lassen sie sich sehr leicht an Arbeit gewöhnen. Die Männer arbeiten in ihren Feldern und beschäftigen sich mit anderer Arbeit, wenn sie das Feld bestellt haben. Die Weiber bereiten die Speisen und spinnen Baumwolle zu ihren Kleidern und Betten ***). Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß diese Chiguitos von Natur eben so faul sind, als die

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 9.

**) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. I. S. 6.

***) Charlevoix a. St. B. XIV. S. 218. u. 220.

andern Völker in Paraguay; was sie aber aus ihrer Trägheit geweckt hat, läßt sich kaum sagen.

Ich will noch die Seranos anführen, die unter demselben Himmelsstriche wohnen. Diese sind, wie die meisten südlichen Völker von Amerika, leichtsinnig und unbeständig, übertreffen aber an Trotz und Stolz alle andere, ob sie gleich das armseligste Leben führen, das man sich denken kann, und sehr arm sind. Sie bilden sich ein, viel mehr, als andere Völker, zu seyn, und erheben sich sogar, bei aller ihrer Armuth, über die Spanier. Diese Armuth kommt blos von ihrer Trägheit her, welche sie sich sogar zur Ehre anrechnen. Die Bewohner der Gebirge gehen lieber ganz nackend, als daß sie sich die Mühe geben sollten, sich Kleider zu verfertigen, ob es gleich auf den Gebirgen sehr kalt ist. Was sie nothwendig zu ihrer Bedeckung brauchen, kaufen sie von den Aucas, welche Vieh halten und die Wolle davon zu ihrem Gebrauche benutzen. — Die Seranos säen Getreide, welches sie zwischen zwei Steinen zermalmen, um eine Art Kuchen daraus zu machen. Sie schlachten ihre Schafe nicht, um sie zu essen, sondern öffnen, wenn sie hungrig sind, ihnen eine Ader und trinken das Blut. Sie haben Kupfer und andere Metalle, die sie zusammenschmelzen, um daraus Gebisse und Spornen zu verfertigen; allein nur wenige thun dieses, weil ihnen diese Arbeit zu schwer vorkommt *).

Die Widaher hingegen, welche ebenfalls unter einem sehr heißen Himmelsstriche wohnen, sind sehr arbeitsam. Männer und Weiber setzen beständig ihre Arbeit fort, bis sie vollendet ist. Außer dem Ackerbaue spinnen die Männer Baumwolle, weben schöne Zeuge, machen hölzernes Hausgeräth, Lanzen, Schmiedearbeit und viele andere Sachen. Die Weiber gehen indessen auch nicht müßig. Sie brauen Bier, richten Eßwaaren zu,

*) Charlevoix a. S. Buch XVI. S. 501.

die sie, nebst den Waaren ihres Ehemannes, auf den Markt zum Verkaufe bringen, und ein jeder bemüht sich, den andern zu übertreffen *). Was dieses Volk aus seiner Trägheit geweckt hat, kann ich nicht sagen.

Aus diesen Beispielen, denen ich noch weit mehrere beifügen konnte, erhellet; daß die Völker der warmen Himmelsstriche nicht alle träge sind, und die Geschichte lehrt uns auch, daß diejenigen, die unter den kältern Himmelsstrichen wohnen, eben so träge sind, als viele von jenen, die unter den warmen wohnen, daß folglich das Klima hierin keinen Unterschied macht. — Ich will zum Beweise die Nordamerikaner erwähnen, die in den westlichen Gegenden von Amerika wohnen. Wenn sie Vorrath haben, sind sie träge und unthätig; unermüdet aber, wenn sie auf der Jagd sind, oder gegen ihre Feinde ziehen. Hunger und Rache sind also die einzigen Triebfedern, die sie in Bewegung setzen können. Die Trägheit, der sie von Natur ergeben sind, macht, daß sie sich keine Mühe geben, ihre Umstände zu verbessern, oder sich einen reichlichern Unterhalt zu verschaffen. Wenn sie ohne Mühe in der Nähe so viel finden können, als sie bedürfen, so leben sie ohne Sorgen, ruhig und zufrieden **).

Das Nämliche gilt von den Kamtschadalen. Ihre größte Lust ist, immer ohne Sorgen, froh und mit ihrem Zustande zufrieden leben zu können. Sie haben keine Lust, mehr zu arbeiten, als nöthig ist, um sich und ihre Familie zu unterhalten. Haben sie so viel gesammelt, als ihnen hinlänglich scheint, so sammeln sie nichts mehr, wenn auch die Fische zu ihnen aufs Land und die Thiere in ihre Hütten hinein kämen. Kommen sie in ihrer Rechnung zu kurz und stellt der Hunger sich ein, so suchen sie ihn dadurch

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. IV. S. 510.

**) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 16. und Kap. 3.

zu stillen, daß sie Birkenrinde, Säcke, alte Schuhe und alles, was von Leder gemacht ist, verzehren. Sie gehen nicht auf die Jagd oder aus ihrem Hause hinaus, ehe die äußerste Noth sie dazu zwingt, und dann gehen sie doch nicht weiter, als daß sie des Abends wieder zu Hause seyn können *).

Das Klima kann also keine Hauptursache der unbeschreiblichen Trägheit und Faulheit seyn, welche die wilden und rohen Völker überhaupt beherrscht; denn diesen Zug ihres Charakters findet man unter allen Himmelsstrichen, wenn nicht äußere Umstände sie aus ihrem Schlummer geweckt haben. Ich habe auch bewiesen, daß die mehr oder weniger natürliche Lebhaftigkeit eines Volks nichts zur Sache thue. Die lebhaftesten und muntersten Völker sind eben so träge und der Arbeit eben so abgeneigt, als die phlegmatischen. Man darf also wohl behaupten, daß Trägheit zu dem natürlichen Charakter des Menschen gehöre. Kräfte zur Thätigkeit sind in die Natur des Menschen gelegt, werden aber nur durch eine dringende Noth geweckt. So lange der Mensch in einem thierischen Zustande lebt, gleicht er auch darin dem Thiere, welches sich nur um die ersten Bedürfnisse des Lebens bemühet, und gleich ruhet, wenn diese Bedürfnisse befriedigt sind.

Das ist Bedürfniß, das ist die äußerste Noth, die den von Natur trägen Menschen aus seinem Schlummer zur Thätigkeit weckt. Und wie das Bedürfniß zunimmt, so nimmt auch die Thätigkeit zu. Wäre er nicht durch Hunger, Durst und Kälte geweckt, wäre er nicht in die Nothwendigkeit gesetzt worden, die wilden Thiere zu verfolgen und sich gegen seine Feinde zu schützen, so würde sein starker Hang zum Müßiggange wohl kaum überwunden worden seyn. So findet man es bei den Einwohnern von Sumatra. Da die Natur ihnen hier mit leichter Mühe alles verschafft, was sie zu ihrem Unterhalte bedürfen, so sind sie auch

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

sehr faul. Für die Zukunft sorgen sie nicht, weil sie nur wenige Bedürfnisse haben. Künste und Wissenschaften haben den Kreis ihrer Begierden nicht erweitert und die mannichfaltigen Verfeinerungen der Ueppigkeit sind ihnen ganz unbekannt. Hier ist also nichts, was sie wecken kann; sie bleiben daher faul und träge *).

Wenn die Fruchtbarkeit der Natur sich zu der Genügsamkeit der Einwohner gesellt; wenn jene ihre Gaben freiwillig ihnen darbietet und ihre Wünsche sich nicht weiter erstrecken, als auf diese Gaben: so ist keine Triebfeder zur Thätigkeit da, und der Mensch folgt ungestört seinem natürlichen Hange zur Trägheit. — So gibt es Negerstämme, die von Natur lustige Laune, einen lebhaften und durchdringenden Verstand haben, die also von Natur nicht phlegmatisch sind; die aber doch so faul sind, daß sie nur arbeiten, wenn sie die Noth dazu zwingt; nicht, um Vermögen zu sammeln, sondern blos um zu leben. Wenn Bedürfniß den Neger nicht zur Arbeit nöthigte, so würde er in gänzlicher Unthätigkeit, mit Tanz und Ergötzungen, die er über alles liebt, die Zeit zubringen. Seine Jugend bringt er mit Ausschweifungen, seine männlichen Jahre mit Trägheit und seine letzten Jahre ohne alle Vorwürfe des Gewissens zu. Er behauptet stets eine Gemüthsruhe, die den meisten Menschen unbekannt ist. Er fürchtet die Zukunft nicht und sieht nicht mit Mißvergnügen auf die Vergangenheit zurück, die er wohl genossen zu haben glaubt. Entwürfe zum Glück beschäftigen ihn nie. Er hat keinen Wunsch, als von einem Tage zum andern zu leben. Wenn er Reis und Hirse hat, dann ist er zufrieden. Kann er, außer diesen Speisen, noch Branntwein erhalten, so glaubt er, seiner Meinung nach, nicht glückseliger werden zu können **).

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 223. ff.

**) Neue Geschichte des französischen Afrika, von Abbé Demanet. B. II. S. 6. ff.

Diese Gemüthsruhe, diese Genügsamkeit können nicht Glückseligkeit genannt werden; denn Brutalität würde dann auch Glückseligkeit seyn. Diese Neger befinden sich in einem ganz thierischen Zustande. Ihre Genügsamkeit und Ruhe sind die Ruhe der Thiere, die nur an das Bedürfniß des Augenblicks und an die Befriedigung desselben denken. Daraus folgt aber auch, daß diese Genügsamkeit, in Verbindung mit einer üppigen Natur, die Ursache ihrer Trägheit und Unthätigkeit werden müsse.

Wenn nicht ein fremdes, kultivirtes Volk in die Länder dieser halbthierischen Menschen einrückt; wenn es nicht durch Klugheit oder Furcht sie aus ihrem Schlummer weckt; oder wenn nicht ein seltener Mann, mit außerordentlichen Gaben ausgerüstet, unter ihnen aufsteht, sie ermuntert und leitet: so wird die Thätigkeit bei diesen Menschen nur durch Bedürfniß und Noth erweckt. Wie diese zunehmen, so nimmt auch die Thätigkeit zu; und fängt die Ungenügsamkeit an, sich zu der Befriedigung der Bedürfnisse zu gesellen, so entwickelt sich die schlummernde Kraft des Menschen um so viel leichter und wird immer wirksamer.

Durch die, mit der Herbeischaffung der Nothdurft verbundene, Schwierigkeit werden die Kräfte des Geistes und des Körpers in Bewegung gesetzt, die Geistesfähigkeiten geweckt, und je mehr sie geweckt und geübt werden, desto mehr wachen die schlummernden Begierden auf. Diese entwickeln sich. Mit ihrer Entwickelung fühlt der Mensch mehrere Bedürfnisse, und wie diese zunehmen, so nimmt seine Thätigkeit zu. Er bedarf allmählich viel, was er sich nicht selbst verschaffen kann. Jetzt denkt er an Tauschhandel mit andern Nationen; und da er ihre Waaren nicht vertauschen kann, ohne ihnen Ersatz dafür zu geben: so muß er nachsinnen, wie er solche Dinge in seinem Lande hervorbringen kann, die andere von ihm haben wollen.

Jetzt geht die Kunst- und Verstandeskultur an. Zu diesen gesellt sich allmählich die Ueppigkeit. Dem wirklichen oder chimärischen Bedürfnisse des Menschen wird hier-

die sie, nebst den Waaren ihres Ehemannes, auf den Markt zum Verkaufe bringen, und ein jeder bemüht sich, den andern zu übertreffen *). Was dieses Volk aus seiner Trägheit geweckt hat, kann ich nicht sagen.

Aus diesen Beispielen, denen ich noch weit mehrere beifügen konnte, erhellet, daß die Völker der warmen Himmelsstriche nicht alle träge sind, und die Geschichte lehrt uns auch, daß diejenigen, die unter den kältern Himmelsstrichen wohnen, eben so träge sind, als viele von jenen, die unter den warmen wohnen, daß folglich das Klima hierin keinen Unterschied macht. — Ich will zum Beweise die Nordamerikaner erwähnen, die in den westlichen Gegenden von Amerika wohnen. Wenn sie Vorrath haben, sind sie träge und unthätig; unermüdet aber, wenn sie auf der Jagd sind, oder gegen ihre Feinde ziehen. Hunger und Rache sind also die einzigen Triebfedern, die sie in Bewegung setzen können. Die Trägheit, der sie von Natur ergeben sind, macht, daß sie sich keine Mühe geben, ihre Umstände zu verbessern, oder sich einen reichlichern Unterhalt zu verschaffen. Wenn sie ohne Mühe in der Nähe so viel finden können, als sie bedürfen, so leben sie ohne Sorgen, ruhig und zufrieden **).

Das Nämliche gilt von den Kamtschadalen. Ihre größte Lust ist, immer ohne Sorgen, froh und mit ihrem Zustande zufrieden leben zu können. Sie haben keine Lust, mehr zu arbeiten, als nöthig ist, um sich und ihre Familie zu unterhalten. Haben sie so viel gesammelt, als ihnen hinlänglich scheint, so sammeln sie nichts mehr, wenn auch die Fische zu ihnen aufs Land und die Thiere in ihre Hütten hinein kämen. Kommen sie in ihrer Rechnung zu kurz und stellt der Hunger sich ein, so suchen sie ihn dadurch

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. IV. S. 310.

**) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 16. und Kap. 3.

zu stillen, daß sie Birkenrinde, Säcke, alte Schuhe und alles, was von Leder gemacht ist, verzehren. Sie gehen nicht auf die Jagd oder aus ihrem Hause hinaus, ehe die äußerste Noth sie dazu zwingt, und dann gehen sie doch nicht weiter, als daß sie des Abends wieder zu Hause seyn können *).

Das Klima kann also keine Hauptursache der unbeschreiblichen Trägheit und Faulheit seyn, welche die wilden und rohen Völker überhaupt beherrscht; denn diesen Zug ihres Charakters findet man unter allen Himmelsstrichen, wenn nicht äußere Umstände sie aus ihrem Schlummer geweckt haben. Ich habe auch bewiesen, daß die mehr oder weniger natürliche Lebhaftigkeit eines Volks nichts zur Sache thue. Die lebhaftesten und munterften Völker sind eben so träge und der Arbeit eben so abgeneigt, als die phlegmatischen. Man darf also wohl behaupten, daß Trägheit zu dem natürlichen Charakter des Menschen gehöre. Kräfte zur Thätigkeit sind in die Natur des Menschen gelegt, werden aber nur durch eine dringende Noth geweckt. So lange der Mensch in einem thierischen Zustande lebt, gleicht er auch darin dem Thiere, welches sich nur um die ersten Bedürfnisse des Lebens bemühet, und gleich ruhet, wenn diese Bedürfnisse befriedigt sind.

Das ist Bedürfniß, das ist die äußerste Noth, die den von Natur trägen Menschen aus seinem Schlummer zur Thätigkeit weckt. Und wie das Bedürfniß zunimmt, so nimmt auch die Thätigkeit zu. Wäre er nicht durch Hunger, Durst und Kälte geweckt, wäre er nicht in die Nothwendigkeit gesetzt worden, die wilden Thiere zu verfolgen und sich gegen seine Feinde zu schützen, so würde sein starker Hang zum Müßiggange wohl kaum überwunden worden seyn. So findet man es bei den Einwohnern von Sumatra. Da die Natur ihnen hier mit leichter Mühe alles verschafft, was sie zu ihrem Unterhalte bedürfen, so sind sie auch

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

sehr faul. Für die Zukunft sorgen sie nicht, weil sie nur wenige Bedürfnisse haben. Künste und Wissenschaften haben den Kreis ihrer Begierden nicht erweitert und die mannichfaltigen Verfeinerungen der Ueppigkeit sind ihnen ganz unbekannt. Hier ist also nichts, was sie wecken kann; sie bleiben daher faul und träge *).

Wenn die Fruchtbarkeit der Natur sich zu der Genügsamkeit der Einwohner gesellt; wenn jene ihre Gaben freiwillig ihnen darbietet und ihre Wünsche sich nicht weiter erstrecken, als auf diese Gaben: so ist keine Triebfeder zur Thätigkeit da, und der Mensch folgt ungestört seinem natürlichen Hange zur Trägheit. — So gibt es Negerstämme, die von Natur lustige Laune, einen lebhaften und durchdringenden Verstand haben, die also von Natur nicht phlegmatisch sind; die aber doch so faul sind, daß sie nur arbeiten, wenn sie die Noth dazu zwingt; nicht, um Vermögen zu sammeln, sondern blos um zu leben. Wenn Bedürfniß den Neger nicht zur Arbeit nöthigte, so würde er in gänzlicher Unthätigkeit, mit Tanz und Ergötzungen, die er über alles liebt, die Zeit zubringen. Seine Jugend bringt er mit Ausschweifungen, seine männlichen Jahre mit Trägheit und seine letzten Jahre ohne alle Vorwürfe des Gewissens zu. Er behauptet stets eine Gemüthsruhe, die den meisten Menschen unbekannt ist. Er fürchtet die Zukunft nicht und sieht nicht mit Mißvergnügen auf die Vergangenheit zurück, die er wohl genossen zu haben glaubt. Entwürfe zum Glück beschäftigen ihn nie. Er hat keinen Wunsch, als von einem Tage zum andern zu leben. Wenn er Reis und Hirse hat, dann ist er zufrieden. Kann er, außer diesen Speisen, noch Branntwein erhalten, so glaubt er, seiner Meinung nach, nicht glückseliger werden zu können **).

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 223. ff.

**) Neue Geschichte des französischen Afrika, von Abbé Demanet. B. II. S. 6. ff.

Diese Gemüthsruhe, diese Genügsamkeit können nicht Glückseligkeit genannt werden; denn Brutalität würde dann auch Glückseligkeit seyn. Diese Neger befinden sich in einem ganz thierischen Zustande. Ihre Genügsamkeit und Ruhe sind die Ruhe der Thiere, die nur an das Bedürfniß des Augenblicks und an die Befriedigung desselben denken. Daraus folgt aber auch, daß diese Genügsamkeit, in Verbindung mit einer üppigen Natur, die Ursache ihrer Trägheit und Unthätigkeit werden müsse.

Wenn nicht ein fremdes, kultivirtes Volk in die Länder dieser halbthierischen Menschen einrückt; wenn es nicht durch Klugheit oder Furcht sie aus ihrem Schlummer weckt; oder wenn nicht ein seltener Mann, mit außerordentlichen Gaben ausgerüstet, unter ihnen aufsteht, sie ermuntert und leitet: so wird die Thätigkeit bei diesen Menschen nur durch Bedürfniß und Noth erweckt. Wie diese zunehmen, so nimmt auch die Thätigkeit zu; und fängt die Ungenügsamkeit an, sich zu der Befriedigung der Bedürfnisse zu gesellen, so entwickelt sich die schlummernde Kraft des Menschen um so viel leichter und wird immer wirksamer.

Durch die, mit der *Herbeischaffung* der Nothdurft verbundene, Schwierigkeit werden die Kräfte des Geistes und des Körpers in Bewegung gesetzt, die Geistesfähigkeiten geweckt, und je mehr sie geweckt und geübt werden, desto mehr wachen die schlummernden Begierden auf. Diese entwickeln sich. Mit ihrer Entwickelung fühlt der Mensch mehrere Bedürfnisse, und wie diese zunehmen, so nimmt seine Thätigkeit zu. Er bedarf allmählich viel, was er sich nicht selbst verschaffen kann. Jetzt denkt er an Tauschhandel mit andern Nationen; und da er ihre Waaren nicht vertauschen kann, ohne ihnen Ersatz dafür zu geben: so muß er nachsinnen, wie er solche Dinge in seinem Lande hervorbringen kann, die andere von ihm haben wollen.

Jetzt geht die Kunst- und Verstandeskultur an. Zu diesen gesellt sich allmählich die Ueppigkeit. Den wirklichen oder chimärischen Bedürfnisse des Menschen wird hier-

durch ein größerer Wirkungskreis geöffnet. Daraus entstehen viele Bedürfnisse, aus diesen wieder mehr Thätigkeit. So wird die natürliche Trägheit des Menschen erst durch wirkliche Bedürfnisse überwunden. Die Thätigkeit beginnt mit dem wirklichen und nimmt dereinst mit dem chimarischen Bedürfnisse zu. So können allmählich aus Hottentotten Engländer, aus Negern Franzosen werden.

Ist die Thätigkeit erst bei einem Volke geweckt, so kann die Regierung zur Einschränkung oder Erweiterung derselben viel beitragen und ihr die rechte Richtung geben. Wenn man der angehenden Thätigkeit ihren Lauf läßt; wenn man sie blos da leitet, wo sie eine schiefe Wendung nehmen, und da unterstützt, wo sie durch gar zu mächtige Hindernisse gehemmt werden möchte: so geht sie mit raschen Schritten vorwärts, wie unter den Indianern und Chinesen. Raubt die Regierung hingegen die Früchte der Arbeit und Thätigkeit eines Volkes, so hat dies Unthätigkeit und Trägheit zur Folge. So sind die Aegyptier durch die Plünderungen und Unterdrückungen der Mameluken in eine fast thierische Unthätigkeit gesunken. Man arbeitet nicht, wo nichts zu hoffen ist. Wo der Mächtigere den Schwächern ungestraft plündern kann, da arbeitet man nur, um sich die ersten Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen.

Kap. 4.

Unreinlichkeit.

Unreinlichkeit ist, wie Trägheit, ein Hauptzug des Charakters der wilden und ganz rohen Völker. In der Trägheit ist der rohe Mensch dem Thiere gleich; in der Unreinlichkeit steht er aber vielen Thieren weit nach.

Die Unreinlichkeit, die man bei den wilden und rohen

Menschen findet, ist durchaus keine Folge des Klima's, worin sie wohnen. Dieser Zug im Charakter des Menschen wird, ohne Unterschied, unter allen Himmelsstrichen, von einem Pole zum andern, gefunden, und scheint mit der Natur des Menschen unzertrennlich verbunden zu seyn, so lange er in seinem thierischen oder rohen Zustande lebt. Die Völkerschaften weichen in diesem Stücke, nur in Ansehung der Art und des Grades, von einander ab.

Die gebornen Sumatraner, die unter einem sehr heißen Himmelsstriche wohnen, haben einige schlechte, aber auch viele gute Seiten. Auf der einen Seite sind sie faul, zänkisch, dem Spiele ergeben, betrügerisch in ihren Geschäften mit Fremden, was sie nicht einmal für ein Laster halten; desgleichen mißtrauisch, lügenhaft, niederträchtig und sklavisch gesinnt. Auf der andern Seite hingegen sind sie sanftmüthig, friedlich, duldsam, wenn sie nicht auf eine heftige Art zum Zorne gereizt werden, in welchem Falle sie in ihrer Rache unversöhnlich sind. Sie sind mäßig und genügsam sowohl im Essen, als im Trinken. Sie nähren sich am meisten vom Pflanzenreiche und das Wasser ist ihr einziges Getränk. Wenn sie auch um eines Fremden willen, den sie vorher nie gesehen haben, ein Huhn oder eine Ziege schlachten, so thun sie es doch niemals um ihrentwillen. Selbst an ihren Festtagen essen sie selten etwas anderes, als Reis. Ihre Gastfreiheit geht sehr weit und wird nur durch ihr Vermögen begränzt. Geiz ist also nicht die Quelle ihrer Mäßigkeit. In Hinsicht auf das andere Geschlecht sind sie sehr enthaltsam, ohne gefühllos zu seyn. Sie sind sittsam, sehr vorsichtig in ihren Ausdrücken, höflich in ihrem Betragen, ernsthaft, so daß sie nur selten lachen. Sollte man wohl glauben, daß Menschen, welche so viel Kultur der Sitten haben, an Reinlichkeit keinen Geschmack fänden? Allein so weit geht bis jetzt ihre Kultur nicht. Ihre Unreinlichkeit klebt ihnen noch von ihrem ganz rohen Zustande an. Zwar sind sie, was ihre Person betrifft, reinlich; in Hinsicht auf ihre Klei-

der aber sind sie sehr unreinlich, weil sie diese niemals waschen *).

So wie die Sumatraner in Ansehung ihrer Kleider unreinlich sind, so sind es die Hottentotten in Ansehung ihrer Person. Jene waschen niemals ihre Kleider, diese niemals ihre Körper. Die Unreinlichkeit ist daher so tief in ihre Haut eingedrungen, daß man kaum unterscheiden kann, welche ihre rechte Farbe ist; sie sind aber schwarz, wie Ruß **). Ein anderer Beweis ihrer Schweinereien ist, daß sie Läuse essen. Ihre unbeschreibliche Unreinlichkeit, in Verbindung mit der Hitze des Klima's, macht sie so voll Läuse, daß diese haufenweise auf ihren Leibern und Pelzen herumkriechen. Wenn sie ihren Mantel rütteln, oder ihn an einen Baum hängen, um ihn auszuklopfen, so fällt dies Ungeziefer zu Tausenden herab und bedeckt die Erde. Dessen ungeachtet bleiben eben so viele, des Fettes wegen, am Pelze hängen, womit er beschmiert ist. Die Stellen, wo sie sitzen, sind voll davon. Um ihre Dörfer herum wimmelt alles davon. Wenn sie sich reinigen, suchen sie die fettesten aus und verschlucken sie ***). Noch ein Beweis ihrer Unreinlichkeit ist ihre Art zu essen. Wenn sie ein schmales Stück von einem Thiere geschnitten haben, drehen sie es mit dem Messer so lange um, bis sie einen Streifen Fleisch von zwei bis drei Ellen erhalten haben. Das ganze Thier wird gleich in solche Stücke geschnitten, und während einige hiermit beschäftigt sind, und die Stücke an Gebüsche hängen, rösten die andern sie über Kohlen. Wenn das Fleisch warm ist, nehmen sie es mit beiden Händen, stecken das eine Ende eines solchen Streifens in

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra von Marsden. S. 223. ff.

**) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. IV. S. 810.

***) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 16.

den Mund und haben in kurzer Zeit eine Elle hinunter geschluckt. Die Asche des Holzes, die an dem Fleische hängen bleibt, dient ihnen als Salz. Wenn sie gespeist haben, reinigen sie die Hände dadurch, daß sie diese auf ihrem Leibe abwischen. Wenn das Fett sich auf diese Art ein Jahr gesammelt hat und mit Staub vermischt worden ist, so überzieht es zuletzt den Leib mit einer dicken, schwarzen Kruste, welche die wirkliche Farbe der Haut ganz verbirgt. Diese entdeckt man blos auf dem Gesichte und an den Händen, welche sie durch Reiben mit Kuhmist ein wenig reiner halten *). Es scheint aber, daß das Reinigungsmittel nicht viel reinlicher sey, als die Unreinlichkeiten, die dadurch abgewischt werden sollen. Das heißt nur, die eine Unreinlichkeit mit der andern vertauschen.

Von diesen heißesten Gegenden Afrika's will ich zu den kältesten Gegenden Asiens und Amerika's hinauf steigen, und ich finde den Menschen in dem einen Klima der Unreinlichkeit eben so ergeben, als in dem andern. Den Einwohnern von Unalaschka ist das Ungeziefer, das sich häufig genug bei ihnen findet, eine eben so leckerhafte Speise, als den Hottentotten. Sie verschlingen den Schleim aus ihren Nasen. Wenn sie sich, nach ihrer Gewohnheit, erst mit Urin und dann mit Wasser gewaschen haben, so lecken sie ihre Hände wieder trocken. Sind sie krank und es ist ein Aderlaß erforderlich, so öffnen sie eine Ader mit einem scharfen Steine und saugen dem Patienten das Blut aus **).

Die Unreinlichkeit der Grönländer geht eben so weit. Sie sind jenen hierin so völlig gleich, als wenn sie Nachbarn wären. Sie waschen sich selten. Wenn die Manns-

---

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 147. ff.

**) Auszug aus Kapitain Krenizins Journal; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Thl. I. S. 259.

personen aus der See zurückkommen und sich waschen wollen, so lecken sie blos die Finger ab und streichen diese, wie die Katzen, über die Augen, damit das salzige Seewasser herauskomme. Die Frauenzimmer waschen sich in ihrem Urine, damit ihre Haare wachsen und einen lieblichen Geruch von sich geben sollen. Wenn ein Mädchen sich auf diese Art gewaschen hat, so sagt man von ihm: es riecht jungferhaft. Sie waschen sich nicht einmal nachher mit Wasser ab, wie die Bewohner von Unalaschka, wahrscheinlich um diesen lieblichen Geruch nicht zu verlieren. Indessen ist das gut, daß man diesen Damen die Hände nicht küssen darf. — Die Grönländer essen mit ihren Hunden aus denselben Schüsseln, ohne sie vorher zu reinigen. Sie essen Läuse und anderes Ungeziefer, das ihnen und andern abgenommen wird. Den Schweiß streichen sie, damit er nicht verloren gehe, mit einem Messer vom Gesichte und lecken ihn auf. Sie schämen sich nicht, im Beiseyn anderer ihre Nothdurft zu verrichten. Jede Familie hat vorn in ihrem Raume eine Gelte stehen, worein sie ihr Wasser lassen, welches stehen bleibt, bis es riecht, alsdann legen sie die Felle in dasselbe, die zubereitet werden sollen. Man kann sich vorstellen, daß dieses einen unausstehlichen Gestank verursachen muß, des Gestankes nicht zu erwähnen, der aus dem faulen Fleische und Speck entsteht, welches sie unter ihre Bänke werfen *).

Die Einwohner von Nutkasund, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, sind nicht reinlicher, als die Grönländer. Bei ihren Mahlzeiten geht es sehr ekelhaft zu. Die Tröge und Schüsseln, worin sie ihre Speisen auftragen, werden nie gereinigt. Alle feste Speise, oder zähes Fleisch, wird mit den Händen und

*) Det gamle Grönlands nye Perlustration eller Naturelhistorie af Hans Egede. Kap. 2.

Zähnen zerrissen; denn so gut sie sich auch der Messer zu bedienen verstehen, um größere Portionen abzusondern, so ist es ihnen doch noch nicht eingefallen, diese auf eben die Art in kleinere Stücke zu zertheilen. Sie haben so wenig Begriff von Reinlichkeit, daß sie die Wurzeln so, wie sie sie ausgraben, essen und nicht einmal die Erde, die daran hängt, davon abschütteln. Unordnung, Unreinlichkeit und Gestank herrschen auf gleiche Weise in ihren Wohnungen; denn sie pflegen nicht nur ihre Fische darinnen zu trocknen, sondern nehmen sie auch daselbst aus und lassen die Eingeweide auf dem Boden liegen. Hier häufen sich dieselben mit den Gräten und Ueberbleibseln von Speisen so an, daß sie sie nicht eher wegräumen, als bis die Haufen zu groß werden, um darüber weggehen zu können. Ihre Hütten sind daher so schmutzig, wie Schweinställe; alles darin riecht nach Fischen, Thran und Rauch *).

Dieselben Unreinlichkeiten findet man bei den Einwohnern von Port-Mulgrave. Sie haben die armseligsten Hütten, die man sich denken kann. Sie bestehen nur aus einigen Stangen, die ohne alle Ordnung und Regelmäßigkeit in die Erde gesteckt und mit einigen schlechten Bretern belegt sind, die sie weder vor Regen noch Schnee schützen können. Diese schlechte Einrichtung kommt wohl zum Theil daher, daß sie nicht lange an demselben Orte bleiben; denn fangen sie an, Fische oder Landthiere an einem Orte zu vermissen, so nehmen sie ihre Häuser auf und bringen das Zimmerwerk wo anders hin, wo sie es mit derselben Nachlässigkeit wieder aufrichten. Allein so schlecht ihre Hütten auch sind, so könnten sie sie doch rein halten, wenn sie nur den geringsten Geschmack an Reinlichkeit fänden. Es ist nicht einmal hier eine Oeffnung für den Rauch. Er muß durch die Oeffnungen zwischen den Bretern hinaus dringen. Das Innere dieser Hütten ist außerdem ein tref-

*) Cooks dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. III. S. 63. u. 79.

fendes Bild der Unreinlichkeit und Trägheit ihrer Bewohner. In einen Winkel werfen sie die Knochen und andre Ueberreste ihrer Speisen. In einem andern bewahren sie Haufen von verdorbenen Fischen, Stücke von stinkendem Fleische, Oel und dergleichen auf. Kurzt das Ganze zeigt, in welchem elenden Zustande Menschen leben und doch zufrieden seyn können; denn diese Menschen scheinen mit ihrem Zustande wohl zufrieden zu seyn. So kann die menschliche Natur sich an alles gewöhnen *).

Nicht reinlicher sind die Einwohner an dem französischen Hafen, auf der westlichen Küste von Nordamerika. Zu ihren Speisen haben sie nichts als hölzerne Gefäße, und da diese nicht ans Feuer gesetzt werden können, so kochen sie das Wasser darin mit heißen Steinen, die sie so lange hinein werfen, bis die Speisen gahr sind. Diese hölzernen Gefäße dienen ihnen statt Kochtopf, Schüssel und Teller und werden nie gereinigt. In der Mitte ihrer Hütten brennt ein Feuer, über welchem sie Heilbutten und Lachse in den Rauch hängen. Diese Hütten sind nicht allein eben so schmutzig, wie die Hütten der oben erwähnten, daß man die Höhle eines wilden Thieres nicht damit vergleichen kann, sondern die Bewohner derselben zeichnen sich noch vor den andern durch eine andere Art von Unreinlichkeit aus. Kein natürliches Bedürfniß führt sie zwei Schritte davon weg; auch suchen sie bei diesen Gelegenheiten weder Schatten, noch Einsamkeit, sondern setzen die angefangene Unterredung fort, als hätten sie keinen Augenblick zu verlieren, und sind sie eben bei der Mahlzeit, so nehmen sie sogleich ihre Stelle wieder ein, von der sie sich nicht weit entfernt hatten **).

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. II. S. 113. ff.

**) La Perouse's Reise um die Welt, B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 328. u. 329.

Ich will noch blos der Ostiaken erwähnen. Ihre Hütten werden von mehr als einer Familie bewohnt. In einigen wohnen drei bis sechs, in andern gegen dreißig Familien. Man kann sich leicht vorstellen, daß in solchen Hütten nicht viel Ordnung und Reinlichkeit herrschen kann. Die Mütter hängen, um Platz für ihren Hausrath und andere Dinge zu gewinnen, ihre Kinder in Wiegen auf, die aus Birkenrinde gemacht sind, und schnüren sie darin fest. Das Lager der Erwachsenen ist auf der Erde zurecht gemacht und besteht aus Rennthierhäuten und Heu. Zuweilen haben sie niedrige Schlafbänke, worunter ihre besten Hunde liegen, besonders diejenigen, die Junge haben. Mitten in der Hütte ist ein allgemeiner Heerd, wobei ein jeder seine Speisen zubereitet, so oft ihm die Lust dazu ankommt, und wo der Ueberrest von den Fischen für die Hunde gebraten wird. Dieses beständige Braten verursacht, daß der Boden in den Winterhütten mit Ruß ganz überzogen ist, der in Zacken hinab hängt. An diesem Feuer trocknen sie auch die überflüssigen Fische. Welchen entsetzlichen Dunst und Gestank alles dieses, und noch mehr die Unreinlichkeiten von Menschen und Hunden, welche niemals weggeschafft werden, hier verursachen müssen, kann man sich leicht vorstellen. Man kann sich ohnedies die Unreinlichkeit dieser Menschen nicht ekelhaft genug vorstellen. Das Händewaschen ist bei ihnen unbekannt, außer daß die Weiber, wenn sie die Fische aus den Kesseln nehmen, einen Theil ihrer Unreinlichkeiten bei dieser Gelegenheit abspülen, und die Hände darauf an ihren Pelzen abwischen. Kein Gefäß wird gereinigt, obgleich Menschen und Hunde aus demselben essen. — Doch darf man sich nicht wundern, daß die Ostiaken aus Schüsseln essen können, die ihre Hünde rein geleckt haben, wenn sogar unsre feine Damen sich von ihren Hunden den Mund können belecken lassen. — Unter ihre abscheulichsten Schweinereien ist aber dies zu rechnen, daß die Weiber alles das Ungeziefer essen, welches sie zum Zeitvertreibe in ihren müßigen Stunden den Köpfen

fendes Bild der Unreinlichkeit und Trägheit ihrer Bewohner. In einen Winkel werfen sie die Knochen und andere Ueberreste ihrer Speisen. In einem andern bewahren sie Haufen von verdorbenen Fischen, Stücke von stinkendem Fleische, Oel und dergleichen auf. Kurzt das Ganze zeigt, in welchem elenden Zustande Menschen leben und doch zufrieden seyn können; denn diese Menschen scheinen mit ihrem Zustande wohl zufrieden zu seyn. So kann die menschliche Natur sich an alles gewöhnen *).

Nicht reinlicher sind die Einwohner an dem französischen Hafen, auf der westlichen Küste von Nordamerika. Zu ihren Speisen haben sie nichts als hölzerne Gefäße, und da diese nicht ans Feuer gesetzt werden können, so kochen sie das Wasser darin mit heißen Steinen, die sie so lange hinein werfen, bis die Speisen gahr sind. Diese hölzernen Gefäße dienen ihnen statt Kochtopf, Schüssel und Teller und werden nie gereinigt. In der Mitte ihrer Hütten brennt ein Feuer, über welchem sie Heilbutten und Lachse in den Rauch hängen. Diese Hütten sind nicht allein eben so schmutzig, wie die Hütten der oben erwähnten, daß man die Höhle eines wilden Thieres nicht damit vergleichen kann, sondern die Bewohner derselben zeichnen sich noch vor den andern durch eine andere Art von Unreinlichkeit aus. Kein natürliches Bedürfniß führt sie zwei Schritte davon weg; auch suchen sie bei diesen Gelegenheiten weder Schatten, noch Einsamkeit, sondern setzen die angefangene Unterredung fort, als hätten sie keinen Augenblick zu verlieren, und sind sie eben bei der Mahlzeit, so nehmen sie sogleich ihre Stelle wieder ein, von der sie sich nicht weit entfernt hatten **).

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. II. S. 113. ff.

**) La Perouse's Reise um die Welt, B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 328. u. 329.

Ich will noch blos der Ostiaken erwähnen. Ihre Hütten werden von mehr als einer Familie bewohnt. In einigen wohnen drei bis sechs, in andern gegen dreißig Familien. Man kann sich leicht vorstellen, daß in solchen Hütten nicht viel Ordnung und Reinlichkeit herrschen kann. Die Mütter hängen, um Platz für ihren Hausrath und andere Dinge zu gewinnen, ihre Kinder in Wiegen auf, die aus Birkenrinde gemacht sind, und schnüren sie darin fest. Das Lager der Erwachsenen ist auf der Erde zurecht gemacht und besteht aus Rennthierhäuten und Heu. Zuweilen haben sie niedrige Schlafbänke, worunter ihre besten Hunde liegen, besonders diejenigen, die Junge haben. Mitten in der Hütte ist ein allgemeiner Heerd, wobei ein jeder seine Speisen zubereitet, so oft ihm die Lust dazu ankommt, und wo der Ueberrest von den Fischen für die Hunde gebraten wird. Dieses beständige Braten verursacht, daß der Boden in den Winterhütten mit Ruß ganz überzogen ist, der in Zacken hinab hängt. An diesem Feuer trocknen sie auch die überflüssigen Fische. Welchen entsetzlichen Dunst und Gestank alles dieses, und noch mehr die Unreinlichkeiten von Menschen und Hunden, welche niemals weggeschafft werden, hier verursachen müssen, kann man sich leicht vorstellen. Man kann sich ohnedies die Unreinlichkeit dieser Menschen nicht ekelhaft genug vorstellen. Das Händewaschen ist bei ihnen unbekannt, außer daß die Weiber, wenn sie die Fische aus den Kesseln nehmen, einen Theil ihrer Unreinlichkeiten bei dieser Gelegenheit abspülen, und die Hände darauf an ihren Pelzen abwischen. Kein Gefäß wird gereinigt, obgleich Menschen und Hunde aus demselben essen. — Doch darf man sich nicht wundern, daß die Ostiaken aus Schüsseln essen können, die ihre Hunde rein geleckt haben, wenn sogar unsre feine Damen sich von ihren Hunden den Mund können belecken lassen. — Unter ihre abscheulichsten Schweinereien ist aber dies zu rechnen, daß die Weiber alles das Ungeziefer essen, welches sie zum Zeitvertreibe in ihren müßigen Stunden den Köpfen

ihrer Männer abnehmen. Was alle diese Unreinlichkeiten, die letzte ausgenommen, gewissermaßen entschuldigen könnte, wäre dies, daß die Weiber, welche die Hütten reinhalten sollen, mit allen häuslichen Arbeiten belastet sind, und von den Männern eher für Sklavinnen, als für Weiber, gehalten werden. Wenn man die Jagd, den Fischfang und das dazu gehörige Geräth ausnimmt, so bekümmert sich der Mann um nichts. Die Hütten aufzusetzen und herab zu nehmen, die Fische zu reinigen, die Speisen zu kochen, die Kleider der Männer zu trocknen, zu nähen und zu flicken, die Häute zuzubereiten und zu gärben, kurz alles kommt den Weibern zu, außer die Jagd und Fischerei. — Die Weiber der Ostiaken haben also zwar Arbeit genug; liebten sie aber die Unreinlichkeit nicht, hätten sie einen Widerwillen dagegen, so bekämen sie wohl Zeit zur Reinigung. Die Männer, die sie mit Arbeit nicht verschonen, könnten sie auch zur Reinlichkeit anhalten. Man sieht aber, daß sie durchaus kein Gefühl dafür haben *). —

Ich darf wohl nicht mehrere Beispiele anführen, um den Leser zu überzeugen, daß die Unreinlichkeit dem Menschen anklebe. Man findet ihn unter allen Himmelsstrichen der Unreinlichkeit ergeben, sowohl unter den heißen, als unter den kältern und den kältesten. Dieser Naturfehler ist also keine Folge des Himmelsstriches. Man findet ihn bei Hottentotten und Grönländern. Nur durch Kultur und Grundsätze der Religion kann er gehoben werden. Die Erfahrung lehrt daher, daß auch bei uns der rohe, gemeine Haufe blos nach Maßgabe seiner Kultur gegen Unreinlichkeit gleichgültig ist. Auch bei uns gibt es Menschen, die das Gesicht und die Hände wohl niemals waschen, und Bauerhäuser, wo die kleineren Hausthiere mit ihren Unreinlichkeiten sich im Winter aufhalten, wie die Hunde bei den Ostiaken.

---

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Thl. III. S. 43. ff.

Liebe zur Reinlichkeit wird nur durch die aufkeimende Kultur geweckt und nimmt mit derselben zu. Daher lieben überhaupt, selbst in einem und demselben Lande, die kultivirten Stände die Reinlichkeit mehr, als die rohen, die Chinesen mehr, als die Sumatraner, obgleich beide Nationen unter einem warmen Himmelsstriche wohnen; die Otaheitier mehr, als die Hottentotten. Ich werde gehörigen Orts zeigen, daß die Otaheitier nach ihrer Art ziemliche Fortschritte in der Kunstkultur gemacht und daher auch mehr Gefühl für Reinlichkeit haben, als andere Völker, denen es an dieser Kultur mangelt. Die Kunstkultur setzt einen gewissen Grad von Verstandeskultur voraus, er sey so klein, wie er wolle. Durch diese geht der Mensch aus seinem thierischen Zustande heraus, und je mehr er sich dadurch über das Thier erhebt, desto mehr muß er Unreinlichkeit verabscheuen. Es sind daher auch nur die wilden und ganz rohen Menschenarten, die der obgedachten Unreinlichkeit ergeben sind; und diese muß auch nach Maßgabe der Bildung des Verstandes ab- oder zunehmen.

Die Otaheitier haben so viel Kultur erhalten, daß sie die Reinlichkeit lieben. Beide Geschlechter baden den ganzen Körper dreimal des Tages in fließendem Wasser, des Morgens, wenn sie aufstehen, des Mittags und des Abends, ehe sie zu Bette gehen, ihre Wohnungen mögen nahe am Meere oder Flusse, oder weit davon liegen. Bei ihren Mahlzeiten waschen sie nicht allein den Mund, sondern auch die Hände, und das beinahe bei jedem Bissen. Eben so reinlich und frei von Flecken halten sie ihre Kleider, weshalb man auch in dem größten Gedränge von Menschen kein Ungemach empfindet, als von der Hitze, welches unter dem gemeinen Volke der gesittetsten Nationen in Europa schwerlich Statt findet *). Diese Reinlichkeit kann man der Wärme des Klima's, die sie dazu zwin-

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 514.

beln haben. Allein sie waschen auch Hände, Mund und Nase, gewöhnlich mit Seife, ehe sie essen *).

So haben die Gesetzgeber der Völker, gleich einem Moses, den natürlichen Hang des Menschen zur Unreinlichkeit zu hemmen und Reinlichkeit dadurch einzuführen gesucht, daß sie sie zu einer Glaubenssache machten. Wo die steigende Kultur sich allmählich mit den Grundsätzen der Religion vereinigt hat, da ist es natürlich, daß Liebe zur Reinlichkeit auch einen beträchtlichen Zuwachs und mancherlei Verfeinerungen erhalten hat. So findet man es bei den Persern. Ob gleich einige europäische Nationen die Reinlichkeit so weit, wie möglich, zu treiben suchten, so haben sie doch kaum in diesem Stücke die Perser erreicht. In ihren Häusern und Zimmern leiden sie nicht die geringste Unreinlichkeit. Die Mitte des Fußbodens ist bei den Vornehmern mit sehr schönen Teppichen belegt, und an den Seiten ist Filz von Kameelhaaren ausgebreitet, worauf sie sich setzen. Geringe Leute brauchen statt derer Binsenmatten. — Kein Perser tritt in sein eigenes, oder in ein fremdes Zimmer hinein, ohne seine Schuhe erst abzulegen. Kein Perser spukt in ein Zimmer, ob er gleich so stark Tabak raucht, daß der Rauch durch die Nase geht. Auf ihren Kleidern muß alles nett und sauber seyn. Sie waschen sich sehr oft, wenn sie beten, wenn sie ihre Nothdurft verrichtet haben, wenn sie zu Tische gehen und wenn sie wieder aufstehen. Wenn sie glauben, etwas angerührt zu haben, das unrein gewesen ist, so waschen sie sich. Sie gehen fast täglich in die Badestuben, und nach jedem Beischlafe muß es unausbleiblich geschehen. An jedem Orte sind daher theils öffentliche, theils Privatbadestuben **).

*) Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XVIII. S. 114. u. 117.

**) Gmelins Reise durch Rußland. 2. St. B. XVIII. S. 380. ff.

Welch ein Abstand zwischen Grönländern, Ostiaken, Hottentotten und Persern! So tief kann der Mensch ohne Kultur zur Unreinlichkeit herab sinken; so hoch kann er durch die Kultur in der Reinlichkeit und der Verfeinerung derselben steigen.

Kap. 5.

Liederlichkeit und Schamlosigkeit.

Liederlichkeit und Schamlosigkeit sind zwei Charakterzüge fast aller wilden und rohen Völker, obgleich der erstere noch allgemeiner ist, als der letztere. Diejenigen, die liederlich sind, sind darum nicht alle schamlos. — Denjenigen nenne ich liederlich, der in der Liebe ausschweift, ohne sich an die Regeln zu binden, welche die Gesetze des Staats, oder der Natur vorschreiben, der, gleich dem Thiere, mit dem Gegenstande seiner Liebe beständig abwechselt und dabei an nichts, als an die blosse Befriedigung eines sinnlichen Triebes denkt. Schamlos ist derjenige, der sich nicht einmal seiner Ausschweifungen schämt. Der Schamhafte kann liederlich seyn; er verbirgt aber, so viel wie möglich, seine sinnlichen Ausschweifungen. Der Liederliche ist nicht immer schamlos. Ich sondere daher diese Züge von einander ab, da sie nicht immer bei den rohen Völkern mit einander vereinigt sind.

Liederlichkeit und Schamlosigkeit sind Laster, die man besonders unter den warmen Himmelsstrichen findet. Hier ist der Trieb der Liebe stärker, die Phantasie lebhafter. Wo der Mensch in einem halb oder ganz thierischen Zustande lebt, muß er auch in diesem Stücke dem Thiere mehr oder weniger gleichen. Er wechselt, wie das Thier, jeden Augenblick den Gegenstand seines Geschlechtstriebes, und

schämt sich, gleich dem Thiere, nicht, diesen Trieb öffentlich zu befriedigen, und mit dem Gegenstande desselben abzuwechseln. Die Liebe eines solchen Menschen bleibt also, so lange er im thierischen Zustande lebt, viehisch, wie er selbst ist. Allein diese Brutalität äußert sich doch in einem höhern Grade unter den wärmern Himmelsstrichen, als unter den kältern, weil, wie gesagt, der Geschlechtstrieb stärker unter jenen ist, als unter diesen.

Dies sey indeß nur überhaupt gesagt. Diese Regel ist nicht ohne Ausnahme. — Unter den kältern Himmelsstrichen findet man durchgängig keinen so hohen Grad von Liederlichkeit, wie unter den wärmern, hingegen mehr Schamhaftigkeit. — So sind die ostiakischen Weiber Muster der Schamhaftigkeit. Sie bedecken ihr ganzes Gesicht mit einem Schleier, sobald Fremde, selbst von ihrer Verwandtschaft, in ihre Hütten kommen. Sie erscheinen niemals andern unbedeckt, als ihren leiblichen Müttern. Dieser Gebrauch scheint in wirklicher Schamhaftigkeit gegründet zu seyn. Wenn ein Fremder kommt, suchen sie daher, womöglich, aus der Hütte hinaus zu kommen, oder sich in einen Winkel zu verstecken *). So auch die Einwohner von Neuseeland, deren Schamhaftigkeit ich oben bei einer andern Gelegenheit erwähnt habe. Ob sie gleich nicht gleichgültiger gegen die Gefühle der Liebe sind, als andere, so beobachten sie doch bei der Befriedigung derselben die feinste Wohlanständigkeit **).

Solche Muster der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit findet man unter den kältern Himmelsstrichen; allein wenn man aus diesen und mehrern Beispielen, die leicht angeführt werden können, den Schluß ziehen wollte, daß es hier keine Ausnahmen gebe, so würde man sich sehr irren.

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Thl. III. S. 41.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 285.

Man betrachte blos die Indianer, die in den westlichen Gegenden von Nordamerika wohnen. Diese Völkerschaften wissen überhaupt nichts von Eifersucht. Einige Stämme haben nicht den geringsten Begriff davon, da junge Personen selten die Tugend verheiratheter Frauenzimmer auf die Probe stellen, oder von ihnen gelockt werden, und in diesem Stücke beschämen diese wilden Indianer die gesitteten Völker in Europa. Dessen ungeachtet sind diese Indianerinnen von einer sehr verliebten Natur, und es schadet ihrer Ehre im geringsten nicht, wenn sie, ehe sie verheirathet werden, ihrer Leidenschaft folgen. — Als Carver sich unter den Nadowessiern aufhielt, fand er ein Frauenzimmer, dem sie sehr ehrerbietig begegneten, und bemerkte bei genauerer Untersuchung, daß die Ursache dieser Ehrenbietung ein Betragen sey, das ihr in Europa einen allgemeinen Schimpf würde zugezogen haben. Sie gab in ihrer Jugend ein sogenanntes Reisfest. Nach einer alten Sitte lud sie vierzig Kriegsleute ein; und nachdem sie diese mit Reis und Wildpret hinlänglich bewirthet hatte, lud sie sie zu einem heimlichen Umgange hinter einem Schirme ein, den sie zu dem Ende in ihrem Zelte hatte aufsetzen lassen. Diese Gunstbezeugung erwarb ihr nicht allein die Gunst der Gäste, sondern auch den Beifall des ganzen Stammes. Die jungen Indianer erkannten ihre außerordentlichen Verdienste, und wetteiferten um ihre Hand. Kurz nachher wurde sie auch mit einem der vornehmsten Anführer verheirathet, der ihr beständig die größten Beweise seiner Liebe und Hochachtung gab *). So verschieden ist der Geschmack und die Denkungsart, und so wenig Begriff haben diese Indianer von Scham. Liederlichkeit und Schamlosigkeit ist bei ihnen sogar ein Verdienst.

Um so weit nach Norden, als möglich, hinauf zu steigen, will ich die Grönländer erwähnen. Die Mädchen

*) J. Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 5. S. 2[illegible] ff.

sind hier sehr schamhaft. Niemals gehen sie mit jemanden unzüchtig um, oder lassen das geringste Zeichen der Liederlichkeit in Worten oder Handlungen sehen. Geschwängert zu werden, halten sie für einen großen Schimpf, weshalb es auch sehr wenige Beispiele davon gibt. Diese Enthaltsamkeit ist wohl nicht so sehr wahrer Schamhaftigkeit beizumessen, als der Furcht, eine gute Partie zu verlieren, da die Mannspersonen in Grönland ohne Zweifel in Rücksicht der physischen Beschaffenheit der Mädchen anders denken, als jene oben erwähnten Amerikaner. Denn aus dem sogenannten Hurenspiele der Grönländer zu schließen, müssen die Weiber in diesen kalten Gegenden sehr unzüchtig und zugleich schamlos seyn. Mit diesem Spiele geht es folgendermaßen zu. Männer und Weiber versammeln sich zu einem Gastmale. Wenn sie gut bewirthet worden sind, fangen sie an zu singen und zu tanzen. Unterdessen geht einer nach dem andern mit der Frau eines andern hinter einen Vorhang oder eine Scheidewand von Fellen, die in dem einem Ende der Hütte aufgeschlagen ist, wo sie den Beischlaf vollbringen. Es werden diejenigen für die besten und edelsten Gemüther gehalten, die auf diese Art ohne Verdruß ihre Weiber andern überlassen. Allein zu diesem unanständigen Umgange werden jedoch keine andern, als die Verheiratheten zugelassen, welchen es, ihrer Meinung nach, allein ansteht. Insonderheit halten es die Weiber für ein Glück und eine Ehre, daß ein Angekok (Zauberer) ihnen beiwohnen will; viele Männer sehen es sogar gern, und bezahlen ihn dafür, daß er bei ihren Weibern schlafen soll, besonders wenn sie selbst keine Kinder mit ihnen haben, da sie der Meinung sind, das Kind, welches ein Angekok mit ihrem Weibe erzeugt hat, werde vor andern geschickt und glücklich werden *).

Der liederliche Umgang der verheiratheten Weibspers

*) Det gamle Grønlands nye Perlustration eller Naturelhistorie af Hans Egede. Kap. XIII.

sonen mit ihren Angelobs ist blos eine Folge des Aberglaubens, und solche Folgen kann der Aberglaube unter allen Himmelsstrichen haben; ihr Hurenspiel ist aber ein Beweis sowohl der Unzucht, als der Schamlosigkeit der Weiber; und wenn die Unzucht mit der Schamlosigkeit vereinigt ist, so ist das ein Beweis, daß solche Menschen entweder in einem hohen Grade thierisch sind, oder daß der Liebestrieb bei ihnen sehr herrschend ist, welches leztere man unter einem so kalten Himmelsstriche nicht vermuthen sollte, der natürlicherweise diese thierischen Gefühle schwächen müßte. Allein ein Trieb, den das Klima schwächt, kann durch die Nahrungsmittel erhizt und übermächtig werden.

Wie man unter den kältern Himmelsstrichen Beispiele der Liederlichkeit und Schamlosigkeit findet, so findet man wieder unter den wärmern Beispiele der Keuschheit und Schamhaftigkeit. — Die Morlaken mögen hier zum Beweise dienen. Diese wohnen in einem sanften Klima. Ihre Weiber sind zwar frei in ihrem Umgange mit Mannspersonen, aber doch unschuldig, besonders an den, vom Meere weit entlegenen, Orten, wo sie von den Verführungen der Seefahrer frei sind. Wenn ein morlakisches Mädchen einer Mannsperson auf der Straße begegnet, küßt es sie herzlich, ohne etwas Böses dabei zu denken. An den Festtagen sieht man Weiber und Mädchen, junge und alte Männer aus verschiedenen Orten einander küssen, wenn sie auf den Kirchplätzen zusammen kommen. Sie scheinen alle nur eine Familie zu seyn. An den Feiertagen kann man auch sehen, wie sie die eine oder die andere Freiheit mit den Händen erlauben, die wir nicht für anständig halten würden, die aber bei diesem Volke keinesweges anstößig ist. Solche Freiheiten sind bei ihnen nur eine Folge ihrer Munterkeit und Lebhaftigkeit, aber keine Wirkung der Unzucht und Schamlosigkeit. Sie sind eher ein Beweis ihrer Unschuld. Macht man ihnen einen Vorwurf darüber, so erhält man zur Antwort: daß es nur Scherz sey, der keine Folgen habe. Indessen legt dieser Scherz nicht selten den Grund

zu einem Liebeshändel, welcher, wenn beide Parteien darüber einig sind, sich zuweilen mit einer Entführung endigt; man weiß aber kein Beispiel, daß ein Mädchen ohne ihre Einwilligung entehrt oder entführt wird *). Es läßt sich also von den Morlaken, die ihren eigenthümlichen Begriff von Anständigkeit haben, nicht behaupten, daß sie unzüchtig und schamlos sind, obgleich sie sich selbst öffentlich solche Freiheiten heraus nehmen, die bei einem gesitteten Volke für höchst unanständig würden gehalten werden, und die man sich bei demselben, nach seiner feinern Denkungsart, ohne unzüchtige Gefühle nicht öffentlich nehmen kann.

Man versichert auch, daß die Hottentotten, ob sie gleich in einem sehr warmen Klima wohnen, keusch und ehrbar, sowohl in ihren Worten, als in ihren Handlungen, sind. Sie fühlen sich sogar beleidigt, wenn man sich's merken läßt, daß man in diesem Falle Mißtrauen in sie setzt **).

Auf den Küsten von Senegal leben beide Geschlechter ohne alle gegenseitige Scham. Als Adanson des Abends in ein Dorf kam, ging er von einer Hütte zur andern, um Nachtlager daselbst zu finden. Wo er hinein kam, fand er die Nachtläger besetzt. Alle schliefen hier unter einander, Väter, Mütter, Kinder, Männer, Weiber, Jünglinge und Mädchen, zuweilen fünf, sechs und acht auf einem Lager, und zwar eben so nackt, wie sie auf die Welt gekommen waren ***). Man sollte billig glauben, daß viele Unordnungen auf einem solchen Lager herrschen müßten; sie würden gewiß auch in Europa Statt finden, wo beide Geschlechter einander nie unbedeckt sehen; in Senegal

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Thl. I. Zweites Sendschreiben. §. IX.

**) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, vom Kolbe. Thl. I. Kap. 6.

***) Adansons Nachricht von seiner Reise nach Senegal. S. 185.

hingegen, wo Nacktheit nichts Neues und Ungewöhnliches ist, kann der bloße Anblick keine unreinen Lüste erzeugen, wenn der Liebestrieb nicht ausschweifend ist. Zwar sind die Einwohner hier nicht schamhaft; sie sind aber darum weder unzüchtig, noch schamlos in ihren Liebeshändeln. Die Frauenzimmer sind zwar hier schwarz, allein in Ansehung der verhältnißmäßigen Bildung des Körpers und der regelmäßigen Züge des Gesichts sind sie hübsch. Nichts desto weniger sind sie treu, ehrlich und sittsam. Die Unschuld spricht ihnen aus den Augen. Ihre Haltung, ihr Gang und ihre Mienen sind keusch und züchtig *).

Es ist mir nicht möglich zu sagen, nicht einmal zu errathen, wie eine solche Denkungs- und Handlungsart bey diesen rohen Völkern Eingang gefunden hat; so viel ist aber gewiß, daß diese Beispiele nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel sind, daß Liederlichkeit und Schamlosigkeit ein Hauptfehler der wilden und rohen Völker und ein Laster ist, das unter den warmen Himmelsstrichen am herrschendsten ist. Wenn man dasselbe auch unter den kalten Himmelsstrichen findet, wie ich oben gezeigt habe, so ist dies auch nur eine Ausnahme. Ich will dies durch Beispiele beweisen, die aus den vier Welttheilen, Asien, Afrika, Amerika und den Ländern im Südmeere, genommen sind. Von den europäischen Völkern rede ich nicht, ob es gleich nicht schwer seyn würde, zu beweisen, daß Unzucht und Schamlosigkeit auch in diesem Welttheile in einem gewissen Verhältnisse mit der größern oder wenigern Wärme des Klima's stehen; allein in den kultivirten Staaten haben die bürgerlichen Gesetze und die religiösen Meinungen so viel Einfluß auf die Bildung eines Volks, daß sein ursprünglicher Charakter nicht immer kennbar genug ist. Die wilden und ganz rohen Menschenarten hingegen, auf deren Denkungsart weder Gesetze, noch Religion wirken, behalten gewöhn-

*) Neue Sammlung von kleinen interessanten Reisebeschreibungen. Thl. I. S. 268.

lich ihren natürlichen Charakter unverändert bei. Bei ihnen lernt man den Menschen sicherer kennen, wie er ist; und dann lehrt die Geschichte, daß Liederlichkeit und Schamlosigkeit allgemeine Züge des Charakters der Bewohner der wärmern Himmelsstriche sind.

Die Japaner haben durchaus keinen Begriff von Sittsamkeit. Liederlichkeit wird nicht einmal für schimpflich gehalten. Sie haben nicht allein Bordelle in großen Städten, sondern auch auf allen Handelsplätzen, in allen Häfen, in dem kleinsten Dorfe. Solche liederliche Häuser findet man zwar auch in Menge in den kultivirten europäischen Ländern; aber mit dem Unterschiede, daß man sie in Japan gar nicht für liederliche oder unanständige Orte hält. Selbst Leute von gutem Rufe besuchen sie. Unzucht halten die Japaner gar nicht für ein Laster, besonders wenn sie an solchen Orten getrieben wird, die unter dem Schutze der Gesetze und der Obrigkeit stehen. Gewöhnlich sind diese Häuser die schönsten und prächtigsten, und nicht selten sind sie an den Tempeln der Götter erbaut. Sie treiben also die Unzucht gerade vor den Augen der Götter, von denen sie glauben, daß sie in diesen Tempeln gegenwärtig sind. Wenn Eltern mehrere Töchter haben, als sie ernähren können, so verkaufen sie sie früh, oft in dem fünften Jahre, an die Besitzer solcher Häuser eben so, wie die Katholiken derselben Ursache wegen ihre Töchter in die Klöster schicken. Diese werden als Dienstmägde bei diesen Jungfern so lange gebraucht, bis sie mannbar werden, und wenn sie erwachsen sind, werden sie mit vieler Feierlichkeit zu Damen vom Hause eingeweiht. Wenn sie daselbst in dieser Eigenschaft gewisse Jahre gedient haben, können sie ihre Freiheit wieder erhalten, und werden schlechterdings nicht für entehrt gehalten. Sie können sogar hernach eine sehr anständige Parthie machen *). Liederlichkeit und Schamlosigkeit sind

*) Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien. B. II. Thl. 1. S. 205. ff.

hen also in diesem Lande nicht allein unter dem Schutze der Gesetze, wovon man auch in den europäischen Staaten Beispiele hat, sondern diese Laster sind nicht einmal schimpflich. In Europa sind doch solche Frauenzimmer entehrt, die sich öffentlich dem Dienste der Wollust widmen; in Japan können sie sogar, ihres vorigen liederlichen Lebens ungeachtet, sich auf eine gute Partie Rechnung machen, worauf nur Keuschheit und Sittsamkeit sollten Anspruch machen können.

Die Maldiver, Männer sowohl, als Weiber, sind im höchsten Grade unkeusch, geil und ausschweifend. Der schärfsten Gesetze und Strafen ungeachtet, hört man nichts als Ehebruch, Blutschande und Sodomiterei. Hurerei ist allgemein und wird nicht einmal für unerlaubt gehalten. Weiber sowohl, als Jungfern treiben sie ungescheut. Oft suchen sie vor ihrer Niederkunft die Leibesfrucht durch schändliche Mittel zu tödten, oder eine zu frühe Geburt zu befördern. Die Männer sind beinahe alle durch ihre Ausschweifungen dermaßen geschwächt, daß sie reizende Mittel brauchen müssen, um ihre Wollust zu befriedigen *).

Die Weiber in Goa beschäftigen sich den ganzen Tag mit Musik und Gesang; zuweilen gehen sie auch zum Besuch. So sehr die Männer auch über die Tugend ihrer Frauen wachen, so werden sie doch sehr betrogen. Kann eine Frau sich ihren Mann nicht vom Halse schaffen, so bringt sie ihm verstohlner Weise einen Schlaftrunk bei, und wirft sich jetzt, selbst in der Anwesenheit des Mannes, ihrem Liebhaber in die Arme. Wenn er erwacht, weiß er nicht, was geschehen ist. — So weit ist es doch noch nicht in Europa gekommen. — Die Männer bedienen sich desselben schändlichen Mittels, um die Frauenzimmer zu mißbrauchen. Als Pyrard sich in Goa aufhielt, wurden auf diese Art viele Mädchen geschwängert, ohne daß sie wußten, wie das zu-

*) Pyrards Reise nach Ostindien; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XIII. S. 401.

lich ihren natürlichen Charakter unverändert …
lernt man den Menschen sicherer kenne…
dann lehrt die Geschichte, daß Liederl…
sigkeit allgemeine Züge des Charak…
wärmern Himmelsstriche sind.

Die Japaner haben durch…
samkeit. Liederlichkeit wird …
gehalten. Sie haben nicht … funden haben.
ten, sondern auch auf alle … o die Moralität und
sen, in dem kleinsten T… en obgenannten Orten.
findet man zwar auch i… n ihren Gesprächen und ver
schen Ländern; aber … zu koquettiren. So unzüchtig
Japan gar nicht sü… sie doch nicht vertragen, daß ihre
Selbst Leute von … es sind, weshalb sie, von der Eifer
die Japaner ge… leicht bewegen lassen, ihren Männern
an solchen Or… einzugeben, wodurch sie außer Stand
der Gesetze r… Beischlaf zu vollbringen, närrisch wer
Häuser die … das Leben einbüßen, nachdem sie sich lange
sie an d… chen Körper herumgeschleppt haben. —
die U… sind auch der Wollust sehr ergeben. Ehebruch
sie … halten sie für keine Sünde. Es wird sogar bei
M… männern für eine Galanterie gehalten **).

So steht es mit der Moralität in Asien aus, wo Ge… Herkommen oder Religionsprincipien den Ausbruch der wilden thierischen Triebe des Menschen nicht gehemmt haben. In Afrika ist die Moralität nicht besser, sondern sogar an manchen Orten schlechter und der Mensch noch viel wilder.

Bei den Madegassen zieht Ehebruch weder Schimpf noch einen üblen Ruf nach sich, und da die Strafe dafür sehr gelinde ist, so ist dieses Laster auch sehr allgemein. Hurerei und unnatürliche Unzucht sind in diesem Lande auf

*) Pyrard a. St. B. XIV. S. 4.

**) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und molukkischen Inseln, von Salmon. S. 60.

da man es nicht einmal für einen
abscheulichen Handlungen öffent-

die Schamlosigkeit die näm-
schaft zwischen Darfur
die Liebschaften ih-
nur gleichgültig mit
Verführer freundschaft-
gehen, daß der Vater oder
das Schwerdt zieht, um dem
er oder Schwester Beistand zu lei-
hingegen wird es nur den Sklavin-
nen unehrbaren Wandel zu führen. Die
unter den dortigen Kaufleuten halten sich
Schaaren solcher Sklavinnen, deren lieder-
ihnen sehr ansehnliche Summen ein-
trägt *).

Die Frauenzimmer in Darfur sind, als Mahome-
danerinnen, durch ihren Aberglauben wenigstens zu einer
äußern Ehrbarkeit verbunden; aber ihre Unzucht und
Schamlosigkeit lassen sich durch ihren Glauben nicht ein-
schränken. Will ein Frauenzimmer auf Ehrbarkeit An-
spruch machen, so entfernt es sich zwar ein wenig, so
bald ein Fremder ins Haus tritt, ist aber gleich nach-
her wieder bei der Hand, und macht sich zum Schein,
im Beiseyn der Mannspersonen, allerlei zu thun. Als
Anhänger Mahomeds sollen die Frauenzimmer Schleier
tragen; aber nur die Weiber der Vornehmen verhüllen
ihre Gesichter, entweder weil es ihr Rang so mit sich
bringt, oder auch aus Koquetterie, um den Unerfahr-

*) Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XIV. S. 70. ff.

**) Browns Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. I. S. 360.

gegangen war *). Wenn dieses Volk nicht so sehr unzüchtig wäre und so wenig Scham besäße, so möchte man beinahe glauben, daß die Mädchen so was vorgäben, um ihre Ausschweifungen und die Folgen derselben zu entschuldigen. Hier ist es aber kaum zu vermuthen, daß sie einen solchen Vorwand gebrauchen sollten, um ihre Schande zu verbergen. Solche Mittel haben wohl die Männer nur da anwenden müssen, wo sie keine Gegenliebe gefunden haben.

Auf den molukkischen Inseln sind die Moralität und die Sitten nicht besser, als an den obgenannten Orten. Die Weiber sind hier freundlich in ihren Gesprächen und verstehen gut mit ihren Mienen zu koquettiren. So unzüchtig sie auch sind, so können sie doch nicht vertragen, daß ihre Männer und Liebhaber es sind, weshalb sie, von der Eifersucht getrieben, sich leicht bewegen lassen, ihren Männern und Liebhabern etwas einzugeben, wodurch sie außer Stand gesetzt werden, den Beischlaf zu vollbringen, närrisch werden und zuletzt das Leben einbüßen, nachdem sie sich lange mit einem schwachen Körper herumgeschleppt haben. — Die Männer sind auch der Wollust sehr ergeben. Ehebruch und Hurerei halten sie für keine Sünde. Es wird sogar bei den Männern für eine Galanterie gehalten **).

So sieht es mit der Moralität in Asien aus, wo Gesetze, Herkommen oder Religionsprincipien den Ausbruch der wilden thierischen Triebe des Menschen nicht gehemmt haben. In Afrika ist die Moralität nicht besser, sondern sogar an manchen Orten schlechter und der Mensch noch viehischer.

Bei den Madegassen zieht Ehebruch weder Schimpf noch einen üblen Ruf nach sich, und da die Strafe dafür sehr gelinde ist, so ist dieses Laster auch sehr allgemein. Hurerei und unnatürliche Unzucht sind in diesem Lande auf

*) Pyrard a. St. B. XIV. S. 4.

**) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und molukkischen Inseln, von Salmon. S. 60.

das höchste getrieben, da man es nicht einmal für einen Schimpf hält, bei solchen abscheulichen Handlungen öffentlich getroffen zu werden *).

Auf dem festen Lande ist die Schamlosigkeit die nämliche. In Kordofan, einer Landschaft zwischen Darfur und Sennaar, sehen die Einwohner die Liebschaften ihrer Töchter und Schwestern nicht nur gleichgültig mit an, sondern behandeln auch ihre Verführer freundschaftlich. Dies soll gar so weit gehen, daß der Vater oder der Bruder im Nothfall das Schwerdt zieht, um dem Liebhaber seiner Tochter oder Schwester Beistand zu leisten. In Sennaar hingegen wird es nur den Sklavinnen gestattet, einen unehrbaren Wandel zu führen. Die angesehensten unter den dortigen Kaufleuten halten sich daher ganze Schaaren solcher Sklavinnen, deren liederliche Lebensart ihnen sehr ansehnliche Summen einträgt **).

Die Frauenzimmer in Darfur sind, als Mahomedanerinnen, durch ihren Aberglauben wenigstens zu einer äußern Ehrbarkeit verbunden; aber ihre Unzucht und Schamlosigkeit lassen sich durch ihren Glauben nicht einschränken. Will ein Frauenzimmer auf Ehrbarkeit Anspruch machen, so entfernt es sich zwar ein wenig, so bald ein Fremder ins Haus tritt, ist aber gleich nachher wieder bei der Hand, und macht sich zum Schein, im Beiseyn der Mannspersonen, allerlei zu thun. Als Anhänger Mahomeds sollen die Frauenzimmer Schleier tragen; aber nur die Weiber der Vornehmen verhüllen ihre Gesichter, entweder weil es ihr Rang so mit sich bringt, oder auch aus Koquetterie, um den Unerfahr-

*) Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XIV. S. 70. ff.

**) Browns Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. I. S. 360.

nen auf die Vermuthung zu führen, als ob sie noch jung und schön wären, und ihn auf diese Art in ihr Netz zu locken. Die Frauenspersonen, die zu der niedrigsten Volksklasse gehören, bedienen sich nie einer andern Hülle, als nur eines baumwollenen Tuchs, welches sie um den Unterleib wickeln. Ein anderes Tuch, das ebenfalls aus Baumwolle verfertigt ist, pflegen sie auf eine ungekünstelte Art über die Schultern zu werfen. Sie nehmen nicht den geringsten Anstand, sich zu einem Kaufmanne in seine Wohnung zu begeben, seine Waaren zu besehen, oder ihm die ihrigen zum Verkauf anzubieten, und wenn der Kaufmann sich bei dergleichen Gelegenheiten einige unerlaubte Freiheiten herausnimmt, wird er mit der größten Schonung und Nachsicht behandelt. — Die Männer sind von den Türken und andern Mahomedanern darin verschieden, daß sie nicht eifersüchtig sind. Eifersucht muß also keine Folge der mahomedanischen Grundsätze seyn. Sie überlassen einem Fremden willig und gern ihre Frauen, wenn sie sonst nur vermuthen können, daß sie für diese Gefälligkeit eine billige Vergütung zu erwarten haben; und da jedermann so zu handeln gewohnt ist, hält man es weder für entehrend, noch für strafbar.

Die Männer, die als Mahomedaner nur vier freie Weiber haben dürfen, übertreten dieses Gesetz, und legen sich so viele Weiber zu, als sie ernähren können, ob es ihnen gleich erlaubt ist, so viele Sklavinnen zu halten, als ihnen beliebt. Dies ist doch nur ein Beweis, daß sie in ihren wollüstigen Trieben sehr ausschweifend sind; in ihren Liebschaften aber sind sie eben so viehisch, als ausschweifend. Im Genusse der sinnlichen Liebe nehmen sie nicht die geringste Rücksicht auf Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit. Ihre Häuser sind ohnehin so gebaut, daß sich nicht leicht etwas darin vornehmen läßt, das geheim bleiben soll; aber auch da suchen sie sich nicht einmal zu verbergen, wenn sie ihre

thierischen Triebe befriedigen. Ein schattiger Baum, ein mit hohem Grase bewachsener Platz dient ihnen zum Tempel, wo sie der Venus ihr Opfer darbringen. Nicht selten ereignet sich der Fall, daß der Vater mit der Tochter, und der Sohn mit der Mutter im schändlichsten Umgange ertappt wird. Sogar Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester sind nicht vermögend, den Begierden dieser unzüchtigen Menschen Einhalt zu thun *).

Ich weiß keinen Ort in Asien, wo Liederlichkeit und Schamlosigkeit in jeder Rücksicht bis zu dem Grade von Brutalität gestiegen sind. Sie können wenigstens nicht höher steigen. Den Beischlaf zwischen beiden Geschlechtern, ohne Rücksicht auf die heiligsten Bande der Verwandtschaft, ohne Scheu, öffentlich vor den Augen aller Welt zu vollbringen, das ist völlige Brutalität.

Ich will noch ein Beispiel von Afrika anführen und die Abyssinier erwähnen. Diese sind zwar Christen; allein die christlichen Grundsätze wirken in diesem Stücke eben so wenig auf sie, wie die mahomedanischen auf die Darfuren. In Abyssinien leben die Frauenzimmer mit dem männlichen Geschlechte auf einem so freien Fuße, daß es ganz allein von ihnen abhängt, wem sie ihre Gunstbezeugungen schenken wollen. Sie geben zwar vor, daß es bei ihnen ein Grundsatz sey, wenn sie verheirathet sind, nur einem Manne anzugehören; sie lassen sich aber durch diesen Grundsatz nicht binden. Er gibt ihnen nur Stoff zum Gespräch und zum Lachen **). Ihre Unzucht und Schamlosigkeit zeigen sich besonders bei ihren Gastmälern. Hier affektiren sie zwar eine Art Furcht vor sittlicher Ansteckung, indem sie niemals mit Fremden essen oder trinken. Sie reinigen jedes Gefäß, woraus ein Fremder, er sey, wer er wolle, gegessen oder

*) Brown a. St. S. 344. ff.

**) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Thl. III. B. 5. Kap. 12.

getrunken hat, oder zerschlagen es *). Dies ist wahrscheinlich eine Ueberlieferung von den alten Aegyptern, welche sie beibehalten haben, um sich dadurch, wie die Aegypter, vor der Ansteckung zu bewahren, welche sie sich durch Umgang mit denjenigen, die, ihrer Meinung nach, nicht rechtgläubig wären, zuziehen könnten; es ist auch möglich, daß sie diesen Wahn von den Juden entlehnt haben, die auch fürchteten, angesteckt zu werden, wenn sie mit den Heiden aßen. Sie mögen aber diesen Wahn von moralischer Ansteckung und die Furcht, sich dieselbe zuzuziehen, erhalten haben, von wem sie wollen; so zeigt ihr Betragen bei ihren Gastmälern, wie wenig sie sich vor der wirklichen moralischen Ansteckung fürchten, wenn anders der höchste Grad von Schamlosigkeit und Liederlichkeit für den Menschen eine moralische Ansteckung ist.

Wenn sie weidlich gespeist und getrunken haben, wird die Liebe entflammt und die uneingeschränkteste Freiheit ist jetzt erlaubt. Hier findet keine Enthaltsamkeit Statt. Man sucht nicht einmal einen einsamen Ort, um seine Lüste zu befriedigen. Es ist ein und dasselbe Zimmer, worin sie der Venus und dem Bachus opfern. Männer und Weiber gehen da hinein, und wenn sie zum Tische kommen und ihren Sitz genommen haben, trinkt man ihre Gesundheit. Diesem Beispiele folgen hernach andere beim Tische, wie sie darüber einig werden können. Solche schändliche Ausschweifungen begeht man doch hauptsächlich nur in den Gesellschaften, wo die Frauenzimmer von einem gewissen Rang und Stande sind **). So gleichen diese vornehmen Damen in diesem Stücke den rohen Grönländern, die ich oben erwähnt habe. Hieraus erscheint, wie unsicher es ist, aus einer gewissen Gleichheit der Sitten und Gebräuche

*) Bruce a. St.

**) Bruce, a. St. S. 303.

zweier Nationen auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zu schließen; denn die Grönländer stammen doch eben so wenig von den Abyssiniern, als diese von jenen ab.

Bei den Bewohnern der warmen, südlichen Gegenden Amerika's findet man dieselbe Unzucht und dabei dieselbe Schamlosigkeit. Ich will die Seranos, ein Volk in Paraguay, nicht erwähnen, die nicht allein den gröbsten Lastern ergeben sind, sondern nicht einmal den geringsten Begriff von Scham zu haben scheinen *). So auch die Kanibalen. Ihre Haut ist gelblich, ihr Haar schwarz. Es gibt Frauenzimmer unter ihnen, die, ihrer Farbe ungeachtet, von der vollkommensten Schönheit sind. Sie gehen ganz nackt, außer daß sie vorn einen kleinen Lappen tragen; und selbst diese kleine Bedeckung werfen die Weiber weg, wenn sie ein oder zwei Kinder zur Welt gebracht haben. Es ist also wohl kaum Schamhaftigkeit, sondern blos Mode gewesen, die sie ehedem bewogen hat, diesen Lappen zu tragen. Die Frauenzimmer sind auch größtentheils hier sehr geile Geschöpfe. Besonders sind die Mädchen in hohem Grade schamlos gegen fremde Mannspersonen. Allein unter allen den andern Künsten, die sie anwenden, um Mannspersonen an sich zu locken, verstehen sie doch nicht die, zu küssen, und überhaupt scheint es, als wenn das Küssen unter den meisten wilden Völkerschaften unbekannt sey **). Sollte der Gebrauch, diejenigen zu küssen, die man liebt, vielleicht blos eine Folge der Kultur und der Erziehung seyn? Man sollte es beinahe glauben. Die Thiere küssen sich auch nicht. Anstatt seine Freunde zu küssen, haben die Einwohner von Mangeea, eine von den Gesellschaftsinseln, wie in Neuseeland, die sonderbare Gewohnheit, einander durch Berührung der Nase

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. XVI. S. 301. f.

**) Berkels Reise nach Surinam. Kap. 11.

zu begrüssen, wozu noch die Feierlichkeit gehört, daß man des andern Hand nimmt und sich nachdrücklich die Nase und den Mund damit reibt. Die Einwohner der Karolineninseln haben eben diese Sitte *). Der Ursprung dieser sonderbaren Sitte ist wohl eben so schwer auszufinden, als der Ursprung derjenigen, einander zu küssen. Wer weiß, ob die Berührung der Nasen diesen Insulanern nicht eben so angenehm, als uns das Küssen, ist. Erziehung und Gewohnheit bringen vielleicht bei beiden eben das angenehme Gefühl hervor.

Nach dieser kleinen Abschweifung will ich endlich den Leser zu den Inseln im Südmeere hinführen. Hier finden wir auf der Osterinsel Weiber mit vieler Sanftheit und Anmuth in ihren Gesichtszügen. Sie haben ein einnehmendes Wesen, welches die Empfindung einflößt, die sie fühlen, ohne daß sie dieselbe zu verhehlen suchen. Sie bieten jedem ihre Gunstbezeugungen an, der ihnen etwas dafür geben will. Doch fanden die Franzosen bei den Männern keinen Schein von Eifersucht; sie suchten im Gegentheile mit den Reizen und Gunstbezeugungen ihrer Weiber Wucher zu treiben **).

Auf Oyolava, einer von den Schifferinseln, findet man dieselbe Unzucht, dieselbe Schamlosigkeit; doch scheint es, daß die Männer ihren Weibern nicht so viel Freiheit verstatten, als jene, und daß die jungen Mädchen zu einer größern Zurückhaltung genöthigt werden, wenn sie verheirathet sind. Sie sind recht anmuthig; allein sie verlieren vor der Zeit ihres Frühlings diesen Ausdruck von Sanftheit. Das grobe, unverschämte Ansehen der andern, die Unanständigkeit ihrer Bewegungen und das widrige Anbieten ih-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 195.

**) La Perouse's Reise um die Welt; B. II.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 266.

rer Gunstbezeugungen machten sie ganz würdig; die Mütter oder Frauen der wilden Wesen zu seyn, die man hier findet. Die jungen Mädchen sind vor ihrer Verheirathung Herren über ihre Gunstbezeugungen, und ihre Gefälligkeit entehrt sie im geringsten nicht; ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß, wenn sie sich verheirathen, sie keine Rechenschaft von ihrer vorigen Aufführung zu geben brauchen *).

Man sollte billig glauben, daß die Unzucht nicht höher steigen könnte, als auf diesen beiden Inseln; allein die Otaheitier lehren uns, daß die Brutalität bei jenen noch nicht aufs höchste gestiegen ist. — Ihre Frauenzimmer sind im Allgemeinen artig, einige sogar schön; Keuschheit sehen sie aber für keine Tugend an. Ja, Väter brachten sogar ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern an den Strand und trieben einen öffentlichen Handel mit deren Gunstbezeugungen. Doch wußte man den Werth der Schönheit zu schätzen; denn nachdem eine Frauensperson mehr oder weniger hübsch war, verlangte sie für ihre Gefälligkeit einen größern oder kleinern Nagel. Die Männer kamen an das Ufer des Flusses und stellten da das Mädchen zur Schau, das sie feil boten. Sie hatten einen kleinen Stock dabei, an welchem sie die Länge des Nagels bezeichneten, den sie für die Erlaubniß einer Umarmung haben wollten. Wurden sie wegen des Preises einig, so ward das Mädchen zu ihnen hinüber geschickt **). Die unverheiratheten Frauenspersonen können hier um so viel freier ihren Lüsten und sinnlichen Trieben folgen, da es scheint, daß die Männer kein Bedenken tragen, ein solches Frauenzimmer zu heirathen, hätte es auch vorher noch so viele Liebhaber gehabt. Sie darf daher ihren wollüstigen Trieben keinen Zwang anthun, sondern sucht vielmehr durch ihren Gesang, Tanz und die da-

*) La Perouse a. St. S. 219. u. 220.

**) Wallis Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. I. S. 556.

bei üblichen wollüstigen Stellungen den Liebestrieb bei dem andern Geschlechte zu erwecken *).

Ich habe nur die Ausschweifungen der unverheiratheten Frauenspersonen erwähnt. Die Ausschweifungen der verheiratheten Weiber sind noch ärger und abscheulicher. Wenn ein Weib die eheliche Treue verletzt hat, scheint der Mann eben nicht ganz gleichgültig dagegen zu seyn, und bestraft es mit Schimpfworten oder Schlägen, welches wohl ein Beweis ist, daß man solche Ausschweifungen in der Ehe nicht sehr achtet, wenn man diese Strafe mit der Härte vergleicht, womit der Ehebruch in manchen andern Ländern bestraft wird. Was aber noch mehr beweiset, wie gleichgültig die Otaheitier gegen Ausschweifungen in der Ehe sind und wie weit diese getrieben werden, ist folgende Einrichtung. — Eine sehr beträchtliche Anzahl der vornehmsten Leute in Otaheiti beiderlei Geschlechts haben eine Gesellschaft unter sich errichtet, worin ein jedes Frauenzimmer einer jeden Mannsperson gemeinschaftlich ist. Solchergestalt sichern sie sich eine beständige Abwechslung, so oft ihnen die Lust dazu ankommt. Die Mitglieder dieser Gesellschaft halten gewisse Zusammenkünfte unter sich, denen sonst niemand beiwohnen darf. Die Männer belustigen sich dabei mit Wettringen, und die Weiber tanzen, und das mit den muthwilligsten Geberden, um bei jenen Lüste zu erregen, die alsdann, wie man versichert, oft auf der Stelle befriedigt werden. Allein so arg dieses auch seyn mag, so ist es doch in Vergleichung mit den Folgen dieser Wollust doch noch nichts. Wenn irgend eine von diesen Frauenspersonen nach einem solchen Beischlafe schwanger wird, so wird das Kind gleich nach der Geburt erstickt, damit es dem Vater nicht zur Last fallen und die Mutter in ihren Vergnügungen nicht stören möge. Es geschieht zwar bisweilen, daß der Hang zur Ausschweifung, der eine Frauensperson

*) Bougainville's Reise um die Welt; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 570.

antreibt, in diese Gesellschaft zu treten, alsdann, wenn sie Mutter wird, von dieser angebornen Liebe, welche die Natur allen Geschöpfen zur Erhaltung ihrer Jungen eingepflanzt hat, überwältigt wird. Doch auch in diesem Falle ist es ihr nicht erlaubt, das Leben ihres Kindes zu schonen; es sey denn, daß sie einen Mann finden kann, der sich dessen als Vater annehmen will. Wenn sie es so weit bringen kann, so wird dadurch dem Morde vorgebeugt; allein der Mann sowohl, als die Frauensperson werden aus der bisherigen Gemeinschaft verstoßen und haben alle Ansprüche auf die Vorrechte und Vergnügungen derselben verwirkt. Das Weib wird die Gebärerin genannt, und dasjenige wird für ein Schimpfwort gehalten, welches ein ehrwürdiger Titel eines verheiratheten Weibes seyn sollte.*). So weit geht es doch in Abyssinien und Grönland nicht. In diesen Ländern finden zwar eben dieselben Ausschweifungen Statt; allein die natürlichen Folgen davon ziehen doch keinen Schimpf nach sich. Eine Mutter darf doch keine Kindesmörderin seyn, um der Schmach zu entgehen.

Was ich bereits gesagt habe, scheint hinlänglich zu seyn, den Satz zu beweisen, daß, obgleich Unzucht und Schamlosigkeit Züge des Charakters des Menschen sind, so lange er noch in seinem rohen Zustande lebt, und obgleich diese Laster unter allen Himmelsstrichen, den kältern sowohl, als den wärmern, gefunden werden, die Menschen doch, mit wenigen Ausnahmen, unter den warmen Himmelsstrichen am ausschweifendsten sind. Hier ist es, wo die rohen Völkerschaften nicht allein in Ansehung der Unordnungen und Ausschweifungen der Wollust, sondern auch der größten Schamlosigkeit zur Brutalität am tiefsten hinab gesunken sind. — Zwar gibt es auch unter den wärmern Himmelsstrichen Völker, die bei allem ihrem natürlichen Hange zur Wollust und Unzucht nicht allein weniger scham-

*) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 512. f.

los sind; sondern auch sehr sittsam zu seyn scheinen. Es gibt aber verschiedene Ursachen, welche die natürliche Schamlosigkeit einschränken. Diese scheinbare Schamhaftigkeit ist keine Folge des Klima's. Es sind Gesetze und Herkommen, es ist die Eifersucht der Männer gegen ihre Weiber, die Achtsamkeit der Eltern auf das Verhalten ihrer Töchter, die den wilden, schamlosen Ausbrüchen der Unzucht Ziel und Maaß stecken. Mehrere Beispiele werden dies beweisen.

Auf Sumatra wohnen zwei Nationen, die Lampuhner und die Rejangs. Jene sind in ihren Sitten freier oder eigentlich zügelloser, als sonst ein Volk auf dieser Insel. Die jungen Personen beiderlei Geschlechts gehen außerordentlich frei mit einander um, und der Verlust der Keuschheit ist etwas sehr Gewöhnliches. Dieser Fehler wird auch ohne viele Umstände abgethan. Ohne den Schuldigen zu strafen, suchen sie, so bald wie möglich, sie durch die Heirath zu vereinigen. Geschieht aber dieses nicht, so trägt das Mädchen dennoch das Ehrenzeichen der Jungfern, ein Kopfband und Armringe, und läßt sich bei Festivitäten unter den andern Jungfern sehen. In den meisten andern Gegenden dieser Insel haben die jungen Leute nur bei feierlichen Gelegenheiten Umgang mit einander; aber hier kommen sie außerdem oft zusammen. Man sieht hier oft, daß eine junge Mannsperson, indeß ein Mädchen seine Haare in Ordnung bringt und es salbt, oder sonst etwas thut, was in der Gegenwart der Mannspersonen bei allen gesitteten Nationen unanständig ist, sich an seine Brust lehnet und ihm allerlei verliebte Abgeschmacktheiten ins Ohr flüstert. Dies ist schon ein beträchtlicher Mangel der Schamhaftigkeit; ihre Schamlosigkeit geht aber noch weiter bei ihren Tänzen. Bei solchen Lustbarkeiten legen die Frauenzimmer oft ihre Tanzkleidung auf dem allgemeinen Saale an, wo alle versammelt sind, und lassen die andere Tracht behende unter dieser niederfallen; zu andern Zeiten aber lassen sie, wie von ungefähr, bei ihrer Umkleidung so viel

von dem blossen Leibe sehen, als genug seyn kann, um die Einbildungskraft der jungen Mannspersonen zu erhitzen. — Man kann doch wohl nicht läugnen, daß hierzu ein hoher Grad von Schamlosigkeit erfordert wird. — Die Rejangs hingegen, die auf derselben Insel und unter eben dem Himmelsstriche wohnen, weichen in Ansehung der Schamhaftigkeit ganz und gar von ihnen ab. Ihre Frauenzimmer sind natürlicherweise der Wollust nicht weniger ergeben, als die der obenerwähnten, da das Klima auf diese und jene gleiche Wirkung haben muß; die Rejangs haben aber ein wachsameres Auge auf die Keuschheit ihrer Töchter. Gesetze und Herkommen schränken bei ihnen die Ausschweifungen der Wollust ein; ihre Weiber sind daher sittsamer, als die Weiber der Lampuhner *).

Die Namakesen, Gonakesen und Kabobikesen sind hottentottische Stämme. Sie wohnen unter eben dem Himmelsstriche und in einer geringen Entfernung von einander, und doch hat Vaillant sie sehr verschieden gefunden. Die erstern kann man weder der Keuschheit, noch der Schamhaftigkeit wegen rühmen. Die Weiber der Gonakesen hingegen sind sittsam und keusch. Wenn die Männer von Vaillant und seinen Leuten weggingen, blieb kein einziges Weib nach. Die Weiber der Kabobikesen sind auch sehr bescheiden und zurückhaltend. Die unverheiratheten Frauenzimmer, die bei den Wilden sonst nicht so keusch sind, als ihre Mütter, die mehrere Verpflichtungen auf sich haben, waren hier eben so zurückhaltend und züchtig, wie sie. Sie waren munter, und dabei blieb es. Wenn sie in Vaillants Lager zusammen kamen und tanzten, gingen sie, so bald der Tanz zu Ende war, mit ihren Eltern in ihre Hütten zurück, und keine einzige blieb nach **). Es ist wohl kaum

---

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 557.

**) Vaillants Reise in das Innere von Afrika. Thl. III. S. 80. Desselben neue Reise. B. II. S. 148.

Wenn sie aber ausgehen, so ist ihr Gesicht verschleiert. Sie finden den Zwang, worin sie leben, nicht hart, weil sie daran gewöhnt sind, sondern rechnen sich denselben zur Ehre an. Eine allzugroße Freiheit halten sie für eine Schande; und wenn ihnen diese ein Mann erlaubte, so würden sie sich dadurch für beleidigt und verachtet halten. Man sieht hieraus, was Gewohnheit und Herkommen, oder richtiger, Mode wirken können, um den Ausbrüchen und Ausschweifungen der wollüstigen Triebe Gränzen zu setzen. Die vornehmen Siamer sind nicht weniger eifersüchtig auf ihre Töchter, als auf ihre Weiber, und wenn eine von jenen einen Fehltritt begeht, so verkaufen sie dieselbe an einen gewissen Menschen, der das Recht hat, sie für Geld der Schande auszusetzen, indem er dem König dafür einen Tribut bezahlt. Dieser Mann kauft auch Weiber, wenn sie von den Männern der Untreue beschuldigt und verkauft werden. Auf solche Art werden die Weiber in Siam theils durch Zwang, theils durch Gewohnheit und Mode sehr zurückhaltend. Sie halten es für Schande, diejenigen Theile des Leibes zu entblößen, die nach ihren Sitten bedeckt seyn müssen. Ihre Schamhaftigkeit erstreckt sich nicht blos auf ihre Augen, sondern auch auf ihre Ohren, weil unkeusche Gesänge durch die Landesgesetze von Siam, so wie in China, verboten sind *). Auch hier sind die Weiber sehr sittsam. Ihre Begriffe von Anständigkeit sind sogar übertrieben. Sie bedecken den ganzen Körper, sogar die Hände. Sie überreichen nicht einmal ihren Brüdern oder ihren Freunden etwas, ohne mit bedeckten Händen **).

So findet man, selbst unter den warmen Himmelsstrichen, verschiedene Beispiele der Schamhaftigkeit; wenn man aber daraus den Schluß ziehen wollte, daß Scham-

---

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15. u. Kap. 1.

**) du Haldes ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Thl. I. Abtheil. 1. Abschn. 9.

haftigkeit diesen Menschen angeboren sey, so würde man sich sehr irren. Es sind, wie ich gesagt, und bewiesen zu haben glaube, Herkommen, Moden, Gesetze, die Eifersucht und Strenge der Männer, die den schamlosen Ausschweifungen der Unzucht Gränzen setzen. Die Erfahrung lehrt daher, daß die türkischen Weiber, welche dieselbe äußere Schamhaftigkeit an den Tag legen, so lange die Eifersucht ihrer Männer ihnen Zwang anthut, in die thierischste Ausschweifung und Schamlosigkeit ausbrechen, sobald sich eine Gelegenheit darbietet, wo sie ohne Furcht ihren wilden Trieben fröhnen können. Glaubt man, daß die Männer, die mit solcher Strenge über die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter wachen, selbst die strengste Tugend seyn müssen, so irrt man sich wieder. Die Geschichte lehrt uns, daß viele von ihnen den gröbsten, sowohl natürlichen, als unnatürlichen, Lastern ergeben sind. Die Ausschweifungen, die sie bei ihren Weibern nicht dulden, erlauben sie sich selbst.

Kap. 6.

Trunkenheit.

Ich habe bewiesen, daß die wilden und rohen Menschen in Ansehung der Trägheit, Unreinlichkeit und der uneingeschränkten Befriedigung ihrer sinnlichen Lüste den Thieren ähnlich sind. Allein einen Fehler haben diese Menschen, den die Thiere nicht haben, daß sie durchgängig dem Trunke ergeben sind. Die Liebe zur Berauschung kennet das Thier nicht. Sie ist dem Menschen eigen.

Es gibt zwar einige, wiewohl sehr wenige, Völkerschaften, die hier eine Ausnahme machen; es scheint aber, als ob diese wenigen den Rausch nicht sowohl deshalb mei-

zu bezweifeln, daß die gonakesischen und kabobilesischen Weiber, die in demselben Klima wohnen, wie die mackesischen, dasselbe Temperament und denselben Hang zur Wollust haben; man sieht aber, daß die Männer ihre Weiber in so scharfer Zucht gehalten haben, daß ihre wollüstigen Triebe nicht in Schamlosigkeit ausbrechen konnten. Wahrscheinlich sind die Männer eifersüchtiger über ihre Weiber gewesen; sie mußten also auch ihre Töchter zu einer äußern Sittsamkeit anhalten, damit sie sie verheirathen könnten. Eifersüchtige Männer heirathen nicht leicht Weiber, die an Ausschweifungen gewohnt sind.

Das nämliche kann wohl auch die Ursache der Ehrbarkeit und Sittsamkeit der cirkassischen Weiber seyn. Sie sind hübsch, munter und lebhaft, bezeigen sich aber nichts desto weniger sehr keusch, ob es ihnen gleich an Gelegenheit zu Ausschweifungen nicht fehlt. Die Männer sind das Gegentheil der Türken. Es gehört unter ihnen zu einer guten Lebensart, daß der Mann aus dem Hause hinaus geht, wenn ein Fremder hinein kommt, um mit seiner Frau zu sprechen. Hier ist also Gelegenheit zu Liebeshändeln; die Weiber bedienen sich aber deren nicht *). Vielleicht ist diese Enthalsamkeit eine Wirkung der Großmuth, so daß sie durch ihre Schamhaftigkeit das Vertrauen belohnen wollen, welches die Männer auf ihre Keuschheit setzen; oder sie fürchten sich vielleicht vor einem üblen Rufe; ob gleich in Europa unter kultivirten Nationen diese beiden Bewegungsgründe auf diejenigen nicht wirken, die Sklaven ihrer wollüstigen Triebe sind. Ich halte es daher für wahrscheinlicher, daß die Enthaltsamkeit, die man bei den cirkassischen Weibern rühmet, blos eine Folge der Erziehung sey. Da die Eltern nichts eifriger wünschen, als ihre Töchter an die Serails verkaufen zu können, so ist es natürlich, daß sie über ihre Keuschheit sorgfältig wachen; und die Töchter, die

*) Heinrich Bruces Nachrichten von seinen Reisen. Buch VIII. S. 511.

es für eine Ehre und ein Glück halten, in solchen Dienst bei den Großen zu treten, müssen sich selbst bemühen, die Regungen ihrer Liebe einzuschränken, sich der Enthaltsamkeit und einer äußern Schamhaftigkeit befleißigen, damit sie nicht durch einen Fehltritt ein solches Glück verscherzen mögen. Diese Enthaltsamkeit und Schamhaftigkeit, an welche sie als Mädchen gewöhnt werden, behalten sie ferner als Frauen bei; und als Mütter lehren sie sie ihren Töchtern wieder, nicht so sehr aus Tugend, als aus Eigennutz.

Dieselbe Enthaltsamkeit und Schamhaftigkeit findet man bei den Siamern; diese ist aber keineswegs dem Klima oder der Gefühllosigkeit gegen die Liebe, sondern theils der Eifersucht der Männer und der daraus fließenden Strenge gegen ihre Weiber und Töchter, theils Gesetzen und hergebrachten Sitten und Gewohnheiten beizumessen. — Die Siamer sind überhaupt gute Leute. Sie haben verschiedene gute Seiten. Laster machen bei ihnen Schande. Ein Siamer, wenn er sich nur ein wenig über die Hefe des Volks erhebt, berauscht sich nie, und hält es für eine Schande, Arrak zu trinken. Der Ehebruch ist in Siam selten, nicht nur weil der Mann das Recht hat, seine Frau zu tödten, wenn er sie auf frischer That antrifft, oder zu verkaufen, wenn er sie von ihrer Untreue überweisen kann, sondern auch, weil die Weiber daselbst weder durch den Müßiggang (denn sie müssen die Männer durch ihre Arbeitsamkeit ernähren), noch durch die Ueppigkeit der Tafel und der Kleidung, noch durch das Spiel und die Schauspiele verführt werden. Die siamischen Weiber genießen keine solche Ergötzlichkeiten. Sie nehmen keine Besuche von Mannspersonen an, und Schauspiele sind in Siam selten. Die Siamer sind eifersüchtig. Diese Eifersucht scheint ein bloßes Ehrgefühl zu seyn, welches bei denjenigen sehr groß ist, die in angesehener Würde stehen. Ihre Weiber müssen daher sehr eingezogen leben, und gehen nur selten aus, um entweder in ihrer Familie, oder in den Pagoden Besuche zu machen.

Wenn sie aber ausgehen, so ist ihr Gesicht verschleiert. Sie finden den Zwang, worin sie leben, nicht hart, weil sie daran gewöhnt sind, sondern rechnen sich denselben zur Ehre an. Eine allzugroße Freiheit halten sie für eine Schande; und wenn ihnen diese ein Mann erlaubte, so würden sie sich dadurch für beleidigt und verachtet halten. Man sieht hieraus, was Gewohnheit und Herkommen, oder richtiger, Mode wirken können, um den Ausbrüchen und Ausschweifungen der wollüstigen Triebe Gränzen zu setzen. Die vornehmen Siamer sind nicht weniger eifersüchtig auf ihre Töchter, als auf ihre Weiber, und wenn eine von jenen einen Fehltritt begeht, so verkaufen sie dieselbe an einen gewissen Menschen, der das Recht hat, sie für Geld der Schande auszusetzen, indem er dem König dafür einen Tribut bezahlt. Dieser Mann kauft auch Weiber, wenn sie von den Männern der Untreue beschuldigt und verkauft werden. Auf solche Art werden die Weiber in Siam theils durch Zwang, theils durch Gewohnheit und Mode sehr zurückhaltend. Sie halten es für Schande, diejenigen Theile des Leibes zu entblößen, die nach ihren Sitten bedeckt seyn müssen. Ihre Schamhaftigkeit erstreckt sich nicht blos auf ihre Augen, sondern auch auf ihre Ohren, weil unkeusche Gesänge durch die Landesgesetze von Siam, so wie in China, verboten sind *). Auch hier sind die Weiber sehr sittsam. Ihre Begriffe von Anständigkeit sind sogar übertrieben. Sie bedecken den ganzen Körper, sogar die Hände. Sie überreichen nicht einmal ihren Brüdern oder ihren Freunden etwas, ohne mit bedeckten Händen **).

So findet man, selbst unter den warmen Himmelsstrichen, verschiedene Beispiele der Schamhaftigkeit; wenn man aber daraus den Schluß ziehen wollte, daß Scham-

---

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15. u. Kap. 1.

**) du Haldes ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Thl. I. Abtheil. 1. Abschn. 9.

haftigkeit diesen Menschen angeboren sey, so würde man sich sehr irren. Es sind, wie ich gesagt, und bewiesen zu haben glaube, Herkommen, Moden, Gesetze, die Eifersucht und Strenge der Männer, die den schamlosen Ausschweifungen der Unzucht Gränzen setzen. Die Erfahrung lehrt daher, daß die türkischen Weiber, welche dieselbe äußere Schamhaftigkeit an den Tag legen, so lange die Eifersucht ihrer Männer ihnen Zwang anthut, in die thierischste Ausschweifung und Schamlosigkeit ausbrechen, sobald sich eine Gelegenheit darbietet, wo sie ohne Furcht ihren wilden Trieben fröhnen können. Glaubt man, daß die Männer, die mit solcher Strenge über die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter wachen, selbst die strengste Tugend seyn müssen, so irrt man sich wieder. Die Geschichte lehrt uns, daß viele von ihnen den gröbsten, sowohl natürlichen, als unnatürlichen, Lastern ergeben sind. Die Ausschweifungen, die sie bei ihren Weibern nicht dulden, erlauben sie sich selbst.

Kap. 6.

Trunkenheit.

Ich habe bewiesen, daß die wilden und rohen Menschen in Ansehung der Trägheit, Unreinlichkeit und der uneingeschränkten Befriedigung ihrer sinnlichen Lüste den Thieren ähnlich sind. Allein einen Fehler haben diese Menschen, den die Thiere nicht haben, daß sie durchgängig dem Trunke ergeben sind. Die Liebe zur Berauschung kennet das Thier nicht. Sie ist dem Menschen eigen.

Es gibt zwar einige, wiewohl sehr wenige, Völkerschaften, die hier eine Ausnahme machen; es scheint aber, als ob diese wenigen den Rausch nicht sowohl deshalb mei-

Wenn sie aber ausgehen, so ist ihr Gesicht verschleiert. Sie finden den Zwang, worin sie leben, nicht hart, weil sie daran gewöhnt sind, sondern rechnen sich denselben zur Ehre an. Eine allzugroße Freiheit halten sie für eine Schande; und wenn ihnen diese ein Mann erlaubte, so würden sie sich dadurch für beleidigt und verachtet halten. Man sieht hieraus, was Gewohnheit und Herkommen, oder richtiger, Mode wirken können, um den Ausbrüchen und Ausschweifungen der wollüstigen Triebe Gränzen zu setzen. Die vornehmen Siamer sind nicht weniger eifersüchtig auf ihre Töchter, als auf ihre Weiber, und wenn eine von jenen einen Fehltritt begeht, so verkaufen sie dieselbe an einen gewissen Menschen, der das Recht hat, sie für Geld der Schande auszusetzen, indem er dem König dafür einen Tribut bezahlt. Dieser Mann kauft auch Weiber, wenn sie von den Männern der Untreue beschuldigt und verkauft werden. Auf solche Art werden die Weiber in Siam theils durch Zwang, theils durch Gewohnheit und Mode sehr zurückhaltend. Sie halten es für Schande, diejenigen Theile des Leibes zu entblößen, die nach ihren Sitten bedeckt seyn müssen. Ihre Schamhaftigkeit erstreckt sich nicht blos auf ihre Augen, sondern auch auf ihre Ohren, weil unkeusche Gesänge durch die Landesgesetze von Siam, so wie in China, verboten sind *). Auch hier sind die Weiber sehr sittsam. Ihre Begriffe von Anständigkeit sind sogar übertrieben. Sie bedecken den ganzen Körper, sogar die Hände. Sie überreichen nicht einmal ihren Brüdern oder ihren Freunden etwas, ohne mit bedeckten Händen **).

So findet man, selbst unter den warmen Himmelsstrichen, verschiedene Beispiele der Schamhaftigkeit; wenn man aber daraus den Schluß ziehen wollte, daß Scham-

---

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15. u. Kap. 1.

**) du Haldes ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Thl. I. Abtheil. 1. Abschn. 9.

haftigkeit diesen Menschen angeboren sey, so würde man sich sehr irren. Es sind, wie ich gesagt, und bewiesen zu haben glaube, Herkommen, Moden, Gesetze, die Eifersucht und Strenge der Männer, die den schamlosen Ausschweifungen der Unzucht Gränzen setzen. Die Erfahrung lehrt daher, daß die türkischen Weiber, welche dieselbe äußere Schamhaftigkeit an den Tag legen, so lange die Eifersucht ihrer Männer ihnen Zwang anthut, in die thierischste Ausschweifung und Schamlosigkeit ausbrechen, sobald sich eine Gelegenheit darbietet, wo sie ohne Furcht ihren wilden Trieben fröhnen können. Glaubt man, daß die Männer, die mit solcher Strenge über die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter wachen, selbst die strengste Tugend seyn müssen, so irrt man sich wieder. Die Geschichte lehrt uns, daß viele von ihnen den gröbsten, sowohl natürlichen, als unnatürlichen, Lastern ergeben sind. Die Ausschweifungen, die sie bei ihren Weibern nicht dulden, erlauben sie sich selbst.

Kap. 6.

Trunkenheit.

Ich habe bewiesen, daß die wilden und rohen Menschen in Ansehung der Trägheit, Unreinlichkeit und der uneingeschränkten Befriedigung ihrer sinnlichen Lüste den Thieren ähnlich sind. Allein einen Fehler haben diese Menschen, den die Thiere nicht haben, daß sie durchgängig dem Trunke ergeben sind. Die Liebe zur Berauschung kennet das Thier nicht. Sie ist dem Menschen eigen.

Es gibt zwar einige, wiewohl sehr wenige, Völkerschaften, die hier eine Ausnahme machen; es scheint aber, als ob diese wenigen den Rausch nicht sowohl deshalb mei-

den, weil sie ihn hassen, sondern weil sie einen natürlichen Widerwillen gegen das Mittel haben, das ihn verursacht. — Dieses ist bei den Kabobikesen der Fall, die starke Getränke nicht lieben. Einige schienen zwar Geschmack daran zu finden, als Vaillant sie ihnen anbot; allein die meisten hatten einen Widerwillen dagegen *). So trinken die Einwohner von Nutka keinen Branntwein oder andere hitzige Getränke, weil alles ihnen widrig ist, was einen herben Geschmack hat. Daher essen sie auch keinen Lauch, wovon sie doch eine Menge haben **). Die Patagonier machten keinen Unterschied unter den verschiedenen Arten der Speisen, welche die Engländer ihnen gaben; sie wollten aber nichts als Wasser trinken ***). Wenn dieser natürliche Widerwille nicht wäre, oder einmal überwunden werden könnte, so ist es wohl kaum zu bezweifeln, daß diese rohen Völkerschaften sich eben so gern einen Rausch trinken würden, wie andere rohe Nationen. Die Erfahrung lehrt, daß nicht allein die rohen Völker, sondern auch der rohe gemeine Haufe unter den gesitteten Völkern diesem Fehler ergeben sind. Je roher der Mensch ist, desto stärker ist diese Lust. So wie die Kultur allmählich zunimmt, wird jene schwächer, oder nimmt ab. Das ist eine allgemeine Erfahrung. Diese Lust steht in keiner Verbindung mit dem Klima, sondern blos mit der Kultur. Man findet sie in gleich hohem Grade unter den kalten, den warmen und den heißesten Himmelsstrichen.

Unter den norwegischen Lappen herrschten, ehe sie

---

*) Le Vaillants neue Reise in das Innere von Afrika. B. II. S. 146.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. III. S. 70.

***) Wallis Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. I. S. 207. ff.

zum Christenthume bekehrt wurden, und also ohne allen Zwang von Religionsprincipien ganz ihren Lüsten überlassen waren, Völlerei und Trunkenheit so ganz allgemein, daß es ihnen nicht möglich war, das Trinken zu unterlassen, so lange sie etwas zu trinken hatten. Es soll kein seltener Fall gewesen seyn, daß sie sich auf der Stelle todt gesoffen haben. Selbst in ihren sogenannten heiligen Verrichtungen konnten sie ohne Branntwein nichts ausrichten *).

Man könnte leicht auf den Gedanken gerathen, daß der Mißbrauch starker Getränke lediglich aus der Kälte des Klima's folge, da solche Getränke eine kurze Zeit Wärme im Körper verbreiten; diesen Gedanken gibt man aber gleich auf, wenn man findet, daß die Bewohner der heißen Erdstriche geistige Getränke eben so sehr lieben, als die Bewohner der kalten. — Die Darfuren, ein afrikanisches Volk, das in einem warmen Klima wohnt, haben ihr Buza, ein berauschendes Bier, welches sie bei ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften bis zum Uebermaaß genießen, da sie keine andern Mittel, sich zu berauschen, kennen. Dieses schädliche Getränk ist ihnen bei Todesstrafe verboten, und doch trinken sie es, wiewohl nicht öffentlich. Oft sitzen ganze Gesellschaften von früh bis in die Nacht bei einander und zechen **).

Diese Liebe zur Berauschung ist bei den Wilden so übermächtig, daß nichts im Stande ist, sie zu überwinden. Man sollte doch billig vermuthen, daß das Ehrgefühl wenigstens eins der kräftigsten Mittel seyn sollte, eine Neigung zu besiegen, deren Sättigung, außer vie-

*) Jessens Afhandling om de norske Lappers og Finners hedenske Religion. §. 29.

**) Brown's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. I. S. 541.

len andern schädlichen Folgen, den vernünftigen Menschen tief unter das unvernünftige Thier herabwürdigt; allein die Anwohner des Oronoko's überzeugen uns vom Gegentheil. Es fehlt diesen Indianern, ihrer Rohheit ungeachtet, nicht an Ehrbegierde. Das ist aber begreiflich, daß diese sich nur im Verhältniß zu den Umständen, worin sie sich befinden, äußern könne. Immer rühmen sie sich selbst, und es macht ihnen ein großes Vergnügen, wenn andere sie rühmen. Allein jeder Stamm unter ihnen hat einen besondern Gegenstand seines Eigendünkels. Einer ist stolz auf seine Geschicklichkeit, die großen Fische zu fangen; ein anderer darauf, daß er das Land bauet und seine Nahrung davon erhält. Einige sind stolz auf ihre Kunst, Körbe, Pfeile und Keulen nach Art der Caraiben verfertigen zu können; andere auf ihre kriegerischen Talente, und wieder andere darauf, daß sie die Kunst, das Gift zuzubereiten, verstehen, womit die Wilden ihre Waffen vergiften *). Man sollte glauben, daß ein Volk, welches nach seiner Art so viel Ehrgefühl hat, und den Ruhm anderer so sehr schätzt, in seiner Ehrbegierde ein kräftiges Gegenmittel wider eine Neigung finden würde, welche, wenn sie gesättigt wird, sie nothwendig verächtlich machen muß. Dieses ist aber bei ihnen nicht der Fall. Sie lassen keine Gelegenheit zum Trinken fahren. — Vielleicht setzen sie, wie viele unter unsern rohen, gemeinen Leuten, sogar eine Ehre darein, daß sie trinken können. — So oft es Gelegenheit gibt, trinken sie sich so voll, als sie werden können, und niemals hört man, daß es jemanden hinterher gereuet, zu viel getrunken zu haben. Sie haben daher auch unzählige Künste, um sich starke Getränke zuzubereiten; und in ihren Zusammenkünften hören sie weder bei Nacht, noch bei Tage zu trinken

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 311. ff.

auf, so lange etwas in ihren Gefäßen übrig ist. Dabei wird beständig gesungen und getanzt. Hierbei entstehen aber gewöhnlich Händel, die gewöhnlichen Folgen der Trunkenheit, und diese endigen sich oft damit, daß viele getödtet werden. Zum Glück für sie bleiben ihre Weiber in solchen Trinkgelagen immer nüchtern, ob sie ihnen gleich die Getränke zubereiten, sie damit versehen und Nacht und Tag, bei ihren betrunkenen Männern bleiben müssen. Dies möchte zwar wunderbar scheinen; allein obgleich diese Indianer sich selbst berauschen, so halten sie es doch für schimpflich, daß ihre Weiber zu viel trinken. Diese haben noch eine andere Ursache dieser Mäßigkeit, die Verbindlichkeit nämlich, die entweder Liebe oder altes Herkommen ihnen auflegt, daß sie ihre berauschten Verwandten nach Hause begleiten müssen. Sie haben auch, so viel es bei ihnen steht, ein wachsames Auge auf das Verhalten ihrer Männer. Sobald sie einen stärkern Laut, als gewöhnlich, hören, laufen sie herbei, trennen die Zänker von einander, und bringen den Betrunkenen nach Hause, wo sie ihn auf sein Lager legen *).

Diese Lust zur Berauschung findet man fast überall in Amerika, sowohl in dem warmen Peru, als in den kältesten nördlichen Gegenden. Die rasende Begierde der Amerikaner nach berauschenden Getränken ist so groß, daß sie dafür alles wagen und keine Gefahr scheuen. Sie sehen die schädlichen Folgen ihrer üblen Gewohnheiten, und lieben sie doch. Don Ulloa sagt, daß man in dem hohen Lande in Peru sie oft des Morgens todt auf den Straßen liegen findet; wenn sie durch die Folgen ihrer Trunkenheit ihre Besinnung verloren haben, sind sie auf den Straßen eingeschlafen und bei Nacht todt gefroren. In Peru trinken die Weiber, wie die Männer, und berauschen sich, wie sie. Ja, die Mütter nöthigen sogar ihre Kinder, während sie an der Brust liegen, solche starke Getränke zu trinken, und

---

*) Gilii a. St. S. 299.

gewöhnen sie auf die Art zur Trunkenheit, ehe sie noch den Gebrauch der Vernunft erhalten haben. In ihrem Handel mit den Europäern ist Branntwein immer der vornehmste Artikel, ohne welchen sie die übrigen Waaren für nichts achten. Unter den Geschenken, die man ihnen macht, muß auch Branntwein seyn. Ohne ihn kann keine Freundschaft geschlossen werden. Durch dieses Getränk berauscht, können sie auch die unmenschlichsten Grausamkeiten begehen. — Dieses verderbliche Getränk, welches die Europäer ihnen angewöhnt haben, trägt zu der Vertilgung der Indianer nicht weniger bei, als die Waffen der Europäer. Don Ulloa sagt, daß man deutlich sieht, wie die Stämme der Indianer dadurch abnehmen und vermindert werden *).

Es muß beim ersten Augenschein sonderbar scheinen, wie diese rohen Völker eine so heftige Begierde nach solchen berauschenden Getränken haben können, die ihnen nicht allein den Gebrauch des Verstandes rauben, denn darum bekümmern sie sich wohl nur wenig; sondern sie in Händel und Schlägereien verwickeln, ihre Freunde in Feinde verwandeln, Mord und Todschlag veranlassen, ihre Kräfte schwächen und ihnen zuweilen einen plötzlichen Tod verursachen. — Die erste Ursache dieser Neigung ist kaum Wohlgeschmack. Wenn es süße Weine wären, so könnte man vermuthen, daß der Geschmack sie verleite; aber Branntwein, dieses scharfe, starke, schneidende, brennende Getränk, kann anfangs kaum durch den Geschmack die Trinklust erweckt haben. Ist der Gaumen einmal dieses Genusses gewohnt worden, so kann er allmählich Geschmack daran finden, und der Geschmack kann zur Unmäßigkeit verleiten. Es kann in diesem Stücke mit dem Branntwein, wie mit dem Tabak, gehen. Sein Rauch ist gewiß anfangs kein angenehmer Geschmack. Das Bittere, welches man darin empfindet, und der Dunst, den er mit sich bringt, macht

*) Don Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Thl. II. Abschn. 17.

ihn anfangs höchst widerlich und ekelhaft; man gewöhnt sich aber erst daran, um andern nachzuahmen, und darauf wird der Genuß durch den Wohlgeschmack übertrieben. Man raucht nun Tabak vom Morgen bis an den Abend, wie die Wilden Branntwein trinken, bis sie nichts mehr haben. — Die wahre Ursache der Trinklust und Begierde nach allen berauschenden Getränken ist ohne Zweifel diese. Solche berauschende Dinge reizen die Nerven, setzen die Lebensgeister in Bewegung, machen den Trinkenden anfangs munter, lustig, gesprächig und vertreiben den Gedanken an alle Bekümmernisse. Durch sie wird der Feigste und Schwächste ein Held, und fühlt sich niemals mehr als Helden, als wenn er kaum auf den Beinen stehen kann. Durch sie wird der Dümmste klug, und traut sich niemals mehr Vernunft zu, als wenn er sie verloren hat. Der Betrunkene, selbst in der traurigsten Lage, glaubt, er sey der glücklichste Mensch von der Welt. Er wähnt sich reich, verständig, geehrt. Die ganze Welt scheint ihm anzugehören, und was der Weltweise nur nach vielen mühsamen Vernunftschlüssen annimmt, das nimmt er ohne alle Vernunftschlüsse an, daß diese Welt die beste sey. Daher pflegt man auch von demjenigen, der berauscht ist, zu sagen, daß er selig sey. — Daß dieses eine Hauptursache der herrschenden Neigung der rohen Völker zur Berauschung seyn müsse, lehrt die Geschichte.

Die Hottentotten sind, wie andere Wilde, dem Trunke ergeben. Wenn man ihnen starke Getränke gibt, so verlassen sie das Gefäß nicht, so lange ein Tropfen noch darin ist, und sie das Glas zu dem Munde führen können. — Es ist nicht der Geschmack allein, der sie verleitet. Die Hauptursache ist, daß sie berauscht seyn wollen. In Ermangelung starker Getränke berauschen sie sich daher mit Tabak, welchen sie so lange schmauchen, bis sie die Besinnung ganz verloren haben. Männer und Weiber sind gleichmäßig auf den Tabak erpicht. Sie geben dafür alles weg, was sie haben, und unterziehen sich der schwersten Arbeit. Sie

behaupten, daß der Tabak sie stärke und aufmuntere. Sie haben auch eine andere Pflanze, die sie eben so hoch schätzen, Dacha genannt, welche sie zuweilen mit dem Tabak vermengen. Sie sagen, daß sie Sorge und Bekümmerniß eben so gut vertreibe, als Wein und Branntwein, und die süßesten Gedanken erwecke. So viel ist gewiß, daß sie sie berauscht und zuweilen wüthend macht. Die Folgen hiervon sind gewöhnlich Streitigkeiten und Schlägerei. Aber selbst in diesem Zustande haben ihre Weiber so viel Macht über sie, daß die Sache durch sie beigelegt wird, und die Schlägerei durch ihre Gegenwart aufhört. — Wer sollte den Hottentotten so viel Galanterie zutrauen? *)

Aus dem Beispiele der Hottentotten lernen wir, daß es nicht so sehr der Geschmack ist, der sie verleitet, sich zu berauschen, als die angenehme Empfindung, die der Rausch ihnen gewährt. Dasselbe bemerken wir an den Türken. — Es ist ihnen verboten, Wein zu trinken. Mahomed, der sein Volk kannte, hat es ihnen sehr weislich untersagt; denn kein Volk kann wüthender und blutdürstiger seyn, als die Türken, wenn sie vom Weine berauscht sind. Zwar übertreten viele dieses Verbot, wenn sie glauben, es ungestraft thun zu können, nehmen aber, in Ermangelung des Weins, ihre Zuflucht zu Opium, der auch berauscht, aber zugleich den schädlichsten Einfluß auf die Gesundheit hat. Die Türken, die sich an einem unmäßigen Gebrauch des Opiums gewöhnt haben, kann man leicht an einer Verflechtung der Glieder kennen, welche dieses Gift in der Länge der Zeit zur Folge hat. Da sie sich gewöhnt haben, nicht angenehm leben zu können, ohne in einer Art von Rausch: so ist es komisch, diese Menschen zu sehen, wenn sie versammelt sind, um sich mit diesem Berauschungsmittel zu vergnügen.

Jeder erwartet hierbei einen angenehmen Traum. Durch eine Portion Opium, die sie eingenommen haben,

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 6. u. 16.

werden diese leblosen Säulen in Zeit von drei Viertelstunden, oder höchstens einer Stunde, ganz begeistert. Die Wirkung äußert sich bei einem jeden von ihnen durch hundert verschiedene Geberden, die immer wunderlich, immer lustig sind. Sie fühlen sich alle glücklich. Jeder von ihnen geht nach Hause, und ob er gleich den Gebrauch seines Verstandes verloren hat, so wähnt er sich doch im Besitze der vollkommensten Glückseligkeit, die seine Vernunft nicht im Stande seyn würde, ihm zu geben. Taub gegen das Geschrei der Vorbeigehenden, die ihnen begegnen, und die ein Vergnügen daran finden, sie dahin zu bringen, daß sie ihre Tollheit äußern, glaubt jeder von ihnen, daß er das besitze, was ihm Vergnügen gewährt. Wie es in den öffentlichen Häusern zugeht, so geht es auch in den Privathäusern zu, wo der Herr selbst das Beispiel dieses sonderbaren Schwärmens gibt. Die Rechtsgelehrten sind am meisten dazu geneigt, und alle Derwische berauschen sich mit Opium, und ziehen diese Art Rausch dem des Weines vor *).

Dieses Berauschungsmittel wird auch in China, auf Java und den anliegenden Inseln in großer Menge gebraucht, wahrscheinlich in derselben Absicht, um sich die angenehmen Empfindungen dieses Rausches zu verschaffen. Sie bedienen sich desselben eben so häufig, wie die Türken; aber sie saugen es nicht, wie diese. Dagegen bereiten sie es zu einem Brei oder Mus, das sie oben auf den Tabak streichen, wenn sie ihn in die Pfeife gestopft haben. Wenn sie nun den Tabak rauchen, werden sie von einigen Zügen betrunken und verworren; sind sie aber unvorsichtig, daß sie zu viel davon brauchen, so kommen sie ganz von Sinnen, und werden so rasend, daß sie auf andere los gehen und sie ermorden wollen. Kommt ein solcher, durch Opium rasend

*) Totts Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. I. S. 137. f.

gewordener, auf die Straße, so hat jedermann das Recht, ihn todt zu schlagen *).

So große Lust haben die rohen Menschen zur Berauschung. Alle die unseligen Folgen, die sie nach sich ziehet, sind nicht vermögend, diese Lust zu überwinden, so lange sie in diesem Stande der Rohheit bleiben. Nur weise und strenge Gesetze, mit einer wachsamen Polizei vereinigt, können den Ausschweifungen derselben Gränzen setzen; aber nur durch eine steigende Kultur, in Verbindung mit einer gesunden Moral, kann sie gänzlich ausgerottet werden.

Kap. 7.

Begehrlichkeit und Hang zum Stehlen.

Begehrlichkeit ist dem Menschen angeboren. Dieser Trieb ist nothwendig zu seiner Erhaltung. Er ist dem Menschen sowohl, als dem Thiere eigen, und ist in dem Selbsterhaltungstriebe aller lebendigen Wesen gegründet. Allein bei dem Thiere schränkt sich die Begierde auf den gegenwärtigen Augenblick, worin es lebt, und auf die Mittel ein, die zu den Forderungen der Natur in diesem Augenblicke erheischt werden. So lange der Mensch in dem wilden thierischen Zustande lebt, ist seine Begierde eben so eingeschränkt, als die Begierde des Thieres. Die Feuerländer wünschten nichts von allem dem, was die Engländer ihnen anboten; nur einige Glasperlen schienen ihnen zu gefallen **). Die Einwohner von Neusüdwallis betrachteten mit der äußersten

*) Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien. B. I. Thl. 2. S. 239. ff.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. II. S. 305. ff.

Gleichgültigkeit alles, was die Engländer ihnen anboten; es fiel ihnen daher nie ein, sie zu bestehlen *).

Erst dann, wann die Vernunft ein wenig entwickelt wird, fängt die Begierde an, sich auf das zu erstrecken, was für den Augenblick nicht ganz nothwendig ist. So sind die amerikanischen Indianer, nach des Salvator Gilii Berichte, außerordentlich begehrlich. Zwar begehren sie nichts von ihren Landsleuten; dagegen verlangen sie von den Europäern ohne Zurückhaltung alles, was sie haben. Sagen sie, daß sie nichts mehr haben, so antworten sie geradezu: du lügst. Gibt man ihnen eins, und versagt ihnen ein anderes, so heißt es: du bist geizig. Von dem verhältnißmäßigen Werthe der Dinge haben sie nicht den geringsten Begriff. Wenn sie z. B. einen Nagel weggeben, sind sie im Stande, ein Beil zu fordern **). Eben so eigennützig sind die Seranos. So lange die Spanier ihnen etwas geben, sind sie bei ihnen wohl gelitten; aber je mehr sie ihnen geben, desto mehr wollen sie haben. Sie thun niemanden einen Gefallen, wenn man sie nicht im voraus dafür bezahlt; und wenn sie hoffen können, ein wenig zu stehlen, laufen sie Meilen weit. Sie sind eben so große Betrüger im Handel, als sie verwegne Räuber sind ***). So wächst die Begierde beständig mehr, und artet zuletzt, theils durch selbstgemachte Bedürfnisse, welche die Natur nicht fordert, theils durch eine falsche Schätzung der Dinge bei den gesitteten Völkern in Geiz und Kargheit, und bei den rohern in Geneigtheit zum Diebstahl und Plünderung aus.

Es würde eine Beleidigung der wilden und rohen Menschen seyn, wenn man glauben wollte, daß ihre natürliche Begehrlichkeit bei allen ausgeartet sey, oder daß alle rohe

---

*) Hawkesworth. a. St. B. III. S. 560.

**) Nachrichten vom Lande Guiana; von Salvator Gilii. S. 305.

***) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. XVI. S. 501.

Menschen zum Rauben und Stehlen geneigt wären. Es gibt hingegen viele Völker, die sehr treu und ehrlich sind. — Bei einigen scheint diese Ehrlichkeit die Wirkung einer natürlichen Gutmüthigkeit zu seyn; z. B. bei den Hottentotten. Diese sind ihrer Treue wegen treffliche Dienstboten. Obgleich sie auf Wein, Branntwein und Tabak sehr erpicht sind, so rühren sie es doch niemals an, wenn es ihnen anvertraut ist, und erlauben auch nicht, daß andere es thun *). So auch die Kabobikesen. Begehrlichkeit und Eigennutz sind ihrem Charakter ganz fremd. Vaillant hatte keine so uneigennützige Nation gesehen. Sie waren eben so freigebig, als uneigennützig. Sie brachten ihm alle Abende eine beträchtliche Menge Milch ins Lager, und leisteten nie seinen Leuten Gesellschaft, ohne ihnen einige Hämmel zu schenken. Sie waren hierin von den Groß-Namakesen sehr verschieden, die immer, wie Bettler, die Hände mit einem kläglichen Tone ausstreckten, und um alles baten, was sie sahen **). So sind die Drotchysen auch ein sehr gutmüthiges und freigebiges Volk. Sie scheinen nicht einmal das Laster des Diebstahls zu kennen. Die Franzosen konnten ihnen daher mit der vollkommensten Sicherheit alles anvertrauen, was sie hatten ***). Das nämliche gilt von den Einwohnern von Crillon, einer Bay auf der Spitze der Insel Segalien. Diese sind zwar begehrlich und eigennützig. In Hinsicht auf Dankbarkeit waren sie weit von den Drotchysen unterschieden, die, weit entfernt Geschenke zu erbitten, dieselben zuweilen mit Beharrlichkeit ausschlugen, und oft dringend um Erlaubniß baten, dieselben erwiedern

---

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 6.

**) La Vaillants neue Reise in das Innere von Afrika. B. II. S. 146.

***) La Perouse's Reise um die Welt, B. II.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 75.

zu dürfen. Dagegen ging die Zudringlichkeit jener, um neue Geschenke zu erhalten, bis zum Ungestüm. Ihre Dankbarkeit ging ihrer Seits nie so weit, den Franzosen auch nur Lachs anzubieten, obgleich ihre Pitoguen damit angefüllt waren. Wenn sie ihn verkaufen wollten, war der Preis so übertrieben, daß sie ihn oft wieder an das Land bringen mußten. Man sollte billig glauben, daß diese Leute, die so eigennützig und begehrlich sind, auch zum Stehlen geneigt seyn sollten. La Perouse gibt ihnen aber das Zeugniß, daß sie zu gewissenhaft sind, um etwas zu nehmen, was man ihnen nicht gäbe, so daß die Franzosen ihnen eben so sicher alles anvertrauen konnten, was sie wollten, als den Drotchysen *). Diese Redlichkeit ist ohne Zweifel nicht allein eine Folge ihrer Gutmüthigkeit, sondern auch der Kultur, die, wie La Perouse sagt, bei diesem Volke einen guten Anfang gemacht hat.

Allein wie einige aus einer gewissen natürlichen Gutmüthigkeit redlich und ehrlich sind, so sind es andere aus einem gewissen Ehrgefühle. Denn man hat viele Beispiele, daß nicht allein rohe, sondern auch zuweilen wilde Völkerschaften, wenn sie nur nicht ganz thierisch sind, bei aller ihrer Rohheit ein gewisses Ehrgefühl haben, welches dieselbe Wirkung auf sie hat, als Kultur und Moral bei andern. — Dieses gilt von den Siamern. Sie haben viele schlechte Seiten. Verstellung und Neigung zum Lügen sind bei ihnen angeborne Laster. Sie halten fest auf ihre Gewohnheiten sowohl aus Faulheit, als aus Hochachtung gegen die Gebräuche ihrer Vorfahren. Diese Anhänglichkeit an das Alte muß natürlicherweise ihnen die Fortschritte in der Kultur erschweren. Sie sind nicht neugierig, bewundern daher auch nichts. Sie sind träge und arbeiten nicht, außer wenn die Noth sie dazu treibt. Wirksamkeit halten sie

*) La Perouse, a. St. S. 96. ff.

für kein Verdienst. Sie sind arglistig und unbeständig, wie alle Leute, die ihre eigene Schwäche einsehen. Wer glimpflich mit ihnen umgeht, dem begegnen sie mit großem Stolze; hingegen sind sie zurückhaltend gegen diejenigen, die mit Stolz auf sie hinab blicken. Geiz ist überdies bei ihnen ein Hauptlaster; das Sonderbarste hierbei ist aber dies, daß sie Vermögen suchen, nicht um es zu genießen, sondern um es zu vergraben, welches sie doch wahrscheinlich thun, um den Erpressungen der Obrigkeit zu entgehen. — Sollte man nicht glauben, daß ein Volk, welches Geiz mit Trägheit vereinigt, auch zum Diebstahl geneigt seyn sollte? Allein dieses Volk ist zugleich stolz und sein Stolz hält der Geneigtheit zum Diebstahl das Gegengewicht. Wie das Betteln bei ihnen nicht nur des Bettlers eigene Person, sondern auch seine ganze Anverwandtschaft beschimpft, so ist der Diebstahl noch weit schimpflicher, und zwar nicht so sehr dem Diebe selbst, als seinen Anverwandten, wahrscheinlich weil sie vermuthen, daß Mangel an Unterstützung der Anverwandtschaft die Ursache sey, daß ein solcher zum Bettler und Dieb wird, oder auch, weil sie die Familie bewegen wollen, ihren Anverwandten eine solche Unterstützung angedeihen zu lassen, daß diese nicht aus Mangel betteln oder stehlen sollen. Doch können sie, so schimpflich auch der Diebstahl ist, der Versuchung nicht leicht widerstehen, wenn sich eine gute Gelegenheit gleichsam von selbst darbietet *).

Das nämliche kann man wohl auch von den Bewohnern der Küste von Senegal sagen. Sie sind erkenntlich gegen ihre Herren, die ihnen gut begegnen; es gibt keine Dienstboten in der Welt, die mäßiger, in ihrem Dienste wachsamer und ihrer Herrschaft ergebener wären, als diese Leute. Die Ursache hiervon ist ohne

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15.

Zweifel auch ihr Ehrgefühl. Von Jugend auf legen sie sich aufs Reiten und Jagen wilder Thiere. Diese Uebungen geben ihnen ein freies und edles Aussehen. Sie dulden nicht leicht einen Schimpf, den jemand ihnen zufügt *). Sollte es nicht ein Gefühl des Stolzes seyn, das sie von der niedrigen Handlung abhält, andere ihres Eigenthums zu berauben?

Das nämliche kann man vielleicht auch von den russischen Lappen urtheilen. Sie sind träge, aber friedlich, nicht leichtsinnig und doch munter im Umgange. Ihrer Obrigkeit sind sie ergeben, aber mißtrauisch und betrügerisch im Handel. Sie sind stolz auf ihr Vaterland und ihre Verfassung und für dieselben und sich selbst so eingenommen, daß sie außerhalb ihres Vaterlandes beinahe vor Heimweh sterben. Sie haben auch eine gewisse Rangordnung, die sich auf Alter und Vermögen gründet; allein ihre Begierde nach dem letztern ist ihre größte Leidenschaft, und Eigennutz macht sie daher sehr hart gegen Nothleidende. — Sollte man nicht glauben, daß solche Menschen, die keine Kultur haben, sich von Geiz und Eigennutz beherrschen lassen, und, von diesen Leidenschaften verleitet, Betrügereien in ihrem Handel begehen können, auch zum Diebstahl geneigt seyn sollten? Das sind sie aber nicht. Ich sehe nicht ein, was sie von diesem Laster abhalten kann, wenn es nicht der Stolz ist, den sie zugleich haben **). Zwar schämen sie sich ihrer Betrügereien nicht. Allein die Menschen machen gewöhnlich einen Unterschied zwischen betrügen und stehlen. Derjenige, der im Handel seinen Mitmenschen um Tausende betrügen kann, würde gewiß darum nicht einen Thaler aus seiner Tasche stehlen können. Das letztere hält man für schimpflich, das erstere nicht. Ehr-

*) Neue Sammlung von kleinen interessanten Reisebeschreibungen. Thl. I. S. 268. ff.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Erste Ausgabe. S. 4. ff.

gefühl scheint mit dem erstern, aber nicht mit dem letztern wohl bestehen zu können.

Noch einen Beweggrund finde ich, der die rohen Menschen vom Diebstahl abhält, Genügsamkeit nämlich und Zufriedenheit mit dem, was sie haben. Die Karaiben mögen uns als Beispiel dienen. Diese Menschen sind friedlich und wohlthätig. Sie sind solche Feinde des Zwangs, daß, wenn einer zum Gefangenen gemacht wird, er sich darüber bald zu Tode grämet. Mit Glimpf kann man von ihnen alles erhalten. Ehrgeiz und Geldsucht kennen sie nicht. Sie sind sorglos und zufrieden mit dem, was sie sind und haben, und mit dem, was ihr Land hervorbringt. Gehen sie auf die Jagd oder Fischerei, legen sie einen Garten an, bauen sie eine Hütte, so geschieht solches ohne Eilfertigkeit und gleichsam nur zum Zeitvertreibe. Sie wundern sich, wenn sie bei den Europäern eine so große Begierde nach Gold und Silber spüren, da sie doch Glas und Krystall genug haben können, welches sie weit höher schätzen. Wenn sie einen Europäer in tiefen Gedanken sitzen sehen, bedauern sie ihn, daß er so weit her zu ihnen gekommen ist, um Schätze zu sammeln. Sie fragen sie oft, ob sie durch Schätze ihrem Gotte angenehmer, ob sie dadurch unsterblich werden, oder sie mit sich ins Grab nehmen. — Ein schöner Gedanke von Wilden! — Diese glückliche Denkungsart macht, daß Plündern und Stehlen bei ihnen ein Hauptverbrechen ist, wenn andere Wilde dagegen sich solche Handlungen als eine Ehre anrechnen. Sie leben aber darum auch ohne Mißtrauen unter einander und lassen ohne Furcht ihre Hütten offen stehen *). Man lebt also in der Rücksicht sicherer unter den Karaiben, als unter den Christen. Was die beste Religion bei diesen nicht ausrichten kann, das kann eine bloße natürliche Genügsamkeit bei jenen bewirken.

---

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 5. Hauptst. 15. Abschn. 15.

Man hat also verschiedene Beispiele, daß es wilde und rohe Menschenarten gibt, die keine Neigung zum Diebstahl haben; diese sind aber auch nur Ausnahmen von der Regel. Geneigtheit zum Diebstahl ist überhaupt ein Hauptzug des Charakters der rohen Menschen. Dieses Laster ist eben so allgemein, als die Begehrlichkeit und Ungenügsamkeit des Menschen. Allein die Ungenügsamkeit ist doch nicht die einzige Ursache ihrer Geneigtheit zum Diebstahl. Einige scheinen blos durch das Bedürfniß dazu getrieben zu werden. Dieses ist ohne Zweifel mit den Lesghiern, einem Volke auf Kaukasus, der Fall. Innerhalb ihren Gränzen werden Diebstahl, Schlägerei, Todtschlag und dergleichen Verbrechen, welche ihre bestimmte Strafe haben, nicht geduldet. Ehebruch, Unzucht und andere unnatürliche Laster sind bei diesem Volke gänzlich unbekannt. Blutschande und Selbstmord sind auch unter ihnen ganz unerhört. Dieses Volk hat also verschiedene Vorzüge. Es scheint aber, als wenn Mangel an vielen von den Nothwendigkeiten des Lebens sie nöthige, Räuber zu seyn, und alles, was sie außerhalb ihren Gränzen erhaschen können, als ihr rechtmäßig erworbenes Eigenthum anzusehen. Dieses Volk treibt beinahe kein Gewerbe. Ihre Viehzucht und ihr Ackerbau scheinen auch nicht zu ihrem Unterhalte hinlänglich zu seyn. Es bleibt ihnen also kein anderes Mittel zur Erhaltung des Lebens, als sich durch Krieg oder Plünderung das Nothwendige zu verschaffen. Zu dem Ende wählen sie sich einen Anführer, der ihr ganzes Vertrauen gewonnen hat. Diesem folgen sie ohne Widerspruch allenthalben, und theilen Glück und Unglück mit ihm, so lange sie Hoffnung haben, etwas dabei zu gewinnen. Sie rauben nicht allein Sachen, sondern auch Menschen. Wenn sie einen gefangen und in Sicherheit gebracht haben, benachrichtigen sie seine Freunde und Anverwandten davon, daß sie ihn gegen ein Lösegeld wieder zurück erhalten können, wenn sie wollen *).

*) Reineggs allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. Thl. 1. S. 190. ff.

Das nämliche gilt wohl auch von den sogenannten Buschmännern. Diese sind verlaufene Menschen von den hottentottischen Stämmen, die sich in den Gebüschen herum aufhalten, aus welchen sie Ausfälle machen, um zu plündern und zu stehlen, als das einzige Mittel, wodurch sie, wie es scheint, sich ernähren können. Sie stehlen recht eigentlich; denn sie greifen ihre Nachbarn selten offenbar an, sondern nehmen ihr Vieh heimlich des Nachts weg. Doch haben sie Lanzen und Pfeile bei sich, um sich zur Wehre zu stellen, wenn sie entdeckt werden sollten. Diese Waffen vergiften sie mit dem Safte gewisser Kräuter, und verstehen sie mit vieler Genauigkeit zu werfen. Wenn sie auch nur einen Stein in der Hand haben, werden sie in einer Entfernung von hundert Schritten zu mehrern Malen nach einander ein Ziel treffen können, das nicht größer, als eine Krone, ist, ohne dasselbe zu verfehlen *). Ohne Zweifel ist es Bedürfniß und Hunger, was diese Menschen zu Dieben macht. In einer bessern Lage wären sie es vielleicht nicht.

Ich will noch die Araber unter diejenigen rechnen, die vielleicht aus Noth stehlen und plündern. Dieses Volk hat viele gute Seiten. Sie enthalten sich sehr der Laster, welche die Sitten der Europäer beflecken. Die Christen, die in Dörfern leben, die unter ihrer Herrschaft stehen, werden von ihnen sehr glimpflich behandelt und, in Hinsicht auf ihre Religion, durchaus nicht beunruhigt; in welchem Stücke sie die Türken beschämen, die unter allerlei Art von Vorwänden die Christen plagen. In ihren Zelten oder Dörfern wird man gut aufgenommen und mit dem Wenigen bewirthet, was sie haben. Diese Sitte haben sie mit den Türken, Mauren und Persern gemein, die mit Vergnügen Freunde zu Tische nehmen, sich eine Ehre daraus machen und es für einen Segen halten, den Gott ihnen zuschickt. Von Natur sind die Araber ehrbar, ernsthaft, mä-

*) Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. IV. S. 820. ff.

sig in allen Dingen. Sie lieben ein stilles und sittsames Wesen. Sie lachen nie oder sehr selten; und diejenigen, die das männliche Alter erreicht haben, können selbst durch die possierlichsten Erzählungen kaum zum Lächeln gebracht werden. Das Muntre und Lächelnde halten sie nur für etwas Angenehmes im Gesichte eines Weibes, aber einem verständigen Manne für unanständig. Sie reden wenig, und niemals ohne Noth. In Gesellschaften hören sie ruhig einander zu, und fallen niemals einem in die Rede; eine Höflichkeit, die unter den gesitteten Völkern in Europa zu wünschen wäre. Ihr Umgang ist immer nach den strengsten Regeln der Wohlanständigkeit eingerichtet. Sie sind nur in ihren Komplimenten etwas zu weitläufig. Sie sprechen niemals in Gesellschaften übel von jemanden; und sind sie genöthigt, von allgemein bekannten Lastern ihrer Freunde zu sprechen, so fügen sie immer hinzu: Gott schenke ihm seine Gnade, daß er sich verändern und ein guter Mensch werden möge! — Wiederum ein Muster für die Menschen unsrer Zeiten, die sich in Gesellschaften von den Fehlern anderer unterhalten. — Sie widersprechen keinem, wenn er auch etwas Ungereimtes sagt, dringen auch keinem ihre Meinungen auf. Für Brod und Salz haben sie eine besondere Hochachtung. Wenn man bei ihnen ißt, und sie eine anständige Bitte thun wollen, so sagen sie: thue dieses des Brodes und Salzes wegen, das zwischen uns gewesen ist. Sie bedienen sich dessen auch, wenn sie etwas bestätigen oder verneinen wollen. Das Geld der Franken mischen sie niemals unter das der Türken. Sie glauben, daß die Franken sich niemals etwas auf eine ungerechte Weise erwerben und daß ihr Geld daher Segen bringe. Sie suchen es deshalb lange zu verwahren. Das Geld der Türken hingegen geben sie bald aus, weil sie es für unrein halten, da die Türken es durch Wucher, Erpressungen und Bedrückung der Armen sammeln. — Diese Meinung ist zwar in einem Wahne und im Aberglauben gegründet; sie zeigt aber doch, daß sie Ungerechtigkeit

gegen andere für ein Verbrechen halten, das keinen Segen bringen kann.

Ist es möglich, diese Schilderung der Araber zu lesen, ohne sich über die guten Eigenschaften zu freuen, die man auch bei Menschen finden kann, welche ganz im Stande der Natur leben? Wie schnell hört aber diese Freude auf, wenn man hört, daß diese, sonst so ehrlichen, treuen, mäßigen, gastfreien, Menschen auf den Landstraßen Räuber sind, und daß es bei ihnen für kein größeres Verbrechen gehalten wird, die Reisenden zu plündern, als bei uns auf die Jagd zu gehen. Sie entschuldigen aber ihre Straßenräuberei damit, daß dies das einzige Mittel zu ihrem Unterhalte sey, das ihnen übrig geblieben ist, nachdem sie aus ihrem Vaterlande vertrieben worden sind. Sie begnügen sich auch damit, blos die Waaren der Reisenden zu nehmen, die ihnen in die Hände fallen, und begegnen ihnen übrigens nicht übel. Wenn die Reisenden aber sich entschlossen zur Wehre setzen und sie verwunden, da schonen sie kein Blut, und tödten alle diejenigen, die sie einholen können *).

So ist der Mensch ohne Kultur und vernünftige Grundsätze in Streit und Widerspruch mit sich selbst. Ich will es zugeben, daß die Noth sie zum Plündern bringen kann; aber daß sie denjenigen tödten, der blos Einen verwundet, um sein Eigenthum zu vertheidigen; daß sie aus Rache die Flüchtenden einzuholen suchen und alle diejenigen, deren sie habhaft werden können, ermorden, blos weil ein einziger einen von ihren Leuten verwundet hat, das ist eine Barbarei, die mit den vielen vorzüglichen Eigenschaften dieses Volks unvereinbar ist. Und hier müssen nationelle und religiöse Vorurtheile mit im Spiele seyn, um einen so großen Kontrast in dem Charakter dieser Menschen hervor zu bringen.

Ob es aber gleich möglich ist, daß die Araber in ihrer

*) Reisen des Arvieux. Hauptst. 7.; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IV. S. 80. f.

jetzigen Verfassung aus Bedürfniß und Noth zum Plündern gebracht werden können, so ist doch Geiz ein Hauptzug ihres Charakters, und ihre unersättliche Begierde nach Reichthum kann bei ihnen, wie bei mehrerern Völkerschaften, zu ihrer Raubsucht mitwirken. Es gibt Völkerschaften, die stehlen und plündern, nicht sowohl, um das Geraubte zu genießen, als blos, um es zu besitzen. Sie fühlen sich in dem bloßen Besitze glücklich.

Die Araber, die dem niedrigsten Geize ergeben sind, gehören in ihre Zahl. Doch es scheint, als wenn sie sich zugleich Zufälle dächten, die ihnen ihre gesammelten Schätze nöthig machen könnten. Durch die geringste Belohnung kann man sie leicht überreden, jede Mordthat zu begehen. Die ganze Barbarei, sagt Poiret, würde in kurzer Zeit ausgerottet werden können, wenn man einen Preis auf den Kopf jedes Maurers setzen wollte. Ihre Grausamkeit, sagt er, wird durch ihren Durst nach Reichthum vermehrt. Sie suchen Geld, blos um es zu haben. Ein Volk, bei dem man weder Luxus, noch Industrie findet, und das überdies nur wenige Bedürfnisse hat, kann nicht viel Geld brauchen. Sie vergraben es daher, aus Furcht, ausgeplündert zu werden. Werden sie durch innere Kriege ihres Eigenthums beraubt, so sind sie genöthigt, ihre verborgenen Schätze anzugreifen, um sich neue Heerden und Zelte wieder zu kaufen, oder ihre gefangenen Weiber und Kinder auszulösen, wenn sie nicht Weiber um einen billigern Preis wieder erhalten können. — Aus dieser Ursache ließe sich denn ihre Neigung, Geld zu sammeln und zu vergraben, gewissermaßen entschuldigen; obgleich es nicht zu bezweifeln ist, daß sie ihre Schätze lieber fruchtlos in der Erde liegen lassen. Diese Sitte, das Geld zu vergraben, hat die Folge, daß, wenn einer stirbt, niemand weiß, wo sein Schatz liegt. Es liegen also unter der Erde große Schätze, welche für die Waaren ins Land kommen, die von der Barbarei nach Europa ausgeführt werden. — Dieser Geiz, diese Geldsucht der Araber beherrscht sie in dem Gra-

de, daß die Hoffnung, einen Reisenden einer Kleinigkeit zu berauben, das Leben desselben oft in Gefahr setzen kann. — Man rühmt ihre Gastfreiheit; sie können auch die Reisenden, dem Ansehen nach, freundschaftlich empfangen und sie in ihrem Zelte bewirthen; allein wenn sie Gelegenheit dazu finden, können sie dieselben auch auf den Landstraßen ausplündern *).

Man findet auch, daß der Diebessinn und die Raubsucht der Einwohner von Biledulgerid einzig und allein ihrem Geize zuzuschreiben ist. Es ist nicht Bedürfniß, das ihnen dieses zu einer Nothwendigkeit macht. Sie plündern blos, um zu haben, nicht um zu gebrauchen, was sie rauben. Diese unersättliche Begierde, Reichthümer zu sammeln, ist eine Quelle der allergrößten Verbrechen. Durch Geld können sie alle versöhnt werden. Schwängert auch ein Christ ein maurisches Weib; ist er Sklave, und schlägt seinen Herrn; tödtet ein Araber einen von seinen Landsleuten, so können alle diese Verbrechen durch Geld abgethan werden. Diese unersättliche Begierde nach Geld ist allein die Ursache, daß sie sich zuweilen haufenweise zusammen rotten, und die Einwohner von Sahara und an der marokkonischen Gränzen plündern. — Diese Leidenschaft ist um so unbegreiflicher, da dieses Volk das Geld nicht gebrauchen kann. Sie sammeln mit der größten Sorgfalt, und versagen sich eher selbst die größten Nothwendigkeiten, als daß sie sich bequemen sollten, einen Schilling auszugeben. Stirbt ein Hausvater, so geht es hier, wie bei den obgenannten Arabern; man findet nichts nach seinem Tode, ob man gleich weiß, daß er bei seinen Lebzeiten Geld zusammen gescharrt, da er es sorgfältig vor den Augen der Welt verborgen hat **). Welche Schätze werden die Europäer nicht allmälich in diesen Ländern vergraben finden, wenn es ihnen einst gelingen sollte, sie in Besitz zu bekommen? Und es ist kaum zu bezweifeln, daß es einmal geschehen wird.

---

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Thl. I. Brief 15.

**) Follie's Reise in die Wüste Sahara.

Diese Begierde nach fremdem Eigenthum, sie sey in wirklicher Noth oder in bloßer Geldgierde gegründet, die bei den wilden und rohen Völkern ohne alle Vorwürfe des Gewissens in Diebstahl und Plünderung ausartet, haben zwar die gebildeten Völker großentheils mit ihnen gemein; sie äußert sich aber nicht auf eine so grobe Art. Zwar erlauben sie sich eine geheime Betrügerei, und diese kann unter sehr verschiedenen Formen verübt werden; aber Diebstahl und Plünderung halten sie doch für schimpflich. Die wilden und rohen Völker hingegen halten diese Ausbrüche der Begierde weder für schimpflich, noch strafbar. Aus Mangel an Kultur haben sie in diesem Stücke nicht so feine Gefühle, und keinen oder nur einen sehr dunkeln Begriff von Eigenthum. Man findet daher, daß Völker von einem sonst sehr guten Charakter gar kein Bedenken tragen, zu stehlen. Die Bewohner der Freundschaftsinseln mögen hier zum Beweise dienen.

Güte und Sanftmuth ist in ihren Gesichtszügen sehr deutlich ausgedrückt, und von jener Wildheit, die andere wilde Völkerschaften auszeichnet, ist keine Spur darin zu sehn. Ihre Herrschaft über die Leidenschaften ist vielvermögend; ihr ganzes Betragen männlich. Dabei sind sie zugleich offen, fröhlich und gutmüthig. Nur in Gegenwart ihrer Oberhäupter nehmen sie zuweilen ein ernsthaftes Wesen an. Alle Fremde werden bei ihnen freundschaftlich aufgenommen. Anstatt, wie andere Insulaner im Südmeere, offenbar oder heimlich einen Angriff zu wagen, verübten sie auch nicht die mindeste Feindseligkeit; vielmehr suchten sie, nach Art gesitteter Völker, das Verkehr mit ihren Gästen anzufangen und zu unterhalten. Sie verstanden sich sehr gut auf den Tauschhandel, und nach Cook's Berichte giebt es vielleicht keine Nation in der Welt, die mit so viel Ehrlichkeit und so wenig Mißtrauen dabei zu Werke geht. Gereuete jemanden sein Kauf, so wurden die Waaren gutwillig zurück gegeben. Ueberhaupt besitzen sie mehrere Eigenschaften, die der Menschheit Ehre machen; der-

[illegible] Fleiß, Erfindungsgeist, Beharrlichkeit, Leut[illegible]
[illegible] — Sollte man wohl vermuthen, daß Menschen, [illegible]ig, so gutmüthig, so ehrlich in ihrem Handel [illegible] zugleich Diebe seyn könnten? Und nach Cook's Be[illegible] [illegible] diese Insulaner von jedem Alter und Geschlechte [illegible] Hang zum Stehlen in hohem Grade ergeben. Wahr[illegible]lich hat der unwiderstehliche Reiz der Neuheit unzählig[illegible] Dinge, die sie bei den Europäern wahrnahmen, sie da[illegible] zu verleitet. Die neuen und seltnen Gegenstände, die sie [illegible]er sahen, erregten ihre Neugierde und das Verlangen, etwas zu besitzen, das ihnen bisher nicht vorgekommen war. Sie nahmen daher alles, was sie sahen, ehe sie noch darauf gedacht haben konnten, wozu es zu gebrauchen wäre *). Hätten aber diese gutmüthigen Insulaner einen richtigen Begriff vom Eigenthumsrechte gehabt, hätten sie die Schändlichkeit oder Strafbarkeit des Diebstahls eingesehen, so ist es kaum zu vermuthen, daß sie ihn würden begangen haben.

Sonderbar ist es, daß dieser Hang zum Stehlen im Südmeere beinahe allgemein ist, und den meisten Völkerschaften in diesem Ocean gleichsam angeboren zu seyn scheint. Die Ursache ist wahrscheinlich allenthalben die nämliche, die ich angeführt habe. Sie wissen nämlich nicht, wie strafbar und schimpflich der Diebstahl ist. Daher fand man, daß die Bewohner der Sandwichsinseln, ob sie gleich den Engländern sehr freundlich begegneten, sie doch zu bestehlen suchten, und wenn sie über dem Diebstahl ergriffen wurden, äußerten sie nie das geringste Zeichen von Scham und Reue **).

Die Gewinnsucht der Bewohner der Osterinsel ging so weit, daß sie sich offenbare Gewaltthätigkeiten erlaubten, um Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren zu den Frau-

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 96. ff.

**) Portlock's und Dixons Reise um die Welt. Kap. 13.

zosen zu schleppen, in der Hoffnung, sich dasjenige zueignen zu können, was diese verdienen würden. Es schien, als wenn sie über ihre Weiber das Recht eines Ehemannes nicht hätten; und wenn sie es auch wirklich hätten, so waren sie sehr geneigt, sich desselben des Vortheils wegen zu begeben. — Sie reizten selbst die Franzosen, sich der Gunstbezeugungen der Weiber zu bedienen, und während der Zeit, daß dies geschah, stahlen sie ihnen die Hüte von den Köpfen und die Schnupftücher aus den Taschen. Einer von ihnen, der eine Art von Obern vorstellte, und den einer von den Officieren mit einem Bock nebst einer Ziege beschenkte, nahm dies Geschenk mit der einen Hand an und stahl ihm mit der andern sein Schnupftuch. In Europa, sagt la Perouse, sind die abgefäumtesten Betrüger noch lange nicht so arge Heuchler, wie diese Insulaner. Alle ihre Schmeicheleien und Liebkosungen waren weiter nichts, als Verstellung. Nie drückten ihre Gesichtszüge ein wirklich empfundenes Gefühl aus. Unter allen Insulanern durften die Franzosen denjenigen am wenigsten trauen, welche sie am reichlichsten beschenkt hatten, und die ihnen zum Schein tausend kleine Gefälligkeiten zu erzeigen suchten. Kurz, ihr ganzes Benehmen gegen die Franzosen bewies, daß sie wenig Achtung für fremdes Eigenthum hatten. An ihren Diebstählen schienen sie insgesammt Antheil zu haben; denn kaum war einer dergleichen vollbracht, so eilten sie auch gleich, wie ein Flug scheuer Vogel, davon. Als sie aber sahen, daß die Franzosen keinen Gebrauch von ihren Schießgewehren machten, kamen sie, nach Verlauf einiger Minuten, wieder zurück und benutzten sodann den nächsten günstigen Augenblick, sie von neuem zu bestehlen *). — Daß sie die Flucht ergriffen, beweiset, daß sie dergleichen Handlungen für ungerecht hielten, und folglich einen Be-

*) La Perouse's Reise um die Welt, B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 199. ff. und B. II. S. 266.

griff vom Eigenthum haben mußten. Für schimpflich müssen sie sie aber nicht gehalten haben; denn wenn es ihnen gelungen war, den Franzosen die Hüte zu stehlen, machten sie sie zum Gegenstande ihres Gespöttes, und betrugen sich, wie unerzogene Schuljungen, die ihr ganzes Vergnügen darin finden, den Vorübergehenden jede Eulenspiegelstreiche zu spielen.

Unter den Einwohnern von Prinz Wilhelms Sand wird Diebstahl eben so wenig für schimpflich gehalten. Diese sind ein gutmüthiges Volk und bezeigten sich sehr friedlich. Die Männer schienen sehr zärtlich gegen ihre Weiber und Kinder zu seyn. Sie waren aber eifersüchtig und wurden sehr heftig, wenn jemand sich gegen ihre Weiber unanständige Freiheiten herausnehmen wollte, welches ein Beweis ist, daß sie doch einen Begriff von Sittsamkeit hatten. Von der Unmoralität des Diebstahls hatten sie aber keinen Begriff. Der Hang zum Stehlen ging sogar bei ihnen so weit, daß sie nicht allein Fremde, sondern selbst ihre Landsleute bestahlen, welches doch unter den Insulanern im Südmeere ungewöhnlich ist. Ward aber einer von ihnen ergriffen, so gab er das Gestohlne lachend zurück, und war dabei ganz unbekümmert, als wenn nichts geschehen wäre, welches beweist, daß sie das Laster des Diebstahls nicht für schimpflich hielten. Es schien sogar, als wenn das Stehlen bei ihnen eher rühmlich, als schimpflich wäre, wenn sie nur mit Schlauheit zu stehlen wüßten *).

Das Nämliche gilt auch von den Neuseeländern. Sie sind eben so sehr zum Stehlen geneigt, und nehmen alles weg, was sie unbemerkt erhaschen können. Im Handel sind sie eben so unredlich, wenn sie hoffen können, es ungestraft zu thun, und bezeigen die un-

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. II. S. 372.

mäßigste Freude, so oft es ihnen gelingt, Jemanden zu überlisten *).

Weil ich von den Inseln im Südmeere so viele Beyspiele angeführt habe, so muß der Leser nicht glauben, daß es mit der Sittlichkeit in den andern Welttheilen besser aussehe. Ich will, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur ein Beyspiel von jedem Welttheile anführen. — Die Sumatraner halten es gar nicht für ein Laster, in ihren Geschäften mit Fremden betrüglich zu seyn **). Die Beninen, ein afrikanisches Volk, machen sich gar kein Gewissen, des Nachts zu stehlen, was sie am Tage verkauft, und wofür sie Bezahlung erhalten haben ***). Die Anwohner des französischen Hafens, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, haben denselben Fehler und schämen sich dessen eben so wenig. Sie ergriffen jede Gelegenheit, um die Franzosen zu bestehlen, rissen das Eisen ab, welches leicht los zu machen war, und gaben vorzüglich Acht, durch welche Mittel sie des Nachts ihrer Wachsamkeit entgehen könnten. La Perouse ließ die Vornehmsten von ihnen an Bord seiner Fregatte kommen, wo er ihnen Geschenke machte; aber sie verschmähten demohngeachtet nie einen Nagel oder irgend eine Kleinigkeit, die sie stehlen konnten. Wenn sie eine lächelnde und sanfte Miene annahmen, so war er gewiß, daß sie etwas gestohlen hatten. Er überhäufte ihre Kinder mit Liebkosungen und kleinen Geschenken; aber die Eltern schienen unempfindlich gegen diese Aeußerung des Wohlwollens. Der Vater be-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 176.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 223. ff.

***) Ueber die Einwohner des Königreichs Benin, von Palisot-Beauvois in den allgemeinen geographischen Ephemeriden. B. VII. St. V. S. 407.

nutzte oft den Augenblick, wo die Franzosen sich mit seinem Kinde am meisten beschäftigten, um alles, was ihm in die Hände kam, unter seiner Decke von Felen zu verstecken; und wenn sie Sachen von geringem Werthe von denen begehrten, die sie vor Kurzem mit Geschenken überhäuft hatten, so gelang diese Probe ihrer Großmuth nie *). Zu der Neigung dieser Insulaner zum Diebstahl gesellte sich also ein hoher Grad von Undankbarkeit.

So sind die rohen Menschen überhaupt allenthalben, in allen Welttheilen und unter allen Himmelsstrichen sich selbst gleich. Das Klima macht hier keinen Unterschied. Begehrlichkeit gehört zu der Natur des Menschen, und wo keine Kultur, keine gesunden Grundsätze sie beschränken, wird sie zur andern Natur und artet in den Hang zum Stehlen und zur Raubsucht aus. Haben sie auch einen schwachen Begriff von Eigenthum, so haben sie darum keinen Begriff von der Moralität ihrer Handlungen. Wie strafbar und schändlich diese sind, wissen sie nicht; und haben sie auch eine schwache Empfindung von Recht und Unrecht, so wird diese von der weit mächtigern Begierde erstickt.

Es gibt indeß viele rohe Völkerschaften, die es zwar nicht strafbar und schändlich finden, Fremde zu bestehlen und zu plündern, aber es für unrecht und schändlich halten, einander zu bestehlen. Sie haben keinen Begriff von allgemeiner Menschenliebe. Nur diejenigen, die zu ihrem Stamme oder Volke gehören, sind ihre Mitmenschen, ihre Brüder. Diesen glauben sie etwas, allen andern hingegen, die nicht dazu gehören, nichts schuldig zu seyn.

Die Otaheitier sind ein Volk, das viele gute Seiten hat. Ihre Bewegungen sind kraftvoll und leicht.

---

*) La Perouse's Reise um die Welt; B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 326.

Ihr Gang ist angenehm, ihr Verhalten edel, ihr Betragen gegen Fremde sowohl, als gegen einander selbst leutselig und höflich. Dabei sind sie tapfer, offen, freimüthig, nicht argwöhnisch, verrätherisch, grausam oder rachsüchtig. Es scheint, als wenn die Dinge, die zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich sind, allen ganz gemein seyen. Jeder pflückt die Früchte von dem ersten Baume, den er trifft, und nimmt so viel, als er nöthig hat, wenn er in ein fremdes Haus geht. Allein bei allen diesen guten Eigenschaften sind sie, wie die andern Südsee-Insulaner, beinahe alle Diebe. Sie bestehlen aber nur Fremde. Unter einander sind sie ehrlich und nicht mißtrauisch. Ihre Wohnungen stehen daher des Nachts und bei Tage offen, sie mögen zu Hause seyn oder nicht *).

Die Battas besitzen eine ziemliche Fertigkeit, Fremde zu berauben, halten es auch nicht für unrecht. Doch enthalten sie sich dessen, wenn die Gesetze der Gastfreiheit es verbieten; denn gegen Fremde sind sie sehr gastfrei. Ob sie aber gleich Fremde bestehlen, wo das Gastrecht es erlaubt, so ist der Diebstahl unter ihnen beinahe gänzlich unbekannt, und sie beobachten die genaueste Ehrlichkeit in ihren Geschäften unter einander **).

Gehen wir nach Afrika hinüber, so finden wir die Mandingos, die eine sehr gutmüthige Menschenart sind. Sie sind aufgeräumt, neugierig, leichtgläubig, simpel und lieben die Schmeichelei. Ihr Hauptfehler ist nur ein unüberwindlicher Hang zum Stehlen. In ihren eigenen Augen aber ist Diebstahl ein Verbrechen, und sie machen sich

---

*) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 584. Bougainville's Reise um die Welt; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 566. ff.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 385.

unter einander desselben nicht schuldig *). So auch die Beduinen. Sie sind mehr Straßenräuber, als Mörder. Sie greifen blos an, um zu plündern; und widersteht man ihnen, so halten sie es nicht der Mühe werth, der vielleicht unbeträchtlichen Beute wegen ihr Leben zu wagen. Man muß ihr Blut vergießen, um sie aufzubringen; alsdann aber findet man sie in ihrer Rache eben so fest, als vorher klug, wenn es darauf ankam, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Doch plündern sie nur die Fremden, die sie alle für ihre Feinde halten. Unter ihnen selbst herrscht eine Treue, eine Uneigennützigkeit, ein Edelmuth, die den civilisirtesten Menschen Ehre machen würden **).

Eben diese Sinnesart, die unter den warmen Himmelsstrichen so allgemein ist, findet man auch unter den kalten. Unter den Tschuktschen, einem Volke, das die nordöstliche Küste von Siberien bewohnt, wie auch unter den Koräken, darf keiner einen von seinen Anverwandten bestehlen oder ermorden; aber außerhalb der Verwandtschaft ist beides nicht allein erlaubt, sondern sogar rühmlich. Das geht sogar so weit, daß kein Mädchen einen Mann erhält, wofern es nicht seine Geschicklichkeit im Stehlen bewiesen hat. Seine Nachbarn zu berauben, bringt Heldenruhm ***). Hieraus sieht man, wie wenig Begriff diese rohen Menschen von Ehre und Schande haben.

Die Grönländer verlangen eben nicht, daß ihre Mädchen geschickte Diebe seyn sollen, um sie zu Weibern zu nehmen; allein von Eigenthumsrecht haben sie dennoch keine vernünftigern Begriffe, wie die andern, wenn es fremdes Gut betraf. Dieses Volk ist in hohem Grade ei-

---

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschn. 20.

**) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Thl. I. Abtheil. 4. Kap. 20.

***) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 352. ff.

gewaltig, und läßt sich daher von der Härte, der Unbarmherzigkeit beherrschen, die oft, selbst bei gesitteten Völkern, mit Eigennutz vereinigt ist. Man wird kaum einen Grönländer finden, der demjenigen Gutes thut, von dem er nicht, und das bald, Vergeltung hoffen darf. Darum können sie mit kaltem Blute einen Armen und Verlassenen zu Tode frieren und hungern sehen; auch zeigen sie zu Lande Gleichgültigkeit, wenn einer auf dem Meere mit dem Boote umschlägt und vergebens lange mit dem Tode ringt, ohne ihm zu Hülfe zu kommen, wenn er nicht einer ihrer Anverwandten ist. Dieser Anblick kann sie sogar vergnügen. Gegen Wittwen und vaterlose Waisen sind sie so unbarmherzig, daß viele von ihnen nebst ihren Kindern, aus Mangel an Unterstützung, vor Hunger und Kälte umkommen müssen. Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten ist ihrem Herzen fremd. Haben sie etwas an dem Leibe, das ihnen gefällt; besitzen sie in irgend etwas eine vorzügliche Geschicklichkeit; oder thun sie einen guten Fang: so sind sie stolz und verachten alle andere. Wenn ihre Leidenschaften, die sie lange zu beherrschen wissen, einmal ausbrechen, so sind sie wüthend und thierisch. Sie sind in hohem Grade halsstarrig. Was sie wollen, muß durchgesetzt werden. Durch keine Vorstellungen ist es möglich, sie zu bewegen, etwas zu thun, was sie nicht wollen. — Nach dieser Beschreibung möchte man glauben, daß die Grönländer, welche die Religion nicht gebessert hat, die schlechtesten Menschen von der Welt seyn müßten; allein sie haben doch ihre natürliche gute Seite. — Als die Europäer in ihr Land kamen, fanden sie sie ganz im Stande der Natur, ohne Obrigkeit und Gesetze. Sie bedurften aber auch derselben nicht so sehr, als die gesitteten Völker. Sie sind mit Wenigem zufrieden, und das Wenige, dessen sie bedürfen, können sie durch ihre Arbeit erhalten. Sie hatten daher weder Krieg, noch Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit zu befürchten. In gewissen Rücksichten sind sie sittlicher, als andere rohe Völker. Schwören, Fluchen, Zank und Verleum-

dung hört man niemals bei ihnen; sie wissen nur spottweise schlechte Handlungen lächerlich zu machen, doch ohne sich dabei groben oder unzüchtigen Scherz zu erlauben. Sie schimpfen niemals einander. Auch haben sie nicht einmal ein Schimpfwort in ihrer Sprache. Lug und Trug ist etwas Seltenes. Plünderung und Gewaltthätigkeit sind auch etwas ganz Unerhörtes. Trunkenheit kannten sie nicht, ehe sie dieselbe von den Christen lernten, die ihnen Religion und Branntwein auf einmal brachten. Schlägerei war daher auch unter ihnen unbekannt. Ihren Zorn wußten sie meisterhaft zu verhehlen. In ihren Worten und in ihrem äußern Betragen fand man auch nichts Unzüchtiges. In ihrem Umgange waren sie aufrichtig, und sagten selten wissentlich eine Unwahrheit. Wenn man sie aber auf der andern Seite irgend eines Versehens wegen anklagte, so konnte man nur mit Mühe von ihnen heraus bringen, ob sie Schuld daran waren. — So viel Böses und so viel Gutes kann in einem und demselben Menschen vereinigt seyn. — Wenn man der wilden und rohen Völker Erwähnung thut, muß man daher immer ihr Bild umkehren und von beiden Seiten betrachten; denn sonst wird man an ihrem Charakter irre werden. Man rühmt und tadelt ohne alle Einschränkung, und beides ist gleich ungegründet. — Aber in Rücksicht des Diebstahls gleichen die Grönländer allen oben erwähnten Völkerschaften. Sie dulden unter einander keinen Diebstahl. Es ist daher etwas Seltenes, daß sie einander bestehlen. Sie verschließen daher auch ihre Sachen nicht, und tragen keine Sorge, daß jemand etwas davon stehlen werde. Dieses Laster ist unter ihnen so abscheulich, daß, wenn ein Mädchen stiehlt, es eine gute Heirath darüber verliert; die Europäer aber, als Fremde, zu berauben, darüber machen sie sich kein Bedenken *).

---

*) Det gamle Grönlands nye Perlustration eller Naturelhistorie af Hans Egede. Kap. X. David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt IV. §. 28. ff.

Diese, bei den rohen Völkern so herrschende, Denkungsart, vermöge deren sie es für unrechtmäßig und schimpflich halten, ihre Landsleute zu bestehlen, muß ohne Zweifel darin gegründet seyn, daß die Menschen in den ältesten Zeiten kein Mittel kannten, ihr Eigenthum zu verschließen und gegen Angriffe von andern zu sichern. Es blieb ihnen also nichts anderes übrig, sich gegen ihre gegenseitige Raubsucht zu bewaffnen, als daß jeder Stamm es für etwas unrechtmäßiges und schimpfliches erklärte, einander zu berauben, da sie alle Brüder waren. Dieses ward allmählich ein durchs Alter geheiligtes Herkommen. Wer dawider handelte, war strafbar und zog sich dadurch die Verachtung und Rache des ganzen Stammes zu. Aber diese hergebrachte Sitte erstreckte sich nicht weiter, als auf ihren eigenen Stamm, ihr eigenes Volk. Denjenigen, die dazu nicht gehörten, glaubten sie nichts schuldig zu seyn und suchten sich daher bei ihnen wegen der Enthaltsamkeit gewissermaßen schadlos zu halten, die sie, in Rücksicht des Eigenthums ihres eigenen Stammes, beweisen mußten. Ihr Hang zum Stehlen und Plündern, diese Ausartung ihrer übertriebenen Begierde, mußte diese Schadloshaltung haben, wenn das Eigenthum ihres Stammes in Sicherheit seyn und nicht wider das Herkommen gehandelt werden sollte.

Die Darfuren sind ein Volk, das diesen alten Gebrauch entweder niemals gehabt, oder ihn wieder abgelegt hat. Bei diesem Volke sind Diebstahl, Lügen und Betrug, nebst allen damit verwandten Lastern, fast allgemein. Niemand ist seines Eigenthums sicher, wenn er es nur einen Augenblick aus den Augen läßt; und wenn man auch noch so scharf Acht darauf hat, wird es einem bisweilen gewaltthätigerweise entrissen. Diese Neigung der Darfuren zum Stehlen und Plündern schränkt sich aber nicht blos auf Fremde ein. Ihre Landsleute sind eben so wenig sicher. In Handel und Wandel macht sich ein Vater eine Ehre daraus, den Sohn zu betrügen, und auf eben diese Art verfährt auch der Sohn mit dem Vater. Sie sind in diesem

Stücke so wenig gewissenhaft, daß sie jeden Augenblick Gott und den Propheten zu Zeugen anrufen, um die offenbarsten Betrügereien und Unwahrheiten zu beschönigen *). Wie tief sind diese Menschen zur Unmoralität hinab gesunken! Tiefer kann der Mensch nicht sinken. Diejenigen, die Fremde berauben, aber ihre Landsleute schonen, sind doch nicht ganz ohne sittliches Gefühl.

Kap. 8.

Abhärtung und Standhaftigkeit.

Abhärtung und Standhaftigkeit sind Eigenschaften, welche die wilden und rohen Menschenarten mit den wilden Thieren gemein haben. Je mehr die Kultur zunimmt, und die Sitten dadurch verfeinert werden, desto schwächer werden die Nerven, desto empfindlicher wird der Mensch gegen die Gewalt der Witterung. Je mehr hingegen der Mensch sich dem thierischen Zustande nähert, desto abgehärteter ist er gegen das Gefühl des Hungers und Durstes, der Kälte und der körperlichen Schmerzen. So können die Darfuren, die ich so eben erwähnt habe, gleich andern Wilden, geraume Zeit Hunger und Durst leiden. Was das Arbeiten und Ausruhen betrifft, so binden sie sich in dieser Rücksicht an keine festgesetzte Regel, sondern verfahren hierin blos nach ihrem Belieben und Gutdünken. Wenn es ihnen einfällt, sind sie im Stande, ihre Arbeiten in der brennendsten Sonnenhitze ununterbrochen fortzusetzen **). Die Amerikaner

---

*) Browns Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. I. S. 360.

**) Brown a. a. O. S. 337.

am Flusse Orouoko ebenfalls. Sie halten mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit die größten Schmerzen aus. Es entfährt ihnen in ihren Krankheiten kein Wort, kein Laut, die Ungeduld verrathen. Sie dulden stillschweigend die größten Beschwerlichkeiten, ohne mit Klagen den Anwesenden lästig zu fallen. Hunger können sie mit derselben Standhaftigkeit leiden. Gebricht es ihnen an Lebensbedürfnissen, so bringen sie in dem Schatten ihrer Wälder, oder in ihren Hangematten ganze Tage zufrieden und ruhig zu. Sie können sich Monate hindurch mit einigen Früchten begnügen, die nur wenig nahrhaft sind. Wenn sie aber in ihrer Fischerei glücklich sind, so halten sie sich für ihren langen Hunger schadlos, und essen immerfort, bis der ganze Vorrath verzehrt ist *).

Unter mehrern Beispielen der Abhärtung und Standhaftigkeit der rohen Völker will ich blos das Beispiel der Einwohner von Louisiana anführen, weil in den folgenden Abschnitten dieses Werks mehrere Proben derselben werden angeführt werden. Ihre Abhärtung geht so weit, daß sie die schmerzhaftesten chirurgischen Operationen beinahe nicht zu empfinden scheinen. Sie können mit der größten Standhaftigkeit jedes Ungestüm des Wetters aushalten. Die Viehhirten wohnen auf den kältesten Gebirgen, die beinahe mit ewigem Schnee bedeckt sind, und haben wenig, oder fast nichts zur Bedeckung des Leibes. Diejenigen, die in den nördlichen Gegenden wohnen, sind den andern ganz ähnlich. Sie halten im Winter die strengste Kälte aus, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, auf die Jagd zu gehen, wo sie zur Bedeckung des Leibes keine Kleider tragen. Sie haben entweder eine wollene Decke, die den Leib nicht ganz bedeckt, oder sie werfen eine Thierhaut über die Schultern. Diese scheint ihnen aber eher zum Putz, als zum Schutz vor der Luft zu dienen; denn sie tragen sie auch bei der stärksten

N 2

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 294.

Sommerhitze, wenn andere kaum die dünneste Leinwand am Leibe halten können. Und wenn sie auf die Jagd gehen, pflegen sie sie nicht einmal umzuwerfen, damit sie sich desto freier bewegen und desto leichter durch die dikken Wälder kommen können. Sie gehen auch immer mit bloßem Kopfe, ohne vor der Kälte des Winters, oder der heftigen Wirkung der Sonnenstrahlen im Sommer, die in Louisiana jeden andern tödten würden, im geringsten geschützt zu seyn *). Man sieht hieraus, wozu die Menschennatur sich gewöhnen kann. Denn einer guten Leibesbeschaffenheit nicht zu gedenken, müssen Gewohnheit und Uebung von Jugend an wohl das meiste zu dieser außerordentlichen Abhärtung beitragen.

Diese Abhärtung ist zwar an und für sich gut. Es wäre zu wünschen, daß die Jugend unter jedem Himmelsstriche daran gewöhnt würde. Vielen Zufällen der Kränklichkeit, welche die Verzärtelung des Körpers zur Folge hat, würde dadurch vorgebeugt werden. Viele würden gänzlich unbekannt bleiben. So wie aber jedes Ding zwei Seiten hat, so geht es auch hier. Die Erfahrung lehrt, daß die Menschen, die gegen sich selbst sehr hart sind, die durch Gewohnheit und Uebung gegen körperliche Schmerzen und jede Gewalt der Witterung abgehärtet sind, theils in ihrem Betragen gegen andere hart sind, und leicht grausam werden, welches ich in dem Folgenden beweisen werde, theils ihr eigenes Leben sowohl, als das Leben anderer nur wenig schätzen, und daher zum Selbstmorde sehr geneigt sind. Die rohen Völker fürchten sich gewöhnlich weniger vor dem Tode, als die civilisirten Nationen.

Wenn die Lesghier in ihren Räubereien unglücklich sind, oder von einer überlegenen Macht angegriffen werden, so bieten sie mit unglaublicher Standhaftigkeit dem

*) Von Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Thl. II. Abschn. 17.

Tode Trotz, und leiden Hunger und Durst, um sich nicht gefangen zu geben. In solchem Falle trinken sie zur Stillung ihres Durstes das Blut ihrer Pferde, essen ihr Fleisch, und glaubwürdige Zeugen haben dem Reinegg versichert, daß sie nach einer Losung ihre Kameele abgeschlachtet und verzehrt haben. Eben so standhaft bezeigen sie sich, wenn sie irgend eines Verbrechens wegen zum Tode verurtheilt werden. Ohne Angst, ohne selbst ihre Gesichtszüge zu verändern, bieten sie ihren Kopf dem Beile dar *). Die Kamtschadalen fürchten sich so wenig vor dem Tode, daß sie geneigt sind, auch nur einem kleinen, ja oft einem chimärischen Uebel durch Selbstmord zu entgehen. Sie ziehen den Tod einem mühseligen Leben vor, und tödten sich oft, um der Strafe zu entgehen **). Alte und schwächliche Personen suchen ebenfalls auf diese Art sich das Leben zu nehmen. Steller erzählt, daß ein alter Vater seinen Sohn bat, ihn aufzuknüpfen, welches dieser ihm auch gleich gewährte. In alten Zeiten baten viele, wenn sie krank wurden, daß man sie noch lebendig den Hunden vorwerfen möchte, damit sie nicht länger sollten gemartert werden, welches auch gleich geschah. Die gewöhnlichste Art, sich selbst umzubringen, bestand vordem darin, daß derjenige, der des Lebens überdrüssig war, von seinen Freunden Abschied nahm, ein Gefäß holte, in den Wald gieng, sich eine Hütte bauete, Wasser trank, sich schlafen legte und zu Tode hungerte ***). Der Tod ist ihnen also das kleinste aller Uebel, den civilisirtern Nationen hingegen das größte.

Die Tschuktschen sind gegen das Leben eben so

*) Reineggs allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. Thl. I. S. 190. ff.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 151. ff.

***) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

gleichgültig. Wenn sie Widerwärtigkeiten haben, sind sie gleich geneigt, es durch Selbstmord zu endigen *). Die Einwohner von den Fuchsinseln ebenfalls. Kleine Leiden, oder ein Uebel, das sie nur zu befürchten haben, können sie dahin bringen, daß sie mit ganz kaltem Blute Hand an sich selbst legen **). Man könnte vielleicht auf den Gedanken gerathen, daß diese Völkerschaften, die sich aus dem Tode so wenig machen, eines melancholischen Temperamentes wären, welches, wenn zu den Leiden des Augenblicks Furcht vor künftigen Leiden sich gesellet, den Menschen sehr leicht zum Selbstmord verleiten kann. Dies ist aber mit den Kamtschadalen nicht der Fall. Sie sind eher sanguinisch. Wollust und Freude sind ihre Hauptleidenschaften. Die Neger sind von Natur auch nicht schwermüthig; sie haben lustige Launen, einen lebhaften und durchdringenden Verstand, sind aber doch bereit, mörderisch Hand an sich selbst zu legen, wenn sie ihre Rache nicht anders befriedigen können ***).

Auf solche Art legen die rohen Völker dadurch, daß sie das Leben verachten, wenn es ihnen lästig wird, und mit unerschrockenem Muthe dem Tode entgegen gehen, eine Standhaftigkeit in ihrem Charakter an den Tag, die bei gesitteten Völkern niemals Nationalcharakter ist. Läßt es sich auch nicht läugnen, daß diese Standhaftigkeit nicht zu rühmen ist, so ist sie darum nicht weniger Standhaftigkeit. Wenn man behaupten wollte, daß Selbstmord bei ihnen eher ein Beweis der Weichlichkeit, als der Standhaftigkeit sey, so kennt man sie nicht. Weder die Tschuktschen, noch die Lesghier sind weichlich. Diese beiden Völker sind im Gegentheile

*) Georgi a. St. S. 352. ff.

**) Georgi a. St. S. 369.

***) Neue Geschichte des französischen Afrika; vom Abbé Demanet. B. II. S. 6. ff.

abgehärtet und kraftvoll. Sie verachten aber das Leben und haben Muth genug, es zu endigen, wenn es mit solchen Leiden verbunden ist, die sie nicht dulden wollen.

Fragt man, woher die rohen Völker diese Abhärtung, diese Standhaftigkeit haben, so antworte ich: daß diese Eigenschaften im Klima nicht gegründet sind. Aus obigen Beispielen erhellet, daß sie eben sowohl unter den kältern, als unter den wärmern Himmelsstrichen gefunden werden. Sie sind auch nicht dem Temperamente beizumessen. Dieselben Beispiele lehren uns, daß sie ganz entgegengesetzten Temperamenten gemein sind, und das nämliche wird aus den folgenden Beispielen, die ich noch anzuführen habe, zu ersehen seyn. Die wahre Ursache ist Gewohnheit und Uebung, die sie von der ersten Jugend an erhalten. Ihre thierische Lebensart und die Grausamkeit, womit ihre Kriege geführt werden, machen es nothwendig, daß sie von Jugend an zur Abhärtung und Standhaftigkeit, zur Erduldung des Hungers und Durstes, der Kälte und der heftigsten körperlichen Schmerzen, zur Verachtung des Lebens und des Todes gewöhnt werden müssen.

Dies ist mit den Abiponern, einem Volke in Paraguay, der Fall. Diese werden von der frühesten Jugend an zu der größten Gefühllosigkeit gewöhnt, indem sie sich selbst die empfindlichsten Schmerzen zufügen. Sie bringen es auch darin so weit, daß sie sie sogar lachend erdulden können *).

Das nämliche gilt von den Einwohnern von Guiana. Diese werden von ihren Feinden aufs grausamste behandelt, und müssen daher, um sich dagegen zu waffnen, sich in Abhärtung üben, und diese besitzen sie auch in einem hohen Grade. Ich will blos ein Beispiel hiervon anführen. Wenn bei diesen Indianern jemand zu

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 9. S. 106. ff.

der Würde eines Befehlhabers erhoben werden soll, wird er von drei andern Befehlshabern vorgeführt, deren jeder eine geflochtene Peitsche, die ohngefähr fünf Schuh lang ist, in der Hand hat. Diese Peitsche ist nach unten dick, wird aber nach oben immer dünner. Mit dieser hauen sie ihn dermaßen um den Leib, daß das Fleisch von den Schultern und auf dem Unterleibe in Stücken herabhängt. Der auf solche Weise Gegeißelte darf sich im geringsten nicht merken lassen, daß es ihn schmerzt. Gleich nachdem er auf diese Art gegeißelt und beinahe geschunden ist, wird er auf einen hölzernen Rost gelegt und mit Blättern bedeckt. Unter dem Roste wird ein gelindes Feuer angemacht, das mehr Rauch, als Flamme gibt. Von Zeit zu Zeit werden einige Blätter gelüftet, um zu erfahren, ob er nicht Gefahr laufe, in Ohnmacht zu fallen. Merkt man dies, so nimmt man ihn von dem Roste, gießt ihm einen Eimer Wasser ins Gesicht und ermuntert ihn zum Muthe, worauf jeder der drei Befehlshaber ihm auf seinen zerfleischten Körper noch acht bis neun Peitschenhiebe versetzt. Nach zwei oder drei Wochen muß diese Feierlichkeit wieder vorgenommen werden, ehe er zu dem Range eines Befehlhabers erhoben werden kann. Bei dieser Gelegenheit gibt man seiner Frau auch zwei oder drei Hiebe, damit sie an der Ehre ihres Mannes Theil nehme. Mit diesen ist sie auch sehr wohl zufrieden, und läuft gleich davon. Bei solcher Feierlichkeit wird weidlich getrunken, und die Weiber bezeugen ihre Freude darüber, daß sie so tapfere Männer haben, die sie gegen ihre Feinde vertheidigen können. Sie besingen zugleich ihre Heldenthaten, die darin bestehen, daß sie selbst die grausamsten Schmerzen erdulden und die abscheulichsten Grausamkeiten an ihren Feinden verüben *). Solche Uebungen müssen nothwendig den Menschen abhärten. Diejenigen, die gewohnt sind, solche Schmerzen standhaft zu ertragen, müssen natürlich gegen

---

*) Berkels Beschreibung seiner Reisen nach Rio de Berbice. Kap. 7.

die geringern, welche die kultivirten Menschen nicht fühlen können, ohne in Ohnmacht zu fallen, ganz gefühllos seyn. Ein europäischer Fürst würde kaum einen einzigen Officier in seine Dienste bekommen, wenn die Herren erst durch solche Proben sich zu Befehlshaber-Stellen im Kriege würdig machen müßten.

Bei einigen Indianern, die die westlichen Gegenden von Nordamerika bewohnen, findet man dieselbe Abhärtung und Standhaftigkeit, wie bei jenen Indianern unter den warmen Himmelsstrichen Südamerika's. Carvers Berichte zufolge besitzen sie in einem hohen Grade die thierischen Eigenschaften. Mit dem feinen Geruche des Hundes und dem scharfen Gesichte des Luchses vereinigen sie die List des Fuchses, die Schnelligkeit der Hündin und des Tigers unbezwingliche Wildheit. Sie sind sehr listig, bedachtsam in ihren Entschlüssen und behutsam in der Eröffnung. Ihr Charakter bestehet, wie bei jedem rohen Volke, in einer Mischung von Sanftmuth und Wildheit. Sie lassen sich von Leidenschaften, die sie mit den wilden Thieren in ihren Wäldern gemein haben, oft hinreißen; üben aber auch bisweilen Tugenden aus, die der menschlichen Natur Ehre machen. Von Natur sind sie grausam, rachsüchtig, unversöhnlich; sind aber dem Stamme, zu dem sie gehören, sehr ergeben und wagen Gut und Blut dafür, wenn er angegriffen wird. Sie können die größten unwegsamen Wälder durchstreifen, und leben unterdessen auf die kümmerlichste Art von den elendesten Nahrungsmitteln, die sie da finden können, blos um Rache an ihren Feinden zu nehmen. Mit der größten Standhaftigkeit können sie Hunger, Kälte und Hitze ertragen. Diese Abhärtung, womit sie ausgerüstet sind, macht sie gefühllos gegen die Schmerzen ihrer Feinde. Gegen ihre Freunde sind sie liebreich und freundlich. Sie können ihren letzten Bissen Brod mit ihnen theilen, und ihr Leben für ihre Vertheidigung wagen; für ihre Feinde haben sie aber kein Gefühl der Menschenliebe. Das klägliche Gewinsel der Gefangenen bei den

ihnen angethanen Martern rührt sie nicht. Sie freuen sich sogar über ihre Qualen. — Diese Abhärtung ist eine Wirkung der Erziehung; denn sie werden von Jugend auf an die größten Mühseligkeiten gewöhnt, und lernen Gefahren und Tod verachten. Wenn sie auf diese Art in der Jugend geübt und durch Ermahnungen und Beispiele ermuntert worden sind, so erlangen sie eine Standhaftigkeit, die sie niemals verläßt. Diese zeigt sich in ihrem ganzen Betragen. Durch sie erheben sie sich über alle Zufälle des Lebens. Weder Freude, noch Leid bringt ihr Gemüth aus dem Gleichgewichte. Zorn scheint die einzige Leidenschaft zu seyn, die sie in Bewegung setzen kann, und ist diese Leidenschaft einmal rege gemacht, so ist sie ohne Gränzen. Wenn man diese Leidenschaft ausnimmt, kann man behaupten, daß es unter den wilden Amerikanern, wie unter den kultivirten Griechen und Römern, stoische Philosophen gibt. Was diese durch Grundsätze waren, das sind jene durch Gewohnheit und Uebung.

Wenn ein Indianer auf der Jagd oder in einem Feldzuge Monate lang von seiner Familie weg gewesen ist, und seine Frau und Kinder ihm bei seiner Rückkunft entgegen kommen, so setzt er seinen Weg fort, ohne die geringste Zärtlichkeit gegen sie zu äußern, und geht nach Hause, ohne sich um alle diejenigen, die ihn umgeben, zu bekümmern. Wenn er nach Hause kommt, setzt er sich hin und raucht seine Pfeife mit einem Kaltsinne, als wäre er blos einen Tag weg gewesen. Seine Bekannten, die ihn begleiten, thun das nämliche, und es vergehen einige Stunden, ehe er alle die Zufälle erzählt, die ihm in seiner Abwesenheit begegnet sind; hätte er auch einen Vater, einen Bruder, einen Sohn auf dem Kampfplatze verloren, über dessen Tod er natürlich trauern sollte, oder wäre das ganze Vorhaben fehlgeschlagen, um dessen willen er weg gewesen ist. Wenn er einige Tage auf der Jagd gewesen ist und Hunger gelitten hat, so nimmt er sich doch in Acht, sich es merken zu lassen, wenn er in eines Fremden, wäre es auch seines

Freundes, Hütte kommt, wo er seinen Hunger stillen könnte. So auch, wenn man einem Indianer erzählt, daß seine Kinder sich in einer Schlacht gegen den Feind ausgezeichnet, daß sie Viele getödtet und viele Gefangene gemacht haben, scheint er keine besondere Freude darüber zu empfinden. Er antwortet überhaupt nichts, als: „es ist gut," ohne sich nach den besondern Umständen bei einer solchen Begebenheit zu erkundigen. Und meldet man ihm, daß seine Kinder getödtet oder gefangen gemacht worden sind, so scheint dies ihn eben so wenig zu rühren; er antwortet blos: „es schadet nicht" *). So zu denken und zu handeln wird bei ihnen für Standhaftigkeit gehalten; das Gegentheil würde weibische Schwäche seyn. Es kann wohl auch nicht geläugnet werden, daß ein hoher Grad von Standhaftigkeit des Charakters erfordert wird, um so denken und handeln zu können.

Bei mehrern nordamerikanischen Stämmen findet man nicht allein dieselbe Abhärtung und Standhaftigkeit, sondern auch, wenn man die Rachsucht ausnimmt, eine Herrschaft über jede Leidenschaft, worin sie es weiter bringen, als irgend ein Philosoph oder Christ es gewöhnlich zu bringen pflegt. Den plötzlichsten und unerwartetsten Unfällen sehen sie mit der ruhigsten Gemüthsverfassung entgegen, ohne ein Wort zu reden, ohne sogar eine Miene zu verziehen. Derjenige, der zum Gefangenen gemacht worden ist, weiß nicht, was sein Schicksal werden und ob er vielleicht binnen wenigen Stunden auf die grausamste Art ums Leben kommen wird, und doch verursacht dies ihm keinen schlaflosen Augenblick. Er ißt und trinkt mit derselben Munterkeit, als die, denen er in die Hände gerathen ist. Selbst unter den gräulichsten Martern, zu welchen die Indianer oft verurtheilt werden, nimmt er nicht allein ein munteres Ansehen an, sondern erbittert auch diejenigen, die ihn miß-

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 3. u. Kap. 16.

handeln, durch die beißendsten Vorwürfe. — Dies ist wieder ein Beispiel der Abhärtung und Standhaftigkeit, das die gesitteten Völker vergebens nachzuahmen suchen. — Jene Indianer werden aber der Abhärtung von Jugend an gewohnt. Früh werden sie gegen die größte Hitze und Kälte abgehärtet; früh gewohnt, Hunger und Durst lange ertragen zu können, die Haut mit Striegeln von scharfen Thierzähnen zu kratzen, um sie gefühllos zu machen, wenn sie zwischen den Dornen in ihren Wäldern herumlaufen *). So viel können Erziehung und Gewohnheit wirken.

Kap. 9.

Harte Behandlung und Verachtung des andern Geschlechts.

Was ich im vorigen Kapitel von der Abhärtung und Standhaftigkeit der wilden und rohen Völker gesagt habe, ist gewissermaßen eine Einleitung zu dem, was ich in der Folge von ihnen zu erzählen habe. Diejenigen, die hart gegen sich selbst sind, können nicht leicht gelinde mit andern umgehen. Diejenigen, die selbst Hunger, Durst, Kälte und allerhand körperliche Schmerzen ertragen können, haben selten Mitleiden mit dem Hungrigen, dem Durstigen, dem Nackenden, dem Kranken; und wer das Leben verachtet und dem Tode trotzet, schätzt wohl auch das Leben seiner Mitmenschen nicht sehr. Es ist daher bei den wilden und rohen Völkern ein allgemeiner Fehler, daß sie dem schwächern Geschlechte hart

*) Rogers Beschreibung von Nordamerika, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 262. u. 338.

und verächtlich begegnen. Zwar gibt es hier einige Ausnahmen, z. B. die Orotchysen, Muskogulgen, die Einwohner von Louisiana, die ich oben bei einer andern Gelegenheit erwähnt habe, können dieser Härte gegen das andere Geschlecht nicht füglich beschuldigt werden. Die Kamtschadalen sind sogar Sklaven ihrer Weiber. Die Frau hat über alles zu befehlen und verwahrt alles, was für sie von einiger Wichtigkeit seyn kann. Der Mann macht das Essen für sie zurecht und arbeitet für sie. Versieht er sich in etwas, so entzieht sie ihm ihre Gunst und Tabak, welches er sich durch Liebkosungen und Höflichkeitsbeweise wieder erwerben muß; obgleich aber die Männer ihren Weibern sehr zärtlich begegnen, so wollen diese doch in ihrer Liebe völlig frei seyn, und sind darin nicht allein unersättlich, sondern rühmen sich auch ihrer vielen Liebhaber und prahlen damit, daß sie mehrere haben, als andere. Die Männer sind zwar ihren Weibern nicht getreuer; sie müssen es ihnen aber sorgfältig verbergen, da sie sehr eifersüchtig sind *). Was den Weibern bei diesem Volke eine solche Herrschaft über ihre Männer gegeben hat, ob es vielleicht der größere Verstand ist, den sie wirklich besitzen, kann ich nicht entscheiden; es ist aber gewiß, daß diese blos Ausnahmen sind. Es läßt sich durchgehends behaupten, daß harte Behandlung und Zurücksetzung des andern Geschlechts zum Charakter der wilden und rohen Menschen gehören.

Die Ursache dieser Denkungsart ist eben nicht darin zu suchen, daß die Männer an vielen Orten ihre Weiber kaufen, und sie folglich mehr für Sklavinnen, als für Frauen halten. Denn theils wird diese Härte gegen das andere Geschlecht auch bei Nationen gefunden, die ihre Weiber nicht kaufen, theils sollten sie, wenn sie auch gekaufte Sklavinnen wären, doch nicht hart behandelt werden. Eben so wenig darf ich bei den oben erwähnten Indianern die Ursache blos in einer natürlichen oder angewöhnten Kälte

*) Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

der in Verbindung stehet. Die Wüste Sahara und Biledulgerid liegen beide unter einem und demselben warmen Himmelsstriche, und doch wird das andere Geschlecht in beiden Ländern nicht gleich behandelt. Die Weiber in Sahara leben in einer Art von Unterwürfigkeit, die an Sklaverei gränzt. Ich will ihre Arbeit nicht erwähnen; denn diese haben sie mit den Weibern, selbst unter den gesitteten Völkern, gemein. Ihre Beschäftigungen sind zwar mühsam genug, aber doch die Sklavenarbeit nicht, die dem schwächern Geschlechte an so vielen andern Orten aufgebürdet wird. Sie spinnen Kameel- und Ziegenhaare, machen Zelte, melken die Kühe, buttern, lesen Holz; was aber schlimmer ist, als die Arbeit, ist die große Verachtung, worin sie leben, da sie die Speisen zubereiten und auftragen müssen, und für alle ihre Mühe der Ehre nicht gewürdigt werden, mit den Männern essen zu dürfen. Männer und Kinder, Freie und Sklaven essen mit einander, und erst dann, wenn diese gesättigt sind, wird es den Weibern und Sklavinnen verstattet, den Rest zu essen. Zu dieser Verachtung, die sie sogar unter die Sklaven des männlichen Geschlechts herabsetzt, kommt die harte Behandlung, daß sie Stockschläge bekommen. — In Biledulgerid hingegen werden die Weiber etwas sanfter behandelt. Jeder hat so viele Weiber, als er ernähren kann, die in den Städten in einer Art von Serail sind. Die Weiber, welche die meisten Söhne zur Welt bringen, werden am höchsten geschätzt. Obgleich die Weiber eine von den Männern abgesonderte Wohnung haben, so ist es ihnen doch nicht verboten, in ihre Wohnungen zu kommen. Man kann sie besuchen, ohne daß die Männer eifersüchtig werden. Sie werden gut gekleidet und können in der Stadt umher und der umliegenden Gegend spazieren gehen. Wenn sie ausgehen, verhüllen sie sich zwar mit einem Schleier; dieser ist ihnen aber ziemlich unnütz, denn sie schlagen ihn zurück, sobald man sie anredet, oder sie mit jemandem sprechen wollen. Sie bekommen auch keine Stockschläge, wie die Weiber in Sa-

hara *). Ob man also gleich hier den Weibern nicht mit gebührender Achtung begegnet, so werden sie doch nicht so verächtlich und hart behandelt, wie in Sahara. Diese verschiedene Behandlungsart kann dem Klima nicht beigemessen werden; das Folgende wird auch zeigen, daß das andere Geschlecht eben so hart und verächtlich unter den kalten, als unter den warmen Himmelsstrichen behandelt wird.

Dasselbe kann von der Regierungsform behauptet werden. Diese scheint, bei gleichem Grade von Kultur, in dieser Rücksicht keinen Unterschied zu machen. Barma und Pegu liegen beide unter Einem Himmelsstriche, stehen unter Einer Herrschaft; aber das Betragen der Einwohner gegen das andere Geschlecht ist sehr verschieden. In Pegu behandelt man die Weiber durchgehends ohne alle Schonung, und betrachtet sie nicht viel besser, als Vieh. Sie werden nicht allein als Leibeigene verkauft, wenn ihre Verwandten ihre Schuld nicht bezahlen können, sondern die untere Klasse der Birmanen trägt selbst dann, wenn sie diese Ursache nicht vorschützen kann, kein Bedenken, ihre Weiber und Töchter an Fremde, die auf eine kurze Zeit dahin kommen, zu verkaufen. Dieses wird für beide Theile nicht im geringsten schimpflich geachtet. In Barma ist das Schicksal des Frauenzimmers besser. Zwar wird ein Unterschied zwischen beiden Geschlechtern beobachtet, und die Frau weit geringer, als der Mann, geachtet. Das Zeugniß eines Frauenzimmers vor dem Gerichte ist weniger gültig, als das Zeugniß eines Mannes. Aber der Gebrauch, Frauenzimmer an Fremde zu vermiethen, ist blos bei der untersten Klasse üblich, und ist vielleicht nur eine Folge der Armuth. Doch dürfen sie nicht weggeführt werden. Die Weiber werden hier auch nicht wie

*) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 96. u. 119. ff.

Sklavinnen behandelt. Die Vornehmern haben ihr Gesinde, das arbeitet, und die Weiber haben blos die Aufsicht darüber *).

Die harte und verächtliche Art, wie die rohen Völker das andere Geschlecht behandeln, ist also weder im Klima, noch in der Regierungsform gegründet. Sie wird unter allen Himmelsstrichen und Regierungsformen in einem höhern oder geringern Grade gefunden, je nachdem der Mensch mehr oder weniger roh ist. Die Indianer in Amerika und die Völker Asiens sind, ihrer weiten Entfernung von einander und der Verschiedenheit ihrer Regierungsform ungeachtet, einander hierin völlig ähnlich. In Amerika trägt der Wilde blos seine Waffen, und wenn er auf der Reise ist, muß das Weib alle die übrigen Bündel tragen. Dasselbe ist in Asien gebräuchlich, welches ich nachher zeigen werde. Der Wilde hat mit seiner Frau nur wenig Umgang; sie nimmt nicht an seinen Gesellschaften Theil; das nämliche ist in Syrien und Arabien der Fall. In Arabien sind die Weiber mit der schweren Arbeit belastet, die Kornfelder zu bauen, so auch unter den Maratten. Wenn der Araber sein Pferd reitet, und die Frau ihm zu Fuße mit einem großen Bündel auf dem Kopfe folgen läßt, so sitzt der amerikanische Wilde ganz ruhig in seinem Kahne, während seine Weiber für ihn rudern müssen. So sehr sind die Asiaten und Amerikaner in diesem Stücke einander ähnlich. Dieselbe Aehnlichkeit werden wir finden, wenn wir die Afrikaner mit beiden vergleichen. Ueberall ist der Mann Herr, das Weib Sklav. Allenthalben pflegt der Mann seine Bequemlichkeit, und das Weib ist sein Lastthier. Die Ursache dieser Aehnlichkeit der harten und verächtlichen Behandlung des andern Geschlechts muß also eben so allgemein seyn, als ihre Wirkung.

*) Reise des Michael Gomes nach dem Königreiche Ava. Abschn. 7. u. 14.

Die vorzüglichste und allgemeinste Ursache der Härte, womit die Männer unter den wilden und rohen Völkern das andere Geschlecht behandeln, ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß die Männer von Natur das stärkere, die Frauenzimmer dagegen das schwächere Geschlecht sind. Jene fühlen ihre Kraft und suchen eine Ehre darin, sie zu zeigen. Das Schlagen und Ringen gewährt daher dem heran wachsenden Knaben ein eben so großes Vergnügen, als Befehlen und seine Befehle befolgt zu sehen, dem Manne. Sich gegen seine Feinde zu wehren, die wilden Thiere zu bezwingen, ist das wichtigste Geschäft der wilden und rohen Menschen, das den Mann frech, trotzig, übermüthig und hart macht. Das schwächere Geschlecht muß denn natürlicherweise von solchen Männern verächtlich behandelt werden. Sie halten das Frauenzimmer, weil es ihre Kraft und ihren Muth nicht hat, für ein geringeres, ihnen weit nachstehendes Geschöpf, ja für nicht viel mehr, als zahme Thiere, über die sie nach Belieben befehlen können, um ihre eigene Bequemlichkeit zu befördern, für Werkzeuge zur Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe. Die zarten Gefühle der Liebe kennen sie eben so wenig, als das Thier. Sie suchen daher eben so wenig die Liebe der Weiber durch Zärtlichkeit, Höflichkeit und Gefälligkeit zu gewinnen, als sie durch Milde und Nachsicht zu erhalten. Die wahren Gefühle der Liebe werden erst durch Kultur verfeinert, und nehmen durch das weichliche Leben zu. Die Weiber sind also bei ihnen nichts, als Sklavinnen und Mittel zur augenblicklichen Befriedigung einer thierischen Wollust. Wie kann man sich denn wundern, daß Männer, die ihre Kraft fühlen, und stolz darauf sind, denen es beständiges Bedürfniß ist, dieselbe an den Tag zu legen, und die außerdem eine natürliche oder angewöhnte Härte in ihrem Charakter haben, auch die Frauenzimmer diese Kraft, und zwar mit Härte, fühlen lassen, daß sie scharfe Befehle geben, und einen

strengen Gehorsam fordern? Wie kann man sich wundern, daß sie mit Verachtung auf sie, als schwache Geschöpfe, die ihnen weit nachstehen müssen, herabsehen, daß sie sie nicht sonderlich mehr, als das Thier achten, und sie folglich eben so hart, als ihre andern Thiere behandeln? Und in diesem elenden Zustande lebt das andere Geschlecht sowohl unter den kalten, als unter den warmen Himmelsstrichen.

La Perouse sagt von den Einwohnern am Hafen der Franzosen in Nordamerika, daß sie gleichgültig gegen ihre Kinder und wahre Tyrannen ihrer Weiber sind, denen sie die härtesten Arbeiten auflegen *). So auch am Oronoko in Südamerika. Die Männer legen sich hier, wie die meisten Wilden, auf die faule Seite. Die Weiber sind gleichsam ihre Sklavinnen; sie müssen alles thun. Mit Bitterkeit fordert der Mann Essen von ihnen, ohne im geringsten dafür zu sorgen, daß etwas zu rechter Zeit im Hause vorräthig ist. Die Männer glauben vielmehr, daß es die Pflicht der Weiber sey, sie zu unterhalten, und mißhandeln sie daher oft unbarmherzig, wenn sie dieser vermeintlichen Pflicht nicht pünktlich genug nachkommen. Wenn ein Mann mehrere Frauen hat, so muß jede dafür sorgen, daß er etwas zu essen bekommt, nnd er ißt, der Reihe nach, mit dem größten Wohlbehagen bei jeder von ihnen; die Frau hat aber für ihre Bewirthung nicht einmal die Ehre, mit ihrem Manne zu essen. Jede muß für sich allein mit ihren Kindern essen. Diese Weiber sind auch einander zu feind, als daß sie mit einander essen könnten **).

An der Hudsons-Bay werden die Weiber für bloße Lastthiere gehalten. Auf Schönheit sehen sie nicht, haben auch dafür kein Gefühl. Wenn man sich ein Lastthier an-

*) La Perouse's Reise um die Welt, B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 327.

**) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 355. ff.

schafft, so zieht man blos die Stärke, nicht die Schönheit, in Betracht; derselben Meinung sind diese Indianer auch in Ansehung des andern Geschlechts. Fragt man sie, was Schönheit sey, so werden sie antworten: ein breites, flaches Gesicht, kleine Augen, hohe Backenknochen, drei oder vier breite schwarze Linien quer über jeden Backen, eine niedrige Stirne, ein großes, breites Kinn, eine gelbe Haut und Brüste, die bis auf den Gürtel herabhängen. Solche Schönheiten haben übrigens dann noch größeren Werth, wenn die Besitzerin im Stande ist, alle Arten von Fellen zu bereiten, Kleider daraus zu verfertigen, im Sommer 120 bis 140 Pfund zu tragen und im Winter eine noch weit schwerere Last zu ziehen. Andere Vorzüge wünschen oder erwarten diese Indianer nicht von ihren Weibern. Auf ihre Gemüthsart kommt wenig an; denn die Männer haben eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, die eigensinnigsten und hartnäckigsten Weiber zu einem schnellen Gehorsam zu bringen.

Allein obgleich diese Indianer ihre Weiber wie Thiere behandeln, so begegnen sie ihnen doch mit einer Härte, womit keiner, der menschliches Gefühl hat, sein Lastthier behandeln würde. Hearnes gibt uns hiervon ein Beispiel. In einer Gesellschaft von Indianern, mit welcher er reiste, war ein schwangeres Weib. Als die Zeit ihrer Entbindung kam, setzten sie zwar die Reise aus, damit sie mitkäme; denn sie zu verlieren, würde für sie ohne Zweifel das nämliche gewesen seyn, als ein Lastthier zu verlieren. Sobald sie aber nach zwei und funfzigstündigen Geburtswehen entbunden worden war, wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Die arme Frau nahm ihren Säugling auf den Rücken und ging mit der übrigen Gesellschaft. Eine andere Person war doch so menschlich (doch nur einen Tag) ihren Schlitten zu ziehen; die Mutter hatte aber, außer ihrem Kinde, noch eine beträchtliche Last zu tragen, und mußte dabei sehr oft bis an die Knie in Wasser oder feuchtem Schnee waden.

Man kann, ohne mein Erinnern, leicht begreifen,

daß die Weiber in einem Lande, wo sie wie Lastthiere behandelt werden, auch, außer ihrer übrigen harten Behandlung, in einem hohen Grade verachtet werden; und wie wenig sie in den Augen der Männer gelten, zeigt besonders die Art, wie man sie bei dem Essen behandelt. Wenn die Männer ein großes Thier erlegen, so müssen die Weiber es nach dem Zelte schaffen, es zerstückeln und die Speisen zurecht machen; und wenn das alles geschehen ist, so bekommen selbst die Weiber und Töchter der vornehmsten Anführer nicht eher etwas zu essen, als bis die sämmtlichen Mannspersonen, sogar die, welche nur als Bediente gebraucht werden, sich nach Belieben gesättigt haben. Wenn etwas übrig bleibt, nehmen es die Weiber und Töchter, wo nicht, erhalten sie nichts *). Die Weiber werden also hier für Lastthiere und Sklavinnen gehalten. Sie stehen tief, nicht allein unter ihren Männern, sondern sogar unter den Mannspersonen, die im Dienste ihrer Männer stehen.

Wenn man das größere Feuer, die lebhaftere Fantasie, das wärmere Gefühl fürs schöne Geschlecht, das unter den wärmern Himmelsstrichen gefunden wird, in Betrachtung ziehet, so sollte man nicht glauben, daß die Weiber unter diesen Himmelsstrichen eben so hart würden behandelt werden, als unter den rauhen und kalten; die Geschichte lehrt uns aber, daß sie unter jenen sowohl, als unter diesen Himmelsstrichen ein gleich trauriges Schicksal haben. Es kann auch nicht anders seyn, wenn es sonst gewiß ist, daß die Verachtung und Härte, womit das andere Geschlecht behandelt wird, im Rechte des Stärkern und dem Selbstgefühle vorzüglicher Kraft, das der Mann vor dem andern Geschlechte voraus hat, gegründet ist. Dieses Selbstgefühl, welches das männliche Geschlecht bei den wilden und rohen Völkern allenthalben haben muß, kann nur durch

*) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere; von Forster. S. 96. ff.

Kultur gemildert werden. Wenn solche Kultur nicht Statt findet, oder andere zufällige Umstände die Stelle der Kultur vertreten, so muß das andere Geschlecht überall das nämliche Schicksal haben. —

So müssen die Weiber in Darfur die mühsamsten Hausarbeiten verrichten. Sie müssen nicht nur das Getreide mahlen und Brod backen, die Speisen bereiten, Wasser holen, die Kleidungsstücke waschen und die Wohnungen reinigen; denn dies ist auch in den kultivirten Ländern das Geschäft der Weiber, sondern sie müssen auch das Feld bestellen, das Getreide säen, bei der Erndte helfen und gewöhnlich die Lehmwände aufführen. Dies ist zwar hart, aber doch nicht so demüthigend, als dies, daß sie, wenn der Mann ausreitet, hinterm Pferde gehen und die Lebensmittel und das Küchengeräth tragen müssen. Dieser Härte und Verachtung, die die Weiber hier dulden müssen, ungeachtet, führen sie doch gewöhnlich die Herrschaft im Hause, und fürchten sich nicht, ihren Männern die beißendsten Sarkasmen unter die Nase zu reiben *). Wenn aber das Maulthier seine Last nur gut trägt, so kann man ihm wohl verstatten, dann und wann zum Zeitvertreibe hinten auszuschlagen, wenn der Schlag die Glieder des Reuters nicht beschädigt.

Die Algierer und Tunesen sehen die Höflichkeit, die die Europäer dem andern Geschlechte erweisen, für eine Ausschweifung, einen Eingriff ins Recht der Natur an, nach welchem der Mann die Herrschaft haben soll. Höflichkeit und Freundlichkeit kann also, ihrer Meinung nach, mit Herrschaft nicht bestehen. Die Weiber in diesen Ländern sind mit allen Bürden und Beschwerlichkeiten des Hauswesens belastet, während der faule Hausvater im Schatten der Ruhe pflegt, und die Knaben und Mädchen die Heerden

*) Brown's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. I. S. 346.

hüten. Den ganzen Tag über sind die Weiber mit dem Brodbacken, der Zubereitung der Speisen, der Mühle und dem Weberstuhle beschäftigt, und Abends müssen sie ihr säugendes Kind auf den Rücken binden, und mit einem Kruge oder einem ledernen Sack bisweilen eine Meile traben, um Wasser zu holen *).

Nach der Beschreibung, die Poiret von dem Zustande der Weiber in der Barbarei macht, werden sie da noch weit härter behandelt; denn sie sind nicht nur mit obigen Bürden des Hauswesens belastet, sondern müssen auch, während die Männer der Ruhe pflegen, Holz fällen, und, in Ermangelung eines Lastthieres, es selbst nach Hause schleppen. Das Feld wird ebenfalls größtentheils von den Weibern bestellt. Sie sind aber am schlimmsten daran, wenn die Horden nebst ihren Zelten aufbrechen und ihre Wohnplätze verändern. Der Mann setzt sich dann ganz ruhig zu Pferde, und trägt durchaus nichts, als seine Waffen. Es ist ohne Zweifel eine zu große Ehre für die Weiber, diese zu tragen; denn sonst würden sie gewiß auch damit belastet werden. Das gesammte Hausgeräth wird der Frau aufgebürdet; sie muß oft sogar das Zelt tragen, wenn kein anderes Lastthier bei der Hand ist. Mit dieser Bürde muß sie neben dem Pferde des Mannes herlaufen, und bekommt nicht selten obendrein Schläge, wenn sie nicht schnell genug läuft. Auf diese Art müssen sie ganze Tage im brennenden Sande gehen, und haben oft weder etwas zu essen, noch zu trinken. Der Mann redet immer, als Herr, seine Weiber in einem gebietenden Tone an. In Ansehung des Ranges stehen sie den Kindern, sogar den Sklaven nach. Sie bekommen erst etwas zu essen, wenn alle Andere gegessen, und zwar blos, was diese übrig gelassen haben. Sie müssen immer in Bewegung seyn. Selbst ihre Schwangerschaft ver-

*) Shaws Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Kap. 3. Abschn. 10.

mindert ihre Arbeit nicht, und gleich nach der Geburt kehren sie zu ihrer gewohnten Arbeit zurück.

In den Städten sind die Weiber zwar solche Sklaven nicht; müssen sie aber hier weniger arbeiten, so sind sie auch weniger frei. Sie sind hier, der Eifersucht ihrer Männer wegen, zu einem beständigen Gefängnisse verdammt. Findet die Frau Gelegenheit zur Untreue, so wird sie lebendig in einen Sack gebunden und ins Meer geworfen. Ist ihr Liebhaber ein Christ, so wird sie lebendig verbrannt oder zerhauen. Die Gebirgsbewohner unter den Arabern sind nicht so eifersüchtig auf ihre Weiber. Sie tragen keinen Schleier, sind auch nicht eingeschlossen; diese größere Freiheit ist aber nicht der größern Gutmüthigkeit, sondern der Faulheit der Männer zuzuschreiben; denn schlössen sie ihre Weiber ein, so müßten sie selbst im Felde arbeiten, und dazu sind sie zu faul.*)

Die Brasilianer brauchen, wie die Araber, ihre Weiber zu Packeseln; denn diese müssen, wenn die Männer zu Felde gehen, immer mitfolgen. Der Mann trägt nichts, als seine Waffen. Die Frau trägt dagegen nicht allein die Lebensmittel, sondern auch die Geräthschaften, die sie für nothwendig halten. Die Weiber tragen überdies ein oder mehrere Kinder, haben in der einen Hand einen Papagei oder Affen, und führen mit der andern einen Hund an einem Strick. Wenn sie zu Hause sind, geht der Mann gewöhnlich des Morgens mit seinem Bogen aus, um einige Vögel oder Thiere zu schießen, oder er geht auf Fischfang aus. Die Frau muß unterdessen entweder in der Pflanzung arbeiten, oder ihrem Manne folgen, um das Thier, das er erlegt, nach Hause zu tragen.**)

Die Weiber sind also unter den wilden und rohen Völkern sowohl Lastthiere, als Sklavinnen. Die Härte

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Thl. I. Brief 21.

**) Neuhofs Reise nach Brasilien, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen B. II. S. 119.

der Männer gegen sie geht daher auch an manchen Orten so weit, daß sie sie verkaufen. Dies thun die Einwohner auf Unalaschka. Die Männer haben hier zwei, drei und mehrere Frauen, tragen aber auch in Zeiten der Theurung kein Bedenken, sie für eine Blase Thran zu verkaufen. Aus diesem Kaufgelde läßt sich abnehmen, in welchem Preise die Frauen bei diesem Volke stehen. Wenn jedoch eine solche Frau des Mannes Liebling gewesen ist, so bemühet er sich wohl, nach der Hand sie wieder zu erhalten, und tödtet sich, wenn er in seinem Versuche unglücklich ist.*) Wer sollte glauben, daß ein solcher fehlgeschlagener Versuch den Mann zur Verzweiflung bringen könne, der seine Geliebte für eine Blase Thran verkauft? Dieser Handel mit den Frauen findet nicht allein in den niedern Volksklassen, sondern auch an den Höfen Statt. Bei den Widahern, einem Volke in Guinea, müssen alle andere den Weibern des Königs viel Ehre erzeigen, er selbst hat aber für sie nur wenig Achtung. Sie müssen ihm bei allen Gelegenheiten, als Dienstmädchen, aufwarten, und werden als Gerichtsdiener gebraucht, die alle seine Befehle in seiner Residenz vollstrecken sollen. Dies ist noch erträglich. Das Schlimmste aber ist, daß, wie sie in der That Sklavinnen sind, er sie auch nach seinem Gefallen an die Europäer verkauft, so daß ihre Wohnung eher den Namen eines Sklavenhauses, als eines Serails verdient. Marchais versichert, daß der König, wenn er in seinen Gefängnissen keine Sklovinnen hat, ohne weitere Umstände so viele von seinen Weibern aushebt, als er für gut befindet, und sie an die Europäer verkauft, worauf sie nach Amerika abgeführt werden.**) Es ist zu vermu-

*) Auszug aus Capitain Krenizins Journal, in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel, Th. I. S. 244.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. IV. S. 368.

chen, daß diese Damen bei dieser plötzlichen Verwandlung von Königinnen in Sklavinnen keine grosse Veränderung in ihrem Zustande merken. Sie werden nun in der That, was sie vorher immer gewesen sind, Sklavinnen unter der Herrschaft eines Tyrannen.

Dies ist der traurige Zustand des schönen Geschlechts unter den wilden und rohen Völkern. Sklavenarbeit und Zurücksetzung ist ihr Loos. Ich habe die Ursache der Härte und Verachtung erwähnt, womit das andere Geschlecht von den Männern behandelt wird. Es gibt aber noch eine Nebenursache der Verachtung, womit das andere Geschlecht behandelt wird, und diese ist die monatliche Reinigung desselben. Die rohen Völker kennen die Natur zu wenig, um diese nützliche und wohlthätige Einrichtung derselben einzusehen. Aller richtigen Begriffe von Reinheit und Unreinheit beraubt, sehen sie die Weiber, während der Zeit, für unrein an, und glauben, daß alles verunreinigt werde, was sie blos anrühren. Der Hottentotte ist unläugbar der unsauberste aller Menschen, und doch glaubt er, daß er unrein werde, wenn er zu seiner Frau käme, während sie in solchen Umständen ist, und daß er dann einen fetten Ochsen zu seiner Reinigung opfern müsse.*) Die Einwohner von Congo stehen in demselben Wahne. Zu der Zeit des Tages, da der Palmwein getrunken wird, versammeln sich gewöhnlich alle Weiber bei dem Manne, ausgenommen, wenn sie ihre monatliche Schwäche haben; dann wird die Frau für unrein gehalten und muß sich vor allen verbergen. Sechs Tage muß sie eingeschlossen seyn, ohne vor jemanden zu erscheinen. Wird sie durch einen unerwarteten Zufall gesehen, so fangen diese sechs Tage von vorne wieder an. Ihr Essen wird ihr an die Thür der Hütte gebracht, wo sie es nimmt, sobald man sich weggegeben hat. Wenn diese Unpäßlichkeit vorüber ist,

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 15.

der Männer gegen sie ... bis an die Fußsohle mit
so weit, daß sie sie ... Sogar das Gesicht und die
auf Unalaschka. ... und darauf geht sie hin und
mehrere Frauen ... jetzt, heißt es, schöner, das ist,
kein Bedenken ... aus dem Bade. Sie glauben,
Aus diesem ... alle Unreinlichkeiten vom Körper weg-
Preise die ... Die Männer brauchen sie daher auch, um sich zu
eine so... und lassen einen kleinen Kreis dieser Erde um die
müh... Händen und Füßen sitzen, um zu beweisen, daß
und ... sie sich gereinigt haben. *)

Dieselbe Denkungsart, die in dieser Rücksicht unter den warmen Himmelsstrichen gefunden wird, findet auch unter den kältern Statt. Die nordamerikanischen Weiber sind zu der Zeit sehr bescheiden und anständig. In jedem Lager oder Dorfe gibt es einen abgelegenen Ort, wo Verheirathete und Unverheirathete sich zu der Zeit hinbegeben; und mit der größten Strenge enthalten sie sich, während der Zeit, alles Umganges mit andern. Darauf kehren sie wieder zu ihren Geschäften zurück. Die Männer meiden auch die Zeit über allen Umgang mit ihnen, und einige erlauben ihnen nicht einmal, zu der Zeit die allernothwendigsten Sachen, selbst das Feuer nicht, zu holen, welches, ihrer Meinung nach, durch sie verunreinigt wird. **)

Nach den samojedischen Begriffen von Rein und Unrein sind die Weiber bei ihnen auch unrein, und werden daher nicht allein verächtlich, sondern auch hart behandelt. Die Weiber fühlen indessen dies mehr, als die Töchter, welche die Zärtlichkeit der Väter begünstiget. Ihr Widerwille gegen den Ehestand ist daher vielleicht nicht blos Verstellung. So lange sie noch Kinder zur Welt bringen,

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Des Grandpre. Abschn. 2 in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. V. S. 56.

**) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 3 u. 204.

ein wenig geschont; wenn sie aber an Jahren zu- hört diese Schonung ganz auf. Sie dürfen ...ellschaft ihrer Männer oder irgend einer Manns... essen, sondern müssen sich mit dem begnügen, was diese ihnen übrig lassen. In ihren Hütten müssen sie immer an der Seite bleiben, und dürfen nicht um das Feuer herumgehen, welchem sie eine gewisse Heiligkeit zuschreiben. Die Stellen, wo sie in der Hütte oder im Schlitten gesessen, und die Sachen, die sie gebraucht haben, müssen sie sowohl, als sich selbst, über brennenden Rennthierhaaren räuchern. Auf ihren Reisen dürfen sie nicht über den Pfad gehen, worauf Männer und Rennthiere gehen, sondern müssen an der Seite des Weges bleiben, wahrscheinlich, um ihn nicht zu verunreinigen. Wenn sie ihre monatliche Schwäche haben, und zwei Monate nach ihrer Niederkunft werden sie besonders für abscheulich gehalten. Sie dürfen dann weder Essen anrühren, noch ihren Männern etwas darreichen. *)

Im Südmeere ist das Schicksal der Weiber nicht besser. Die Ursache ist die nämliche; die Wirkungen müssen daher auch die nämlichen seyn. Obgleich die Otaheitier viele Beweise der Zärtlichkeit und Menschenliebe geben, so behandeln sie doch zuweilen ihre Weiber mit Härte, die keine Zärtlichkeit voraussetzt. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sie von ihren Männern unbarmherzig geprügelt werden, wiewohl diese Mißhandlung vermuthlich die Folge von Eifersucht ist, welche zuweilen Personen von beiderlei Geschlecht befällt. Aber die Verachtung, womit man ihnen begegnet, muß ihnen noch empfindlicher seyn, als diese Schläge. Die Weiber dürfen nicht nur hier, wie an manchen andern Orten, zu keiner Zeit mit den Männern essen, und müssen sich zu dem Ende in einen besondern Winkel des Hauses verfügen, sondern man versagt ihnen

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 283. ff.

bestreicht sie sich von der Scheitel bis an die Fußsohle mit einer gewissen rothen Erde. Sogar das Gesicht und die Haare werden nicht geschont, und darauf geht sie hin und badet sich. Sie kommt jetzt, heißt es, schöner, das ist, schwärzer, als vorher, aus dem Bade. Sie glauben, daß diese rothe Erde alle Unreinlichkeiten vom Körper wegnehme. Die Männer brauchen sie daher auch, um sich zu reinigen, und lassen einen kleinen Kreis dieser Erde um die Nägel an Händen und Füßen sitzen, um zu beweisen, daß sie sich gereinigt haben. *)

Dieselbe Denkungsart, die in dieser Rücksicht unter den warmen Himmelsstrichen gefunden wird, findet auch unter den kältern Statt. Die nordamerikanischen Weiber sind zu der Zeit sehr bescheiden und anständig. In jedem Lager oder Dorfe gibt es einen abgelegenen Ort, wo Verheirathete und Unverheirathete sich zu der Zeit hinbegeben; und mit der größten Strenge enthalten sie sich, während der Zeit, alles Umganges mit andern. Darauf kehren sie wieder zu ihren Geschäften zurück. Die Männer meiden auch die Zeit über allen Umgang mit ihnen, und einige erlauben ihnen nicht einmal, zu der Zeit die allernothwendigsten Sachen, selbst das Feuer nicht, zu holen, welches, ihrer Meinung nach, durch sie verunreinigt wird. **)

Nach den samojedischen Begriffen von Rein und Unrein sind die Weiber bei ihnen auch unrein, und werden daher nicht allein verächtlich, sondern auch hart behandelt. Die Weiber fühlen indessen dies mehr, als die Töchter, welche die Zärtlichkeit der Väter begünstiget. Ihr Widerwille gegen den Ehestand ist daher vielleicht nicht blos Verstellung. So lange sie noch Kinder zur Welt bringen,

---

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von De Grandpre. Abschn. 2 in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. V. S. 56.

**) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 3 u. 204.

werden sie ein wenig geschont; wenn sie aber an Jahren zunehmen, so hört diese Schonung ganz auf. Sie dürfen nie in Gesellschaft ihrer Männer oder irgend einer Mannsperson essen, sondern müssen sich mit dem begnügen, was diese ihnen übrig lassen. In ihren Hütten müssen sie immer an der Seite bleiben, und dürfen nicht um das Feuer herumgehen, welchem sie eine gewisse Heiligkeit zuschreiben. Die Stellen, wo sie in der Hütte oder im Schlitten gesessen, und die Sachen, die sie gebraucht haben, müssen sie sowohl, als sich selbst, über brennenden Rennthierhaaren räuchern. Auf ihren Reisen dürfen sie nicht über den Pfad gehen, worauf Männer und Rennthiere gehen, sondern müssen an der Seite des Weges bleiben, wahrscheinlich, um ihn nicht zu verunreinigen. Wenn sie ihre monatliche Schwäche haben, und zwei Monate nach ihrer Niederkunft werden sie besonders für abscheulich gehalten. Sie dürfen dann weder Essen anrühren, noch ihren Männern etwas darreichen. *)

Im Südmeere ist das Schicksal der Weiber nicht besser. Die Ursache ist die nämliche; die Wirkungen müssen daher auch die nämlichen seyn. Obgleich die Otaheitier viele Beweise der Zärtlichkeit und Menschenliebe geben, so behandeln sie doch zuweilen ihre Weiber mit Härte, die keine Zärtlichkeit voraussetzt. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sie von ihren Männern unbarmherzig geprügelt werden, wiewohl diese Mißhandlung vermuthlich die Folge von Eifersucht ist, welche zuweilen Personen von beiderlei Geschlecht befällt. Aber die Verachtung, womit man ihnen begegnet, muß ihnen noch empfindlicher seyn, als diese Schläge. Die Weiber dürfen nicht nur hier, wie an manchen andern Orten, zu keiner Zeit mit den Männern essen, und müssen sich zu dem Ende in einen besondern Winkel des Hauses verfügen, sondern man versagt ihnen

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 283. ff.

auch mehrentheils die besten Speisen, z. B. Schildkröten, die leckersten Fische, die feinen Pisangsarten, und nur selten gestattet man es selbst Damen vom ersten Range, Schweinefleisch zu essen. Auch die Kinder von jedem Geschlecht essen besonders.*)

So ist die oberwähnte Schwäche des andern Geschlechts eine Ursache, daß diese rohen Menschen die Weiber für unreine Wesen halten, und sie in dem Grade verachten, daß sie nicht einmal mit ihnen essen wollen, um nicht verunreinigt zu werden. Diese Verachtung geht aber leicht bei den rohen Völkern in Härte und eine ganz thierische Behandlung über. Zuweilen gesellt sich hierzu die freiwillige Schmuzigkeit der Weiber, und man darf sich dann nicht wundern, daß die Männer sie noch mehr verachten, wenn sie sonst Gefühl für Reinlichkeit haben. Dies kann bei den morlakischen Frauenzimmern der Fall seyn. Die Mädchen ergeben sich einige Zeit nach ihrer Verheirathung einer unausstehlichen Schmuzigkeit. Diese Unreinlichkeit ist vielleicht sowohl eine Wirkung, als Ursache der Verachtung, womit sie von ihren Männern und Eltern behandelt werden. Denn wenn diese mit einem etwas angesehenen Manne reden, nennen sie ihre Weiber und Töchter nie, ohne erst: „mit Ihrer Erlaubniß" zu sagen, so wie wir, wenn wir von einer verächtlichen und ekelhaften Sache sprechen, zufügen: „mit Gunst zu melden!" — Die Verachtung ihrer schmuzigen Weiber legen sie auch dadurch an den Tag, daß sie niemals bei ihnen schlafen. Die Wenigen, die eine Bettstätte haben, worin sie auf Stroh liegen, dulden ihre Weiber nicht darin. Sie müssen auf der Erde schlafen, und kommen erst, wenn sie gerufen werden. Diese Verachtung ihrer Weiber artet auch in Mißhandlung aus. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sie sie prügeln. Aber das Sonderbarste ist, daß, wenn man diejenigen

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 342 ff.

anbelangt, die in den Städten wohnen, es nicht scheint, als wenn es den morlachischen Frauenzimmern zuwider sey, dann und wann von ihren Männern, sogar von ihren Liebhabern, ehe sie heirathen, ein wenig gezüchtigt zu werden. Sie scheinen sich sogar darüber zu freuen.*)

Wahrscheinlich sehen sie es für einen Beweis der Liebe des Mannes an, daß sie dann und wann ein wenig Schläge bekommen. So denkt man wenigstens in Mayomba, einer Landschaft, die nördlich von Loango liegt. Ein Mann wird von den Freunden seiner Frau nicht geachtet, ehe er sie derb abgeprügelt, und ihr einige Maulschellen gegeben hat. Diese Gewohnheit ist unter ihnen so allgemein geworden, daß eine Frau glaube, der Mann liebe sie nicht, wenn er sie nicht öfters schläge;**) und es ist wohl auch nicht zu bezweifeln, daß er ihr diese Beweise seiner Liebe nicht versagt.

Dieselbe Denkungsart findet man bei den Bewohnern der Wüste Sahara. Wenn ein Mann dort seine Frau schlägt, so ist es der sicherste Beweis, daß er sie liebt und sich nicht von ihr trennen will. Macht er ihr aber nur Vorwürfe, so hält sie sich für verachtet, und geht zu ihren Verwandten zurück. Die Weiber bekommen daher auch Stockschläge für den geringsten Fehler, den sie begehen. Wenn dies geschieht, so ist es ein Beweis einer glücklichen Ehe. Die Weiber wollen lieber so behandelt, als bei ihren Verwandten verklagt werden; denn sobald sie verheirathet sind, wollen sie unabhängig leben und ziehen daher Schläge den Demüthigungen und der Verachtung vor, die sie von ihren Familien zu gewarten haben, wenn sie ihre Männer bei ihnen verklagen ***). Es heißt auch, daß vor der Zeit Peter

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. I. Zweites Sendschreiben §. XI.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. IV. S. 656.

***) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 99.

des Großen alle Weiber in Rußland, welches Standes sie auch waren, von ihren Männern Schläge bekommen haben. Man erzählt, daß ein vor Kurzem verehelichtes Frauenzimmer sich mit thränenden Augen bei ihrer Mutter darüber beklagte, daß sie von ihrem Manne nicht geliebt werde. Als die Eltern fragten, woher sie das wisse, antwortete sie, daß sie jetzt über vierzehn Tage verheirathet gewesen sey und noch kein einziges Mal von ihrem Manne Schläge bekommen habe, da sie doch wisse, daß ihre Eltern viel auf einander hielten, und daß kaum ein Tag vergehe, da die Mutter nicht Schläge bekomme.

Man sollte billig glauben, daß diese Erzählung eine Fabel sey, wenn es nicht oben wäre bewiesen worden, daß die Weiber unter mehrern Völkern aus einer harten Behandlung auf die Liebe der Männer schlössen. Ich kann es einigermaßen einsehen, daß, weil die Weiber gewöhnlich heftigere Leidenschaften, als die Männer, haben, es nothwendig sey, daß diese zuweilen da den Prügel ergreifen müssen, um sie in Zucht zu halten, wo Kultur, Religion und Moralität ihre heftigen Leidenschaften nicht im Zaume halten. Dies kann in den Ländern um so nothwendiger seyn, wo ein Mann mehrere Weiber hat, und die gewöhnlichen Folgen der Vielweiberei, Neid und Zanksucht, Statt finden; wie Schläge aber von den Weibern für einen Beweis der Liebe des Mannes gehalten werden können, begreife ich nicht. Unter den gesitteten Völkern wird dieser Beweis kaum für gültig angenommen werden.

Kap. 10.

Härte gegen die Alten.

Ich habe bis jetzt immer die rohen Völker in Ansehung jedes Zuges ihres Charakters von der schwarzen Seite schildern müssen, und konnte nur wenige Ausnahmen zeigen, die

von den andern abwichen. In Ansehung des Betragens der rohen Menschen gegen die Alten ist die Mehrheit hingegen gut, der Ausnahmen sind wenige. Unter den rohen Menschen können es kaum die grössern Kenntnisse seyn, die die Alten eingesammelt, auch nicht die grössere Erfahrung, die sie sich durchs Alter erworben, oder die vielen Beschwerden des Lebens, die sie ausgestanden haben, die den Jungen Achtung und Liebe gegen die Alten einflößen. Es muß bei ihnen entweder ein natürliches Gefühl seyn, welches sich selbst bei den Wilden schwerlich ganz unterdrücken läßt, oder die grauen Haare und die unter der Last der Jahre zitternden Glieder müssen etwas Ehrfurcht Einflößendes an sich haben. So wie der Mensch ohne vorhergehende Vernunftschlüsse aus einem natürlichen Triebe dem Kranken zu Hülfe eilt, der in einer Gasse, oder auf der Landstraße hülflos liegt, so ist Güte gegen die Alten und Bereitwilligkeit, ihnen bei ihren Gebrechen zu helfen, vielleicht ein Naturtrieb, der nur wegen eines hohen Grades von Leichtsinn nicht gefühlt, oder durch einen hohen Grad von Härte unterdrückt wird. So viel bleibt immer gewiß, daß Achtung und Güte gegen die Alten, bis auf wenige Ausnahmen, unter den rohen Völker allemein ist.

Nicht allein die kultivirtern Nationen, die Chinesen und Siamer, haben viel Achtung für die Alten, worunter die Letztern sogar so weit gehen, daß sie den Sohn für ein Ungeheuer halten würden, der gegen seine Eltern eine Klage anbringen wollte *); sondern auch die ganz rohen Völker haben Achtung und Ehrfurcht für das Alter. Auf Tongatabu, einer von den Freundschaftsinseln, beobachten die jüngern Personen in der Gesellschaft eines Alten das ehrfurchtsvollste Stillschweigen **). In Kalifornien bekümm-

*) Du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Thl. II. Abtheil. 1. Abschn. 9. Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15.

**) Wilsons Missionsreise. S. 395.; in Sprengels Bibliothek der wichtigsten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II.

mern die Kinder sich wenig um ihren Vater, und verlassen seine Hütte, sobald sie im Stande sind, sich selbst zu ernähren; doch zeigen sie mehr Liebe für ihre Mütter, die sie mit großer Gelindigkeit erziehen und nie schlagen, als wenn sie bei ihren kleinen Gefechten mit andern Kindern nicht Muth genug beweisen. Die Alten, die nicht mehr arbeiten können, werden von den Dörfern, wo sie wohnen, unterhalten, und genießen allgemeine Achtung *).

Man würde in allen Welttheilen weit mehrere solche Beispiele der Achtung und Liebe für die Alten unter den rohen Völkern anführen können, und wenn es scheint, als ob einige das Gegentheil bewiesen, so ist es größtentheils nur die Wirkung einer übel verstandenen, oder übel angewandten Liebe. Dies ist mit den Hottentotten der Fall. So lange jemand unter ihnen etwas, selbst das geringste, verrichten kann, wäre es auch nichts anders, als etwas Holz zu sammeln, um Feuer damit anzumachen, erweisen Kinder und Verwandte ihnen alle mögliche Liebe. Jeder thut sein Möglichstes, um ihnen das Leben zu versüßen. Wenn er aber nichts mehr thun kann, bringen sie ihn nach einer Hütte, die eben in der Absicht an einem entfernten Orte errichtet ist. Sie setzen hier einige Lebensmittel für ihn, und verlassen ihn dann ganz, unbekümmert, ob er vor Hunger oder Alter stirbt, oder von wilden Thieren zerrissen wird. Der älteste Sohn, oder der nächste Anverwandte übernimmt diese Hütte. Er ruft die Männer des Dorfs zusammen und stellt ihnen seinen Entschluß vor, aus dem Grunde, daß der Alte nicht mehr zu etwas tauge, und verlangt ihre Einwilligung, die ihm auch nie versagt wird. Sobald er diese erhalten hat, wird ein Tag zu seiner Wegführung bestimmt. Der Erbe schlachtet im voraus einen Ochsen, oder zwei bis drei Hammel, und bewirthet die Einwohner des Dorfes.

*) La Perouse's Reise um die Welt, B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 376.

Diese nehmen darauf von dem Alten Abschied und setzen ihn auf einen Ochsen. Die meisten Einwohner begleiten ihn nach der oben erwähnten Hütte. Sobald er darein gelegt und ein kleiner Vorrath von Lebensmitteln zu ihm hinein gesetzt ist, verlassen sie ihn ganz. Kein Hottentotte nahet sich ihm mehr, oder sieht in die Hütte hinein. — Diese Art, alte Personen zu behandeln, würden wir gewiß für eine Grausamkeit halten; aber die wilden und die gesitteten Völker können einander nicht nach ihren eigenen Sitten, Gebräuchen, Grundsätzen und Gefühlen beurtheilen. Um den moralischen Charakter eines Volkes zu beurtheilen, muß man seine besondern Grundsätze, wornach es handelt, kennen. Was wir in diesem Falle für eine Grausamkeit halten, sehen die Hottentotten für eine große Barmherzigkeit an. Sie meinen, daß die Liebe es erheische, auf diese Art ihren Freunden die Leiden zu verkürzen, die das Alter mit sich bringt. Dies ist daher auch bei allen hottentottischen Völkerschaften eine unabänderliche Sitte. Wäre dieser abgelebte Greis der Reichsten einer, wäre er auch ihr Befehlshaber, so bringen sie ihn doch eben sowohl nach dieser Hütte, als den Aermsten und Niedrigsten. Die Sache hängt vom Erben ab, der ihn selten lange leiden läßt *). Was würde in Europa geschehen, wenn dem Erben dieses Recht zukäme? Derjenige, der Millionen im Vermögen hatte, würde wohl dann oft so früh, als möglich, nach der Hütte gebracht werden.

Die Einwohner von Labrador legen ungefähr auf dieselbe Art ihre Liebe gegen die Alten an den Tag. Sie lassen nicht, wie die Hottentotten, sie allmählich Hungers sterben, sondern bringen sie ohne weitere Umstände um. Sobald ein Alter der menschlichen Gesellschaft unnütz und sich selbst lästig wird, bringen sie ihn ums Leben. Die Ursache

*) Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung; von Kolbe. Thl. I. Kap. 25.

dieser Unmenschlichkeit ist, nach ihrer Aussage, diese: da sie sich mit Mühe die Bedürfnisse des Lebens anschaffen müßten, so könnten sie niemanden dulden, der nichts zu deren Erwerbung beiträgt; und da sie überdies keine feste Wohnungen hätten, sondern beständig im Lande herum wandern müßten, so wäre es unmöglich, die Hülflosen mit sich zu führen. Sie glauben daher, daß es besser sey, das Leben dieser elenden Geschöpfe zu endigen, als sie vor Hunger und Kälte umkommen zu lassen. Der Sohn thut gemeiniglich dem Vater diesen letzten Liebesdienst; und da es beständig bei ihnen üblich gewesen, so sind sie daran gewöhnt, und wundern sich, daß die Europäer es als eine unmenschliche Handlung betrachten können *).

Es ist wohl nimmer gut, ein hohes Alter zu erreichen, noch weniger aber in solchen Ländern, wo der Sohn aus Menschenliebe seinen Vater tödtet. In den kultivirten Ländern läßt man es doch bei dem Wunsche bewenden, daß Gott den alten Mann zu sich nehmen wolle; in jenen Ländern überlassen sie es Gott nicht, ihn zu sich zu nehmen, sondern schaffen ihn selbst, zwar auf eine gewaltsame Art, aber doch in einer guten Absicht, weg, theils um, wie die Hottentotten, ihm die Beschwerlichkeiten des Lebens zu verkürzen, theils, wie die Einwohner von Labrador, damit er nicht langsamer vor Hunger und Kälte sterben möge. Dieses kann man zwar Grausamkeit nennen; allein nach der Denkungsart dieser Menschen ist es keine Grausamkeit, sondern Mitleiden, Zärtlichkeit, Menschenliebe. Man kann daher nicht behaupten, daß diese Völkerschaften, ihren Begriffen von Achtung und Liebe zufolge, die Alten hart behandeln.

Es gibt aber doch einige Völkerschaften, welche die Alten verächtlich, und andere, die sie hart und grausam be-

---

*) Roger Curtis Nachricht von der Küste Labrador; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Thl. I. S. 104.

handeln. Zu den erstern rechne ich die Otaheitier. Diese äußern gegen das Alter nicht die mindeste Achtung und Ehrfurcht. Die alten Leute werden nicht allein zurück gesetzt, und man schenkt ihnen wenig oder gar keine Aufmerksamkeit; sondern sie sind sogar ein Gegenstand des Gelächters der jüngern Personen *). Diese Verachtung ist dem, diesem Volke eigenen, Leichtsinne beizumessen. Dasselbe Schicksal haben die Alten auch zuweilen in den sogenannten kultivirten Ländern. Der Ernst des Alters und der Leichtsinn der Jugend können selten einander betrachten, ohne daß die Alten mürrisch werden, und die Jungen spotten.

Die Otaheitier begegnen doch den Alten nur verächtlich; aber die Nordamerikaner an der Hudsons-Bay behandeln sie nicht allein verächtlich, sondern auch mit einer unmenschlichen Härte. Hohes Alter ist in diesem Lande das größte Unglück; denn sobald jemand so alt wird, daß er nicht mehr arbeiten kann, wird er, sogar von seinen eigenen Kindern, vernachlässigt und mit der größten Geringschätzung behandelt. Man giebt den Alten ihr Essen zuletzt, und gemeiniglich das Schlechteste und Ungenießbarste; auch flickt man die Felle, die niemand tragen will, für sie auf die plumpste Art zusammen. Die Alten sind sich bewußt, daß sie in der Jugend ihre Väter und Mütter eben so nachlässig behandelt haben; daher unterwerfen sie sich ohne Murren ihrem Schicksale, welches bei ihnen von hohem Alter nun einmal unzertrennlich ist. Sie sehen geduldig der traurigen Stunde entgegen, wo man sie, weil sie nicht länger mitzuwandern im Stande sind, allein zurücklassen wird, so daß sie alsdann Hungers sterben müssen. So unnatürlich, so empörend diese Sitte auch ist, so ist sie dennoch bei dieser Völkerschaft sehr gewöhnlich; und wenigstens stirbt die Hälfte der alten Personen von beiden Geschlechtern in diesem elenden Zustande. — Es wäre

*) Wilsons Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. II. S. 395.

doch gewiß eine weit größere Barmherzigkeit, wenn diese, wie jene Indianer in Labrador, die Alten umbrächten, als daß sie dieselben hülflos liegen, und den langsamen, schmerzhaften Tod des Hungers sterben lassen.

Man muß nicht glauben, daß es zarte Empfindsamkeit sey, die sie abhalte, persönliche Gewaltthätigkeiten an den Greisen zu begehen. Dieses Gefühl ist ihnen unbekannt. Diese Indianer sind überhaupt eine sehr schlechte Menschenrace. Eine natürlich gute Seite haben sie, daß sie die sanftesten sind unter den sämmtlichen indianischen Völkerschaften; und da sich nur selten einmal einer von ihnen berauscht, so schreiten sie nie zu Gewaltthätigkeiten, und lassen es im schlimmsten Falle bei losen Worten bewenden. Wenn man aber diese gute Seite ausnimmt, so haben sie manche schlechte Seiten. Sie sind mürrisch und geizig. Den Begriff der Dankbarkeit scheinen sie nicht einmal dem Namen nach zu kennen. Sie verstehen sich sehr gut auf die Kunst, zu schmeicheln, und üben sie aus, so lange es ihr Vortheil ist; doch nicht einen Augenblick länger. Im entgegengesetzten Falle, wo kein Vortheil zu erwarten ist, sind sie grob. Die meisten betrügen die Europäer, so oft sie nur können, und brauchen dazu jedes nur ersinnliche Mittel. Da sie ein hartes Volk sind, so ist rauhe, unfreundliche Behandlung bei den meisten von ihnen, besonders bei der geringern Klasse, besser angebracht, als sanfte; denn sobald man ihnen die mindeste Achtung bezeigt, werden sie unerträglich unverschämt.*) Dies ist leider auch bei sehr rohen Menschen in den sonst kultivirten Ländern oft der Fall; eine unglaubliche Gefühllosigkeit

*) Die nämliche Denkungsart findet man bei den Kamtschadalen. Gegen denjenigen, der gelinde mit ihnen umgeht, bezeigen sie sich äußerst unhöflich und aufsätzig. Derjenige hingegen, der schreit und schlägt, erhält alles von ihnen, sogar mehr, als er verlangt. Dankbarkeit und Dienstfertigkeit kennen sie eben so wenig, als Schande und Schaam. Stellers Beschreibung von Kamtschatka. Kap. 25.

scheint aber bei diesen Wilden Nationalcharakter zu seyn. Dies findet doch nicht in einem etwas kultivirten Lande, nicht einmal bei den rohen Menschen Statt, die ein solches Land bewohnen. Die Anwohner der Hudsons-Bay können die äußerste Noth solcher Personen, die nicht nahe mit ihnen verwandt sind, ohne alles Mitleiden sehen. Hearnes sah einmal einen von ihnen das Stöhnen, die Zuckungen und das Krümmen eines Menschen nachäffen, der unter den quälendsten Schmerzen gestorben war, und die ganze Gesellschaft brach darüber in ein lautes Gelächter aus.*) Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn solche Wilde, die des Gefühles der Dankbarkeit, des Mitleidens, der Menschenliebe beraubt, und gegen das andere Geschlecht so hart sind, wie ich oben gesagt habe, mit derselben Härte die Aeltern behandeln können, und gefühllos sie vor Hunger umkommen sehen. — Es macht indeß der Menschen-Natur Ehre, daß nur wenige Völkerschaften in dieser Rücksicht so tief zur Brutalität herabgesunken sind.

Kap. 11.

Rachsucht.

Rachsucht ist ein Laster, welches unter allen wilden und rohen Völkerschaften ganz allgemein ist, und unter den kältern sowohl, als den wärmern Himmelsstrichen gefunden wird. Jessens Berichte zufolge waren Diebstahl und Gewaltthätigkeiten unter den norwegischen Lappen und Finnen, ehe sie noch Christen wurden, beinahe etwas Unerhörtes. Eidschwüre und Flüche waren ihnen gleichfalls unbe-

*) Hearnes Reise von dem Prinz Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Forster. S. 257 ff. u. S. 280 ff.

kannt. Ihre Rachsucht hingegen hat keine Grenzen. Unzählige Mordthaten und Todschläge wurden unter ihnen verübt. Der kleinste Zwist konnte oft die traurigsten Folgen nach sich ziehen, sowohl für Menschen als für Thiere.*) Die Einwohner von Oyalava, einer Insel im Südmeere, sind in diesem Stücke den Lappen des Nordens völlig ähnlich. Der geringste Streit unter ihnen ist mit Stock- und Keulenschlägen begleitet, und kostet den Streitenden oft das Leben. Sie sind daher fast alle mit Narben bedeckt, die nichts anders als die Folgen dieser Händel seyn können.**)

Man sieht hieraus, — und mehrere Beispiele hiervon werden nachher vorkommen, — daß die Wärme oder Kälte des Himmelsstriches in dieser Rücksicht auf den Menschen gar keinen Einfluß hat. Er ist gleich rachgierig von einem Pole zum andern. Die Quelle dieser Rachgier ist auch ohne Zweifel in dem natürlichen Triebe des Menschen zur Selbstvertheidigung zu suchen. Diesen Trieb hat die Natur dem Menschen zu seinem Schutze gegeben; daher folgt er dem Menschen allenthalben, unter welchem Himmelsstriche und in welchen Umständen er sich auch befindet. Dieser Trieb ist an und für sich gut und nothwendig, wie alle Triebe der Natur, die ihre rechten Grenzen nicht überschreiten; bei den rohen und wilden Völkerschaften aber muß er, wie alle die andern, ausarten, und zwar aus Mangel an einem hinlänglichen Gegengewichte in der Vernunft. — Eine solche Ausartung des Selbstvertheidigungstriebes ist die Rachsucht. Die Aeußerungen derselben sind aber mehr oder weniger gewaltsam, je nachdem sie theils mit einer größern oder geringern Heftigkeit der Natur, theils mit mehr oder weniger Ehrgefühl verbunden ist.

---

*) Jessens Afhandling an de norske Lappers og Finners hedenske Religion. §. 29.

**) La Perouse's Reise um die Welt; B. II.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVII. S. 219.

Einige Völkerschaften haben einen höhern Grad von Heftigkeit in ihrer Natur, eine Irritabilität oder Reizbarkeit der Nerven, wodurch sie bei der geringsten wirklichen oder eingebildeten Beleidigung gleich in Wallung kommen, und Feuer fangen, das nur durch Blut gelöscht werden kann. Ein besonderes Beispiel einer solchen Reizbarkeit findet man bei verschiedenen nordischen Völkerschaften. Dem Berichte des Pallas zufolge haben viele Samojeden, insonderheit ihre Zauberer, eine gewisse Schreckhaftigkeit an sich, die, nach seiner Meinung, theils aus der mittelst der Einwirkung des nordischen Klima's und der Lebensart entstehenden Reizbarkeit der Fibern, theils aus einer durch Aberglauben verderbten Einbildungskraft entsteht. Inwiefern diese Vermuthung gegründet ist, darf ich nicht entscheiden. So viel ist aber gewiß, daß diese Reizbarkeit nicht blos bei den Samojeden, sondern auch bei den Tungusen, Kamtschadalen, Jakuten, Buräten und den jenischen Tartaren gefunden wird. Jede unerwartete Berührung, z. B. an den Seiten, oder andern reizbaren Stellen des Körpers, ein plötzlicher Zuruf oder Pfeifen und dergleichen mehr, setzt sie gleichsam außer sich und bringt sie zu einer Art von Raserei. Bei den Samojeden und Jakuten, die diese Reizbarkeit im höchsten Grade zu besitzen scheinen, geht diese Wuth so weit, daß sie, ohne selbst zu wissen, was sie thun, das erste Beil, Messer, oder andere tödtende Instrumente, deren sie habhaft werden können, ergreifen, und denjenigen zu verwunden, sogar zu tödten suchen, der ihnen Schrecken verursacht hat, oder jeden andern, der ihnen entgegen kommt, wenn sie nicht mit Gewalt zurück gehalten und diese tödtenden Werkzeuge ihnen genommen werden. Die Samojeden und Ostiaken haben in solchem Falle ein unfehlbares Mittel, solche Menschen wieder zu sich selbst zu bringen. Sie zünden blos ein Stück Rennthierfell oder ein Bund Rennthierhaare an, und lassen den Rauch davon in die Nase hinauf gehen. Davon fällt dieser Rasende gleich in eine Mattigkeit und einen

Schlummer, der oft vierundzwanzig Stunden dauert, und darauf wacht er mit dem völligen Gebrauche seiner Sinne auf.*)

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß Menschen, die sehr reizbar sind, und gar keine Kultur des Verstandes haben, durch das kleinste Gefühl der Beleidigung gleich entflammt werden, und die Waffen der Rache ergreifen. Eine solche Reizbarkeit wird zwar nicht bei allen den Völkern gefunden, die rachsüchtig sind; sie muß aber doch ohne Zweifel, wiewohl in einem geringern Grade, bei allen denjenigen Statt finden, die durch Beleidigungen gleich aufgebracht werden, und die Waffen gleich ergreifen, um sich zu rächen, obgleich sie doch übrigens oft von einer gutmüthigen und stillen Gemüthsart sind. — So sind die Einwohner von Sumatra sanft und friedlich, wenn sie nicht auf eine heftige Art zum Zorn gereizt werden; denn in diesem Falle sind sie in ihrer Rache unversöhnlich.**) So auch die Siamer. Sie sind sanft, höflich, scheinen sogar kaltblütig zu seyn. Sie können sich lange ruhig halten; entbrennt aber einmal ihr Zorn, so kann er nur mit Mühe gedämpft werden. Diese müssen demnach auch einen ziemlichen Grad der Reizbarkeit der Nerven haben, die aber jedoch nicht so fein ist, als die der Samojeden und Jakuten, es sey denn, daß ihre natürliche Furchtsamkeit die Flamme eine Zeit lang dämpft, damit sie nicht ausbreche; denn Furchtsamkeit ist ein Zug ihres Charakters. Daher ist sie vielleicht um so gewaltsamer, wenn sie einmal ausbricht; ihre Rachgier geht aber selten so weit, daß sie denjenigen tödten, der sie beleidigt hat, weil sie von Natur einen Abscheu vor dem Blute haben. Ihre Klagen endigen sie gewöhnlich mit Faustschlägen oder gegenseitigen

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Thl. III. S. 76 ff.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 223.

Beleidigungen.*) Ich will unter mehrern noch die Neuseeländer erwähnen. Diese Wilden sind nicht allein sehr argwöhnisch, welches ihnen entweder angeboren, oder eine Folge ihrer unablässigen Fehden ist, sondern auch von ungemein reizbarer Gemüthsart. Sie können sehr leicht beleidigt werden, und eben so schnell ist ihre Rachgier erregt. Dagegen erlauben sie sich gegen andre den größten Uebermuth, sobald sie es ungestraft thun können.**) Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die oben erwähnten Völker eine große Reizbarkeit der Nerven haben müssen, welche die schnelle und gewaltsame Rache verursacht, die sie an ihren Beleidigern nehmen.

Anders muß man von denen urtheilen, die langsam zur Rache und tückisch in der Ausübung derselben sind. So sind die Molukken. Diese sind überhaupt faul, stolz, falsch, verrätherisch, lügenhaft und allen Lastern ergeben. Sie bezeigen sich sklavisch, wenn sie einigen Vortheil davon erwarten können; haben sie dagegen von jemanden etwas Böses zu befürchten, oder glauben sie, daß sie beleidigt worden sind, so rächen sie sich zwar, aber immer durch Meuchelmord auf eine tückische Art.***) Man kann leicht begreifen, daß Menschen von solchem Charakter nicht sehr reizbare Nerven haben müssen. Ihre Rache ist keine Wirkung solcher Reizbarkeit; denn die Rache würde dann gleich ausbrechen; sie würde nicht Zeit haben, sich so lange zu verbergen, bis sie eine bequeme Gelegenheit findet. Bei ihnen muß bloßer Haß die Quelle ihrer Rachsucht seyn. Darum schreitet ihre Rache langsam fort, wie jeder Haß, der mit Furchtsamkeit vereinigt ist.

---

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 15.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 175. ff.

***) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und molukkischen Inseln, von Salmon. S. 80.

Die Reizbarkeit der Nerven und die Heftigkeit, die, nach meiner Ueberzeugung, bei den wilden und rohen Völkern Hauptursachen der Rache sind, die sie an ihren Beleidigern nehmen, gehen bei einigen Völkern in eine wilde, ganz thierische Grausamkeit über. So ist in Batavia und der umliegenden Gegend von den ältesten Zeiten her die wilde Sitte herrschend, daß die Indianer, wenn sie auf eine oder die andere Art von jemand beleidigt worden sind, sich in Opium berauschen, um einen vorsätzlichen Mord zu begehen. Sie laufen dann, wie Wüthende, mit einem Gewehr in der Hand, und tödten alle, die ihnen entgegen kommen, bis sie selbst umgebracht oder gefangen werden. *) Auf diese Art werden diese Menschen durch ihre natürliche Heftigkeit in wilde, reißende Thiere verwandelt, die, wenn ihr Zorn einmal entbrennt, und sie derjenigen, die sie in Harnisch gejagt haben, nicht habhaft werden können, ohne Unterschied alle zerreißen, die ihnen zuerst in den Wurf kommen.

Bei den Lesghiern findet man dieselbe wilde, thierische Rachsucht, nur mit dem Unterschiede, daß sie an keinem andern, als ihren Beleidigern, ihre Wuth auslassen. Schlägereien und Mordthaten sind ihnen innerhalb ihrer Gränzen bei Strafe verboten; stößt ihnen aber außerhalb derselben ihr Feind auf, so erregt der Anblick von ihm ihre heftigsten Leidenschaften. Sie entbrennen vor Zorn, greifen einander mit ihren Dolchen ganz wüthend an, und verwunden einander, so lange ihre Kräfte es aushalten können. Wenn ihre Hand zu matt ist, um den Dolch führen zu können, und beide Kämpfer neben einander in ihrem Blute liegen, so zerkratzen und zerbeißen sie einander dermaßen, daß der eine oder der andere nach dem Tode ein Stück Haut oder Fleisch zwischen den Zähnen hat, und damit begraben wird **).

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. IV. S. 746.

**) Reineggs allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. Thl. I. S. 190. ff.

Ist dies nicht wilde Brutalität? Und in solche wilden Thiere können Menschen verwandelt werden, wenn sie einen gewissen Grad von Heftigkeit und Reizbarkeit in ihrem Körper haben, und die Vernunft, aus Mangel an Entwickelung, nicht vermögend ist, den Aufruhr des Körpers zu dämpfen.

Ich habe oben gesagt, daß die Rachsucht eine Ausartung des Selbstvertheidigungstriebes sey; ich habe aus der Geschichte bewiesen, daß die Rachsucht mehr oder weniger heftig sey, je nachdem sich zu derselben mehr oder weniger Heftigkeit in der Natur, viel oder wenig Reizbarkeit der Nerven gesellet. Die Aeußerungen derselben sind aber auch stärker oder schwächer, je nachdem sie mit einem höhern oder niedern Grade von Ehrgefühl verbunden ist.

Bei den Türken ist die Rachgier ohne Zweifel mit einem gewissen Grade von Ehrgefühl verbunden, und dies Gefühl scheint die Quelle ihrer Ausschweifungen zu seyn. Dem Urtheile des Barons Tott zufolge sind die Türken sehr rachgierig und blutdürstig; sie lassen aber ihren Zorn nur sehr selten in der ersten Hitze offenbar ausbrechen. Sie fordern selten einander zum Zweikampfe aus, ermorden aber, und auf diese Art werden alle die Streitigkeiten geendigt, die nicht gleich beigelegt werden. Derjenige, der beleidigt worden ist, wetzt öffentlich seinen Dolch, oder macht sein Schießgewehr zurecht. Einige seiner Freunde suchen ihn zwar zu besänftigen; andere aber ihn anzuhetzen, seinen Feind zu ermorden. Es gibt keinen, der sich recht bemühet, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch der Frevelthat, die solche Vorbereitungsanstalten andeuten, vorgebeugt werden könnte. Eine Berauschung muß indeß erst zum Frevel den Weg bahnen. Der Wein muß einem Türken den Muth geben, dessen er zur Ausübung seiner Rache bedarf. Wird er nach der Befriedigung derselben von der Wache ergriffen, so bringen die Drohungen seiner Kameraden die Verwandten und Freunde des Getödteten bald dahin, daß sie einen Vergleich eingehen, und auf diese Art wird er nicht allein der

Strafe entzogen, sondern man spricht auch rühmlich von einem solchen Mörder. Wer auf diese Art Zehen getödtet hat, wird im ganzen Quartiere, wo er wohnt, für einen tapfern Helden gehalten. Kein Gelag wird gegeben, wozu er nicht geladen wird. Es sind also keine andern, als einige gemeine Türken, einige Christen oder Juden, die Beispiele einer öffentlichen Strafe der von ihnen verübten Mordthaten geben. Und diesen kann sogar die Strafe erlassen werden, wenn man mit den Verwandten des Getödteten, eines Vergleichs wegen, unterhandeln kann, ehe die Strafe vollzogen wird *). Aus diesem Berichte sieht man ganz deutlich, daß es keine natürliche Heftigkeit oder Reizbarkeit der Nerven sey, welche die Rache bei diesem Volke entflammt. Sie würden in dem Falle ihren Beleidiger in der ersten Hitze angreifen. Sie würden auch nicht die Kraft des Weines nöthig haben, um Muth zum Angriffe zu erhalten. Es ist das Ehrgefühl, was hier wirkt. Sie wollen sich bei ihren Bekannten Heldenruhm erwerben und dieses Ruhmes verfehlen sie auch nicht.

Das nämliche gilt wohl auch von den Arabern. Sie sind von Natur nicht grausam. Sie haben sogar einen solchen Abscheu vor Blutvergießen, daß ein Emir selten über einen Araber das Todesurtheil fällt, wenn er es auch verdient. Entsteht zwischen ihnen ein Streit, so kommt es doch selten zur Schlägerei, und sie können leicht wieder versöhnt werden. Hat jemand aber ihren Freund oder Verwandten getödtet, so rächen sie es, und nichts ist im Stande, sie mit dem Mörder oder mit seiner Familie wieder zu versöhnen **). Ohne Zweifel ist es Ehrgefühl, welches auch die Rachsucht der Araber rege macht, und sogar ihren natürlichen Widerwillen gegen Blutvergießen überwindet. Sie

---

*) Totts Efterretlinger om Tyrkerne og Tartarerne. D. I. S. 214. ff.

**) Reisen des Arvieux. Hauptst. 7.; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IV. S. 80. f.

halten es für schimpflich, gegen den, an ihren Freunden und Anverwandten verübten, Mord gleichgültig zu seyn, und rächen ihn, um sich den Verdacht der Gleichgültigkeit nicht zuzuziehen.

Zu diesen kann man wohl auch die Japaner rechnen. Sie haben viele gute Seiten, sind aber stolz und unversöhnlich gegen diejenigen, die sie beleidigt haben. Sie lassen ihren Groll nicht in Hitze ausbrechen, sondern wissen ihn unter einer unnachahmlichen Kaltblütigkeit zu verbergen, und auf Gelegenheit, wo sie sich rächen können, zu lauern. So sehr man sie auch beleidiget, so werden sie doch niemals hitzig; werfen aber auf den Beleidiger den bittersten Haß, der hernach weder durch Gutmachen der Beleidigung, durch Schadenersetzung, noch durch die Länge der Zeit, noch durch veränderte Umstände jemals ausgelöscht werden kann. Sie treten daher nicht durch ein unhöfliches Wort, oder eine unhöfliche Miene ihrem Feinde zu nahe, sondern suchen vielmehr durch verstellte Freundschaft sowohl ihn, als andere zu täuschen, bis früh oder spät sich eine Gelegenheit darbietet, wo sie ihm beträchtlichen Schaden oder großes Unglück zufügen können *). Da Stolz der Charakter der Japaner ist, so ist es zu vermuthen, daß ihre Rachsucht aus Ehrgefühl entspringt. Dieses Ehrgefühl muß aber mit einem gewissen Grade von Furchtsamkeit verbunden seyn; darum üben sie ihre Rache nicht eher aus, als bis sich eine bequeme Gelegenheit darbietet.

Wenn ich den Charakter der Indianer in den südlichen Theilen der vereinigten nordamerikanischen Staaten betrachte, und mit ihrer Rachgier vergleiche, so scheint es wahrscheinlich zu seyn, daß ihre Rachgier ebenfalls aus Ehrgefühl entspringt. Schöpf gibt ihnen das Zeugniß, daß der moralische Charakter dieser Indianer, aller ihrer Unbiegsamkeit ungeachtet, so schwarz nicht sey, wie man ihn in Ame-

*) Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien. B. II. Thl. 1. S. 265.

rika schildert. Sie besitzen, sagt er, und üben Tugenden, für welche sie in ihrer armen Sprache nicht einmal Namen haben. Sie sind gastfrei und höflich, und erzeigen jedem Achtung, der ihnen wohl begegnet. Sie sind erkenntlich und dankbar; und wenn sie es nicht zu seyn scheinen, so kommt es blos daher, daß sie gewissen Gefälligkeiten oder Geschenken nicht denselben Werth, als wir, beilegen. Sie sind standhafte und zuverlässige Freunde und ihren Gelübden getreu. Man kann ihnen kaum vorwerfen, daß sie jemals freiwillig und ohne Ursache den Frieden gebrochen haben, wenigstens nicht aus schlechtern Gründen, als die, welche unter den gesitteten Völkern gebraucht werden. Ihre Rachsucht kennet aber auch, wenn sie einmal erregt worden ist, keine Gränzen, ehe sie glauben, für die ihnen zugefügte Beleidigung Genugthuung erhalten zu haben*). Ein Volk von einer solchen Denkungsart muß durchaus ehrliebend seyn. Sie können, als Wilde, wohl auch Ehrgefühl besitzen. Daß sie an ihren Beleidigern Rache ausüben, kann bei ihnen keine Folge wilder Brutalität, sondern muß eine Wirkung von Ehrgefühl seyn; daher hört ihre Rache erst dann auf, wenn sie glauben, Genugthuung erhalten zu haben.

Ich will noch die Malabaren erwähnen. Diese sind der Art und Weise wegen merkwürdig, wie die Reichen und Vornehmen unter ihnen, von Ehrgefühl getrieben, ihre Rache üben, wenn sie sich für beleidigt halten. — Die Malabaren sind überhaupt sehr ruhig und gelassen. Sie erzürnen sich selten. Rächen sie sich, so geschieht es allemal auf ehrliche Weise. Das Vergiften verabscheuen sie auf das äußerste; ja sie wissen kaum, was man dazu gebrauchen könne, ungeachtet diese Gewohnheit in andern Gegenden Indiens sehr im Schwange geht. Ob es ihren Kriegern gleich nicht an Muth fehlt, so machen sie doch sehr selten

*) Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten, von Schöpf. Thl. I. S. 431. f.

ihre eigenen Zwistigkeiten mit dem Schwerdte ab. Das Ende davon ist gemeiniglich ein heftiges Schimpfen. Wenn es zur Thätigkeit kommt, so legen sie ihre Waffen ab und schlagen sich mit Fäusten. Entsteht aber zwischen zwei reichen oder vornehmen Männern eine Uneinigkeit, wobei die Ehre beider Familien Gefahr läuft, so wählt jeder einen oder mehrere von seinen niedrigsten Unterthanen. Diese werden einige Wochen lang gut verpflegt und im Fechten unterrichtet. Wenn sie nun hinlänglich geübt sind, so bestimmt man den Ort und die Zeit zur Ausführung der Sache. Der König erscheint in eigener Person nebst dem ganzen Hofe, ingleichen die beiden Uneinigen nebst ihren Vorfechtern. Diese letztern schreiten hierauf zum Kampf, wobei sie keine andern Waffen, als kurze zweischneidige Haudegen gebrauchen dürfen. Gemeiniglich währt das Gefecht so lange, bis der Fechter des einen Theiles auf dem Platze bleibt. Der siegende Theil behält Recht, und die beiden Uneinigen vertragen sich hierauf mit einander, welches sie eben so gut gleich ohne weitere Umstände hätten thun können, indem dies Gefecht nichts, oder wenigstens nicht mehr beweiset, als unsere Duelle. Das Blut, welches hier ihretwegen vergossen wird, achten sie nicht, weil sie die stolze Einbildung hegen, daß ihr eigenes Blut so edel und kostbar sey, daß es nur im Dienste des Königs und Reiches vergossen werden dürfe. Gewöhnlich büßen die beiden fechtenden Partheien das Leben ein, indem der Ueberwinder selbst oft mit so vielen tödtlichen Wunden aus dem Kampfe kommt, daß er dem Ueberwundenen bald in die andere Welt nachfolget *).

Diese Art, sich in Ehrensachen zu rächen, zeigt Rohheit der Denkungsart bei den Malabaren an. Der Zweikampf der kultivirten Nationen ist auch in den rohen Zeiten aufgekommen. Der Unterschied bestehet blos darin, daß

*) Neuhofs Reisen nach Ostindien; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IV. S. 272. ff. Bastholm histor. Nachr. Bd. I.

jene Andere für sich schlagen lassen, und diese es selbst thun. Jene gehen aufs Leben, diese gewöhnlich nur auf Blutstropfen los. Beide beweisen aber gleich wenig. Der schlechte Mensch und der brave Mann bleiben beide, was sie vorher waren. Jene bezeigen sich nicht einmal tapfer, da sie Andere für sich schlagen lassen. Diese schlagen sich selbst, thun aber doch nichts mehr, als was der gemeinste Mann so oft thut, nichts mehr, als was der Stier und der Hahn auch thun, die sich auch in Zweikampf einlassen. Die Duelle sind bei jenen sowohl, als bei diesen, einem falschen Ehrgefühle zuzuschreiben.

Ich habe gezeigt, daß die Rachsucht der wilden und rohen Völker einer starken Reizbarkeit der Nerven und einem falschen Ehrgefühle beizumessen sey. Daß Rache auch aus Haß entspringe, bedarf keines Beweises.' Diese Leidenschaft muß wohl immer mehr oder weniger mit der andern verbunden seyn, gewisse einzelne Fälle vielleicht ausgenommen, wo man sich blos aus Ehrgefühl rächet, nicht so sehr, um seinem Gegner zu schaden, als um seine eigene Ehre zu retten, und seines Blutes vielleicht gern schonte, wenn man nicht befürchtete, durch diese Schonung seine eigene Ehre aufs Spiel zu setzen.

Bevor ich aber dieses Kapitel beschließe, will ich noch dies bemerken, daß, obwohl die wilden und rohen Völker überhaupt zur Befriedigung ihrer Rache Mordanschläge fassen, es doch einige wenige gibt, die hierin eine Ausnahme machen. Ich habe oben gesagt, daß die Siamer das Blut verabscheuen; das nämliche gilt auch von den Anwohnern der Hudsons-Bay. So roh und hart diese Menschen auch sind, so sind sie doch in diesem Stücke menschlicher, als alle die andern. Selbst die größte Beleidigung, oder der größte Verlust reizt sie zu keiner andern Rache, als daß sie mit dem Thäter ringen. Von Mordthaten, die bei allen südlichen Stämmen so häufig sind, hört man unter ihnen selten.. Ein Mörder wird von seinem ganzen Stamme gehaßt und verabscheuet. Er muß, selbst von seinen Freun-

den und Verwandten verlassen, einsam umher irren, wird von allen, die ihn kennen, sehr kalt aufgenommen, und hört, wenn er wieder aufbricht, hinter sich her rufen: da geht der Mörder. Die Weiber bekommen freilich, wenn sie sich vergangen haben, von ihren Männern zuweilen einen unglücklichen Schlag, der ihren Tod veranlaßt; aber so etwas wird für nichts geachtet, entweder weil man glaubt, daß die Männer es nicht in der Absicht gethan haben, sie zu tödten, oder weil man die Weiber für unbedeutende Wesen hält, an deren Leben nicht viel gelegen ist. Uebrigens ist der Fall beinahe unerhört, daß man einander aus Rachgierde, Eifersucht, oder sonst einer Ursache ermorden sollte*). Woher diese besondere Denkungsart, wodurch sie sich vor andern rohen Völkern auszeichnen, ihren Ursprung hat, läßt sich kaum erklären. Nur so viel ist gewiß, daß sie weder moralischen Grundsätzen, noch der natürlichen Güte des Herzens zuzuschreiben ist; denn nach dem, was ich oben gezeigt habe, sind die Anwohner der Hudsons-Bay in jeder Rücksicht eine sehr schlechte Menschenrace, die in einem hohen Grade hart und gefühllos ist.

Die Grönländer fürchten sich eben nicht, ihren Feind zu tödten, wenn sie recht aufgebracht werden, welches ich im folgenden Kapitel zeigen werde; bei kleinen Beleidigungen aber üben sie eine ganz unblutige Rache, von welcher ich kein Beispiel bei irgend einem andern Volke finde, und die daher anmerkenswerth ist. — Wenn zwei Grönländer einander feind sind, so fordern sie im Beiseyn ihrer Freunde und Bekannten einander zum Zweikampfe aus; dieser ist aber von einer besondern Art. Sie machen hier Verse, der eine auf den andern, und besingen darin ihre Fehler. Der eine schweigt immer, bis der andere aufhört. Derjenige, der endlich das letzte Wort behält, wird für den Sieger ge-

*) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere; von Forster. S. 112.

halten, und damit ist dieser Streit geendigt *). Wenn alle Streitigkeiten auf diese Art durch Lachen entschieden werden könnten, so würde viel Menschenblut geschont werden; müßte man aber, um sie auf diese Art auszumachen, durchaus ein Grönländer seyn, so mag das Blut doch lieber fließen.

Kap. 12.

Blutrache.

Nachdem ich die Rachsucht der wilden und rohen Völkerschaften erwähnt habe, führt eine natürliche Gedankenfolge mich auf die Erwähnung ihrer Blutrache. — Blutrache ist eine Art von Rachgier. — Nicht jede Rachgier ist Blutrache, aber jede Blutrache ist Rachgier. — Der Rachgierige sucht selbst seinem Beleidiger Schaden zuzufügen; der Bluträcher hingegen ist ein Freund, Anverwandter oder Bekannter einer getödteten Person, der an dem Mörder, oder statt seiner, an dessen Anverwandten Rache zu nehmen sucht. — Diese Blutrache war zur Selbstvertheidigung nöthig, so lange die Menschen im Stande der Natur lebten, ohne Gesetze, die ihr Leben schützten, und ohne Obrigkeit, welche die Gesetze handhabte und für die allgemeine Sicherheit wachte. Nachdem die Menschen aber in Staaten vereinigt wurden und Gesetze und Obrigkeit erhielten, dauerte nichts desto weniger diese alte Sitte, das Blut seines Freundes selbst zu rächen, bei vielen Völkerschaften fort; und an vielen Orten gab die Obrigkeit ihre Einwilligung dazu, da sie durchs Alter gleichsam geheiligt war und zu den natürlichen Rechten des Menschen zu gehören schien.

Die allgemeinste Meinung war und ist noch heutiges Tages die, daß Blut durch Blut gerächt werden müsse.

---

*) Det gamle Grönlands nye Perlustration eller Naturelhistorie af Hans Egede. Kap. X.

Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch durch Menschen vergossen werden. Dies war die älteste Maxime der Blutrache *). Und hat man auch dieses Recht, sich zu rächen, dadurch nicht gänzlich abschaffen können, daß man den Verwandten des Getödteten entweder an Geld, oder auf andere Art eine Genugthuung verschaffte, so hat man doch bei den Völkerschaften, die in den spätern Zeiten, durch Gesetze und bürgerliche Einrichtungen einige Kultur erhielten, gesucht, ihm eine andere Richtung zu geben.

So beobachten die Perser sehr genau die Blutrache, oder das Wiedervergeltungsrecht, wie sie es nennen, da es im Koran autorisirt ist. Diese Wiedervergeltung kann aber auch durch Geld geschehen, wenn der Mörder und die Verwandten des Ermordeten sich darüber vereinigen können. In dem Falle bezahlt der Mörder in Gelde oder Sachen an die Verwandten des Getödteten achthundert Piaster. Doch hängt es ganz von der Willkühr der Verwandten ab, ob sie diese Genugthuung annehmen wollen oder nicht. Wenn sie auf Rache bestehen, so muß der Mörder dem nächsten Anverwandten des Getödteten ausgeliefert werden, und wird dann von diesem umgebracht. Sollte aber der Mörder Gelegenheit finden, zu entwischen, so leben beide Familien in beständiger Feindschaft, bis volle Genugthuung gegeben ist, entweder durch Entrichtung des erwähnten Blutpreises, oder dadurch, daß man den Mörder ergreift und ausliefert, welches dann oft sehr blutige Folgen nach sich zieht. Es gibt indeß noch eine andere Art von Ausgleichung, die darin besteht, daß die Anverwandten des Mörders dem Sohne des Getödteten eine Tochter oder Nichte des Thäters zur Ehe geben; und wenn dies der Fall ist, und die beiden Familien dadurch zu Einer werden, so geschieht die Versöhnung immer von Herzen **).

So haben die Perser, als ein gebildeteres Volk, die Sache einzuleiten und so viel, wie möglich, dem Blutver-

*) 1. Mos. 9, 6.

**) Franklin's Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 60. ff.

gießen zu wehren gesucht, ohne daß das Volk dadurch seines uralten Wiedervergeltungsrechtes ganz verlustig würde. Aber das Recht, Blut durch Blut zu rächen, ist doch das allgemeinste unter allen rohen Völkerschaften, wiewohl die Handhabung dieses Rechtes nicht bei allen Völkern dieselbe Ursache hat. Bei einigen wird die Blutrache für eine Uebung der Gerechtigkeit gehalten; bei andern ist sie eine Pflicht der Liebe, und noch bei andern eine Wirkung des Ehrgefühls.

Bei den Morlaken wird die Blutrache für eine Uebung der Gerechtigkeit gehalten, und dies war sie von den ältesten Zeiten her, wo man keine Obrigkeit hatte, die die Gerechtigkeit handhaben konnte. Die Morlaken sind ein sehr gutmüthiges, ehrliches, gastfreies und freigebiges Volk, das sich vor vielen andern durch Beständigkeit in seiner Freundschaft auszeichnet. Die Freundschaft, die bei uns durch die mindesten Kleinigkeiten gestört werden kann, ist bei ihnen unveränderlich. Sie haben gleichsam eine Glaubenssache daraus gemacht. Dies heilige Band wird von ihnen am Fuße des Altars geknüpft, und in der Anwesenheit des gesammten Volkes über die beiden Freunde oder Freundinnen, die dieses Band knüpfen, auf die feierlichste Art der Segen ausgesprochen. Die Pflichten, welche diese Freundschaft ihnen auflegt, erheischen, daß sie in jedem Bedürfnisse, in jeder Gefahr einander beistehen, das ihrem Freunde wiederfahrne Unrecht rächen sollen u. s. w. Sie treiben diese Freundschaftsschwärmerei so weit, daß sie nicht selten ihr Leben für einander wagen und aufopfern. Wenn es sich einmal treffen sollte, daß zwischen solchen Freunden eine Uneinigkeit entstünde, so würde dies, als eine anstößige Neuigkeit, in der ganzen Gegend Stoff zum Gerede geben, obwohl dies in spätern Zeiten dann und wann sich ereignet, was den alten Morlaken, die das Verderbniß der jetzigen Zeiten dem Umgange ihrer Nachkommen mit den Italienern zuschreiben, viel Kummer macht. Ich habe diese Züge im Charakter dieses Volkes angeführt, um dem Leser zu zeigen,

daß die Blutrache, die bei den Morlaken im Schwange geht, keine Wirkung der Härte, Grausamkeit oder des Blutdurstes sey, oder seyn könne, sondern lediglich falschen Begriffen von Gerechtigkeit beizumessen sey. — So fest daher die noch unverdorbenen Morlaken in ihrer Freundschaft sind, so sehr beharren sie auch auf ihrer Meinung von der Billigkeit der Blutrache. Die Feindschaft, die sie gegen den Mörder hegen, ist beinahe unaustilgbar. Sie pflanzt sich vom Vater auf den Sohn fort. Die Mütter vergessen nicht, ihren kleinen Söhnen die Pflicht einzuprägen, ihren Vater zu rächen, wenn er von jemanden ermordet worden ist. Sie zeigen ihnen täglich seinen blutigen Rock oder seine Waffen. So gutmüthig und dienstfertig der Morlake auch ist, so daß die kleinste Gefälligkeit ihn zu der größten Dankbarkeit verpflichten kann, so unglücklich ist derjenige, der es wagt, ihn zu beleidigen, oder zu beschämen. Rache und Gerechtigkeit sind bei diesem Volke gleichbedeutende Wörter. Sie haben ein Sprichwort, das sie gar zu wohl geltend zu machen wissen, daß, wer sich nicht räche, nicht gerecht sey. Darum kann eine alte Familienfeindschaft und persönliche Rache, selbst nach Verlauf vieler Jahre, auf Blutvergießen lauern. Auf solche Art kann ein Volk von der zärtlichsten und edelsten Denkungsart im Stande seyn, die unmenschlichste Rache zu verüben, und zwar blos aus einem Erziehungswahne, weil es Rache für eine Pflicht, für eine Uebung der Gerechtigkeit hält. Derjenige, der einen Mord begangen hat, sieht sich daher genöthigt, von einem Orte zum andern zu fliehen, und sich in einer langen Reihe von Jahren verborgen zu halten. Bisweilen gelingt es ihm nach Verlauf langer Zeit, und nachdem er sich viele Demüthigungen von den Verwandten des Ermordeten hat müssen gefallen lassen, Vergebung zu erhalten, wenn er das vergossene Blut bezahlt *).

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. I. Zweites Sendschreiben §. VI.

So wie die Morlaken die Blutrache ausüben, weil sie von der Gerechtigkeit einen irrigen Begriff haben, so wird die Blutrache von andern verübt, weil sie glauben, dadurch eine Pflicht der Liebe zu erfüllen. So machen es die Felupen, ein sehr gutmüthiges Volk, das an dem Flusse Gambia in Afrika wohnt, und viele gute Eigenschaften hat. Ihren Wohlthätern erzeigen sie die größte Dankbarkeit und Zuneigung; und die Treue, mit welcher sie alles ihnen Anvertraute bewahren, ist außerordentlich. Sie verzeihen eher, daß man sie schlägt, als daß man ihre Eltern schimpft. „Schlage mich; aber schimpfe nicht auf meine Mutter!" ist eine gewöhnliche Redensart bei ihnen. Diese Liebe macht sie aber unversöhnlich und rachgierig. Sie tragen sogar ihre Rache auf ihre Nachkommen über, so daß ein Sohn es als eine Pflicht kindlicher Liebe betrachtet, seinen ermordeten Vater zu rächen. Wenn ein Mann in jenen Zänkereien, welche stets bei ihren Festen vorfallen, wo die ganze Gesellschaft sich berauscht, sein Leben verliert, so muß der Sohn, oder der älteste, wenn er mehrere hat, sich bemühen, seines Vaters Sandalen zu erhalten, welche er einmal des Jahrs, am Jahrstage des Todes seines Vaters, trägt, bis eine schickliche Gelegenheit sich darbietet, seinen Tod zu rächen, da denn der Gegenstand seiner Rache selten seinen Nachstellungen entgeht.*)

Die nämliche Ursache der Blutrache findet ohne Zweifel auch bei den Ossen, einem am Kaukasus wohnenden Volke, Statt. Nach einer alten Gewohnheit, die bei ihnen Gesetz geworden ist, sucht die beleidigte Familie eine blutige Genugthuung, und zwar, nach ihrer Art, sich auszudrücken, bis ins tausendste Glied zu erhalten, wenn der Werth des Blutes mit Geld nicht abbezahlt, welches indeß ein seltener Fall ist, oder das Wiedervergeltungsrecht wenigstens durch oft wiederholte Geschenke eine Zeit lang

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschn. 4 u. 20.

ausgesetzt wird. Es ist bei diesem Volke etwas Besonderes, daß zwei Personen, von welchen die eine Blutrache an der andern zu nehmen sucht, als einander in Gesellschaft seyn können, ohne daß jemand ihnen an ihrem gegenseitigen Betragen die mindeste feindselige Gesinnung abmerken kann, und doch lauert der beleidigte Theil nur auf eine bequeme Gelegenheit, welcher der andere durch eine beständige Wachsamkeit und Freigebigkeit so lange, wie möglich, zu entgehen sucht. Auf diese Art vergehen oft zwanzig und mehrere Jahre, ehe die Blutrache ausgeübt werden kann, ohne daß diese Parteien während der Zeit, auch nur mit einem einzigen Worte, einander beleidigen. Ich will zum Beispiel hier blos eine Begebenheit anführen, die der Doktor Reinegg berichtet, welche über diese barbarische Gewohnheit ein helles Licht verbreitet. — Ein Osser, Namens Bauto, erschoß im Jahre 1759 einen andern Ossen, Namens Mambed, und ward daher im Jahre 1768 von Achmed, dem ältesten Sohne Mambeds, wieder umgebracht. Kaum war dieser Mord verübt, als Achmed den einzigen Sohn Bauto's, Namens Kaitugho, einen fünfjährigen Knaben, zu sich ins Haus nahm, und ihn wie sein eignes Kind behandelte. Dieser Knabe wuchs mit Achmeds Söhnen heran, und ward an kindliche Achtung und brüderliche Liebe gewöhnt. Als er erwachsen war, ward er verheirathet, von Achmed ausgestattet, und in das gesammte Vermögen seines getödteten Vaters eingesetzt, und doch hatte Achmed mit so vielen Kosten das Blut seines Vaters noch nicht bezahlt. Der junge Kaitugho gestand oft dem Reinegg, wie sehr er wünsche, bald eine gute Gelegenheit zu finden, seine traurige Pflicht erfüllen zu können, seinen Pflegevater Achmed umzubringen, so sehr auch sein Gewissen ihm vorhielt, daß er sich aus Dankbarkeit an Achmed nicht vergreifen möchte, und so gut er es auch wüßte, daß sein Sohn es ihm mit gleicher Münze wieder bezahlen würde. Als Kaitugho im Jahre 1784 getödtet wurde, erbte der Brudersohn seines Vaters

mit seinem Vermögen auch die Blutrache, welcher Schmed durch Geschenke und Freundschaftsbeweise zu entgehen suchte. Er wagte aber doch nie, die Gränzen seines Dorfes zu überschreiten, ohne hinlängliche Bedeckung bei sich zu haben. Und sollte er auch, sagt Reinegg, den Nachstellungen seines Feindes entgehen können, und eines natürlichen Todes sterben, so haftet doch wieder auf seinem ältesten Sohne die Blutschuld, die gerächt werden soll.*)

Aus dieser Begebenheit erhellet, daß die Blutrache bei diesem Volke nicht in wirklichem Haß gegen den Mörder, sondern in Liebe zu dem Ermordeten und in dem Volkswahne gegründet ist, daß die Pflicht der Liebe Blutrache fordere. — Welch ein unglückseliger Wahn, der die Stimme des Gewissens zum Schweigen bringt, alle Gefühle der Dankbarkeit vertilgt, und den Menschen in einen ewigen Krieg verwickelt. Lasset uns daher nie behaupten, daß Vorurtheile unschädlich sind, daß sie sogar dem gemeinen Manne nützlich seyn könnten. Vorurtheile sind, wie das Lügen, immer schädlich. Was jene im Großen wirken, das wirken andere Vorurtheile im Kleinen. Das Unheil, was jene öffentlich anrichten, richten andere heimlich an. Vorurtheile leiten immer den Verstand auf Irrwege, die schädliche Folgen haben, sowohl für denjenigen, der sich davon beherrschen läßt, als für andere, welche die Wirkungen derselben treffen.

Endlich kann die Blutrache, wie die Rachsucht überhaupt, aus einem falschen Ehrgefühl entspringen. Dies Ehrgefühl ist bei den Beduinen-Arabern die Quelle der Blutrache. Das Interesse der allgemeinen Sicherheit hat seit langer Zeit ein Gesetz unter ihnen eingeführt, wodurch jeder Todtschlag durch das Blut des Mörders gerächt werden muß. Dies nennen sie, wie die Perser, die Wiedervergeltung, und dem nächsten Anverwandten des

---

*) Reineggs allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. Thl. I. S. 221. ff.

Ermordeten kommt es zu, ihm diese Genugthuung zu verschaffen. Seine eigene Ehre ist dabei so sehr im Spiele, daß alle Araber ihn auf immer verachten, wenn er dieses Wiedervergeltungsrecht nicht ausübt. Folglich lauert er auf jede Gelegenheit, wo er sich rächen kann, und wenn sein Feind bei einem andern Vorfalle umkommt, so glaubt er doch immer, keine Genugthuung erhalten zu haben, und seine Rache verfolgt den nächsten Anverwandten. Auf die Weise kann diese Blutrache fortgepflanzt werden, und erbt vom Vater auf die Kinder fort, und hört nur dann auf, wenn eine dieser Familien ganz ausgestorben ist, es sey denn, daß sie sich vertragen und den Schuldigen aufopfern, oder das Blut durch einen Preis an Gelde oder Vieh abkaufen. Ohne dies kann kein Friede, keine Ruhe, keine Vereinigung zwischen ihnen Statt finden, und oft selbst nicht einmal zwischen den beiden Stämmen, wozu sie gehören. *Es gibt Blut zwischen uns*, sagt man bei jedem Vorfalle, und dieses Wort legt der Errichtung einer gegenseitigen Freundschaft unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Durch die Länge der Zeit vervielfältigen sich dergleichen Zufälle, und so entstehen unter den meisten Stämmen Streitigkeiten, wodurch sie in ewige Kriege mit einander verwickelt werden. Dies und ihre Lebensart macht die Beduinen zu einem kriegerischen Volke, obgleich sie in der Kriegskunst keine sonderlichen Fortschritte gemacht haben.*)

Daß diese Menschen für einen begangenen Mord das Blut des Mörders fordern, ist begreiflich; aber daß die Beduinen und mehrere rohe Völker, wenn sie das Blut des Mörders nicht vergießen können, einen von seinen Verwandten, wo möglich, umbringen, und nur dadurch Genugthuung zu erhalten meinen, muß theils in der alten Maxime: Auge für Auge, Zahn für Zahn, so auch Blut

---

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Thl. Abtheil. 4. Kap. 23.

für Blut, gegründet seyn; theils wollen sie dadurch ohne Zweifel sowohl die Familie zwingen, den Schuldigen auszuliefern, im Fall ein Mord begangen wird, als auch dem bewirken, daß die Stämme sowohl, als die Familien in jedem Stamme, auf die Handlungen jedes einzelnen Mannes in ihrem Stamme und ihrer Familie ein wachsames Auge haben, um, so viel als möglich, dem Mord und Todtschlag zu wehren, weil die ganze Familie deshalb zur Verantwortung gezogen werden, und jede Mordthat für die Familie viele blutige Folgen nach sich ziehen kann. Es ist auch kaum zu bezweifeln, daß diese Art, die Blutrache zu üben, viel beitragen muß, dem Mord und Todtschlag Einhalt zu thun.

Diese in einem hohen Grade ungerechte Blutrache ist also doch nicht wilder Brutalität, sondern Maximen beizumessen, die zwar eben so ungerecht sind, als die That selbst, aber doch ihren Nutzen haben können. Bei einem rohen Volke sind keine klugen und ganz gerechten Maximen zu erwarten; diese setzen Verstandeskultur voraus. Aus dem Verfahren der Araber in Jemen bei der Blutrache erhellet, daß sie bei ihnen in den oben erwähnten Maximen gegründet seyn muß. Sie machen zwar vielen Lärm, wenn sie anfangen, sich zu zanken, scheinen aber doch nicht zänkisch zu seyn. Sie sind geneigt, sich bald wieder zu vergleichen. Denn wenn entweder der eine nicht so heftig ist, wie der andere, oder der dritte Mann mit kaltem Blute dazwischen kommt, und einige Mal sagt: „denkt an Gott und seinen Propheten," so vertragen sie sich entweder gleich auf der Stelle, oder wählen einen Schiedsrichter, der mit Güte sie zu einem Vergleiche bringen kann. Ein begangener Mord erheischt aber Genugthuung. Diese wird nicht allenthalben in Arabien auf die nämliche Art genommen. An einigen Orten wird der Mörder auf Befehl der Obrigkeit am Leben gestraft; an andern Orten hingegen haben die Anverwandten des Ermordeten die Wahl, ob sie sich vor der Obrigkeit mit den Verwandten des Mörders ver-

tragen, oder den Mörder ausgeliefert haben wollen; in welchem Falle sie ihn mit eigener Hand selbst tödten können. Es steht ihnen endlich auch frei, sich an dem Mörder oder seinen Freunden in einem Zweikampfe selbst zu rächen. Unter den Arabern in Jemen wird es für schimpflich gehalten, sich für das Blut eines Menschen durch Geld versöhnen zu lassen, weil es, ihrer Meinung nach, scheinen könnte, als hätten sie dem Mörder Anlaß gegeben, ihn zu tödten. Sie wollen auch selten zugeben, daß der Mörder von der Obrigkeit getödtet wird; auch wollen sie ihn nicht selbst tödten, weil sie dadurch die Familie von einem schlechten Mitgliede, und mithin von einer großen Last befreien. Die Familie des Ermordeten behält sich daher gewöhnlich das Recht vor, sich an den Freunden des Mörders zu rächen, und denjenigen von der Familie wieder umzubringen, den sie für gut finden. Allein ein ehrliebender Araber muß doch hierbei eine Gleichheit der Kräfte beobachten. Es würde für schimpflich geachtet werden, wenn ein starker Mann einen Kranken oder Alten angreifen, oder wenn Viele einen Einzigen überfallen wollten. Doch ist es ihnen erlaubt, an dem Vornehmsten in der Familie Blutrache zu nehmen, da sie verlangen, daß derjenige, der für den Vornehmsten in der Familie gehalten wird, und sich selbst dafür erkennt, auf alle Glieder der Familie und ihr Betragen ein wachsames Auge haben solle. Daraus folgt, daß die Verwandten und Freunde des Mörders in beständiger Furcht leben müssen, den Freunden des Ermordeten oder jemanden aus seiner Familie zu begegnen, bis einer von der Familie des Mörders getödtet worden ist. Man hat Beispiele, daß solche Familienkriege funfzig Jahre und drüber gedauert haben; denn sie fordern einander nicht zum Kampfe heraus, sondern schlagen sich nur, wenn sich die Gelegenheit darbietet, und wenn dann unglücklicher Weise noch einer aus der Familie des Ermordeten getödtet wird, so ist kein Friede zu hoffen, bevor gleichfalls zwei von der Gegenpartei das nämliche Schicksal haben, wenn beide Parteien nicht

ihren falschen Grundsatz von der Ehre fahren lassen, und ein Mittel ausfindig machen können, die Sache mit Güte beizulegen.*)

Man sieht hieraus, daß der Araber überhaupt durch eine falsche Ehrliebe zur Blutrache getrieben wird, die von zwei falschen Maximen begleitet ist, nämlich, daß Blut mit Blut, es sey das Blut des Mörders oder einer andern mit dem Mörder verwandten Person, bezahlt, und daß Mord an der Familie oder an dem Vornehmsten in der Familie gerächt werden müsse, weil er auf das Betragen der Glieder seiner Familie kein wachsames Auge gehabt hat. Es muß daher unter ihnen eben so gefährlich seyn, der Vornehmste in einer Familie zu seyn, als es unmöglich ist, über das Betragen jedes einzelnen Menschen in derselben zu wachen.

Diese Sitte, an der Familie des Mörders Blutrache zu nehmen, wenn man sich an dem Mörder selbst nicht rächen kann, wird auch unter einigen Stämmen in Nordamerika gefunden, und zwar unter solchen, die sonst sehr gutmüthig sind, und für Freundschaft viel Gefühl haben. Die nordamerikanischen Wilden, die Rogers erwähnt, sind in ihrer Freundschaft wärmer und standhafter, als irgend ein gesittetes Volk; denn das, was bei den kultivirten Völkern ein einzelner Fall seyn kann, ist bei jenen Wilden Nationalcharakter. Jeder von ihnen wählt sich in einem gewissen Alter einige, die beinahe gleiches Alters mit ihm sind, zu seinen Vertrauten, um derentwillen er allen Gefahren Trotz bietet, und für deren Beistand und Rettung er Alles wagen will. Ja, diese Freundschaft geht so weit, daß sie sogar die Furcht vor dem Tode überwindet, weil sie den Tod nur für eine kurze Trennung halten, und glauben, daß sie einander in einer andern Welt wieder finden werden,

*) Beschreibung von Arabien, von Niebuhr. Abth. 1. S. 29 u. 32. ff.

wo sie hoffen, durch dieselbe Freundschaft wieder vereinigt zu werden. — Wer sollte Wilden eine solche Denkungsart zutrauen? — Ihre National-Freundschaft gleicht ihrer Privat-Freundschaft. Diejenigen, die zu dem nämlichen Volke gehören, oder mit einander verbündet sind, begegnen einander sehr gutmüthig und freundschaftlich. Wenn Streitigkeiten unter ihnen entstehen, so fluchen sie nie. Niemals brauchen sie gegen einander unanständige Ausdrücke oder Schimpfworte; aber auf der andern Seite kann die Zeit auch niemals ihre Rache auslöschen. Sie geht von dem einen Geschlecht auf das andere über, und wird dem Sohne vom Vater als ein Erbgut hinterlassen, bis es eine Gelegenheit gibt, sich hinlängliche Genugthuung zu verschaffen, sollte diese auch in der dritten oder vierten Generation an denjenigen genommen werden, die die ersten Urheber der Beleidigung gewesen sind. Diese rachsüchtige Gesinnung macht, daß sie zum Kriege immer bereit sind. Oft greifen sie aus den geringfügigsten Ursachen zu den Waffen, und verursachen viel Blutvergießen. Ihre kleinen Privatstreitigkeiten werden auch oft auf diese Weise, ohne das Wissen oder die Einwilligung ihrer Rathsversammlung entschieden. — Wer sollte glauben, daß ein so gutmüthiges Volk, das für Freundschaft ein so warmes Gefühl hat, sich zugleich von der Leidenschaft der Rache so sehr könnte beherrschen lassen? Die Wärme, womit sie ihren Freunden ergeben sind, ist aber wahrscheinlich eine Hauptursache der Unversöhnlichkeit, womit sie ihre Blutrache ausüben; und wenn sie gleiche Grundsätze mit den Arabern haben, so ist es begreiflich, daß ihre gutmüthige Denkungsart ihrer Blutrache weichen, und daß diese Blutrache, wenn der Mörder nicht umgebracht werden kann, sich auf die dritte und vierte Generation erstrecken muß, wenn sie sich nicht früher Genugthuung haben verschaffen können. Ihre Oberhäupter haben auch aus politischen Gründen Nachsicht mit solchen Ausschweifungen, weil sie dieselben als Mittel betrachten,

die Jungen wach zu halten, und sie mit Kriegszucht und Kriegsübungen bekannt zu machen *).

Unter dem kalten Himmelsstriche der Grönländer fand man in diesem Stücke die nämlichen Vorurtheile, dieselbe Wuth. Mord und Zauberei waren die einzigen Verbrechen, die mit dem Tode bestraft wurden. Wenn man auf eine alte Weibsperson den Verdacht hatte, daß sie hexen könnte, so ward, wenn irgend ein Unglück sich ereignete, die Schuld gleich auf sie geworfen; und wenn sie keine Verwandten hatte, die sich ihrer annehmen konnten, so ward sie vom Volke gesteinigt, ins Meer gestürzt, oder in Stücke gehauen, je nachdem die Rachgier es ihnen gebot. Wenn sie nahe Verwandten hatte, so suchten diese den Mord zu rächen, und es ging dann eine lange Mordgeschichte an. Denn dieselbe Blutrache, die unter den Beduinen und Arabern gefunden wird, fand auch bei den Grönländern Statt. War jemand getödtet worden, so konnten sie viele Jahre hindurch auf eine tückische Art ihre mörderischen Absichten verhehlen, bis es eine sichere Gelegenheit gab, wobei nichts zu befürchten war. War der Mörder, den sie umbrachten, seiner bösen Handlungen wegen berüchtigt, und hatte er keine Verwandten, so blieb es dabei; gewöhnlich ward aber diese Blutrache, die sie an einem solchen Mörder nahmen, mit dem Tode, entweder an dem Thäter, oder an seinen Kindern, Enkeln und Verwandten, und wenn man dieser nicht habhaft werden konnte, an seinen Bekannten gerächet, und auf diese Art konnte es immer fortgehen und ganz unschuldige Menschen treffen **).

Auf solche Art richtet die Rachsucht, die gewaltsamste aller menschlichen Leidenschaften, von Vorurtheilen und falschen Begriffen von Gerechtigkeit und Ehre unterstützt, in

---

*) Rogers Beschreibung von Nordamerika, in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 262. f.

**) David Cranz's Historie von Grönland. Buch III. Abschn. IV. §. 28 — 33.

den Ländern, wo keine festen und weisen Gesetze sind, die das Leben und die Rechte des Menschen schützen, und wo es keine Obrigkeit gibt, die mit Kraft für die Handhabung dieser Gesetze wacht, und mit weiser Strenge ihre Uebertretung bestraft. Sollte wohl ein kluger Mann, er mag übrigens in seinen Meinungen so paradox seyn, wie er will, recht ernstlich wünschen, ein Mitglied der Gesellschaft dieser rohen und wilden Völkerschaften zu seyn? Ein solcher Wunsch würde wenigstens, wenn er ernstlich wäre, nichts anders, als der Ausbruch einer hypochondrischen Laune seyn.

Kap. 13.

Grausamkeit gegen Feinde.

Grausamkeit gegen Feinde ist ein allgemeiner Zug in dem Charakter der wilden und rohen Völker. Es gibt sehr wenige, die hierin eine Ausnahme machen. Zu diesen rechne ich die Siminolen, ein Volk, das Ostflorida und den größten Theil von Westflorida bewohnt. Diese scheinen ein glückliches Volk zu seyn. Sie besitzen die Nothwendigkeiten des Lebens im Ueberfluß und ihre Person und ihr Eigenthum ist daneben in völliger Sicherheit. Sie sind von Mangel und Begierde frei. Freude, Zufriedenheit, Liebe und unverstellte Freundschaft scheinen ihnen angeboren zu seyn. Dem Ehebruch und der Hurerei sind sie freilich ergeben, aber nicht ausschweifender, als andere Nationen; solche Laster werden aber bei ihnen auch bestraft. Sie strafen männliche und weibliche Ehebrecher völlig auf gleiche Art, und schneiden ihnen die Ohren ab. Hurerei von Personen beiderlei Geschlechts hält man durch Schande und Schimpf für hinlänglich bestraft. Die Siminolen sind also ein gutmüthiges Volk.

Sie haben vor vielen andern Völkern ein Gefühl der Sittlichkeit. Dies mag wohl auch die Ursache seyn, warum sie ihre Feinde menschlicher behandeln. Sie kriegen, wie die Wilde, gegen ihr eigenes Geschlecht, tödten es und reiben es auf. Die Bewegungsgründe hierzu entspringen, wie bei allen andern Nationen, aus einer und derselben Quelle: nämlich aus dem Ehrgeize, um ihren Muth und ihre Tapferkeit zu zeigen, und dadurch ihren Namen bei ihren Mitbürgern zu verewigen; oder aus Rache gegen ihre Feinde wegen öffentlicher oder persönlicher Beleidigungen, und endlich aus Begierde, die Gränzen ihres Gebietes zu erweitern. Doch findet man bei genauer Untersuchung nicht, daß ihre blutigen Streite heut zu Tage stärkere Merkmale von Unmenschlichkeit oder wilder Grausamkeit an sich tragen, als man bei den gesitteten Nationen wahrnimmt. Sie skalpiren zwar den erschlagenen Feind; aber sie tödten weder Weiber, noch Kinder. Man sieht auch nie ein Beispiel, daß sie, wie andere Wilde in Amerika, die Gefangenen quälen oder verbrennen; obgleich gesagt wird, daß sie es ehemals gethan haben. Es gab in jeder Stadt Gefangene männlichen Geschlechts, zum Theil von sehr hohem Alter, welche frei waren, und sich in eben so guten Umständen befanden, wie ihre Herren. Alle Sklaven erhalten ihre Freiheit, wenn sie sich verheirathen; und dies wird ihnen verstattet, ja sie werden sogar dazu aufgemuntert, und dann sind sie und ihre Nachkommen mit ihren Ueberwindern völlig gleich *).

Die Apalachiten, ein altes Volk, welches auch in Florida wohnt, behandeln zwar ihre Feinde härter, als die oben erwähnten, sind aber sehr menschlich im Vergleich gegen andere amerikanische Völker. Sie haben so viel Großmuth in ihrem Charakter, daß sie die Kunst, ihre Pfeile zu vergiften, nie haben erlernen wollen. Wenn sie einen Sieg erfochten haben, so behandeln sie nie die Leichen der in der

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 203. ff.

Schlacht Gebliebenen grausam oder unmenschlich. An ihren Gefangenen begehen sie aber die Grausamkeit, daß sie die Haut mit den Haaren von der Hirnschale ablösen, sie als ein Siegeszeichen an ihren Wurfspießen herumtragen und sie, sobald sie nach Hause gekommen sind, vor den Thüren ihrer Wohnungen als ein Ehrenzeichen aufsetzen. Was diese Grausamkeit einigermaßen mildert, ist dies, daß sie im Kriege denjenigen immer Gnade angedeihen lassen, die darum bitten, so hitzig und hartnäckig das Gefecht auch gewesen ist. Besonders beweisen sie gegen die Weiber und Kinder ihrer Feinde diesen Edelmuth. Sie bringen sie nur nach ihren Städten und Dörfern, wo sie ihnen jede anständige Freiheit verstatten *).

Was die Ursache ist, daß diese Völkerschaften in Florida ihre Feinde milder und glimpflicher behandeln, ob sie in ihrem Temperamente, oder in einem richtigern Ehrgefühle, als man bei andern rohen Nationen findet, oder in hergebrachten Gewohnheiten liegt, die bei irgend einer Gelegenheit bei ihnen eingeführt worden sind, läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden. Es ist gewiß genug, daß die Siminalen eines sanguinischen Temperaments zu seyn scheinen, welches selten der Grausamkeit ergeben ist, und die Apalachiten haben etwas Edles und Großmüthiges in ihrem Charakter, welches sich auch nicht wohl mit Grausamkeit gegen Feinde vereinigen läßt; ob dies aber allein die Ursache ist, daß sie ganz wider die Gewohnheit anderer rohen Völker ihre Feinde glimpflich behandeln, kann ich nicht entscheiden. So viel ist aber gewiß, daß diese blos eine Ausnahme sind, und daß Grausamkeit gegen Feinde ein allgemeiner Hauptzug im Charakter der wilden und rohen Völker ist. Man kann auch nicht anders erwarten, als daß Menschen, so lange sie in einem wilden, thierischen Zustande

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 4. Hauptst. 4. Abschn. 591.

leben, auch diejenigen, denen sie feind sind, grausam behandeln müssen. Der Unterschied kann blos darin liegen, daß Thiere Menschen und Thiere, die sie anfallen, oder von denen sie überfallen werden, zerreißen; dahingegen haben selbst die wilden Menschen so viel Verstand, daß sie ihre Grausamkeiten raffiniren können. Das können die wilden Thiere nicht.

Beispiele wilder, thierischer Grausamkeiten trifft man bei den Gallas, einem unweit Abyssinien wohnenden Volke, an. In ihrer Heimath sind sie der strengsten Ordnung unterworfen, weil der geringste Streit zwischen einzelnen Personen untersucht und gleich bestraft wird; im Kriege sind sie aber die grausamsten aller Wilden. Sie schneiden den Männern den Theil des Leibes, wodurch sie von den Frauenzimmern unterschieden werden, ab, und hängen ihn trocken in ihren Häusern auf. Sie schonen nicht einmal schwangere Weiber, sondern schneiden sie in der Meinung auf, einen Knaben zu finden, um ihn zu tödten. Ihr König, der von den verschiedenen Stämmen gewählt wird, erlaubt, wenn er gewählt ist, jedem Stamme, auf Raub und Plünderung auszuwandern, nur mit der Bedingung, daß sie schnell zurückkehren sollen, falls das ganze Volk ihres Dienstes bedürfen sollte. Sie richten auch in kurzer Zeit so viel Unheil, als möglich, an, und kehren selten auf demselben Wege zurück, den sie gekommen sind. Beim ersten Angriffe werden sie für gute Krieger gehalten; sie haben aber nicht Standhaftigkeit genug, auszudauern. Sie können auch unglaubliche Märsche thun und über Flüsse schwimmen, indem sie ihre Pferde bei den Schwänzen halten, wozu sowohl sie, als ihre Pferde gut abgerichtet sind *).

Neben diese thierischen Menschen können die Einwohner von Louisiana gesetzt werden. Diese sind nicht so sehr ihrer Tapferkeit, als der Treulosigkeit und der List wegen

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Thl. II. B. 3. S. 217. ff.

furchtbar, womit sie ihre Verrätherei ausüben. Gewinnen sie durch einen Ueberfall die Oberhand, so sind sie im höchsten Grade grausam und unmenschlich, kennen kein Mitleiden und finden Vergnügen an dem Morden; werden sie aber überwunden, so sind sie die feigsten und verzagtesten Menschen, die man sich denken kann. Feigheit und Treulosigkeit machen, dem Berichte Ulloa's zufolge, ihren eigenthümlichen Charakter aus. Die Beleidigung, sowohl eines einzelnen Mannes, als einer ganzen Nation, machen sie zu einer gemeinschaftlichen Rache. In dem Falle ist kein Bündniß gegenseitiger Freundschaft mit dem Volke, das sie angreifen wollen, noch Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten im Stande, sie zurück zu halten. Sie verletzen dann jede Treue und Ehrlichkeit. Man muß daher immer mißtrauisch seyn, und kann auf ihr Wort nicht bauen; denn man findet in ihrer Freundschaft keine Sicherheit gegen ihre unerwarteten Ueberfälle. Sie greifen mit Wildheit jeden einzelnen Menschen, den sie unbewaffnet finden, an, um ihn auszuplündern. Wenn sie ein etwas entlegenes Haus antreffen, so suchen sie auf eine heimliche und listige Art sich hineinzuschleichen, tödten erst die Bewohner im Schlafe und plündern nachher das Haus. Merken sie einige Anstalten zur Gegenwehr, so ziehen sie sich still zurück und verstecken sich, bis sie eine schicklichere Gelegenheit finden. Eben so verstecken sie sich in feindlichen Anfällen hinter den Gebüschen, und schießen aus denselben, wenn sie ihrer Uebermacht nicht gewiß sind. Sie sind aber nicht allein listig und feig, sondern auch eben so grausam, als feig. Im Kriege haben sie den Gebrauch, ihren überwundenen Feinden die Haut vom Kopfe nebst dem Haarschopfe abzuziehen, welche sie im Triumphe mit sich bringen. Wenn sie Europäer gefangen nehmen, die lange Haare haben, so ergreifen sie sie bei denselben, schneiden ihnen die Haut von der Stirne rings um den Kopf ab, stecken die Finger zwischen dieselbe und das Stirnbein hinein und reißen mit aller Gewalt die Haut nebst den Haaren auf einmal vom Kopfe ab. So

leben, auch d[illegible] schmerzhaft diese Operation auch ist, so handeln mü[illegible] daß einige sie überleben können. — daß Thiere [illegible] sich gegen die Thiere, wenn von denen [illegible] nicht ausüben können. Sie haben selbst [illegible] eben sowohl, wie die Engländer und re Grav[illegible] Ihre Ergötzungen hierbei bestehen darin, daß den Th[illegible] Personen mit Lanzen, die breite Spitzen haben, [illegible] auf den Stier los gehen und ihm dieselben mit allen bei[illegible] in den Leib stoßen, wodurch das Thier gleich zu Boden fällt. Dann laufen sie hinzu, schneiden ihm den Mund und Schwanz nebst den Rücken von den Lenden ab, welches sie noch essen, ehe der Stier todt ist. So weit gehen weder die Engländer, noch die Spanier. Die wilden Indianer müssen aber auch etwas voraus haben. Wie groß ihre Grausamkeit ist, sie mag gegen Menschen oder Thiere ausgeübt werden, kann man aus dem Wohlgefallen, der Freude und Kaltblütigkeit schließen, womit sie dieselbe ausüben, sogar ohne den geringsten Zorn dabei zu äußern, ja ohne Ursache dazu zu haben, als ob sie eine gleichgültige Handlung vollbrächten *).

Sollten diese Beispiele nicht hinlänglich seyn, um zu beweisen, welche reißende Thiere Menschen ohne Kultur des Verstandes werden können, so will ich noch einige nordamerikanische Stämme zum Beispiel anführen. Wie die wildesten Thiere unter einander gutmüthig seyn können, so sind diese Wilden es auch. Sie kennen kein Eigenthumsrecht, außer in den Dingen, die zum häuslichen Gebrauche gehören, und die jeder vermehrt, sofern seine Umstände es erlauben. Sie sind sehr freigebig gegen einander, und helfen gern dem Mangel ihrer Freunde mit ihrem Ueberfluß ab. Sie kommen ihren Mitbürgern gern in der Gefahr zu Hülfe, ohne Belohnung zu erwarten. Wenn einer ihrer Nachbarn durch Krankheit oder im Kriege seine Kinder verloren hat,

*) Don Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Thl. II. Abschn. 17. u. 18.

ersetzen die, welche die meisten Sklaven haben, diesen Verlust, und diese Sklaven werden von dem kinderlosen Vater an Kindes Statt aufgenommen, und wirklich als Kinder von dem behandelt, dem sie geschenkt worden sind. Sollte man nicht billig glauben, daß diese Indianer die besten Menschen wären? So wie sie aber die besten Freunde sind, so sind sie auf der andern Seite die grausamsten Feinde. Um ihre Rachsucht zu befriedigen, essen sie bisweilen das Herz ihrer erschlagenen Feinde, und trinken ihr Blut. Dies verdient doch wohl wilde Brutalität genannt zu werden? Sie sind nur insofern noch schlimmer, als die wilden Thiere, daß diese doch ihr eigenes Geschlecht nicht fressen. Dies können die wilden Menschen thun, welches ich nachher ausführlicher darthun werde. — Wenn diese Indianer den Sieg erhalten, so hauen sie ohne Unterschied alle, die ihnen in die Hände fallen, Männer, Weiber und Kinder, nieder, und hernach schinden sie sie. Allen Todten und schwer Verwundeten ziehen sie die Haut vom Kopfe ab, und diese Häute bewahren sie als einen Beweis ihrer Tapferkeit und Rache an ihren Feinden. Doch suchen sie so viele Gefangene zu machen, als sie mit sich zurückführen können, und ihrer harret noch das härteste Schicksal. Wenn sie mit diesen Gefangenen durch die Städte kommen, so versammeln sich Weiber und Kinder mit Stöcken und Stangen, stellen sich in zwei Reihen, durch welche die Gefangenen gehen müssen, und schlagen so unbarmherzig auf sie, daß sie bisweilen kaum einige Zeichen des Lebens noch behalten. Doch hüten sie sich wohl, sie ganz zu tödten. Sie wollen durch weit größere Martern, die sie diesen Unglücklichen zubereitet haben, eine noch weit größere Freude an ihnen haben. Die gewöhnlichste Marter besteht darin, daß sie sie an einen Pfahl binden, um welchen sie einen Scheiterhaufen legen, und sie verbrennen; bisweilen binden sie sie an einen Pfahl, und damit ihre Kinder zu eben solchen Ungeheuern gebildet werden, als sie selbst sind, so erlauben sie ihren jungen Knaben, mit ihren

unmenschlich und schmerzhaft diese Operation auch ist, so hat man doch Beispiele, daß einige sie überleben können. — Ihr grausamer Charakter äußert sich gegen die Thiere, wenn sie ihn gegen die Menschen nicht ausüben können. Sie haben ihre Stiergefechte eben sowohl, wie die Engländer und Spanier. Ihre Ergötzungen hierbei bestehen darin, daß sechs oder acht Personen mit Lanzen, die breite Spitzen haben, auf den Stier los gehen und ihm dieselben mit allen Kräften in den Leib stoßen, wodurch das Thier gleich zu Boden fällt. Dann laufen sie hinzu, schneiden ihm den Mund und Schwanz nebst den Rücken von den Lenden ab, welches sie noch essen, ehe der Stier todt ist. So weit gehen weder die Engländer, noch die Spanier. Die wilden Indianer müssen aber auch etwas voraus haben. Wie groß ihre Grausamkeit ist, sie mag gegen Menschen oder Thiere ausgeübt werden, kann man aus dem Wohlgefallen, der Freude und Kaltblütigkeit schließen, womit sie dieselbe ausüben, sogar ohne den geringsten Zorn dabei zu äußern, ja ohne Ursache dazu zu haben, als ob sie eine gleichgültige Handlung vollbrächten *).

Sollten diese Beispiele nicht hinlänglich seyn, um zu beweisen, welche reißende Thiere Menschen ohne Kultur des Verstandes werden können, so will ich noch einige nordamerikanische Stämme zum Beispiel anführen. Wie die wildesten Thiere unter einander gutmüthig seyn können, so sind diese Wilden es auch. Sie kennen kein Eigenthumsrecht, außer in den Dingen, die zum häuslichen Gebrauche gehören, und die jeder vermehrt, sofern seine Umstände es erlauben. Sie sind sehr freigebig gegen einander, und helfen gern dem Mangel ihrer Freunde mit ihrem Ueberfluß ab. Sie kommen ihren Mitbürgern gern in der Gefahr zu Hülfe, ohne Belohnung zu erwarten. Wenn einer ihrer Nachbarn durch Krankheit oder im Kriege seine Kinder verloren hat,

*) Don Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Thl. II. Abschn. 17. u. 18.

so ersetzen die, welche die meisten Sklaven haben, diesen Verlust, und diese Sklaven werden von dem kinderlosen Vater an Kindes Statt aufgenommen, und wirklich als Kinder von dem behandelt, dem sie geschenkt worden sind. Sollte man nicht billig glauben, daß diese Indianer die besten Menschen wären? So wie sie aber die besten Freunde sind, so sind sie auf der andern Seite die grausamsten Feinde. Um ihre Rachsucht zu befriedigen, essen sie bisweilen das Herz ihrer erschlagenen Feinde, und trinken ihr Blut. Dies verdient doch wohl wilde Brutalität genannt zu werden? Sie sind nur insofern noch schlimmer, als die wilden Thiere, daß diese doch ihr eigenes Geschlecht nicht fressen. Dies können die wilden Menschen thun, welches ich nachher ausführlicher darthun werde. — Wenn diese Indianer den Sieg erhalten, so hauen sie ohne Unterschied alle, die ihnen in die Hände fallen, Männer, Weiber und Kinder, nieder, und hernach schinden sie sie. Allen Todten und schwer Verwundeten ziehen sie die Haut vom Kopfe ab, und diese Häute bewahren sie als einen Beweis ihrer Tapferkeit und Rache an ihren Feinden. Doch suchen sie so viele Gefangene zu machen, als sie mit sich zurückführen können, und ihrer harret noch das härteste Schicksal. Wenn sie mit diesen Gefangenen durch die Städte kommen, so versammeln sich Weiber und Kinder mit Stöcken und Stangen, stellen sich in zwei Reihen, durch welche die Gefangenen gehen müssen, und schlagen so unbarmherzig auf sie, daß sie bisweilen kaum einige Zeichen des Lebens noch behalten. Doch hüten sie sich wohl, sie ganz zu tödten. Sie wollen durch weit größere Martern, die sie diesen Unglücklichen zubereitet haben, eine noch weit größere Freude an ihnen haben. Die gewöhnlichste Marter besteht darin, daß sie sie an einen Pfahl binden, um welchen sie einen Scheiterhaufen legen, und sie verbrennen; bisweilen binden sie sie an einen Pfahl, und damit ihre Kinder zu eben solchen Ungeheuern gebildet werden, als sie selbst sind, so erlauben sie ihren jungen Knaben, mit ihren

Pfeilen nach ihnen zu schießen. Da diese Knaben theils klein sind, theils in einiger Entfernung von den Unglücklichen gestellt werden, so können diese dadurch nicht gleich getödtet werden, sondern müssen diese Martern oft gegen zwei Tage aushalten. Durch diese Grausamkeiten befriedigen sie nicht allein um soviel länger ihre Rachsucht, sondern haben auch den Vortheil davon, daß ihre Kinder früh an Grausamkeit und Blutvergießen Lust erhalten. Solche Martern halten die Indianer mit der unglaublichsten Standhaftigkeit aus. Unter den schmerzlichsten Qualen spotten sie noch ihrer Henker, und rühmen sich der Martern, die sie denjenigen angethan haben, die ihnen vormals in die Hände gefallen sind. *)

Roger gibt uns auch von einigen andern Martern Nachricht, die nicht weniger grausam sind, und welche die Nordamerikaner ersonnen haben, um ihre Gefangenen zu quälen. Seinem Berichte zufolge brennen sie zuweilen ihre Gefangenen über den ganzen Körper, und bestreichen sie zuerst mit Pech. Männer, Weiber und Kinder in dem ganzen Dorfe versammeln sich um diese Unglücklichen, und martern sie, so lange sie wollen, und so lange Leben in ihnen ist. Wenn keiner von den Umstehenden ihre Leiden verlängert haben will, so werden sie entweder mit Pfeilen erschossen, oder in trockene Baumrinde eingebunden, um welche sie Feuer legen, und sie so stehen lassen. Bisweilen schneiden sie ihnen Finger und Zehen, und so ein Glied nach dem andern ab, und zuweilen schinden sie sie. Des Abends laufen sie von einer Hütte zur andern, und schlagen ihr Hausgeräth, ihre Wände und Dächer mit kleinen Stöcken, um zu verhindern, daß die Geister dieser Unglücklichen nicht dableiben, und sich der ihnen angethanen Schmerzen wegen rächen sollen. Den übrigen Theil des

---

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 3.

Tages, und die darauf folgende Nacht, bringen sie mit Lustbarkeiten zu. *)

Ich frage: ob es eine unmoralische Handlung sey, diese wilden Thiere zu vertilgen, wenn glimpflichere Mittel vergebens versucht worden sind? Hat man vergebens gesucht, sie durch Kultur umzubilden, wäre es dann unerlaubt, nach ihnen, wie nach Löwen und Tigern, auf die Jagd zu gehen? Diese Frage mag der Moralist beantworten.

Die vorzüglichste und allgemeinste Ursache der Grausamkeit, womit die wilden und rohen Völkerschaften ihre Feinde behandeln, liegt ohne Zweifel nicht allein in dem natürlichen Triebe des Menschen, sich und sein Eigenthum zu vertheidigen, wozu die Wilden auch ihre Weiber und Kinder rechnen, sondern auch in seinem natürlichen Triebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Liebe zur Freiheit ist dem Menschen, wie dem Thiere, angeboren, und scheint im Stande der Natur eine herrschende Leidenschaft zu seyn. Er hält daher eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit und sein Eigenthum. Er leidet keinen Eingriff in dieselbe. Durch den geringsten Verdacht, den er deshalb hegt, wird seine Rache entflammt und seine Feindschaft unversöhnlich; er ergreift die Waffen, um seine Rechte und seine Unabhängigkeit zu vertheidigen und die Beleidigungen zu rächen, die ihm in der Hinsicht zugefügt zu seyn scheinen. So sind die Chirokesen, ein sehr rechtschaffenes Volk. Sie sind sittlich und ernsthaft, in ihrem Betragen würdig und vorsichtig, aber etwas bedachtsam und zurückhaltend. Sie sind heiter und menschenfreundlich, redlich, gerecht und freigebig; sie halten aber streng auf Freiheit und natürliche Menschenrechte, und sind daher stets bereit, jedes Vergnügen und jede Annehmlichkeit, ja selbst ihr Blut und Leben, zur

*) Rogers Beschreibung von Nordamerika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen B. II. S. 278. ff.

Vertheidigung ihres Gebiets und zur Erhaltung ihrer Rechte aufzuopfern *).

Trieb nach Freiheit und Unabhängigkeit ist auf diese Art dem Menschen angeboren. Er wird sowohl bei den gutmüthigsten, als bei den thierischsten Menschen gefunden. Daß dieser aber bei diesen und jenen in Grausamkeit gegen diejenigen ausartet, die sie in dieser Rücksicht beleidigen, davon ist die Ursache wahrscheinlich in der Lebensart und Verfassung der wilden und rohen Menschen zu suchen. Da der Wünsche und Bedürfnisse dieser Menschen nur wenige sind, so können sie leicht befriedigt werden, und lassen ihnen viel Zeit übrig, die sie im Müßiggange zubringen würden, wenn der Hunger und die Selbstvertheidigung sie nicht nöthigte, die Thiere auf der Jagd zu verfolgen. Diese Uebung macht sie thätig, stark und muthig. Sie flößt ihnen List und Grausamkeit ein, gewöhnt sie, eben so gefühllos das Blut der Thiere fließen zu sehen, als ihr Aechzen unter der Keule und den Spießen zu hören. Sie halten nur diejenigen für ihre Mitmenschen, die zu ihrem Stamme gehören. Die Auswärtigen sind in ihren Augen nicht besser, oder nicht mehr werth, als Thiere. Um ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen, wenden sie gegen ihre Feinde dieselbe List und Grausamkeit an, die sie gegen wilde Thiere anzuwenden gewohnt sind. Weil sie aber die Menschen für gefährlicher, als die wilden Thiere, halten und billig halten müssen, so verfahren sie mit ihren Feinden grausamer, als mit den Thieren, um jene dadurch desto mehr abzuschrecken und von ihren Gränzen zurück zu halten. Darum führten die Peruaner ihre Kriege nicht allein grausam, sondern schunden sogar ihre Gefangenen und machten Trommeln aus ihrer Haut, um dadurch ihre Feinde abzuschrecken **). Aus diesem natürlichen Triebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, in

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 461.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. Buch 2. Hauptst. 3. Abschn. 3. §. 1.

Verbindung mit ihrer übrigen Denkungs- und Lebensart, die in der Jagd und in dem Kampfe mit den wilden Thieren bestand, läßt es sich erklären, daß diese Grausamkeit gegen Feinde eben sowohl bei den gutmüthigen, als bei den wilden und ganz thierischen Völkerschaften gefunden wird.

Die Otaheitier sind uns ein sehr auffallendes Beispiel. Diese sind von einer sehr muntern und sanguinischen Gemüthsbeschaffenheit. Man sieht nie, daß sie eine Spur von Betrübniß übrig behalten, sobald eine Widerwärtigkeit vorbei ist. Keine Sorge zieht Furchen auf ihrer Stirn, und nicht einmal der herannahende Tod kann ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit stören. Sie mögen auf dem Krankenbette liegen, oder sich zur Schlacht rüsten, so verfinstert kein ernstes Nachdenken ihr Gesicht. Alles, was sie suchen, ist Ruhe und Freude. Alle ihre Ergötzlichkeiten zielen darauf ab, leidenschaftliche Liebe zu erregen und zu unterhalten, wozu auch ihre Lieder bestimmt sind, an denen sie unbeschreibliches Wohlgefallen finden. Doch wechseln sie auch mit ihren Vergnügungen ab, um keinen Ueberdruß zu empfinden *). Es stimmt mit der Natur des Menschen sehr gut überein, daß Freigebigkeit und freundschaftliche Gesinnung mit Munterkeit und Lebhaftigkeit verbunden sind. So findet man es auch bei den Otaheitiern. Sie theilen alles mit ihren Freunden, und dem Berichte Hamiltons zufolge erstreckt sich ihre Freundschaft über die ganze Welt. Gern geben sie die Hälfte ihres letzten Brodes dem, der zuerst kommt, und die übrige Hälfte bis zum letzten Bissen demjenigen, der nach dem ersten kommt. Diese Gastfreiheit, sagt er, kennet keinen Unterschied des Standes. Der König und der Bettler helfen einander wechselsweise aus **). Es ist zwar gewiß, daß die Ausübung dieser Freigebigkeit durch die Fruchtbarkeit des Landes, wo alles Nöthige im Ueberflusse ohne

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 331

**) Reise um die Welt, von Hamilton. Kap. 1. S. 29.

Vertheidigung ihres Gebiets und zur Erhaltung ihrer Rechte aufzuopfern *).

Trieb nach Freiheit und Unabhängigkeit ist auf diese Art dem Menschen angeboren. Er wird sowohl bei den gutmüthigsten, als bei den thierischsten Menschen gefunden. Daß dieser aber bei diesen und jenen in Grausamkeit gegen diejenigen ausartet, die sie in dieser Rücksicht beleidigen, davon ist die Ursache wahrscheinlich in der Lebensart und Verfassung der wilden und rohen Menschen zu suchen. Da der Wünsche und Bedürfnisse dieser Menschen nur wenige sind, so können sie leicht befriedigt werden, und lassen ihnen viel Zeit übrig, die sie im Müßiggange zubringen würden, wenn der Hunger und die Selbstvertheidigung sie nicht nöthigte, die Thiere auf der Jagd zu verfolgen. Diese Uebung macht sie thätig, stark und muthig. Sie flößt ihnen List und Grausamkeit ein, gewöhnt sie, eben so gefühllos das Blut der Thiere fließen zu sehen, als ihr Aechzen unter der Keule und den Spießen zu hören. Sie halten nur diejenigen für ihre Mitmenschen, die zu ihrem Stamme gehören. Die Auswärtigen sind in ihren Augen nicht besser, oder nicht mehr werth, als Thiere. Um ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen, wenden sie gegen ihre Feinde dieselbe List und Grausamkeit an, die sie gegen wilde Thiere anzuwenden gewohnt sind. Weil sie aber die Menschen für gefährlicher, als die wilden Thiere, halten und billig halten müssen, so verfahren sie mit ihren Feinden grausamer, als mit den Thieren, um jene dadurch desto mehr abzuschrecken und von ihren Gränzen zurück zu halten. Darum führten die Peruaner ihre Kriege nicht allein grausam, sondern schunden sogar ihre Gefangenen und machten Trommeln aus ihrer Haut, um dadurch ihre Feinde abzuschrecken **). Aus diesem natürlichen Triebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, in

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina. S. 461.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. Buch 2. Hauptst. 3. Abschn. 3. §. 1.

Verbindung mit ihrer übrigen Denkungs- und Lebensart, die in der Jagd und in dem Kampfe mit den wilden Thieren bestand, läßt es sich erklären, daß diese Grausamkeit gegen Feinde eben sowohl bei den gutmüthigen, als bei den wilden und ganz thierischen Völkerschaften gefunden wird.

Die Otaheitier sind uns ein sehr auffallendes Beispiel. Diese sind von einer sehr muntern und sanguinischen Gemüthsbeschaffenheit. Man sieht nie, daß sie eine Spur von Betrübniß übrig behalten, sobald eine Widerwärtigkeit vorbei ist. Keine Sorge zieht Furchen auf ihrer Stirn, und nicht einmal der herannahende Tod kann ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit stören. Sie mögen auf dem Krankenbette liegen, oder sich zur Schlacht rüsten, so verfinstert kein ernstes Nachdenken ihr Gesicht. Alles, was sie suchen, ist Ruhe und Freude. Alle ihre Ergötzlichkeiten zielen darauf ab, leidenschaftliche Liebe zu erregen und zu unterhalten, wozu auch ihre Lieder bestimmt sind, an denen sie unbeschreibliches Wohlgefallen finden. Doch wechseln sie auch mit ihren Vergnügungen ab, um keinen Ueberdruß zu empfinden *). Es stimmt mit der Natur des Menschen sehr gut überein, daß Freigebigkeit und freundschaftliche Gesinnung mit Munterkeit und Lebhaftigkeit verbunden sind. So findet man es auch bei den Otaheitiern. Sie theilen alles mit ihren Freunden, und dem Berichte Hamiltons zufolge erstreckt sich ihre Freundschaft über die ganze Welt. Gern geben sie die Hälfte ihres letzten Brodes dem, der zuerst kommt, und die übrige Hälfte bis zum letzten Bissen demjenigen, der nach dem ersten kommt. Diese Gastfreiheit, sagt er, kennet keinen Unterschied des Standes. Der König und der Bettler helfen einander wechselsweise aus **). Es ist zwar gewiß, daß die Ausübung dieser Freigebigkeit durch die Fruchtbarkeit des Landes, wo alles Nöthige im Ueberflusse ohne

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 331

**) Reise um die Welt, von Hamilton. Kap. 1. S. 29.

schwere Arbeit zu haben ist, sehr erleichtert wird; es ist aber doch nicht zu läugnen, daß sie freigebig und freundschaftlich gesinnet sind. Und bei dieser muntern, lebhaften, freundlichen Gesinnung sind sie die grausamsten Menschen gegen ihre Feinde. Auf ihrer eigenen Insel leben sie friedsam bei einander, führen aber beinahe beständig Kriege mit ihren Nachbarn, und diese Kriege werden immer mit Grausamkeit geführt. Sie tödten alle, die sie gefangen machen, sowohl Männer als Knaben, und ziehen ihnen die Haut vom Kinne nebst dem Barte ab, welche sie als ein Siegeszeichen herumtragen. Den Weibern und Mädchen hingegen lassen sie das Leben, achten sie aber des Beischlafes nicht werth *).

Daß sie alle Gefangenen des männlichen Geschlechts tödten, will ich bei einem rohen und ungebildeten Volke entschuldigen. Da sie alle Weiber und Mädchen leben lassen, so kann man daraus schließen, daß sie durch die Zerstörung des männlichen Geschlechts blos ihre Feinde zu schwächen suchen. Allein daß sie zuweilen ihren Feinden von verschiedenen Theilen des Leibes kleine Stückchen Fleisch abzwicken, ihnen die Augen ausreißen, die Nase abschneiden und sie zuletzt durch Aufschneiden des Bauches tödten **); das sind Grausamkeiten, die nicht abscheulicher unter den Gallas und Louisianern angetroffen werden. Daß solche Grausamkeit sich mit dem Charakter eines Volkes vereinigen läßt, das sonst so sanft, freundlich und sanguinisch ist, kann ich nur aus ihrem natürlichen Triebe zur Freiheit und Unabhängigkeit und aus dem Wahne erklären, daß sie dadurch andere Völkerschäften abschrecken wollen, diese ihre natürlichen Rechte zu verletzen.

Das nämliche ist ohne Zweifel auf die Barmaner an-

*) Bougainville's Reise um die Welt; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. II. S. 566. ff.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. II. S. 331

wendbar. Diese zeichnen sich zuweilen durch Menschlichkeit und Milde aus, bezeigen sich aber auch oft als wilde Barbaren. Zu Hause erstreckt sich ihre Gutthätigkeit auf das Alter sowohl, als auf Kranke und Schwächliche. Kindliche Liebe wird als ein geheiligtes Gebot eingeprägt und diese Pflicht genau beobachtet. Nirgends ist ein Bettler zu sehen, weil die Nothleidenden immer von den Wohlhabenden unterstützt werden. Allein dieser Vorzüge ungeachtet, üben sie gegen ihre Feinde die grausamste Rache aus. Bei ihren Einfällen wird jeder Schritt durch Verwüstung bezeichnet, und sie schonen weder Alter, noch Geschlecht *).

Ich will noch die Anwohner des Oronoko's erwähnen. Sie haben gewiß viele schlechte Seiten. Sie sind faul, Säufer und lügenhaft. Gilji glaubt, daß es unter allen Völkern der Erde kein einziges gebe, das lügenhafter, als diese Indianer, sey. Die ersten Worte, die die Kinder lernen, sind solche, die sie brauchen, um die Wahrheit zu verhehlen. Das Lügen ist bei ihnen eine ordentliche Kunst. Sie besitzen eine solche Fertigkeit zu lügen, daß derjenige, der sie nicht kennet, dadurch hintergangen werden muß. In ihrer Sprache haben sie keinen Eid; ihre Worte sind aber so gut gewählt und von einer so treuherzigen Miene begleitet, daß sie in ihrem Munde mehr Gewicht haben, als der Eid in dem Munde eines andern. Sie fühlen sich auch keinesweges beschämt, wenn sie auf einer Lüge ertappt werden; sie sind im Gegentheile stolz darauf, und sehen es als eine Ehre an, wenn sie recht künstlich gelogen haben. — Diese Eigenschaften bei diesem Volke sind zwar abscheulich; sie haben aber doch nicht nothwendig Grausamkeit zur Folge. Man kann faul, der Trunkenheit ergeben, lügenhaft seyn, ohne darum grausam zu seyn. Sie haben dagegen eine natürliche Gutmüthigkeit, welche sie von der Ausübung der Grausam-

*) Reise des Michael Symes nach dem Königreiche Ava. Abschn. 14.; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. IV.

keit abhalten zu können scheint. Wenn ein Europäer ihnen auch nur ein schlechtes Messer geschenkt hat, so ist nichts allgemeiner, als daß sie ihn, nach ihrem besten Vermögen, mehrere Tage nach einander bewirthen und ihm alle erdenkliche Gefälligkeiten erweisen. Als einen Beweis ihrer Dankbarkeit führt Gilii auch dies an, daß es kaum einen Stamm unter ihnen gebe, der nicht darauf bedacht sey, ihre Missionäre mit allen Bedürfnissen des Lebens zu versehen. Mit dieser guten Seite ist aber die wildeste Grausamkeit verbunden. Der bloße Anblick dieser Insulaner kündigt ihre kriegerische Gesinnung an. Ihr Gesicht ist finster, ihr Gang stolz, ihr Blick wild, und weil sie immer bewaffnet sind, so wird ihr Anblick dadurch noch furchtbarer. An ihrer rechten Hand hängt an baumwollenen Schnüren eine Keule. Unter dem Arme, oder auf dem Rücken tragen sie ein Bund Pfeile und einen Bogen, und selten sieht man sie, ohne ein großes Messer in ihrem Gürtel zu haben. Diese Zurüstungen dienen auch nicht blos zum Putze. Ihre Grausamkeit ist so groß, daß sie bei der geringsten Veranlassung die Waffen ergreifen und Menschenblut vergießen, ohne im geringsten von ihrem Gewissen beunruhiget zu werden. Sobald sich nur ein Fremder in ihren Wäldern erblicken läßt, schießen sie einen Hagel von Pfeilen auf ihn. Sogar gegen einander selbst sind sie argwöhnisch. Ein Indianer von dem flachen Lande ist, wenn er eine fremde Sprache redet, unter den Gebirgsbewohnern nicht sicher. Sind sie von jemanden beleidiget worden, so machen sie sich kein Gewissen daraus, ihn zu tödten und gleich darauf zu verzehren. — Sonderbar ist es, daß in einem Lande, wo die Männer so grausam zu seyn scheinen, die Weiber so mild und sanft sind. Man hat nie gesehen, daß zwei Weiber einander geschlagen oder Schaden zugefügt haben. Ihre Streitigkeiten sind niemals heftig, oder von langer Dauer. Gilii behauptet aber auch, daß das Barbarische, das bei diesen Indianern angetroffen wird, nicht in angeborner Wildheit und Grausamkeit, sondern in Mißtrauen gegründet ist. Die Grausamkeit, die

sie an ihren Feinden verüben, ist also wahrscheinlich lediglich darin gegründet, daß sie ihre Unabhängigkeit aufrecht erhalten, ihre Rechte gegen Beleidigungen beschützen und durch ihre Grausamkeit den Feind abschrecken wollen, solche Beleidigungen gegen sie zu wagen *).

Wenn einige wilde und rohe Menschen an ihren Feinden solche Grausamkeiten verüben, so folgt daraus, daß ihre Feinde mit ihnen eben so grausam verfahren. Dies gehört zu dem Wiedervergeltungsrechte, welches alle rohe Völker anerkennen und sehr pünktlich beobachten. Auf dieses Wiedervergeltungsrecht berufen sich die Einwohner von Guiana, wenn sie ihre Feinde auf das grausamste behandeln. Sie meinen, daß sie das Recht haben, gegen ihre Feinde so zu handeln, wie diese gegen sie gehandelt haben. Und auf die Art muß diese wilde, thierische Grausamkeit sich unter den Völkern, die mit einander in Krieg gerathen, nothwendig immer weiter verbreiten.

Wenn die Einwohner von Guiana Weiber gefangen nehmen, die nicht jung oder hübsch sind, so tödten sie dieselben. Kinder, es mögen Knaben oder Mädchen seyn, behandeln sie, wie es ihnen einfällt. Gefallen sie ihnen, so haben sie eine harte Sklaverei zu erwarten; haben sie aber viele von ihnen gefangen gemacht, so macht es ihnen einen Spaß, einige von ihnen zu tödten. Der Mann ist aber unglücklich, der ihnen lebendig in die Hände fällt, und weder Gelegenheit zu entfliehen finden, noch so lange fechten kann, bis er in der Schlacht bleibt. Keine Grausamkeiten können ersonnen werden, die sie an ihm nicht verüben, um ihn auf die gräßlichste Art zu martern. Solche Unglückliche sitzen bisweilen einige Wochen gefesselt und werden unterdessen mit Essen und Trinken bestens versehen. Den Tag vor ihrem Tode werden sie auch gut bewirthet. Diese gute Bewirthung ist keine Folge ihrer Menschenliebe, sondern ihrer

*) Nachrichten vom Lande Guiana; von Salvator Gilii. S. 284. ff. u. S. 297.

Grausamkeit. Die unglücklichen Schlachtopfer sollen dadurch Kräfte sammeln, die ihnen zugedachten Martern desto länger aushalten zu können. Stürben sie zu schnell unter den Martern, so wäre ihre Freude zum Theil verdorben. — Des Nachmittags wird der Gefangene unter Verspottungen von einem Hause zum andern gebracht, bei welcher Gelegenheit er bisweilen einen Schlag am Kopfe bekommt, so daß das Blut von ihm herabfließt, und dabei wird ihm zugerufen: so haben deine Freunde es mit uns gemacht. Wenn die Sonne ihrem Untergange nahe ist, fragt einer von den Anführern ihn: ob er wohl die Sonne sehe? und wenn er diese Frage bejahet, sagt er zu ihm: Du wirst sie nie mehr zu sehen bekommen. Damit ist das Todesurtheil gefällt. Nun binden sie ihm die Hände auf den Rücken, und an jeden Fuß ein langes Tau. Unterdessen versammeln sich die geladenen Gäste, und jeder bringt einige Fackeln mit, die mit einer pechartigen Materie überstrichen sind, damit sie desto besser brennen sollen. Des Abends machen sie im Hause und rings umher ein Feuer an. Darauf wird der Gefangene mitten unter seine Feinde gestellt. Der älteste Anführer fängt ein fürchterliches Geschrei an und ruft: Dein Volk hat Freunde von mir erhalten und sie so behandelt. Nachdem er dies gesagt, stößt er ihm mit der brennenden Fackel in die Haut, und jetzt fährt jeder, der ihn erreichen kann, mit seiner Fackel los und stößt ihm mit derselben am liebsten ins Gesicht und auf die empfindlichsten Theile des Leibes, und dabei wird er mit den Tauen von einer Stelle zur andern geworfen. Wenn er bei allen diesen Martern ohnmächtig zu werden anfängt, gönnen sie ihm ein wenig Ruhe, um seine Qual desto langwieriger zu machen und ihre wilde Lust desto länger sättigen zu können. In dieser Zwischenzeit trinken sie mit ihm, als wären sie seine besten Freunde, und wenn der Unglückliche sich dadurch wieder etwas erholt hat, so fangen sie wieder an, ihn zu martern. Dies währt bis zu einer kleinen Stunde vor Sonnenaufgang; denn da muß dieses schreckliche Schauspiel zu Ende seyn, und

solches geschieht durch einen von den Anführern, der ihm mit einer Keule den Kopf entzwei schlägt. Nun fahren sie alle mit ihren Messern auf ihn los. Jeder schneidet sich ein Stück Fleisch aus seinem Körper, wo er am besten dazu kommen kann. Das abgeschnittene Fleisch wird gekocht und als ein Leckerbissen verzehrt. Die Knorpel und Knochen werden vergraben, nur einige ausgenommen, aus denen sie Flöten machen. Während alles dies vor sich gehet, sitzen die Weiber dabei und singen. Ihre Gesänge enthalten Erzählungen von den Martern, die ihre Freunde ausgestanden haben, wenn sie ihren Feinden in die Hände gefallen sind, und Erhebung ihrer tapfern Männer, die auf solche Art wissen, den Tod ihrer Freunde zu rächen. Mit einer fast unglaublichen Standhaftigkeit halten solche Unglückliche die gräßlichsten Martern aus. Ohne Furcht oder Schmerzen zu verrathen, trösten sie sich mit der Hoffnung, daß ihre Freunde sie wohl einstens rächen werden *).

Man sieht hieraus, daß die Ursache der Grausamkeit, die diese Indianer an ihren Feinden ausüben, keine andere, als Wiedervergeltung ist. Sie können aber doch unmöglich diese Wiedervergeltung ausüben und eine so gräßliche Rache an ihren Feinden nehmen, ohne das grausamste Herz zu haben; und ich frage daher noch einmal: ob es wohl eine unmoralische Handlung sey, wenn alle Mittel, sie zu kultiviren, fruchtlos gewesen sind, diese wilden Thiere zu vertilgen, die um so viel grausamer, als die wilden Thiere, sind, weil der wenige Verstand, den sie haben, sie geschickt macht, ihre Grausamkeiten zu raffiniren und das Leben ihrer Feinde zu verlängern, um ihre Schmerzen zu vermehren?

So habe ich den Ursprung der Grausamkeit der wilden und rohen Völker gegen ihre Feinde gezeigt. Sie ist in dem natürlichen Triebe des Menschen zur Freiheit und Unabhängigkeit, desselben, sich und seine natürlichen Rechte gegen die Eingriffe anderer zu vertheidigen, gegründet. In

*) Bankels Beschreibung seiner Reisen nach Rio de Berbice. Kap. 8.

so fern ist dieser Trieb rechtmäßig; bei den rohen Menschen aber, deren Hauptleidenschaft die Rachsucht ist, artet er in Grausamkeit aus. Ihre Lebensart, als Jäger, die täglich im Kampfe mit den wilden Thieren sind, macht, daß ihr Herz hart und gegen Blutvergießen unempfindlich ist, und alle diejenigen, die nicht zu ihrem Stamme gehören, sehen sie für nichts, als für Thiere an, für deren Blut und Schmerzen sie also eben so wenig Gefühl haben, als für das Blut und die Schmerzen der Thiere. Wenn sie über dies noch durch ein grausames Verfahren ihre Feinde in Schrecken zu setzen vermeinen, und den Wahn hegen, daß das Wiedervergeltungsrecht rechtmäßig sey, so hat ihre Grausamkeit den höchsten Grad erreicht.

Daß Vorurtheile, oder unrichtige Begriffe von Recht und Unrecht, Tugend und Laster, auch viel dazu beitragen können, das Herz grausam zu machen, davon sind die Madegassen ein hinlängliches Beispiel. Verrätherei und Rachsucht halten sie für Tugenden, und üben daher, wenn sich die Gelegenheit darbietet, die abscheulichsten Grausamkeiten an ihren überwundenen Feinden aus. Ihr größtes Vergnügen ist, sich der Weiber und Kinder derselben bemächtigen zu können. Den erstern schneiden sie den Leib auf und lassen sie eines langsamen Todes sterben. Die letztern schneiden sie mitten über, und reißen sie in kleine Stücke *). So wird durch Vorurtheile die Stimme des Gewissens zum Schweigen gebracht und wacht nur durch Kultur wieder auf. Wie religiöse Vorurtheile das Herz gegen alle sanfte Gefühle verhärten können, das lernen wir von den Einwohnern der Insel Magindanao. Die alten, ursprünglichen Bewohner dieser Insel sind sehr blutdürstig. Kein Jüngling unter ihnen darf Männerkleidung anlegen, oder eine Frau nehmen, bevor er eine gewisse Zahl von Feinden erlegt und ihre Schädel zur Schau gestellt hat. Ihre Religion unterstützt diese Grausamkeit noch mehr; denn weil sie glauben, daß der Weg

*) Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. XIV. S. 70.

zum Paradiese über einen langen schmalen Baum gehe, über welchen man nicht ohne Beistand eines Sklaven kommen kann, so sucht jeder wenigstens einen Feind zu erlegen, der ihm in jenem Leben diesen Dienst leiste *). Das nämliche glauben die Eidahaner, ein Volk, das in dem nördlichen Theile von Borneo wohnt, und dieser Wahn macht sie eben so grausam, als jene. Sie gehen auch noch viel weiter in diesem Aberglauben, indem sie wähnen, daß alle die, welche sie in diesem Leben umbringen, ihnen als Leibeigene in dem zukünftigen werden aufwarten müssen. Dieser Aberglaube bewegt sie oft, einen Sklaven zu kaufen, der irgend eines Verbrechens wegen das Leben verwirkt hat, sollten sie ihn auch weit über seinen Werth bezahlen müssen, damit sie nur den Vortheil haben, ihn umbringen zu dürfen, und dadurch einen Aufwärter in jenem Leben erhalten können. Dieser Aberglaube veranlaßt daher auch sehr oft unter ihnen Kriege und Meuchelmord. Forster behauptet, daß diese Grausamkeit nur in den Vorurtheilen ihrer Erziehung und nicht in einer boshaften Gemüthsart gegründet sey; denn man bemerkt, daß diejenigen, welche den mahomedanischen Glauben annehmen, sich durchgängig einer exemplarischen Tugend und Frömmigkeit befleißigen **). Es zeigt aber doch wohl keine gute Denkungsart an, wenn man seine Mitmenschen tödtet, um Aufwärter in jenem Leben zu erhalten. Allein das Böse in ihrem Charakter wäre vielleicht nicht in Grausamkeit ausgebrochen, wenn ein solches Vorurtheil dazu nicht mitwirkte. Dies ist daher wieder ein Beweis, welche schädliche Folgen der Aberglaube und die Vorurtheile nach sich ziehen können, und wie wohlthätig die Kultur des Verstandes und die reine Christus-Religion ist, die solche Vorurtheile bestreitet.

*) Nachrichten von Magindanao; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Th. II. S. 131.

**) Forsters Nachrichten von Balambangan; in den Beiträgen 4. St. S. 252.

Kap. 14.

Grausame Strafen.

Grausame Strafen in einem Lande, wo die Regierung sonst weise und gerecht ist, sind ein Beweis für die Rohheit und Härte des Volks-Charakters. Die Strafen müssen dann nach diesem Charakter eingerichtet seyn, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen. Ist der Charakter eines Volkes hingegen sanft und mild, und die Strafen sind grausam, so muß die Regierung weder weise, noch gerecht seyn, denn sie wendet, um dem Verbrechen Einhalt zu thun, härtere Mittel an, als, dem Charakter des Volks zufolge, zur Erreichung dieser Absicht nothwendig ist. Die Strafen werden dann grausam und hören auf, gerecht und weise zu seyn. Fast bei allen rohen Völkern, die unter keiner ordentlichen Regierung stehen, findet man, daß die verordneten Strafen hart und grausam sind. Die Ursache davon scheint nicht allein in der Härte des Volks, sondern auch in der Grausamkeit des Regenten zu liegen. Diese grausamen und ganz unmenschlichen Strafen finden daher eben sowohl unter den Völkern Statt, die einen sanftern, als unter denen, die einen härtern Charakter haben. Die Fürsten, der Menschennatur unkundig, und in der Kunst, die Menschen zu regieren, eben so unwissend, als in der Kunst, sich selbst zu beherrschen, ohne sanfte Gefühle und ohne Achtung für die Menschheit, gleichgültig gegen Menschenblut, und gegen das Geschrei der Gefolderten und Gemarterten taub, schreiben nach Willkühr Strafen für die Verbrechen vor, ohne weder den moralischen Charakter des Verbrechers, noch das richtige Verhältniß zwischen dem Verbrechen und der Strafe zu berücksichtigen. Auf diese Weise werden die Strafen beinahe unter allen rohen Nationen grausam, und zwar nicht immer, weil das Volk grausam ist, sondern oft, weil der Fürst es ist. Ich will einige dieser grausamen Strafen unter den rohern und härtern und einige unter den sanftern Nationen erwähnen, und man wird finden, daß die

Strafen unter diesen beinahe eben so barbarisch und unmenschlich sind, als unter jenen.

Die Algierer, Marokkaner, Widaher, Abyssinier können mit Recht Völkerschaften von einem harten und barbarischen Charakter genannt werden; ihre Strafen sind daher auch eben so hart und barbarisch, wie das Volk. — Die Algierer enthaupten selten jemanden; denn diese Todesstrafe ist für sie zu gelinde. Ihre gewöhnlichen Todesstrafen sind, die Missethäter lebendig zu verbrennen, sie aufzuhenken, oder zu erdrosseln, oder zu spiessen, bei welcher letztern Strafe ein spitziger, mit Unschlitt bestrichener Pfahl in den Hintern gesteckt und durch starke Schläge hinein getrieben wird, bis er durch den Hals, durch die Schultern oder durch die Brust heraus gehet. Darnach bindet man die Beine des Missethäters an den Pfahl und richtet ihn in die Höhe. Wenn der Pfahl keinen edlen Theil durchbohrt, daß er gleich sterben muß, so hat man Beispiele, daß ein solcher Verbrecher in diesem elenden Zustande drei Tage leben kann. — Zur Veränderung sind große eiserne Haken in der Stadtmauer fest gemacht. Wenn der Missethäter ausgezogen ist und ihm Hände und Füße gebunden worden sind, so stürzt ihn der Henker oben von der Mauer herab, so daß er mit einem Theile des Leibes an den Haken hängen bleiben muß. Wenn er das Unglück hat, daß er an einem Schenkel, oder an einem andern fleischigen Theile hängen bleibt, so kann er oft viele Tage hängen, ehe er stirbt; und in diesem qualvollen Zustande untersteht sich niemand, seinen Durst mit einem Trunk Wasser zu löschen, oder seinen Tod zu befördern. — Andere werden um und um eingemauert und ihnen nur der Kopf frei gelassen. — Einigen wird die Haut lebendig abgezogen, bis sie auf die Hüften herabhängt. In diesem Zustande leben sie selten über zwei Stunden. — Andere werden mit Händen und Füßen an ein Thor genagelt und müssen unter solchen Schmerzen umkommen. Dies ist eine Art von Kreuzigung, und ihre Qual muß daher auch wohl, wie die der vormals Gekreuzigten, zwei bis drei Tage dauern

[illegible] Andere sterben von den Stockschlägen, d[illegible]
[illegible], auf die Schenkel und den Hinter[illegible]
[illegible] werden, bis sie ganz zerschlagen sind[illegible]
[illegible] langsamer und höchst schmerzhafter To[illegible]
[illegible] in großen Mörsern von Erz mit eisern[illegible]
[illegible] und ihre zertrümmerten Körper den Hund[illegible]
[illegible] — Andere werden an den Füßen oben in[illegible]
[illegible], und in diesem Zustande läßt ma[illegible]
[illegible] Die Frauenspersonen werden gewöhnlich[illegible]
[illegible], oder in einen Sack gesteckt und ert[illegible]
[illegible] davon *).

[illegible] meine zärtlichen Leserinnen,[illegible]
[illegible], daß meine [illegible] Anfang einer Ohnma[illegible]
[illegible], schon den Anfang [illegible] so barbarische[illegible]
[illegible] daher andere, eben so [illegible] übergehen[illegible]
[illegible] mit Stillschweigen [illegible] den Leser[illegible]
[illegible]. Gern würde ich [illegible]; mein Pl[illegible]
[illegible] der Art verschonen; denn ich will, daß ma[illegible]
[illegible]; [illegible] ihrer ganzen Denkungs=[illegible]
[illegible] soll.

[illegible] sich nicht wenig[illegible]
[illegible], welche gle[illegible]
[illegible] der Unmenschlichkeit[illegible]
[illegible] der Verbrec[illegible]
[illegible] — Zuweilen wird der [illegible] in die H[illegible]
[illegible] mit solcher Fertigkeit [illegible]
[illegible] des Befehles gemäß, i[illegible]
[illegible], oder auch gerade[illegible]
[illegible] todt liegen bleibt.
[illegible] der Stelle [illegible] von dem Sinne[illegible]
[illegible] lediglich [illegible] und einen ganz[illegible]
[illegible] ausgesetzt zu w[illegible]
[illegible] die Fliegen [illegible] Maulesels ge[illegible]
[illegible] Schwanz eines [illegible] geschleppt zu w[illegible]
[illegible] Straßen [illegible] zu werden, na[illegible]
[illegible] begraben zu werden, [illegible]
[illegible] mit Steinen geworfen u[illegible]

*) [illegible] merkwürdige Nachrichten. Th[illegible]

aus dem Munde zu brechen; Hände, Füße, Nase, Ohren, Brüste abzuschneiden; lebendig durchgesägt zu werden; an einen Pfahl gesteckt, verbrannt, an den Füßen aufgehangen, den Löwen oder Kameelen vorgeworfen, von Thürmen herabgestürzt, in einem Sacke ertränkt, eine Zeitlang am Schlafe oder am Essen verhindert, in einem todten Ochsen lebendig begraben zu werden; Nase, Mund und Ohren mit Pulver zu füllen und es anzuzünden u. s. f. *).

In Widah sind die Strafen nicht weniger grausam; es werden aber nur wenige Laster mit dem Tode bestraft, nämlich nur der Todtschlag und der Ehebruch mit einem Weibe des Königs, oder eines von den Großen des Reichs. Todtschlag wird, dem Berichte Bosmanns zufolge, dadurch bestraft, daß dem Missethäter lebendig aufgeschnitten, und das Eingeweide herausgenommen und verbrannt wird. Darauf wird der Körper mit Salz angefüllt, und auf einem Pfahle in der Mitte des Marktes ausgesteckt. Wenn die Frau eines Großen im Ehebruche ergriffen wird, so hat der beleidigte Ehemann die Freiheit, sie umzubringen, oder an die Europäer zu verkaufen. Wenn er sie tödten will, so läßt er ihr durch den Scharfrichter den Kopf abhauen, oder sie mit dem Stricke erwürgen. Er darf auch deshalb keine Rechenschaft dem Könige ablegen, sondern blos dem Scharfrichter seine Gebühr bezahlen. — Wenn jemand hingegen eine von den Weibern des Königs beschläft, so kommt er nicht so leichten Kaufes weg. Der Verbrecher wird, nebst seiner Mitschuldigen, aufs freie Feld gebracht, wo er als ein Ziel hingestellt wird, nach welchem verschiedene große Herren ihre Lanzen werfen. Darauf wird ihm in Gegenwart der Frauensperson das männliche Glied abgeschnitten, und er genöthigt, es selbst ins Feuer zu werfen. Nach diesem werden sie beide an Händen und Füßen gebunden, und in eine tiefe Grube geworfen, wo der Scharfrichter aus einem Topfe, der an dem Feuer stehet, nach und nach

*) Höst's Efterretninger om Marokko og Fez. Kap. 5. S. 225.

können. — Andere sterben von den Stockschlägen, die ihnen auf den Unterleib, auf die Schenkel und den Hintertheil so lange gegeben werden, bis sie ganz zerschlagen sind. Dieses ist ein sehr langsamer und höchst schmerzhafter Tod. — Einige werden in großen Mörsern von Erz mit eisernen Keulen zerstoßen und ihre zertrümmerten Körper den Hunden vorgeworfen. — Andere werden an den Füßen oben in einen Brunnen gehängt, und in diesem Zustande läßt man sie sterben. — Die Frauenspersonen werden gewöhnlich entweder erdrosselt, oder in einen Sack gesteckt und ertränkt. Diese kommen also am besten davon *).

Ich befürchte, daß meine zärtlichen Leserinnen, wenn sie alles dieses lesen, schon den Anfang einer Ohnmacht vermerken; ich will daher andere, eben so barbarische, Strafen bei diesem Volke mit Stillschweigen übergehen und die Marokkaner erwähnen. Gern würde ich den Leser mit mehrern Abscheulichkeiten der Art verschonen; mein Plan fordert aber, daß ich sie anführe; denn ich will, daß man die rohen Völkerschaften nach ihrer ganzen Denkungs- und Handlungsart kennen lernen soll.

Die Marokkaner zeichnen sich nicht weniger durch die Grausamkeiten ihrer Strafen aus, welche gleichfalls von der Härte dieses Volks und der Unmenschlichkeit des Regenten zeugen. — Zuweilen wird der Verbrecher von vier starken Leuten mit solcher Fertigkeit in die Höhe geworfen, daß er, der Absicht des Befehles gemäß, im Falle einen Arm oder ein Bein bricht, oder auch gerade auf den Kopf fällt, und auf der Stelle todt liegen bleibt. Sonst hängen die meisten Strafen lediglich von dem Sinne des Kaisers ab, z. B. mit Honig bestrichen und einen ganzen Tag über in der Sonne für die Fliegen ausgesetzt zu werden, mit den Füßen an den Schwanz eines Maulesels gebunden und auf diese Art durch die Straßen geschleppt zu werden; lebendig bis an den Kopf begraben zu werden, nach welchem dann oft geschossen oder mit Steinen geworfen wird; alle Zähne

*) Arvieux merkwürdige Nachrichten. Thl. V. S. 229. f.

aus dem Munde zu brechen; Hände, Füße, Nase, Ohren, Brüste abzuschneiden; lebendig durchgesägt zu werden; an einen Pfahl gesteckt, verbrannt, an den Füßen aufgehangen, den Löwen oder Kameelen vorgeworfen, von Thürmen herabgestürzt, in einem Sacke ertränkt, eine Zeitlang am Schlafe oder am Essen verhindert, in einem todten Ochsen lebendig begraben zu werden; Nase, Mund und Ohren mit Pulver zu füllen und es anzuzünden u. s. f. *).

In Widah sind die Strafen nicht weniger grausam; es werden aber nur wenige Laster mit dem Tode bestraft, nämlich nur der Todtschlag und der Ehebruch mit einem Weibe des Königs, oder eines von den Großen des Reichs. Todtschlag wird, dem Berichte Bosmanns zufolge, dadurch bestraft, daß der Missethäter lebendig aufgeschnitten, und das Eingeweide herausgenommen und verbrannt wird. Darauf wird der Körper mit Salz angefüllt, und auf einem Pfahle in der Mitte des Marktes ausgesteckt. Wenn die Frau eines Großen im Ehebruche ergriffen wird, so hat der beleidigte Ehemann die Freiheit, sie umzubringen, oder an die Europäer zu verkaufen. Wenn er sie tödten will, so läßt er ihr durch den Scharfrichter den Kopf abhauen, oder sie mit dem Stricke erwürgen. Er darf auch deshalb keine Rechenschaft dem Könige ablegen, sondern blos dem Scharfrichter seine Gebühr bezahlen. — Wenn jemand hingegen eine von den Weibern des Königs beschläft, so kommt er nicht so leichten Kaufes weg. Der Verbrecher wird, nebst seiner Mitschuldigen, aufs freie Feld gebracht, wo er als ein Ziel hingestellt wird, nach welchem verschiedene große Herren ihre Lanzen werfen. Darauf wird ihm in Gegenwart der Frauensperson das männliche Glied abgeschnitten, und er genöthigt, es selbst ins Feuer zu werfen. Nach diesem werden sie beide an Händen und Füßen gebunden, und in eine tiefe Grube geworfen, wo der Scharfrichter aus einem Topfe, der an dem Feuer steht, nach und nach

*) Höst's Efterretninger om Marokko og Fez. Kap. 5. S. 225.

Wasser auf sie gießt, bis er halb leer ist, worauf das Uebrige auf einmal ausgeschüttet, die Grube mit Erde gefüllt und sie lebendig begraben werden. — Zuweilen werden beide lebendig verbrannt, und die königlichen Weiber müssen selbst Holz zum Scheiterhaufen herbeitragen. Zuweilen werden zwei Gruben so nahe an einander gemacht, daß die Schuldigen einander sehen und anreden können. In der Mitte der einen wird ein Pfahl eingeschlagen, an welchem sie das Weib bei Armen und Beinen anbinden. An dem Ende der andern Grube legen die Weiber des Königs Reißbündel an. Auf diese wird der Mann ganz nackt gelegt, und bei gelindem Feuer gebraten. Wenn sie kein Zeichen des Lebens mehr bei ihm verspüren, werfen sie ihn in die Grube, und füllen dieselbe mit Erde zu. Wenn er todt ist, treten die Weiber des Königs, funfzig bis sechszig an der Zahl, in köstlicher Kleidung, als ob es ein Festtag wäre, hervor. Jede trägt einen großen Topf siedendes Wasser auf dem Kopfe, welches sie nach einander über den Kopf der Missethäterin ausgießen. Wenn dies geschehen ist, binden sie den Körper los, werfen ihn in die Grube, und verschütten diese mit Erde und Steinen. — Man muß sich billig wundern, daß der König seine Weiber zu dergleichen Hinrichtungen gebraucht; aber theils hat er dabei die Absicht, sie von einer solchen Untreue abzuschrecken, theils sind die Weiber, welche dabei Dienste thun müssen, nur von der dritten und untersten Klasse. Denn die Weiber des Königs von Widah sind in drei Klassen eingetheilt. Die erste Klasse besteht aus den schönsten jungen Weibern; die andere aus denen, die das Alter oder die Krankheit zu dem Vergnügen des Königs untüchtig gemacht haben; die dritte und unterste Klasse besteht aus den Weibern, welche dem Könige oder seinen Frauen als Sclavinnen dienen. Blos diesen gebührt die Ehre, in voller Pracht Wasser und Reißbündel zum Holzstoße herbei zu tragen. Sie werden aber dessen ungeachtet alle als königliche Weiber betrachtet, und

der Tod steht ihnen bevor, wenn sie mit irgend einer andern Mannsperson zu thun haben.*)

Die Abyssinier sind zwar, ihrem Glaubensbekenntnisse zufolge, Christen, aber dessen ungeachtet, was ihre Strafen betrifft, nicht weniger grausam. Zu diesen gehört, die Verbrecher zu kreuzigen, sie lebendig zu schinden, sie zu Tode zu steinigen. Diese Todesart wird vorzüglich an den Bekennern eines fremden Glaubens vollzogen. Zu den Hauptstrafen muß auch die gerechnet werden, den Verbrechern die Augen auszustechen, welche gemeiniglich an Rebellen vollzogen wird. Die Körper der Verbrecher, welche der Verrätherei, des Todschlags und auf den Landstraßen verübten Gewaltthätigkeiten wegen hingerichtet werden, bleiben gewöhnlich unbegraben liegen. Sie werden von wilden Thieren und Hunden verzehrt, welche sogar mit Stücken davon nach Gondar, der Hauptstadt Abyssiniens, hineinlaufen **). Man sollte kaum glauben, daß Christen, die durch die sanfte und menschenfreundliche Christus-Religion gebildet sind, in der Bestrafung der Verbrecher so grausam und unmenschlich seyn können; man hat aber unter den gesitteten christlichen Nationen in Europa Beispiele derselben Grausamkeit, besonders bei Königsmord, gehabt, worin sie den Algierern, Marokkanern, Wilden ganz ähnlich gewesen sind, und selbst die Abyssinier übertroffen haben. Der Name der Religion kann die Sitten nicht sanft, die Denkungsart nicht weich machen. Die Erfahrung lehrt uns, daß diese Grausamkeit nur in den Ländern, wo die Religion in ihrer Reinheit gelehrt und aufs Herz angewandt wird, in eine milde Gerechtigkeit verwandelt wird, und diese Milde kann das Volk auch in diesen Ländern bändigen, ohne sie zu mißbrauchen.

Solche unmenschliche Strafen werden aber nicht blos

---

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, B. IV. S. 549. f. u. S. 366.

**) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce, Th. III. B. 5. Kap. 11.

unter den wildern und rohern Völkerschaften gebraucht; sie werden auch bei Völkern gefunden, die nicht so roh und hart sind. Es ist eine höhere Kultur des Verstandes, der Sitten und der Moralität erforderlich, ehe ein Volk sich durch mildere Strafen lenken läßt, und die Fürsten müssen selbst eine solche Bildung erhalten haben, ehe sie die barbarischen Strafen ihrer Vorfahren abschaffen, und sie mit andern verwechseln, die milder und menschlicher sind. Es ist daher möglich, daß barbarische Strafen bei einem sanften und gutmüthigen Volke Statt finden können, wenn sein Fürst ein Tyrann ist; doch schließt man aus einem sanften und gutmüthigen Charakter des Volkes nicht immer richtig auf Härte und Tyrannei im Charakter des Fürsten, wenn harte und grausame Strafen beibehalten werden; denn eine natürliche Gutmüthigkeit kann bei demselben Volke mit einem hohen Grade von Rohheit verbunden seyn.

So scheinen die Maratten ein ganz gutmüthiges Volk zu seyn, wenigstens sind sie sehr duldsam gegen fremde Religiosverwandte. Diese Indianer können nicht begreifen, wie es möglich ist, Andere blos spekulativer Meinungen wegen zu verfolgen. Man findet daher in ihrer Hauptstadt Punah verschiedene Moscheen und eine christliche Kirche, so daß beide Glaubensgenossen ungehindert ihren Gottesdienst halten können. Diese Duldsamkeit verräth doch eine gute Denkungsart, und nichts desto weniger sind sie in ihren Strafen grausam. Einem Missethäter Nase und Ohren abzuschneiden, ist etwas ganz Gewöhnliches. Wenn sie aber jemanden am Leben strafen wollen, haben sie vielerlei Art, ihn zu strafen, ersonnen, z. B. den Verurtheilten von einem Elephanten so lange herumschleppen zu lassen, bis er stirbt; den Kopf des Verbrechers in einen Sack zu stecken, und ihn mit einem Hammer zu zermalmen. Die allgemeinste Todesstrafe ist aber die, dem Verbrecher Arme und Beine abzuhauen, und ihn in diesem Zustande liegen zu lassen, bis er den Geist aufgiebt. Die

Braminen haben zwar das Recht, daß ihr Blut nicht vergossen werden darf; man hat aber andere Todesstrafen für sie ersonnen, die weit härter sind, als den Kopf zu verlieren, z. B. sie in Tuch zu wickeln, das in Oel getränkt ist, und sie so zu verbrennen, oder ihren Körper so lange in kaltes Wasser zu halten, bis er aufzuschwellen anfängt, worauf der Tod sich gleich einzustellen pflegt.*)

Die Congo-Neger sollen auch sehr sanftmüthig seyn; aber bei der Hinrichtung eines Missethäters verläßt sie dieser sanfte Charakter. Ist ein Missethäter zum Tode verurtheilt, so wird er dem Volke Preis gegeben, das auf ihn losfährt, und ihn im eigentlichen Sinne zerreißt. Darauf sammeln sie seine Glieder, legen sie an einen Palmbaum, und lassen sie da, den Raubvögeln zur Nahrung, liegen.**) Man sieht aus diesen Beispielen, daß ein Volk, obgleich es von Natur etwas Sanftes und Gutmüthiges in seinem Charakter hat, doch zur Grausamkeit in seinen Strafen geneigt seyn könne, so lange es nicht durch Kultur aus dem Stande der Rohheit herausgekommen ist. Wir sehen dieses bei unsern rohen, gemeinen Leuten. Mit welcher Grausamkeit können sie einen Dieb mißhandeln, da sie doch wissen, daß er von der Obrigkeit die gebührende Strafe bekommt; und obgleich sie ein wenig Kultur erhalten haben, so sind sie doch größtentheils zu weit zurück, um mit Schaudern eine Hinrichtung anzusehen. Das Gefühl der Neugierde ist ohne Zweifel größer, als das Gefühl des Mitleidens. Eine Art Verfeinerung der Denkungsart und der moralischen Gefühle ist nothwendig, um bei den Martern der Menschen nicht hart und gefühllos zu seyn.

So haben die Einwohner von [illegible] wirklich einige Kultur; sie haben aber doch eine Grausamkeit in ihren Stra-

*) Bemerkungen über die Maratten, von W. H. Tone, in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. III. S. 240.

**) Voyage de la côte occidentale d'Afrique, par de Grandpré, in den allgem. geograph. Ephemeriden. B. VIII. S. 33.

fen, welche zeigt, daß viel Rohheit in ihrem Charakter geblieben ist. Ein Mann hat z. B. das Recht, seine Frau des Ehebruches wegen hinzurichten, wenn er die That beweisen kann. Wenn ein Herr seinen Leibeigenen erschlägt, so wird es ihm als kein Verbrechen angerechnet, ob es gleich einer geringen Ursache wegen geschieht. Der Todtschlag wird sonst folgendermaßen bestraft. Erstlich tritt man dem Verbrecher lange auf dem Leibe herum. Hernach gießt man ihm Weinessig, womit ein verfaulter Leichnam abgewaschen worden ist, mit einem Trichter in den Hals. Wenn er nun voll ist, so schlägt man so lange mit Prügeln auf seinen Bauch los, bis er berstet. Diebe werden zu Tode getreten, und so erschrecklich diese Strafe auch ist, so sind dennoch die Koreaner sehr zum Stehlen geneigt. Man sieht hieraus, daß eine strenge Strafe nicht hinlänglich ist, den Verbrechen vorzubeugen. Die Engländer stehlen aus den Taschen der Zuschauer, während sie sehen, wie andere des Diebstahls wegen erhenkt werden. Wenn ein verheiratheter Mann dem Weibe eines andern beiwohnt, und auf der That ergriffen wird, so wird er am Leben gestraft. Das Grausamste dabei ist aber dies, daß der Vater des Missethäters, wenn er lebt, oder sonst einer von seinen nächsten Anverwandten, die Stelle des Scharfrichters vertreten muß. Diejenigen, die nicht zu rechter Zeit bezahlen, was sie schuldig sind, werden monatlich zwei bis drei Mal auf die Schienbeine geprügelt, und dies geschieht so lange, bis sie Mittel finden, ihre Schulden zu bezahlen. Sterben sie, ehe sie ihre Gläubiger befriedigt haben, so müssen ihre nächsten Anverwadten für sie bezahlen, oder dieselbe Strafe erdulden. Welche Barbarei! Aber darum ist auch ein Gläubiger in Korea gewisser, daß seine außenstehenden Geldsummen ihm bezahlt werden, als wir mit unserm Stempelpapier, Siegel, Unterschrift und Caution. Die gelindeste Strafe in diesem Lande besteht in Prügeln auf den Hintern oder auf die Waden, und dies wird nicht für schimpflich gehalten, weil es etwas sehr Gewöhnliches ist, und man

oftmals damit bestraft wird, wenn man nur ein unrechtes Wort geredet hat.*)

Die Perser haben ebenfalls viel Kultur in ihren Sitten. Sie sind höflich, gastfrei, voller Komplimente gegen andere, haben auch einige Kunstkultur; ihre Strafen sind aber doch grausam. Diebstahl wird gemeiniglich mit dem Verluste der Nase und der Ohren bestraft; Straßenraub aber dadurch, daß man den Bauch des Verbrechers aufschneidet. In diesem Zustande wird er dann auf einem öffentlichen Platze der Stadt, an einem Galgen, zur Schau ausgestellt, und so lange daran gelassen, bis er unter Martern den Geist aufgibt. Uebrigens sind, nach Franklins Berichte, die Strafen in diesem Lande so mannigfaltig und so grausam, daß die Menschheit schon bei dem Gedanken daran schaudert.**)

Solche Strafen zeigen, daß dies Volk oder seine Beherrscher noch sehr roh seyn müssen. Ein Volk kann aber Kunstkultur haben, und doch in Ansehung der Kultur des Verstandes, der Denkart und der Moralität sehr roh seyn. Kultur der Kunst und der Moralität sind nicht immer mit einander vereinigt.

Hierzu kann noch die Knute der Russen gerechnet werden, eine Strafe, die sehr grausam ist, wenn sie im höchsten Grade ausgeübt wird. Diese Strafe, die verschiedene Grade hat, wird folgendermaßen ertheilt. Ein starker Mann hebt denjenigen, der geknutet werden soll, auf seinen Rücken. Ein anderer bindet ihm die Füße mit einem Stricke zusammen, welcher demjenigen, der ihn trägt, zwischen die Schenkel geht. Auf diese Art wird er so fest gehalten, daß er sich nicht rühren kann, und ist bis auf den halben Leib entkleidet. Hierauf gibt der Scharfrichter ihm die Knute, die ein Riemen von einer trockenen, unge-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. VI. S. 607.

**) Franklins Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 62.

gerbten Elendshaut und an einem Stocke befestigt ist. Mit diesem schlägt er dermaßen, daß das Blut mit jedem Schlage ausspritzt, oder wenigstens dadurch eine Blase von der Dicke eines Fingers entsteht. Dies wird für den geringsten und gelindesten Grad der Knute gehalten. Soll er strenger seyn, so wird jeder Schlag ihm an derselben Stelle wieder versetzt, und jeder Schlag nimmt das Fleisch mit. Wenn aber die härteste Knute befohlen ist, so haut der Scharfrichter in die Seiten, und schneidet oft die Eingeweide durch. Nur Wenige überleben diese Strafe. Bruce sagt, daß es eine allgemeine Bemerkung sey, daß magere Menschen nach der Knute fett werden, und daß diese ein sicheres Mittel für diejenigen sey, die steif sind.*) Es ist aber sehr zu vermuthen, daß man lieber ein wenig mager und steif bleiben, als durch diese Kur, die wirklich etwas marokkanisch ist, fett werden will. Ob der rohe, gemeine Mann in Rußland noch so hart ist, daß eine so grausame Strafe nöthig ist, weiß ich nicht; aber die Ueberzeugung darf man doch wohl hegen, daß der milde und gerechte Alexander einst ein Mittel ausfindig machen werde, dieselbe unnöthig zu machen, und zwar entweder dadurch, daß er den rohen, gemeinen Mann kultivirt, oder die Knute mit einer gelindern Strafe verwechselt, vor welcher die Menschheit weniger zurückschaudert, und wodurch die Zahl der Verbrecher wenigstens nicht vermehrt wird.

Kap. 15.

Menschenverkauf.

Der Gebrauch, Menschen zu verkaufen, gehört auch zu den Grausamkeiten der wilden und rohen Menschen, so wie

*) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 5. S. 103. ff.

der, Menschen zu kaufen, zu der Barbarei der gesitteten Völker gehört; und ich kann schwerlich entscheiden, auf welcher Seite ein solches Verfahren am barbarischsten ist, ob auf Seiten derer, die Menschen verkaufen, oder auf Seiten derjenigen, die sie kaufen, um sie als Sklaven und Lastthiere zu gebrauchen. So viel ist indeß gewiß, daß wenn keiner sie verkaufte, sie auch keiner kaufen könnte; es ist aber auch eben so gewiß, daß wenn keiner kaufte, auch keiner verkaufen könnte. — Wenn die wilden und rohen Völker ihre Mitmenschen als Sklaven an die Europäer verkaufen, so ist dieser Verkauf unläugbar eine Folge ihrer grausamen Denkungsart und ihrer Geringschätzung der Menschen, um so mehr, da sie im voraus nicht wissen können, welches Schicksal diesen verkauften Menschen bevorsteht, ob sie von den Europäern hart oder glimpflich behandelt werden. Wenn die Europäer sie hingegen kaufen, sie als Menschen behandeln, und sie die Rechte der Menschheit genießen lassen, so will ich zugeben, daß ihr Zustand unter den Europäern weit erträglicher, als in ihrem eignen Lande werden kann. Wenn aber die Europäer auch ihre gekauften Sklaven auf die bestmöglichste Art behandeln, so ist es nicht allein unedel von Menschen gehandelt, mit ihren Mitmenschen Handel zu treiben, und sie ihrer natürlichen Freiheit, des höchsten Kleinodes des vernünftigen Menschen, zu berauben, sondern dieser Handel hat auch Gewaltthätigkeit und Unmoralität unter den rohen Völkerschaften, mit denen er getrieben wird, zur Folge. Das ist es, was ich in diesem Kapitel mit einigen Beispielen zu beweisen suchen werde.

Dieser Handel mit Menschen kann, wie alle andere Dinge, zwei Seiten haben; man muß daher die eine Seite nicht so anstieren, daß man die andere nicht sieht. Durch diesen Handel wird wirklich viel Menschenblut geschont. Bevor der Sklavenhandel in Benin eingeführt wurde, opferten der König und die Reichen den Göttern eine Menge Menschen und alle Kriegsgefangenen. Seit der Zeit gehen sie

fen, welche zeigt, daß viel Rohheit in ihrem Charakter geblieben ist. Ein Mann hat z. B. das Recht, seine Frau des Ehebruches wegen hinzurichten, wenn er die That beweisen kann. Wenn ein Herr seinen Leibeigenen erschlägt, so wird es ihm als kein Verbrechen angerechnet, ob es gleich einer geringen Ursache wegen geschieht. Der Todschlag wird sonst folgendermaßen bestraft. Erstlich tritt man dem Verbrecher lange auf dem Leibe herum. Hernach gießt man ihm Weineßig, womit ein verfaulter Leichnam abgewaschen worden ist, mit einem Trichter in den Hals. Wenn er nun voll ist, so schlägt man so lange mit Prügeln auf seinen Bauch los, bis er berstet. Diebe werden zu Tode getreten, und so erschrecklich diese Strafe auch ist, so sind dennoch die Koreaner sehr zum Stehlen geneigt. Man sieht hieraus, daß eine strenge Strafe nicht hinlänglich ist, den Verbrechen vorzubeugen. Die Engländer stehlen aus den Taschen der Zuschauer, während sie sehen, wie andere des Diebstahls wegen erhenkt werden. Wenn ein verheiratheter Mann dem Weibe eines andern beiwohnt, und auf der That ergriffen wird, so wird er am Leben gestraft. Das Grausamste dabei ist aber dies, daß der Vater des Missethäters, wenn er lebt, oder sonst einer von seinen nächsten Anverwandten, die Stelle des Scharfrichters vertreten muß. Diejenigen, die nicht zu rechter Zeit bezahlen, was sie schuldig sind, werden monatlich zwei bis drei Mal auf die Schienbeine geprügelt, und dies geschieht so lange, bis sie Mittel finden, ihre Schulden zu bezahlen. Sterben sie, ehe sie ihre Gläubiger befriedigt haben, so müssen ihre nächsten Anverwadten für sie bezahlen, oder dieselbe Strafe erdulden. Welche Barbarei! Aber darum ist auch ein Gläubiger in Korea gewisser, daß seine außenstehenden Geldsummen ihm bezahlt werden, als wir mit unserm Stempelpapier, Siegel, Unterschrift und Caution. Die gelindeste Strafe in diesem Lande besteht in Prügeln auf den Hintern oder auf die Waden, und dies wird nicht für schimpflich gehalten, weil es etwas sehr Gewöhnliches ist, und man

oftmals damit bestraft wird, wenn man nur ein unrechtes Wort geredet hat.*)

Die Perser haben ebenfalls viel Kultur in ihren Sitten. Sie sind höflich, gastfrei, voller Komplimente gegen andere, haben auch einige Kunstkultur; ihre Strafen sind aber doch grausam. Diebstahl wird gemeiniglich mit dem Verluste der Nase und der Ohren bestraft; Straßenraub aber dadurch, daß man dem Bauch des Verbrechers aufschneidet. In diesem Zustande wird er dann auf einem öffentlichen Platze der Stadt, an einem Galgen, zur Schau ausgestellt, und so lange daran gelassen, bis er unter Martern den Geist aufgibt. Uebrigens sind, nach Franklins Berichte, die Strafen in diesem Lande so mannigfaltig und so grausam, daß die Menschheit schon bei dem Gedanken daran schaudert.**)

Solche Strafen zeigen, daß dies Volk oder seine Beherrscher noch sehr roh seyn müssen. Ein Volk kann aber Kunstkultur haben, und doch in Ansehung der Kultur des Verstandes, der Denkart und der Moralität sehr roh seyn. Kultur der Kunst und der Moralität sind nicht immer mit einander vereinigt.

Hierzu kann noch die Knute der Russen gerechnet werden, eine Strafe, die sehr grausam ist, wenn sie im höchsten Grade ausgeübt wird. Diese Strafe, die verschiedene Grade hat, wird folgendermaßen ertheilt. Ein starker Mann hebt denjenigen, der geknutet werden soll, auf seinen Rücken. Ein anderer bindet ihm die Füße mit einem Stricke zusammen, welcher demjenigen, der ihn trägt, zwischen die Schenkel geht. Auf diese Art wird er so fest gehalten, daß er sich nicht rühren kann, und ist bis auf den halben Leib entkleidet. Hierauf gibt der Scharfrichter ihm die Knute, die ein Riemen von einer trockenen, unge-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. VI. S. 607.

**) Franklins Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. S. 60.

gerbten Elendshaut und an einem Stocke befestigt ist. Mit diesem schlägt er dermaßen, daß das Blut mit jedem Schlage ausspritzt, oder wenigstens dadurch eine Blase von der Dicke eines Fingers entsteht. Dies wird für den geringsten und gelindesten Grad der Knute gehalten. Soll er strenger seyn, so wird jeder Schlag ihm an derselben Stelle wieder versetzt, und jeder Schlag nimmt das Fleisch mit. Wenn aber die härteste Knute befohlen ist, so haut der Scharfrichter in die Seiten, und schneidet oft die Eingeweide durch. Nur Wenige überleben diese Strafe. Bruce sagt, daß es eine allgemeine Bemerkung sey, daß magere Menschen nach der Knute fett werden, und daß diese ein sicheres Mittel für diejenigen sey, die steif sind. *) Es ist aber sehr zu vermuthen, daß man lieber ein wenig mager und steif bleiben, als durch diese Kur, die wirklich etwas marokkanisch ist, fett werden will. Ob der rohe, gemeine Mann in Rußland noch so hart ist, daß eine so grausame Strafe nöthig ist, weiß ich nicht; aber die Ueberzeugung darf man doch wohl hegen, daß der milde und gerechte Alexander einst ein Mittel ausfindig machen werde, dieselbe unnöthig zu machen, und zwar entweder dadurch, daß er den rohen, gemeinen Mann kultivirt, oder die Knute mit einer gelindern Strafe verwechselt, vor welcher die Menschheit weniger zurückschandert, und wodurch die Zahl der Verbrecher wenigstens nicht vermehrt wird.

Kap. 15.

Menschenverkauf.

Der Gebrauch, Menschen zu verkaufen, gehört auch zu den Grausamkeiten der wilden und rohen Menschen, so wie

*) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 3. S. 103. ff.

der, Menschen zu kaufen, zu der Barbarei der gesitteten Völker gehört; und ich kann schwerlich entscheiden, auf welcher Seite ein solches Verfahren am barbarischsten ist, ob auf Seiten derer, die Menschen verkaufen, oder auf Seiten derjenigen, die sie kaufen, um sie als Sklaven und Lastthiere zu gebrauchen. So viel ist indeß gewiß, daß wenn keiner sie verkaufte, sie auch keiner kaufen könnte; es ist aber auch eben so gewiß, daß wenn keiner kaufte, auch keiner verkaufen könnte. — Wenn die wilden und rohen Völker ihre Mitmenschen als Sklaven an die Europäer verkaufen, so ist dieser Verkauf unläugbar eine Folge ihrer grausamen Denkungsart und ihrer Geringschätzung der Menschen, um so mehr, da sie im voraus nicht wissen können, welches Schicksal diesen verkauften Menschen bevorsteht, ob sie von den Europäern hart oder glimpflich behandelt werden. Wenn die Europäer sie hingegen kaufen, sie als Menschen behandeln, und sie die Rechte der Menschheit genießen lassen, so will ich zugeben, daß ihr Zustand unter den Europäern weit erträglicher, als in ihrem eignen Lande werden kann. Wenn aber die Europäer auch ihre gekauften Sklaven auf die bestmöglichste Art behandeln, so ist es nicht allein unedel von Menschen gehandelt, mit ihren Mitmenschen Handel zu treiben, und sie ihrer natürlichen Freiheit, des höchsten Kleinodes des vernünftigen Menschen, zu berauben, sondern dieser Handel hat auch Gewaltthätigkeit und Unmoralität unter den rohen Völkerschaften, mit denen er getrieben wird, zur Folge. Das ist es, was ich in diesem Kapitel mit einigen Beispielen zu beweisen suchen werde.

Dieser Handel mit Menschen kann, wie alle andere Dinge, zwei Seiten haben; man muß daher die eine Seite nicht so anstieren, daß man die andere nicht sieht. Durch diesen Handel wird wirklich viel Menschenblut geschont. Bevor der Sklavenhandel in Benin eingeführt wurde, opferten der König und die Reichen den Göttern eine Menge Menschen und alle Kriegsgefangenen. Seit der Zeit gehen sie

sparsamer mit diesen Opfern um, weil es ihnen vortheilhafter ist, sie zu verkaufen. Jetzt verkaufen sie die gesunden Sklaven und Kriegsgefangenen; blos die Verwachsenen und Schwächlichen, für welche sie nicht viel erwarten können, opfern sie den Göttern *). So ward auch, ehe der Handel mit Menschen unter den wilden und rohen Völkerschaften bekannt wurde, in den Kriegen dieser Völker mehr Blut vergossen. Männer, Weiber und Kinder beiderlei Geschlechts wurden ohne Barmherzigkeit niedergemacht und die Gefangenen unter den grausamsten Qualen zu Tode gemartert. Jetzt bringt es diesen barbarischen Menschen grösseren Vortheil, ihre Gefangenen zu verkaufen, als sie niederzuhauen oder zu martern, welches ihnen nur ein kurzes Vergnügen gewährt.

Dies ist die eine Seite des Sklavenhandels, die in so fern der Menschheit vortheilhaft zu seyn scheint, weil viel Menschenblut dadurch geschont wird. Lasset uns aber jetzt die Sache umkehren und sie von der andern Seite betrachten. Man sagt, daß die Wilden jetzt eher suchen, ihre Feinde gefangen zu machen, als sie niederzuhauen. Daß sie aber die Gefangenen, die sie im Kriege machen, verkaufen können, hat dies zur Folge, daß sie jetzt weit mehrere Kriege führen. Dem Berichte Carvers zufolge tödten die nordamerikanischen Wilden nicht alle ihre Gefangenen, sondern schenken einigen von ihnen das Leben und machen sie zu Sklaven. Die katholischen Missionäre, den rühmlichen Gedanken hegend, durch Menschenverkauf vielen Grausamkeiten vorzubeugen, brachten sie auf den Gedanken, ihre Gefangenen zu verkaufen; daraus folgte aber, daß sie, statt wie vormals blos zur Befriedigung ihrer Rachgier und ihres Stolzes Kriege zu führen, jetzt aus Gewinnsucht Kriege führen, um Gefangene zu machen, die sie gegen hitzige Getränke vertauschen, welche sie sehr lieben und auf

*) Abhandlung über die Einwohner des Königreichs Benin, von Palisot-Beauvois; in den allgemeinen geographischen Ephemeriden. B. VII. St. V. S. 409. ff.

Kosten ihrer Feinde immer zu erhalten suchen *). Es wird also, in Ansehung des Blutvergießens, durch den Sklavenhandel nicht viel gewonnen; denn wenn auch in jedem einzelnen Kriege weniger Blut vergossen wird, so führen sie desto häufiger solche kleine Kriege. Sie kriegen aber jetzt nicht mehr, um sich gegen diejenigen, die sie angreifen, zu vertheidigen, sondern greifen nun friedliche Nachbarn aus bloßer Gewinnsucht an, um Gefangene zu machen, die sie als Sklaven verkaufen können. Zu welchen Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten werden die rohen Völker durch diesen schändlichen Handel verleitet, der von den kultivirten Völkern ihnen geöffnet worden ist!

Allein dieser Handel verleitet die rohen Völker nicht nur zu gegenseitigen Kriegen und zu dem Blutvergießen, das mit dem Kriege immer verbunden seyn muß, so sehr jede Partei auch sucht, lieber Gefangene zu machen, als seinen Feind niederzuhauen; denn es ist natürlich, daß keiner sich gefangen gibt, ohne sich zu vertheidigen; sondern er verleitet auch diese rohen Menschen zu vielen unmoralischen Handlungen, welche sie wohl sonst nicht würden begangen haben.

Die Mingrelier verdienten hier kaum eine Erwähnung, weil sie in allen Rücksichten ein sehr unmoralisches Volk sind. Sie setzen ihren größten Ruhm darein, stehlen zu können, und derjenige, der hierin den andern übertreffen kann, wird hoch geachtet. Meuchelmord, Todtschlag und Lügen werden bei ihnen große Handlungen genannt. Ehebruch, Hurerei und alle Arten von Unzucht halten sie für Tugenden. Der eine schämet sich nicht, die Frau des andern zu entführen. Sie heirathen ihre nächsten Blutsverwandten, ohne sich ein Gewissen darüber zu machen. Viele haben zwei bis drei Weiber und überdies eine Menge Beischläferinnen. Sie haben den Grundsatz, daß es erlaubt sey, ein neugebornes Kind zu tödten, wenn sie kein Vermögen haben, es zu ernähren, und einen Kranken, wenn sie

*) Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Kap. 9.

ihm seine Gesundheit nicht verschaffen können. Sie können weidlich trinken und übertreffen, nach Chardin, darin sowohl die Deutschen, als auch die nordischen Völker. In ihren Gesellschaften machen Erzählungen von Diebstahl, Schlägerei, Kriegen, Mordthaten und Sklavenverkauf ihre Unterhaltung aus. Die Unterredungen der Weiber sind gewöhnlich sehr unanständig. Sie mischen darein allerhand verliebte Schweinereien und leichtsinnigen Scherz. Wie die Eltern sind, so werden die Kinder, weil sie früh zu allerlei Gottlosigkeit angeführt werden. Von einem so verdorbenen und in jeder Rücksicht abscheulichen Volke ist wohl auch die Abscheulichkeit zu erwarten, daß sie Menschen verkaufen. Was man aber doch so leicht nicht erwarten sollte, ist dies, daß ihre Gewinnsucht sie zu Grausamkeiten gegen ihre eigenen Verwandten verleitet, die allen Glauben übersteigen; denn sie suchen nicht nur Gelegenheit, um ihren Untergebenen ein Verbrechen aufzubürden, um sie nebst Weibern und Kindern verkaufen zu können; sondern entführen auch zu dem Ende die Kinder ihrer Nachbarn, ja sie verkaufen sogar ihre eigenen Kinder, Weiber, Mütter, und alles dieses thun sie, nicht aus Zorn oder aus Rache, sondern blos aus Gewinnsucht *).

Allein von solchen Menschen könnte man vielleicht solche unmenschliche Handlungen erwarten. Von den Cirkassiern sollte man sie aber nicht erwarten. Diese scheinen doch ein gutmüthiges Volk zu seyn. Sie sind sehr gastfrei und erlauben nicht, daß ein Fremder für sich, für seinen Bedienten, oder für seine Perde das geringste bezahlt. Sie zanken sogar darüber, wer die Ehre haben soll, den Fremden zu bewirthen. Wenn sie selbst reisen, führen sie keinen Vorrath mit sich, sondern sind allenthalben, als wenn sie zu Hause wären. Menschenverkauf aber ist ihre wichtigste Einnahme. Sie schleppen nicht allein auf ihren Streifzügen Menschen mit sich fort, um sie zu verkaufen, sondern tragen auch

*) Chardins Reise nach Persien; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. V. S. 516. ff.

kein Bedenken, selbst ihre eigenen Kinder, besonders ihre Töchter, an die Türken und Perser zu verkaufen. Diese Unglücklichen lassen sich auch ohne das geringste Mißvergnügen verkaufen, und verlassen mit Freude ihre Eltern und Verwandten, in der Hoffnung, in die Serails der Vornehmen zu kommen, und daselbst prächtig geputzt zu werden *). Erreichen sie aber auch dies eingebildete Glück, in diese Gefängnisse eingeschlossen zu werden, so bleibt ihr Schicksal doch immer traurig, was jeder einsieht, der aus der Geschichte die Lage dieser Frauenzimmer nur oberflächlich kennet.

Die Einwohner von Banchella, einer von den Sundainseln, verkaufen zwar ihre Weiber nicht, richten sie aber ab, Fremde zu ihren Umarmungen zu verführen; und wenn die Männer nun diese Fremden auf frischer That überraschen, so nehmen sie sie gefangen und verkaufen sie als Sklaven, ohne Rechenschaft davon zu geben **).

Dieser Handel mit Menschen gibt aber nicht allein Anlaß zu dergleichen unmoralischen Handlungen unter den rohen Menschen, die ohnedem in diesem Stücke keinen Begriff von Moralität haben, sondern verleitet sie auch zu sehr grausamen und unmenschlichen Handlungen, wovon ich zwei Beispiele anführen will.

Die meisten Processe unter den Negern in Guinea entstehen aus Schuldforderungen. Wenn ein Neger einem andern eine gewisse Summe leihet, die er zu einer bestimmten Zeit bezahlen soll, und es nicht thut, so läßt der Gläubiger sie noch einmal so lange stehen, als der Schuldner sie gehabt hat, und dann kommt er und verlangt nichts weniger, als das Kapital mit hundert pro Cent. Kann der Schuldner noch nicht bezahlen, so ist das Kapital in gleicher Zeit mit den Zinsen wieder auf hundert pro Cent gestiegen, und so fort. Sieht der Gläubiger, daß er allein nicht mit seinem Schuldner aus-

*) Gegenwärtiger Staat von Arabien, von Salmon. S. 148. ff.
**) Marolla's Reise nach Afrika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IX. S. 551.

kommen kann, so gibt er die Sache bei den Aeltesten an. Und wird ihm auch hier die Sache nicht schnell genug entschieden, so nimmt er, ohne weitere Umstände, so viele von den Anverwandten des Schuldners, die diese Schuld werth seyn können, und thut ihm kund, daß er sich innerhalb einiger Tage mit der Zahlung einfinden müsse, weil widrigenfalls diejenigen, die er zu Gefangenen gemacht hat, verkauft werden. Diese Unmenschlichkeit geht sogar so weit, daß, wenn der Gläubiger in einem andern Dorfe wohnt, und Leute aus dem Dorfe des Schuldners dort hinüber kommen, er auch diese zur Schadloshaltung nimmt, sie mögen Verwandte oder Bekannte des Schuldners seyn oder nicht, welches grausame Verfahren nicht selten ernstliche Kriege zwischen ganzen Stämmen veranlaßt *).

Sollte dies noch nicht genug seyn, um die Abscheulichkeit und grausamen Folgen des Menschenverkaufs zu zeigen, so will ich unter vielen Beispielen hiervon noch eins von Dar-Kulla anführen, einer Landschaft, die südwestlich von Darfur liegt. Die Sklaven werden hier entweder von den Sklavenjägern mit Gewalt weggenommen, oder als Leute verkauft, die für gewisse Vergehungen büßen. Wenn nämlich ein Einwohner dem andern nur das allergeringste entwendet, und es kömmt heraus, so wird der Thäter dadurch bestraft, daß man seine Kinder oder sonstige junge Anverwandte zur Sklaverei verurtheilt. Wenn jemand bemerkt, daß ein Anderer nur den Fuß in sein Kornfeld gesetzt hat, so ist er berechtigt, einige Zeugen herbei zu rufen und ihn bei seiner Ortsobrigkeit im Wege Rechtens zu belangen. Dies hat die gewisse Folge, daß man den Sohn oder die Tochter, den Neffen oder die Nichte des Verbrechers sogleich beim Kopfe nimmt und als Sklaven behandelt. Da sich dergleichen Zufälle fast täglich ereignen, so ergibt sich von selbst, daß die Anzahl der Sklaven in eben dem Verhältnisse zunimmt. Wenn jemand in Geschäften ausgeschickt wird und seinen Auftrag nicht gehörig besorgt, so hat er dieselbe

*) Iserts Reise nach Guinea. Brief 8.

Strafe zu gewarten. Ja, was noch mehr ist: wenn eine vornehme Standesperson stirbt und die Angehörigen derselben die Ursache ihres unvermutheten Ablebens nicht errathen können, so heißt es, sie sey von jemand behext worden. Um nun den Thäter heraus zu bringen, müssen die ärmern Einwohner, sie mögen nahe oder fern seyn, ihre Unschuld dadurch erhärten, daß sie einen gewissen Trank zu sich nehmen. Wenn dann die vermeintlichen Kennzeichen des verübten Verbrechens zum Vorschein kommen, so wird der angebliche Thäter entweder zum Tode verurtheilt, oder als Sklave verkauft *).

Aus diesen wenigen Nachrichten erhellet, wie grausam die wilden und rohen Völker mit ihres gleichen verfahren, und wie wenig sie ihre Mitmenschen achten. Es darf uns auch nicht wundern, wenn sie, die nach dem, was ich oben von ihnen berichtet habe, auf eine so grausame Art ihre Mitmenschen behandeln, sie auch verkaufen können. Aber das, worüber man sich wundern muß, ist dies, daß gesittete Völker, die den Werth und die natürlichen Rechte des Menschen kennen, diese Barbarei unter den rohen Völkern dadurch unterstützen können, daß sie ihnen ihre Mitmenschen abkaufen und sie nachher wie Thiere behandeln, vielleicht kaum mit der Milde, womit sie ihre Hausthiere behandeln. Wenn man sagen wollte, daß sie, falls man sie nicht kaufte, doch von andern würden gekauft werden, so ist dies das nämliche, als wenn man aus dem Grunde gestohlene Sachen kaufen wollte, weil andere sie sonst kaufen würden. — Wenn man mit Wahrheit behaupten könnte, daß man durch den Ankauf der Menschen sie aus dem Stande der Wildheit zöge, ihnen gesunde Begriffe in der Religion beibrächte, moralische Gefühle bei ihnen erweckte, ihren Verstand entwickelte, ihnen die natürlichen Rechte des Menschen schenkte und sie als Mitmenschen behandelte, so wäre es möglich,

*) Brown's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. I. S. 56[illegible].

allmählich treue und gute Bürger aus ihnen zu erhalten, und es würde dann für sie und ihre Nachkommen ein Glück seyn, daß sie durch ihre Verkaufung in die Staaten kultivirter Nationen kamen. Aber wie viel geschieht von dem Allen? Geschähe alles dies, so könnte man sie nicht mehr wie Lastthiere behandeln, und dazu werden sie gekauft. Als solche werden sie auf ihrer Ueberfahrt auf den Schiffen, als solche überhaupt an den Orten behandelt, wo sie verkauft werden. Wie menschenfreundlich hat daher die dänische Regierung gehandelt, die den ersten Schritt zur Abschaffung eines Handels machte, der für den Käufer eben so schimpflich, als für den Verkäufer ist.

Kap. 16.

Menschenfresserei.

Daß der eine Mensch den andern verkauft, ist grausam. Daß der eine den andern tödtet, ohne durch Selbstvertheidigung dazu gezwungen zu seyn, ist thierisch; aber daß der eine den andern frißt, das kann selbst das Thier nicht thun. Nur wenige Thiere giebt es, die ihre eigene Gattung fressen. Sie können in der Erbitterung einander zerreißen; sie fressen aber einander nicht. Das kann der Mensch thun. — Die Wilden sehen zwar alle diejenigen, die nicht zu ihrem Stamme gehören, und nicht ihre Sprache reden, für solche an, denen sie keine Pflichten schuldig sind, und an welchen es nicht allein rechtmäßig, sondern auch rühmlich ist, die größten Grausamkeiten zu verüben. Aber, daß solche Menschen doch ihres gleichen sind, davon muß der bloße Anblick sie überzeugen können. Man sollte daher billig glauben, daß sie denselben natürlichen Widerwillen, wie das Thier, dagegen fühlen müßten, andere ihres gleichen zu fressen; diesen Widerwillen verspürt man aber bei den wilden Völkern nicht. Ohne Zweifel muß ihre rasende,

allen wilden Völkern eigene Rachgier diesen natürlichen Widerwillen erst überwunden haben. Sie fielen einander als wilde Thiere an; in der Wuth ihrer Rachgier tödteten und zerrissen sie ihre Feinde, und in derselben Wuth fraßen sie sie. Allmählich, als sie durch die Gewohnheit keinen Widerwillen gegen solche Nahrung fühlten, fingen sie, erst aus Bedürfniß, und nachher aus Geschmack, an, Menschenfleisch zu essen. Ich will dies aus der Geschichte beweisen.

Daß eine wilde, thierische Rachgier von den ältesten Zeiten her die erste Ursache des unter den Wilden eingeführten abscheulichen Gebrauchs, Menschenfleisch zu essen, seyn müsse, vermuthe ich theils daraus, daß die Wilden keine andere, als ihre Feinde, fressen, theils aus dem eigenen Geständnisse dieser Wilden, daß sie das Fleisch ihrer Feinde in keiner andern Absicht essen, als um ihre Rache zu zeigen. — So findet man es bei den Caraiben. Diese sind wirklich ein gutmüthiges Volk. Sie sind friedlich, und leben mit einander in der größten Einigkeit, weswegen auch Streitigkeiten unter ihnen etwas Seltenes sind. Sie haben eine angeborne Achtung für ihre alten Landsleute, und hören sie mit Aufmerksamkeit an. Die Jüngern folgen auch gemeiniglich ihrem Rathe; sie besuchen Weiber oder Mädchen nicht, ehe sie verheirathet sind. Männer und Weiber sind von Natur keusch, welches unter den Wilden eine seltene Tugend ist. Sie sind auch höflicher, als man solchen Menschen, die für Wilde gehalten werden, zutrauen sollte. Sie haben auch einen Abscheu vor Raub und Diebstahl. — Sollte man wohl glauben, daß diese Menschen, die eine so gütige, sanfte Gemüthsart haben, Menschenfresser wären? Und das sind sie doch. Sie essen aber nur das Fleisch ihrer Feinde, und behaupten, daß sie es thun, nicht um sich zu nähren, sondern um dadurch sich an ihnen zu rächen.*) Die Rachsucht ist also bei ihnen die Ursache dieser unmenschlichen, ja unthierischen Handlung,

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 5. Hauptst. 16. Abschn. 15.

die wahrscheinlich eine Sitte ihrer Vorfahren ist, die wilder als ihre Nachkommen gewesen sind.

Die Battas auf Sumatra essen auch Menschenfleisch, nicht aber um den Hunger zu stillen, oder aus Mangel an andern Nahrungsmitteln, sondern blos als eine Art von Ceremonie, theils um ihren Abscheu gegen das Laster durch eine schmähliche Strafe an den Tag zu legen, theils um eine schreckliche Rache an ihren Feinden zu nehmen. Die Gegenstände dieser unmenschlichen Mahlzeiten sind keine anderen, als im Kriege gemachte Gefangene und Missethäter, die großer Verbrechen überwiesen sind. Erstere können ausgelöset werden, weshalb sie auch lange mit ihrer Hinrichtung warten; und die letztern werden nur um das Leben gebracht, wenn ihre Verwandten nicht achtzig spänische Thaler für sie bezahlen können. Wenn dies nicht geschieht, so wird das unglückliche Schlachtopfer, es mag ein Kriegsgefangener oder ein Verbrecher seyn, an einen Pfahl gebunden. Das versammelte Volk wirft seine Lanzen nach ihm, und sobald er tödtlich verwundet ist, laufen sie wüthend hin, schneiden Stücke aus seinem Leibe mit ihren Messern, tauchen sie in eine Schüssel mit Salz und Citronensaft, rösten sie ein wenig über einem Feuer, das zu diesem Zweck bereitet wird, und verzehren sie darauf. Zuweilen — vermuthlich nachdem ihre Rachgier groß ist — verzehren sie den ganzen Körper, und man hat Beispiele, daß sie sogar mit den Zähnen das Fleisch abgerissen haben.*) Diese könnte man mit Recht wilde, thierische Menschen nennen, wenn sie nicht dadurch, daß sie andere Menschen essen, tief unter die Thiere herabgesunken wären.

Neben diese Unmenschen können die Einwohner von Brasilien gesetzt werden. Sie fressen, wie die oben erwähnten, ihre Feinde nicht blos aus Rache, sondern wollen auch, so lange wie möglich, das Andenken dieser Rache

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 385. ff.

erhalten. Sie essen daher das Fleisch ihrer Feinde nicht auf einmal, sondern schneiden es in Stücke, und hängen es in den Rauch. Von diesen Stücken essen sie einen Tag ein Stück gekocht und den andern gebraten.*) Die gesitteten Völker erhalten das Andenken ihrer Siege dadurch, daß sie die blutige Rache besingen, die sie an ihren Feinden genommen haben; die Wilden dadurch, daß sie ihre erschlagenen Feinde räuchern, damit sie sich über das Andenken ihrer Rache um so viel länger freuen können.

Nachdem die Wilden, durch ihre thierische Rachgier, ihren natürlichen Widerwillen gegen Menschenfleisch überwunden hatten, fingen sie auch an, es aus Bedürfniß zu essen. Davon sind die Neuseeländer ein Beispiel. Diese Wilden, welche die nördlichen und sanftern Gegenden von Neuseeland bewohnen, fressen ihre Feinde nicht aus Hunger, denn sie haben Nahrungsmittel in Ueberfluß, sondern blos aus Rache. Sie leben beständig in Furcht vor einander. Jeder Stamm glaubt, er habe eine unverzeihliche Beleidigung von einem andern Stamme erlitten, und lauert unabläßig auf eine Gelegenheit, sich zu rächen. Oft verstreichen Jahre, ehe sich eine günstige Gelegenheit darbietet; allein so lange es auch dauern mag, so vergißt der Sohn eine dem Vater zugefügte Beleidigung nie, und die Rache, so lange sie auch aufgeschoben wird, bleibt am Ende doch nie aus. Gewöhnlich führen sie ihre mörderischen Anschläge zur Nachtzeit durch einen Ueberfall aus. Werden sie vor der Ausführung ihres Unternehmens entdeckt, so schleichen sie gewöhnlich in der Stille wieder davon. In ihren Kriegen werden nie Gefangene gemacht, und eben so wenig kann der Ueberwundne Gnade erwarten. Siegen sie, so wird alles ohne Unterschied, Weiber und Kinder, niedergemacht. Alsdann bleiben sie entweder gleich auf der Stelle und verzehren die Erschlagenen, oder sie schleppen so viel, als sie

*) Magelhans Reise um die Welt, von Pigafetta; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Thl. IV. S. 13.

wegbringen können, nach ihren Wohnungen und fressen sie dort. Diese Grausamkeit ist um so viel größer, da, nach ihrem Glaubenssystem, die Seele eines Menschen, dessen Körper die Feinde verzehrt haben, zu einem ewigen Feuer verurtheilt wird, indeß die Seelen, deren Leiber ihren Feinden entrissen werden, oder die eines natürlichen Todes sterben, in die Wohnungen der Götter hinaufsteigen. Nach ihren Religionsprincipien soll also ihre Rache sich nicht allein auf diese, sondern auch auf die künftige Welt erstrecken. — Wenn sie mehrere Feinde erschlagen haben, als sie verzehren oder wegbringen können, so werfen sie sie in die See, ihre Freunde hingegen, die in der Schlacht gefallen sind, begraben sie in die Erde.*)

Allein, so wie die nördlichen Neuseeländer ihre Feinde aus Rache fressen, so scheint es, als wenn diejenigen, welche die südlichen und kältern Gegenden bewohnen, sie aus Bedürfniß fressen. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Fischen; diese sind aber nicht immer in hinlänglicher Menge vorhanden. Sie haben in ihrem Lande weder Schafe noch Ziegen, weder Schweine noch Ochsen. Zahmes Geflügel haben sie nicht, und das wilde wissen sie nicht in solchem Ueberfluß zu fangen, daß es zu ihrem Unterhalte hinlänglich seyn kann. Wenn Einige ihrer Lage, oder anderer Ursachen wegen, den Fischfang nicht benutzen können, so haben sie, in Ermangelung dessen, nichts anders, als Hunde und einige Wurzeln; und wenn dies sogar ihnen fehlt, so wird die Hungersnoth groß. Daraus entstehen ohne Zweifel ihre Kriege. Sie scheinen von Natur gutmüthig zu seyn. Sie begegnen einander in demselben Stamme äusserst zärtlich und liebreich; der eine Stamm ist aber beständig im Kriege mit dem andern begriffen. Sie schenken niemals ihren Feinden das Leben; wenn sie sie erschlagen haben, so fressen sie sie. Dieser barbarische Gebrauch scheint

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 147. ff.

bei ihnen blos eine Folge der Hungersnoth zu seyn. *) Wenn der Mensch aber erst seinen Mitmenschen frißt, um den Hunger zu stillen, so wird er allmählig dieser Nahrung gewohnt. Der natürliche Widerwille dagegen wird unterdrückt, und was man zuerst aus Nothwendigkeit gethan hat, das thut man zuletzt aus Wohlgeschmack. Das Menschenfleisch wird nun ein Leckerbissen.

Solche Menschenfresser findet man in Montanna-Real, einem großen Landstrich im südlichen Amerika, der gegen Osten an Brasilien gränzet. Dieses Land wird von vielen Völkerschaften und besondern Stämmen bewohnt. Einige von diesen Stämmen machen es zu ihrer vornehmsten Beschäftigung, Menschen zu tödten, deren Fleisch sie fressen, und nur in Ermangelung dessen nähren sie sich von Fischen. Einige fressen ihre todten Freunde, und glauben, daß sie ihnen dadurch eine große Ehre und Wohlthat erweisen. Sie bestreuen daher auch ihre Speisen mit ihrer Asche. Nichts desto weniger zeichnen sie sich durch Geselligkeit und Menschlichkeit aus. Es muß also blos dieser Wahn seyn, der sie zu Menschenfressern macht. Es giebt aber andere Stämme, denen nichts leckerer schmeckt, als Menschenfleisch. Zu dem Ende salzen sie es ein und trocknen es in der Sonne. Diese sind ganz wild. Ihr größter Schmuck ist ein Halsband, welches sie von den Herzen ihrer erschlagenen Feinde machen. **)

Das nämliche ist auf die Battas, die ich oben erwähnt habe, anwendbar. Sie fressen ihre Feinde nicht blos aus Rachgier, sondern auch um des Wohlgeschmackes willen. Sie ziehen Menschenfleisch jeder andern Speise vor, und sprechen mit besonderer Entzückung von den Fußsohlen und flachen Händen, als herrlichen Leckerbissen. Sie wunderten

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 279.

**) Beschreibung der Montanna-Real; in Zachs monatlicher Correspondenz. Mai 1801. S. 456 ff.

sich sehr, daß die Europäer ihre Gefangenen nicht tödteten, und noch weniger äßen. *)

Ich habe oben gezeigt, daß die Wilden aus Rachgier ihre Feinde fressen, die sie im Kriege zu Gefangenen gemacht haben; am Nutkasund fressen sie aber auch ihre Sklaven blos des Wohlgeschmackes wegen. Die Anwohner sind von Natur ein gutmüthiges Volk. Sie beleidigen keinen, und begegneten überhaupt den Engländern eben so höflich, als sie sich gegen einander freundschaftlich betrugen. Sie schienen auch ziemlich richtige Begriffe von Recht und Unrecht zu haben; denn sie waren dreist und zuversichtlich, wenn sie Recht hatten, ängstlich dagegen, wenn sie wußten, daß das Recht nicht auf ihrer Seite sey. Wenn sie auf einer bösen That ergriffen wurden, so zeigten sie augenscheinliche Proben von Schaam, und unter einander ließen sie es an Wohlwollen und Freundlichkeit nicht fehlen. Allein, dieses gutmüthigen Wesens ungeachtet waren sie doch Menschenfresser. — Ein gewisser Maquilla hatte eine so heftige Begierde nach Menschenfleisch, daß er jeden Monat einen Sklaven schlachten ließ, um diese unnatürliche Lust zu befriedigen. Dieß ging folgendermaßen zu. Dieser Mann hatte eine große Menge Sklaven. Wenn der Tag kam, an welchem er ein solches Gastmal anstellen wollte, ließ er eine gewisse Anzahl Sklaven in seinem Hause zusammen kommen, wo er sich sein Opfer auf folgende Art aussuchte. Die Unterbefehlshaber, die zu der Mahlzeit eingeladen waren, verrichteten die Vorbereitungs-Ceremonien, die darin bestanden, daß sie Kriegslieder sangen, um ein Feuer tanzten, und es dadurch unterhielten, daß sie Oel darein gossen. Maquilla ließ sich dann die Augen zubinden, und suchte einen von den Sklaven zu fangen. Es währte auch nicht lange, daß er einen ergriff, der sogleich umgebracht wurde. Der todte Körper ward in Stücke geschnitten, und die Por-

*) Auszüge aus verschiedenen Briefen des Herrn Millees; in den Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Th. I. S. 17.

tionen gleich ganz warm unter die Gäste vertheilt, und die übrigen Sklaven, welche diesmal diesem Schicksale entronnen waren, feierten indessen ihre Befreiung mit einem lauten Freudengeschrei. *)

Man sieht hieraus, daß diese Wilden blos des Wohlgeschmacks wegen Menschenfleisch essen; sie fressen jedoch nur die Sklaven, und es ist bekannt, daß Sklaven und Thiere bei den rohen Völkern gleichen Werth haben. Es wohnt aber ein Volk unweit Angola, das auf Menschenfleisch dermaßen erpicht ist, daß es seine Sklaven sowohl, als seine Freunde tödtet, um sie zu fressen. Die Fleischbuden sind daher immer bei ihnen mit Menschenfleisch versehen, sie mögen Krieg oder Frieden haben **). So hat man es auch bei den Peruanern gefunden, als die Europäer ins Land kamen. In einigen Gegenden waren die Einwohner so begierig nach Menschenfleisch, daß sie nicht warten konnten, bis derjenige, der tödtlich verwundet war, starb, sondern sein Blut, das aus der Wunde floß, mit der größten Begierde tranken, welches sie auch wiederholten, wenn sie den Körper in Stücke hieben. Sie hielten öffentliche Menschenfleischmärkte. Die gefangenen Frauenzimmer brauchten sie als ihre Weiber, und unterhielten die Kinder, die sie mit ihnen erzeugten, bis sie dreizehn oder vierzehn Jahre alt waren. Darauf schlachteten sie dieselben und aßen sie, und wenn die Mütter keine Kinder mehr gebären konnten, so mußten sie das nämliche Schicksal erfahren. Höher kann die Unmenschlichkeit wohl nicht steigen. Seine eigenen Weiber und Kinder zu essen, scheint das höchste Ziel der Grausamkeit und Unmenschlichkeit zu seyn, das nicht überstiegen werden kann. Sie gaben außerdem den Gefangenen, die sie im Kriege machten, Weiber aus ihrem Volke und aßen gleichfalls die Kinder, die aus dieser Ehe erzeugt wurden.

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. I. S. 275 ff.

**) Smiths Reisen und Begebenheiten; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IX. S. 511.

Sie unterhielten also eine beständige Menagerie von jungen Kindern, welche sie, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hatten, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft zu nehmen, schlachteten und verzehrten. Sie schonten nicht einmal ihre besten Freunde; denn wenn jemand gestorben war, versammelten sie sich und aßen ihn gebraten oder gekocht, je nachdem er mager oder fett war. Darauf sammelten sie alle die Gebeine und begruben sie mit der größten Wehmuth in eine Felsenhöhle oder in einen hohlen Baum. Doch fand man, daß diese Begierde nach Menschenfleisch heftiger in den wärmern, als in den kühlern Gegenden war *). Man findet auch in der Geschichte mehrere Beispiele von Menschenfressern sowohl unter den warmen, als unter den kalten Himmelsstrichen, obgleich die kalten auch Beispiele dieser Abscheulichkeiten aufzuweisen haben. Was die Ursache davon ist, weiß ich nicht.

So habe ich den Ursprung dieser abscheulichen Menschenfresserei gezeigt. Der Anfang derselben war Rache, die man dadurch an seinen Feinden nehmen wollte. Zuweilen ward Hungersnoth eine mitwirkende Ursache, nachdem der natürliche Widerwille gegen Menschenfleisch durch die Gewohnheit unterdrückt worden war. Zuletzt ward Menschenfleisch ein Leckerbissen, und jetzt wurden nicht allein Kriegsgefangene, sondern auch Hausßklaven, nicht allein Feinde, sondern auch Freunde das liebste Gericht bei den Mahlzeiten.

Allein nachdem der Widerwille gegen Menschenfleisch ganz überwunden worden war, findet man auch, daß die Menschen weder aus Rachgier, noch aus Bedürfniß, sondern blos aus Vorurtheilen ihre Mitmenschen gefressen haben. Man versicherte La Perousen, daß die Kalifornier weder ihre Gefangenen, noch im Kriege erschlagenen Feinde verzehrten, sondern daß sie, wenn sie Oberhäupter oder Männer von ausgezeichneter Tapferkeit in der Schlacht getödtet hatten, einige Bissen von ihrem Fleische äßen, nicht sowohl aus Haß

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. Buch 2. Hauptst. 3. Abschn. 5. §. 1.

und Rache, als in der Ueberzeugung, diese Nahrung würde ihren eigenen Muth erhöhen *). Es ist ebenfalls ein Vorurtheil, wornach die Einwohner von Brasilien, wenn einige von ihren Verwandten oder Freunden gefährlich krank werden, diese gleich schlachten und verzehren, in der Meinung, daß es besser sey, von ihnen, als von den Würmern verzehrt zu werden **). So hat Marco Polo auch in den Gebirgen auf Java Menschenfresser gefunden, die aus Liebe, mit Vorurtheil und Aberglauben vereinigt, ihre Freunde gleichfalls essen. Diese haben den Gebrauch, wenn einer ihrer Freunde krank ist, einen Wahrsager um sein Schicksal zu befragen. Wird der Tod ihm vorher gesagt, so tödten sie ihn und schneiden seinen Körper in Stücke. Die Stücke werden von seinen Verwandten verzehrt. Diese saugen das Mark ganz aus seinen Knochen, weil sie glauben, daß, wenn etwas zurückbliebe, Würmer daraus entstehen würden, welche, wenn sie die darin befindliche Materie verzehrt hätten, nachher zur unendlichen Qual für die Seele des Verstorbenen, aus Mangel an Nahrung verschmachten müßten. Die solchergestalt ausgesaugten Gebeine begraben sie tief in die Erde, um zu verhindern, daß sie nicht wieder aufgegraben und von den wilden Thieren verzehrt werden ***). Wer sollte glauben, daß diese Wilden für die ewige Seligkeit ihrer Freunde eine solche Sorge tragen könnten? Es ist nur Schade, daß die Mittel, die sie anwenden, der Absicht so wenig entsprechen. Wann wählen aber auch Vorurtheile und Aberglaube die rechten Mittel? Sie könnten doch wohl den Kranken erst sterben lassen, ehe sie ihn schlachten! Aber wahrscheinlich muß einige heftige Begierde nach Menschenfleisch mit diesem Liebeswerke verbunden seyn;

*) La Perouse's Reise um die Welt, B. I.; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI. S. 376.

**) Marolla's Reise nach Afrika; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. IX. S. 342.

***) Reise des Marco Polo. Hauptst. 5.; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. III. S. 249.

denn sie essen nicht allein ihre kranken Verwandten, sondern das Fleisch gesunder, fremder Reisender schmeckt ihnen eben so gut, wenn sie ihnen in die Hände fallen.

So habe ich den Menschen in seiner tiefsten Entehrung geschildert, wie er nicht blos zum Thiere geworden, sondern sogar tief unter das Thier herabgesunken ist. Ich will diese Abhandlung mit einem Zuge des Charakters der rohen Menschen schließen, der sie von einer bessern Seite zeigt, obgleich diese auch nicht ganz ohne Flecken ist.

Kap. 17.

Gastfreiheit.

Gastfreiheit ist sehr allgemein unter den rohen, selbst unter den wilden Völkerschaften. Sie wird in allen Welttheilen, unter den kältern und den wärmern Himmelsstrichen, doch häufiger unter den wärmern gefunden. — Da das Menschengeschlecht nothwendig einen Anfang haben muß; (denn eine Reihe zurückgehender Generationen, ohne daß eine die erste gewesen ist, läßt sich durchaus nicht denken. Eine ewige Zeit ist meinem Verstande ein Widerspruch;) so muß es ihn ohne Zweifel unter einem sanften und fruchtbaren Himmelsstriche genommen haben. In einem kalten und unfruchtbaren Klima würde der Mensch vor Hunger und Kälte bald wieder untergegangen seyn, da er die Mittel noch nicht kannte, sich seine Nahrung zu verschaffen, oder sich gegen die Gewalt der Witterung zu schützen.

Anfangs hatte der Mensch wenig oder kein Eigenthum. Die fruchtbare Natur war allen gemein und für alle hinlänglich. Wenn die Erzeugnisse der Natur anfingen, an einem Orte abzugehen, zog man anderswo hin. Die ersten Menschen führten daher ein wanderndes Leben, und jeder Hausvater zog seines Weges mit seiner Familie. In diesem Stande der Natur, wo jede Familie für sich abgesondert lebte, mußte es erfreulich seyn, wenn sie mitunter einen

Fremden sahen, der auf seinen Wanderungen zu ihren Zelten oder Hütten kam. Es war ihnen angenehm, etwas Neues von fremden Gegenden zu hören. Sie nahmen daher solche Reisende mit Vergnügen auf, luden sie in ihre Hütten ein, bewirtheten sie mit dem, was sie hatten; und diese Bewirthung, die aus den freiwilligen Erzeugnissen der Natur, oder ihren Heerden genommen war, war für sie nicht mit Kosten verbunden, und eben so willig, wie sie andere Reisende aufnahmen, wurden sie auf ihren Wanderungen wieder aufgenommen.

Auf solche Art muß die Gastfreundschaft ohne Zweifel unter den rohen Völkern ihren Anfang genommen haben, und so wie sie auf ihren Wanderungen bei der Vermehrung des Menschengeschlechts sich weiter in die kältern Himmelsstriche verbreiteten, haben sie diesen uralten Gebrauch mit sich gebracht. Er war ihnen seines Alterthums wegen heilig. Er war der Gebrauch ihrer Vorfahren. Er ward ein Theil ihrer religiösen Pflichten, ein Herkommen, dem man, ohne sich einen Schimpf zuzuziehen und ein Verbrechen zu begehen, nicht zuwider handeln konnte. Daher findet man diesen Gebrauch selbst bei den Völkerschaften, die übrigens von dem schlechtesten Charakter sind.

Die Bewohner der Wüste Sahara sind nichts weniger als eine gute Menschenrace, und doch ist die Beobachtung der Gastfreundschaft eine ihrer wichtigsten Verpflichtungen. Sobald ein Fremder vor ihren Zelten ankommt, zeigt ihm die erste beste Person, die ihn erblickt, dasjenige Zelt, welches ihn aufnehmen muß. Ist der Herr nicht darin, so geht ihm die Frau, oder es gehen ihm die Sklaven entgegen und lassen ihn in einer Entfernung von zwanzig Schritten Halt machen. Hier wird ihm eine Portion Milch zur Erfrischung überbracht. Man ladet seine Kameele ab, bringt seine Effekten neben ihm in Sicherheit, gibt ihm eine Matte, um sich niederzulegen, und eine Decke, deren man gemeiniglich selbst entbehrt. Seine Waffen werden, um sie vor dem Thau zu bewahren, in das Zelt gebracht, das neben dem Zelte des Herrn steht. Abends trägt man ihm Nahrung zu;

und hat man keine Lebensmittel, welches oft der Fall ist, so holt man solche von den Nachbarn. Der Fremde leidet also niemals Mangel; denn zur Bestreitung seiner Bedürfnisse gibt jeder, was er hat *). Die Tschuktschen, ein Volk in Sibirien, sind in dem Grade wild und barbarisch, daß Diebstahl und Mord bei ihnen nicht nur erlaubt, sondern sogar rühmlich sind, wenn sie nur keine andern bestehlen oder ermorden, als die, welche nicht zu ihrer Familie gehören. Aber bei aller ihrer Wildheit sind sie doch in hohem Grade gastfrei. Sie überhäufen zwar ihre Gäste nicht mit Speisen, schlachten aber doch ein Rennthier, welches sie für ihre Person nie thun, oder sie entschuldigen sich wenigstens, daß kein Rennthier gerade zu der Zeit umgefallen, oder von den Bären zerrissen worden ist **). Aus der übrigen Denkungsart dieser Menschen erhellet, daß es keine Gutmüthigkeit in ihrem Charakter ist, die diese Gastfreundschaft unter ihnen bewirket. Es ist ein altes Herkommen, dessen Gesetze sie nicht übertreten dürfen.

Nichts beweiset aber dies hinlänglicher, als die Gastfreiheit, die man bei den Jalofen findet, einem Volke, das an der nördlichen Seite der Gambia wohnt. Kein Volk kann einen abscheulichern, unmoralischern Charakter haben, als sie. Sie sind unzüchtig und übermäßig faul, welches letztere sie äußerst arm macht. Sie sind unverschämt, stolz, lobbegierig, rachsüchtig, lügenhaft, falsch, gefräßig, über die Maßen wollüstig und solche unmäßige Trinker, daß sie Branntwein wie Wasser saufen. Im Handel sind sie betrügerisch. Ehe sie arbeiten, rauben sie lieber auf den Landstraßen, oder schleppen die Leute von einem benachbarten Dorfe weg, und verkaufen sie als Sklaven. Sie sind zum Stehlen geneigt und dabei sehr geschickte Diebe. Man muß nicht so sehr auf ihre Hände, als auf ihre Füße Acht haben, weil sie ihre Zehen eben so geschickt zum Stehlen, als andere

*) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 75. f.
**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 352.

ihre Finger gebrauchen können. Viele verkaufen ihre eigenen Kinder, Anverwandten oder Nachbarn, und in Hungersnoth verkaufen sie oft sich selbst, damit sie nicht Hungers sterben. Sie sind auch der Zauberei und Wahrsagung durch Loose sehr ergeben. Wenn sie sich einbilden, daß sie jemanden vielen Nutzen schaffen, so sind sie ganz unerträglich. Sie sind beständig von Branntwein berauscht, und wenn sie einen Rausch haben, so sind sie wie rasende Bestien. Die Pflicht der Dankbarkeit kennen sie nicht und haben gar keine Begriffe von Höflichkeit. Sie sind eben so unwissend, als ihre Sitten verdorben sind. Sie können kaum begreifen, daß zwei Mal zwei vier macht. Sie wissen nicht, wie alt sie sind, noch weniger etwas von den Wochentagen, wozu sie keine Namen haben. Sollte man wohl glauben können, daß Menschen, die so ganz verdorben sind und keine einzige gute Eigenschaft haben, gastfrei seyn könnten? Und doch sind sie es. Sie nehmen Fremde gern in ihre Wohnungen auf, und lassen niemals einen Fremden von ihrer Nation ohne Essen und Trinken von sich gehen. Sie nöthigen ihn sogar, etliche Tage zu bleiben. Doch verstecken sie sehr sorgfältig den Branntwein vor ihren Gästen, weil sie ihn sonst Ehren halber denselben nicht abschlagen dürften *). Der Leser wird ohne mein Erinnern einsehen, daß die Gastfreiheit dieses Volkes keine Wirkung der Freundschaftlichkeit oder natürlicher Gutmüthigkeit sey. Diese sanften Eigenschaften sind diesem Volke unbekannt. Ihre Gastfreiheit ist nur ein Nationalherkommen, das durchs Alter geheiligt ist, welchem sie nicht zuwider handeln können, ohne Schande davon zu haben.

Dasselbe kann man mit gleichem Rechte von den Mauren sagen. Die Gastfreiheit wird auf das heiligste von ihnen beobachtet, wenigstens von denen, die ein gemeinschaftliches Oberhaupt haben. Der fremde Mahomedaner, der

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. III. S. 164. ff.

zu ihnen kommt, wird sehr freundschaftlich aufgenommen. Man gibt ihm Essen und ein Zelt, wo er die Nacht über liegen kann. Selbst ein erklärter Feind hat, wenn er erst in ihrem Dorfe aufgenommen ist, nicht leicht einigen Verrath zu besorgen. Doch ist dieses freundschaftliche Betragen nur Schein. So lange der Fremde in den Zelten der Mauren bleibt, hat er zwar nichts zu befürchten; denn es würde der Gastfreiheit zuwider seyn, ihn hier zu beleidigen. Haben sie aber auf sein Leben einen Anschlag gemacht, so lauern sie draußen auf ihn, und dann können sie mit dem kältesten Blute denjenigen umbringen, den sie kurz vorher in ihren Zelten als Freund und Gast bewirthet haben. Selbst Verwandtschaft macht in diesem Stücke keinen Unterschied. Der eine Bruder tödtet den andern, wenn nur einiger Vortheil dabei zu erwarten ist*). Wenn diese barbarischen Menschen auf solche Weise denjenigen auf der Landstraße tödten können, den sie als Freund in ihrem Zelte behandelt haben, was ist denn ihre Gastfreiheit anders, als ein alter Gebrauch, woraus sich auf keine Gefühle der Freundschaft oder Menschenliebe schließen läßt?

Ich vermuthe, daß die Gastfreiheit in Abyssinien nicht besser beschaffen ist, weil sie durch Gesetze gehandhabet wird und Strafe für diejenigen bestimmt ist, die den Gesetzen der Gastfreiheit zuwider handeln. Dies ist doch nicht bei den oben genannten Völkern der Fall. Bei ihnen ist der Schimpf die einzige Strafe; bei den Abyssiniern muß diese Strafe nicht hinreichend seyn; die Obrigkeit hat daher eine andere, als die durch das Herkommen eingeführte, festsetzen müssen. In diesem ganzen Reiche kann einer reisen, ohne daß es ihm das geringste kostet. Wenn ein Reisender in ein Dorf, oder in ein Lager kommt, so sind die Einwohner verpflichtet, ihn zu empfangen und ihn und seine Leute nach seinem Stande zu bewirthen. Der Mann, bei dem er eingezogen ist, benachrichtiget das Dorf, daß ein Fremder zu ihm gekommen ist, und sogleich gibt jeder seinen Beitrag. Sie schaffen

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Thl. I. Brief 16.

Brod und Bier und überhaupt alles Nöthige herbei. Man schlachtet sogar eine Kuh, und läßt es sich um so viel sorgfältiger angelegen seyn, daß der Gast befriedigt werde, weil das Dorf, falls er Ursache zu klagen hat, verurtheilt wird, ihm das Doppelte von dem zu bezahlen, was es ihm geben sollte. Dieser Gebrauch ist so allgemein, daß jeder Durchreisende bei demjenigen, den er in seinem Leben nie gesehen hat, einkehren und daselbst essen, trinken und schlafen kann, als wäre er bei einem seiner besten Freunde. So vortheilhaft aber diese Sitte für die Reisenden ist, so beschwerlich fällt sie den Einwohnern, weil sie viele Landstreicher herbei führt, womit Abyssinien angefüllt ist *).

Diese Gastfreiheit der Abyssinier ist also, da sie bei Strafe befohlen ist, eben so wenig, als der oben genannten Völker, ein Beweis der Gutmüthigkeit und Menschenliebe dieser Nation. Sie ist blos ein altes Herkommen, das die Obrigkeit handhabet, und dem die Unterthanen nur aus Furcht nachleben. Die andern Völkerschaften kommen demselben nach, um der Schande zu entgehen, die Abyssinier, um von der Geldbuße befreit zu werden. Aber weder diese, noch jene befolgen es in einer guten und edlen Absicht. Man hat also noch keine Ursache, die Gastfreiheit dieser Völkerschaften zu rühmen. Man kann aber doch auch nicht läugnen, daß verschiedene Völkerschaften diese Gastfreiheit aus edlern Gründen ausüben. Bei einigen ist die Handhabung dieses alten Herkommens mit Ehrgefühl, bei andern mit wahrer Gutmüthigkeit und freundschaftlicher Gesinnung verbunden.

Ich habe oben bei einer andern Gelegenheit der Cirkassier Erwähnung gethan, die eine Ehre darein setzen, Fremde zu bewirthen, und sich mit einander um diese Ehre zanken. Aus Ehrgefühl scheinen die Tartaren auch in einem hohen Grade gastfrei zu seyn. Wenn ein Reisender in ihr Dorf kommt, treten alle in die Thüren, um ihm anzudeuten, daß sie alle bereitwillig sind, ihn zu empfangen; kei-

*) Voyage historique d' Abissinie, par Lobo. S. 75. f.

ner ladet ihn aber besonders ein, um nicht die andern darüber mißvergnügt zu machen. Derjenige, auf den seine Wahl fällt, nimmt ihn mit Vergnügen auf und bewirthet ihn auf das beste nach seinem Vermögen. Bei seiner Abreise ist der Wirth nicht zu bewegen, einige Bezahlung dafür anzunehmen. Die Ehre und das Vergnügen ist ihm Bezahlung genug. Der einzige Unterschied, den die Tartaren in diesem Falle machen, besteht darin, daß sie den Unglücklichen entgegen gehen, die ihres elenden Zustandes wegen furchtsam seyn möchten. In solchem Falle hat jeder, der sich zuerst dieses Vergnügen verschaffen kann, das Recht, einen solchen Unglücklichen zu beherbergen *). Es ist wohl nicht möglich, wenn man diesen Zug der Denkungsart dieser Tartaren lieset, das Edle in ihrem Charakter, wodurch sie sich vor vielen kultivirten Nationen auszeichnen, zu verkennen. Denselben Edelmuth, dieselbe Großmuth findet man bei den Beduinen. Der Beduine mag so wenig haben, als er will, so ist er doch stets bereit, auch dieses wenige mit andern zu theilen. Er besitzt selbst die Delikatesse, sich nicht erst darum bitten zu lassen. Wenn er seine Mahlzeit hält, setzt er sich mit Fleiß an den Eingang seines Zeltes, um die Vorübergehenden einzuladen. Seine Großmuth ist so rein, daß er sie nie als ein Verdienst, sondern als eine Schuldigkeit betrachtet, und deswegen glaubt er auch, auf anderer Güter das Recht zu haben, das er diesen auf die seinigen zugestehet. Wenn man sieht, wie die Beduinen mit einander umgehen, so sollte man glauben, daß eine Gemeinschaft der Güter unter ihnen eingeführt sey. Sie kennen aber doch das Eigenthum, verbinden aber keinesweges damit Härte oder Filzigkeit. Ihre Gastfreiheit geht so weit, daß ihre Zelte bei allen ihren Stämmen für Asyle gehalten werden. Sobald ein Fremder, selbst ein Feind, das Zelt des Beduinen betreten hat, so wird seine Person gleichsam heilig und unverletzlich. Es wäre Feigheit und eine ewige Schande,

*) Totts Efterretlinger om Tyrkerne og Tartarerne. D. II. S. 30. ff.

selbst eine gerechte Rache auf Kosten der Gastfreundschaft zu befriedigen. Hat der Beduine sich dazu verstanden, mit seinem Gaste Salz und Brod zu essen, so wird er ihn um alles in der Welt nicht verrathen. Die Macht des Sultans wäre nicht im Stande, einen Flüchtigen aus dem Schutze eines Stammes zu reißen; er müßte denn diesen selbst ganz und gar vertilgen. Dieser außerhalb seinem Lager so raubgierige Beduine hat kaum einen Fuß in dasselbe niedergesetzt, so wird er freigebig und großmüthig *). Was könnte nicht aus diesen Völkern werden, wenn sie einmal kultivirt würden und die Kultur der Europäer erhalten könnten, ohne von ihren schlechten Sitten angesteckt zu werden!

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß bei den oben genannten Völkerschaften das Ehrgefühl mit der Beobachtung der Gastfreiheit verbunden sey; bei andern hingegen scheint es eine bloße natürliche Gutmüthigkeit zu seyn. Dies ist bei den Hottentotten der Fall. Diese sind gegen einander in einem hohen Grade freundlich, gutmüthig und willfährig. Sie behalten fast nie etwas allein für sich. Erhalten sie etwas, so theilen sie es mit dem ersten Bekannten, der ihnen entgegen kommt, und behalten gewöhnlich das Schlechteste für sich selbst. Soll ein Vortheil ihnen Vergnügen gewähren, so muß einer oder mehrere von ihren Landsleuten auch Theil daran nehmen. Sie behalten für sich selbst nichts, als ihre Weiber. Ist jemand in Noth oder Lebensgefahr, so eilen sie ihm zu Hülfe, er mag noch so weit von ihnen entfernt seyn, und dieselbe Willfährigkeit wird ihnen wieder von andern erwiesen. Ist jemand auf der Reise und wird von der Nacht überfallen, so kehrt er in dem ersten Dorfe ein, wo die Einwohner ihn aufnehmen und bewirthen, ohne Bezahlung dafür zu verlangen, obgleich sie sonst einander nicht kennen. Ist der Wirth so arm, daß er ihn nicht nach Wunsch bewirthen kann, so überläßt er ihn

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Thl. I. Abtheil. 4. Kap. 23.

einem seiner Nachbarn, der sich eine Ehre daraus macht *). Wie sehr beschämen diese Hottentotten viele christliche Nationen!

Die Neger im französischen Afrika denken eben so. Sie haben sowohl einige schlechte, als auch gute Seiten; die Gastfreiheit aber ist ihre beste Seite. Sie kann nirgends allgemeiner seyn, als unter ihnen. Sie haben fast nichts für sich selbst. Ohne Zwang und Verbindlichkeit ist Alles gemeinschaftlich. Jeder Reisende, er mag ein Weißer oder ein Schwarzer, ein Bekannter oder ein Unbekannter seyn, kann in die erste beste Hütte hineingehen. Wenn er hineingekommen ist, fragt man: wie er heiße, wo er herkomme und wohin er reise. Man reicht ihm gleich Milch oder Palmwein dar, gibt ihm Tabak und ladet ihn, wenn die Eßzeit kommt, zur Mahlzeit ein. Will er ruhen, so bereitet man nach Landes Sitte ein Lager für ihn. Wenn er weiter reiset, gibt er seinem Wirthe nichts, sondern wünscht nur, daß er sich wohl befinden möge. Die Neger haben daher auf ihren Reisen weder Geld, noch Lebensmittel nöthig, weil sie allenthalben ihren Unterhalt finden. Hat der Wirth nicht selbst genug, um seinen Gast zu bewirthen, so tragen alle Einwohner im Dorfe dazu bei und wünschen dem Wirthe Glück, daß der Reisende seine Hütte gewählt hat **).

Welche gute Anlage zur allgemeinen Menschenliebe, die sich auf alle Menschen, ohne Unterschied der Nation und Religion, erstreckt und sich freuet, sich allen wohlthätig erweisen zu können, blos weil sie Menschen und, als solche, Brüder sind. Was ließe sich von diesen rohen Menschen erwarten, wenn sie eine gute, moralische Kultur erhielten, die ihre natürlichen guten Gefühle mehr entwickeln, besser leiten und vervollkommnen könnte! Gott, der Alles

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. I. Kap. 6.

**) Neue Geschichte des französischen Afrika; vom Abbé Demanet. B. II. S. 51. ff.

regiert, wird wohl einst das Licht der Aufklärung auch ihnen leuchten lassen!

Die Caraiben werden überhaupt für die schlechtesten aller Menschen ausgeschrieen. Das ist wohl auch wahr; rachgierig sind sie und aus Rachgier Menschenfresser, welches ich oben gezeigt habe. Sie sind aber doch zugleich, in Ansehung ihrer Freunde, friedlich, leben in grosser Eintracht mit einander, sind in hohem Grade höflich gegen Fremde und üben die Gastfreiheit sehr willig aus. Auf den meisten caraibischen Inseln haben die Einwohner Schildwachen am Ufer des Meeres ausgestellt. Diese stehen an erhabenen Stellen und können die Häfen übersehen, wo die Fremden ankommen. Sobald sie ein Schiff oder ein Boot ankommen sehen, benachrichtigen sie die nächste Schildwache davon. Diese macht es der dritten bekannt, und so fort, bis es im Dorfe bekannt wird, welches auf diese Art in einem Augenblicke geschehen kann. Der Endzweck dieser Schildwachen ist zwar nicht, die Reisenden zu empfangen und zu bewirthen, sondern zu verhüten, daß Feinde sich ihrem Lande nähern; sie dienen aber nichts desto weniger zugleich dazu, ihr Wohlwollen gegen Fremde, die nichts Feindliches gegen sie im Sinne haben, an den Tag zu legen. Sobald sie daher von der Ankunft fremder Personen benachrichtigt werden, werden drei Männer abgeschickt, um Nachricht von der Ursache ihrer Ankunft einzuziehen. Sind sie als Freunde gekommen, so werden sie auch freundschaftlich aufgenommen. Ihre Sachen werden ins Dorf gebracht. Sie selbst werden in die Hütten geführt, wo reine Hängematten für sie zubereitet sind. Früchte und Erfrischungen werden ihnen gebracht. Nachher wird ihnen, wenn sie ausgeruhet haben, eine Mahlzeit von dem Besten, was sie haben, zubereitet, und je mehr sie essen und trinken, desto lieber ist es ihnen. Sie freuen sich, daß man sich einige Zeit bei ihnen aufhalten will, und will man wieder fortgehen, so begleiten sie den Reisenden ans Ufer und geben ihm einige Geschenke an Früchten und verschiedenen andern Din-

gen mit. Eine so freundschaftliche Aufnahme vergilt der Reisende zwar mit andern Geschenken, womit man ihre ganze Liebe gewinnet; man sieht aber doch leicht, daß diese Wilden nicht aus Gewinnsucht, sondern aus wirklicher Gutmüthigkeit diese Gastfreiheit ausüben *).

Wenn ich noch die Otaheitier im Südmeere erwähnt haben werde, so habe ich gezeigt, daß die Gastfreiheit in allen Welttheilen bekannt ist. Diese Insulaner sind gleich gastfrei gegen Fremde und Freunde. Wenn jemand ankommt, wird ein Schwein oder ein Vogel augenblicklich zurecht gemacht, und wenn etwas übrig bleibt, so legt man dies in einen Korb und gibt es ihm mit nach Hause. Was er nun verlangt, und was in den Kräften des Wirths steht, wird ihm gegeben; hat es letzterer nicht selbst, so schickt er zu seinen Nachbarn und Freunden, um es ihm zu verschaffen. Man beschenkt ihn überdies noch mit Zeug, wohlriechendem Oel, mit etwas, das ihnen Arbeit gekostet hat. Ihre Galanterie geht so weit, daß sie dem einen zu geringen Werth beilegen, was die Natur selbst hervorgebracht hat. Für eine so gute Bewirthung sagt man dem Wirthe nicht einmal Dank. Dieses ist bei ihnen nicht gebräuchlich; auch scheinen sie in ihrer Sprache gar keinen Ausdruck für die Idee des Dankes zu haben. Sonderbar aber ist es, daß, wenn jemand niest, sie, wie die Europäer, sich des Zurufs bedienen: „Gott segne Euch!" **). Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Gastfreiheit dieser Insulaner ihrer Gutmüthigkeit, und diese wieder ihrem muntern, sanguinischen Temperamente zuzuschreiben ist. Die Neuseeländer nehmen auch fremde Reisende von ihrer Nation, von denen sie keine bösen Anschläge befürchten, mit Güte auf und bewirthen sie, so lange sie bleiben. Nur erwartet man, daß dieser Aufenthalt nicht länger dauere, als zur Ausübung ihrer Ge-

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Thl. II. B. 2. Hauptst. 15. Abschn. 15.

**) Wilsons Missionsreise, S. 398.; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. II.

schäfte nothwendig ist *). Ob diese Insulaner auch aus Gutmüthigkeit, oder blos aus hergebrachter Sitte ihre Gastfreiheit ausüben, scheint mir zweifelhaft zu seyn. Daß sie der fremden Reisenden bald los zu werden wünschen, scheint anzudeuten, daß nicht sowohl Gutmüthigkeit, als vielmehr hergebrachte Sitte die Triebfeder ihrer Handlungen ist. Der Gast ist gemeiniglich nicht sehr willkommen, dessen man bald los zu werden wünscht.

So habe ich gezeigt, daß die Gastfreiheit, als ein altes Herkommen, bei einigen Völkern mit Ehrgefühl, bei andern mit Gutmüthigkeit vereinigt ist; ob es aber Ehrgefühl oder Gutmüthigkeit ist, wenn einige Völkerschaften ihren fremden Reisenden ihre Weiber und Töchter abtreten, kann ich nicht entscheiden. Diese sonderbare Sitte ist indeß bei vielen rohen Nationen gebräuchlich. Bei den Koräken, einem Volke, das an Kamtschatka gränzet, findet man diesen Gebrauch; er ist aber nicht allgemein. Die umher irrenden Koräken sind sehr eifersüchtig über ihre Weiber, und tödten sie oft blos aus Argwohn; ergreifen sie aber ein Weib im Ehebruche, so muß es ohne alle Barmherzigkeit sterben. Um sich dieser Eifersucht ihrer Männer nicht auszusetzen, führen sie eine sehr unreinliche Lebensart, waschen und kämmen sich nie, gehen schweinisch und zerlumpt; denn die Männer sehen es für eine abgemachte Sache an, daß sie sich nicht putzen können, ohne um ihren Liebhabern zu gefallen. Die Koräken und Tschuktschen, die sich angebaut haben, fehlen hingegen auf der andern Seite durch eine übertriebene Nachgiebigkeit. Sie sehen es gern, wenn ihre Weiber gefallen und von andern geliebkoset werden; sie müssen sich daher auf das Beste schmücken, ihre Gesichter schminken und reine Kleider tragen; in ihren Hütten hingegen sitzen sie ganz nackt, ohne sich vor einem Fremden zu schämen. Die Koräken und Tschuktschen sehen es für den sichersten Beweis

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 147. ff.

der Freundschaft an, daß sie einem fremden Reisenden ihre Frau oder Tochter zur Beischläferin geben, und wenn er es ausschlägt, wird er für den unhöflichsten Menschen von der Welt gehalten; ja sie sind, blos einer solchen Verachtung wegen, im Stande, ihn zu tödten. Die Tschuktschen gehen sogar in ihrer Höflichkeit so weit, daß sie nicht allein jedem Fremden ihre Weiber und Töchter anbieten, sondern auch, wenn diese nicht hübsch genug sind, ihm andere aus der Nachbarschaft zuführen. Diese Gastfreiheit der Koraken und Tschuktschen hat aber für den Gast das Unangenehme, daß diese Schönen ihm aus einer Art Galanterie eine Schale Urin, den sie in seiner Gegenwart lassen, überreichen, um den Mund damit auszuspülen *).

Die Einwohner des Königreichs Tangut geben jenen in dieser Art von Gastfreiheit nichts nach. Diese sind allen Arten von Wollust ergeben, und bringen ihr Leben mit Gesang, Tanz und Liebeshändeln zu. Wenn ein Fremder in ihr Dorf kommt, wird er in dem ersten Hause, wo er eintritt, sehr gastfrei aufgenommen. Der Hausherr bittet ihn, er möge, so lange er da bleibt, mit der vollkommensten Freiheit handeln. Zu dem Ende verläßt er selbst sein Haus und kommt nicht eher zurück, bis der Gast weggereist ist, der unterdessen mit der Frau, den Töchtern und Schwestern des Wirthes im vertrautesten Umgange lebt; und zu einem solchen Umgange soll die Schönheit dieser Weiber nicht wenig reizen. Diese unzüchtige Lebensart ist, ihrer Meinung nach, den Göttern angenehm. Ihr Chan ließ einst ein Verbot dagegen ergehen; sie schickten aber einige Deputirte an ihn, mit der Bitte, daß er aus dem Grunde dies Verbot widerrufen möchte, weil die Erde jetzt nicht mehr so fruchtbar wäre, und er mußte ihnen willfah-

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 348. 352. ff. — Kraschininnikows Beschreibung von Kamtschatka; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. V. S. 295.

ren *). Hieraus ergibt sich, daß die Ursache dieser Bewirthung mit Weibern und Töchtern bei diesem Volke ein religiöser Aberglaube ist. Bei den oben genannten Korjäken und Tschuktschen hingegen ist sie ein falsches Ehrgefühl. Sie werden daher auf diejenigen erbittert, die das Anerbieten ausschlagen und dadurch Ehrenbezeugungen zu verachten scheinen.

An andern Orten scheint es, als wenn Eigennutz mit im Spiele sey. Dies ist auf Mindanao, der größten von den philippinischen Inseln, der Fall. Sobald ein Fremder hier ankommt, gehen die Männer auf das Schiff hinaus und bitten ihn, in ihre Häuser zu kommen. Hier fragen sie ihn, ob ihm eine Freundin beliebe? Aus Höflichkeit muß der Fremde das Anerbieten annehmen und durch ein kleines Geschenk seine Dankbarkeit bezeigen. Dagegen steht es auch dem Fremden frei, so oft er Lust hat, im Hause dieser Freundin zu speisen, zu trinken und zu schlafen, und darf nur wenig dafür, als eine Erkenntlichkeit, geben. Verschiedenen Fremden wird es auch gestattet, diese Freundin mit nach Hause zu nehmen. Die Weiber des Sultans und die der Vornehmen an seinem Hofe pflegen auch oft einen Fremden zu fragen, wenn er zufälligerweise bei ihnen vorbeigehet, ob er schon eine Freundin zu seinem Umgange habe? Antwortet er mit „Nein!", so schicken sie ihm ein Geschenk von Tabak und Betel, um ihn ihrer Freundschaft zu versichern. — Auf Pulo-Kondore, die ohne Zweifel auch eine von den philippinischen Inseln ist, bieten die Männer gleichfalls ihre Weiber allen Fremden gegen einen ganz kleinen Ersatz an. Und dieser Gebrauch wird nicht allein auf diesen Inseln, sondern auch, dem Berichte Dampiers zufolge, in Pegu, Kochin-China, Kambodia und an mehrern

---

*) Reisen des Marco Polo; in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. III. S. 199. ff.

andern Orten, sowohl in Ostindien, als auf der Küste von Guinea gefunden *).

Man sieht, daß die Männer an diesen Orten von Eifersucht nicht geplagt sind, und daher den schändlichsten Vortheil aus ihrer Gastfreiheit ziehen. Anders ist es aber in den Ländern beschaffen, wo Eifersucht zum Charakter des Volkes gehört, und die Gastfreiheit doch fordert, die fremden Reisenden zu bewirthen. In diesen Ländern sind sie auf andere Mittel bedacht, die Gesetze der Gastfreiheit zu beobachten, ohne darum die fremden Reisenden in ihre Häuser aufzunehmen, welches leicht schädliche Folgen haben könnte. Bei den Siamern, die auf die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter ein sehr wachsames Auge haben, werden die fremden Reisenden von ihren Mönchen, den Talapoinen, die keine Weiber haben, bewirthet **). Im Reiche des Groß-Moguls hingegen, in Persien und in der Türkei sind große Gebäude aufgeführt, Karavanseras genannt, wo die Reisenden einkehren und für sich und ihre Thiere Schutz finden können.

Tournefort gibt unter andern uns eine Beschreibung von der Einrichtung dieser Gebäude. Sie sind, sagt er, große, geräumige Gebäude, die auf den Landstraßen für die Reisenden aufgeführt sind. Man findet in diesen Gebäuden nichts, als eine Erhöhung an der Mauer, die beinahe drei Schuh hoch und sechs Schuh breit ist, die zum Bette, zum Tische und zur Ruhe dienet. Auf dieser Erhöhung sind kleine Kamine eingerichtet, die sieben bis acht Schuhe von einander stehen, wo jeder sein Essen kochen kann, falls er etwas mitgebracht hat. Die Erhöhung dient zugleich zur Schlafstätte, und das Bett

---

*) Dampiers Reise um die Welt; in der Sammlung a. Et. B. IX. S. 450. u. 459.

**) Beschreibung des Königreichs Siam, von de la Loubere. Abtheil. 2. Kap. 2.

st bald gemacht, da ein jeder blos seine Decke ausbreitet, wenn er eine bei sich hat, und seinen Sattel zum Kopfkissen macht. Der übrige Platz ist für die Pferde, Maulthiere und Kameele bestimmt. Für ein solches Nachtlager wird nichts bezahlt. Für die Kost muß jeder selbst sorgen, wo er sie haben kann. Diese Einrichtung gehört zu der Gastfreiheit der Türken, wodurch sie einer alten hergebrachten Sitte nachkommen, ohne die Keuschheit ihrer Weiber in Gefahr zu setzen *).

So habe ich diese Abtheilung beendigt, woraus jeder vorurtheilsfreie Leser wahrnehmen kann, wie wichtig die Kultur des Verstandes und des Herzens dem Menschen seyn muß, und wie glücklich diejenigen sind, die in wohleingerichteten Staaten leben. —

*) Voyage du Levant, par Tournefort. Tom. 2. Lett. XIV.

Ende des ersten Theiles.

Historische Nachrichten zur Kenntniß des Menschen in seinem wilden und rohen Zustande

von

C. Bastholm,

Doctor der Theologie, weil. Königlichem Konfessionarius und ersten Hofprediger.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

H. E. Wolf,

Prediger zu Rangstrup und Joegerup im Schleswigschen.

Zweiter Theil.

Altona,

bei J. F. Hammerich 1819.

Vorerinnerung.

Nur wenig habe ich bei der Erscheinung dieses zweiten Bandes zu erinnern.

Die Druckfehler bitte ich vor der Lesung gefälligst zu verbessern. Die wichtigsten, sowohl im ersten als in diesem zweiten Bande befindlichen sind genau angegeben.

Daß ich an einzelnen Stellen, wo ich die Quellen, aus denen der Verfasser seine Nachrichten geschöpft hat, benutzen konnte, mir einige, wiewohl nur wenige, Zusätze und Veränderungen, die ich zum richtigern Verständnisse zuträglich fand, erlaubt habe, wird man mir hoffentlich nicht übel nehmen.

Was den im ersten Bande des Originals S. 194 befindlichen Ausdruck, „Forknyttelse Lemmerne" betrifft, welcher in der Uebersetzung S. 168 durch Verflechtung der Glieder ge-

Kap. 1.

Die ersten Nahrungsmittel der wilden und rohen Menschen.

Nahrung war das erste Bedürfniß des Menschen, nachdem er Bewohner der Erde geworden war. Noch wußte er aber nicht, die Thiere zu verfolgen oder zu tödten, die alle wild in den Wäldern lebten, nicht die Vögel oder Fische zu fangen, und hatte also noch keine andere Nahrung, als die freiwilligen Erzeugnisse der Bäume und der Erde. Da die Erde aber vielerlei Gewächse hervorbringt, die zwar in mancher Rücksicht nützlich, dem Menschen aber theils nicht nahrhaft, theils schädlich, ja wohl sogar tödtlich sind, so finde ich es sehr wahrscheinlich, daß die Menschen das Vermögen, durch den Geruch die nützlichen Gewächse von den schädlichen zu unterscheiden, mit dem Thiere gemein haben. Ohne dieses Vermögen wäre es möglich gewesen, daß der Mensch an dem nämlichen Tage gestorben wäre, an welchem er das Licht der Welt erblickte, und daß das erste Mittel, welches er zur Erhaltung seines Lebens wählte, seinen Tod beschleunigt hätte. Wer Sinn für die Weisheit hat, womit der Mensch gebildet ist, kann sich die unweise Einrichtung nicht denken, daß es von einem so ungewissen Zufalle, von einem bloßen Ungefähr abhängen sollte, ob der Mensch gleich nach der Geburt wieder zu seyn aufhören, oder fortleben sollte. Und wie sollte der Mensch, der mit so mannichfaltigen nützlichen und schädlichen Naturprodukten

[illegible] dergleichen schädliche, wenn nicht [illegible] geprüft werden können, wenn er nicht, [illegible] die Gewächse auswählen könnte, die [illegible] unschädlich, sondern sogar nahrhaft sind? [illegible] ist es nicht zu läugnen, daß wir jetzt dieses [illegible] nicht besitzen; aber jedes sinnliche Vermögen [illegible] natürlicherweise allmählig abnehmen, wenn es nicht [illegible] ausgeübt wird. Vielleicht liegen mehrere Kräfte der [illegible] in der menschlichen Natur verborgen, weil sie niemals gebraucht, und daher auch niemals geweckt worden sind. Das nämliche läßt sich auch wohl von dem Gesicht, dem Gehör, dem Geschmack und dem Gefühl behaupten. Die Erfahrung lehrt, daß Menschen, die sich in einer Lage befinden, welche einen höhern Grad von der Thätigkeit dieser Kräfte erfordert, dieselben auch in einem höhern Grade besitzen, als andere, die desselben nicht bedürfen, weil die Noth sie gezwungen hat, ihre Kräfte mehr anzustrengen. Das nämliche kann man auch von dem Geruch behaupten. Die Menschen werden jetzt von der Geburt an gewisser Arten von Nahrungsmitteln gewohnt, und brauchen mithin den Geruch nicht, um das Nützliche vom Schädlichen zu unterscheiden. Dieses Vermögen hat demnach aus Mangel an Anwendung auf dergleichen Dinge eine Vollkommenheit verloren, die es vom Anfange an gehabt hat.

Allein nachdem die Menschen, durch den Geruch geleitet, gewisse Naturprodukte in ihrer Gegend zu ihrer Nahrung ausgewählt, und sie aus eigner Erfahrung nicht nur unschädlich, sondern auch gesund und nahrhaft gefunden hatten, so haben sie allmählig bemerkt, daß der Same von dergleichen Gewächsen, wenn er in die Erde fiel, wieder aufging und ein Gewächs hervorbrachte, welches demjenigen, was den Samen getragen hatte, völlig ähnelte. Dies muß natürlicherweise die Menschen auf den Gedanken gebracht haben, dergleichen Samen aufzusammeln und sie dahin zu verpflanzen, wo sie dieselben

.ebsten haben wollten. Insonderheit zogen sie solche .wächse aus Samen, die theils sehr angenehm von Ge= ‹chmack und dabei sehr nahrhaft waren, theils von der Natur in solchem Ueberflusse nicht hervorgebracht wurden, daß sie zu ihrem Unterhalte hinreichend waren, wenn Kunst und Fleiß der Natur nicht zu Hülfe kamen. So begann allmählig der Feldbau.

Es ist aber nach dem, was ich im ersten Bande ge= sagt habe, leicht begreiflich, daß der Feldbau, der Mühe kostet, seinen Anfang nicht da genommen habe, wo die Natur alles reichlich ohne Mühe hervorbringt, da der Mensch von Natur zur Trägheit geneigt ist. So findet man es auf den Schifferinseln. Dieses reizende Land ver= einigt den doppelten Vortheil eines fruchtbaren Bodens ohne Anbau, und eines Klima's, das keine Kleidung ver= langt. Brodbäume, Kokosnüsse, Bananas, Orangen geben ihnen eine gesunde und reichliche Nahrung. Es wächst auch daselbst ein anderer Baum, der eine große Mandel trägt, welche, wenn sie gekocht ist, einen kasta= nienartigen Geschmack hat. Das Zuckerrohr wächst wild an den Ufern der Flüsse. Auch Vögel, Fische, Hühner, Schweine und Hunde giebt es da im Ueberflusse, die von den Besten dieser Früchte leben und den Einwohnern eine angenehme Abwechselung von Gerichten gewähren. Diese Insulaner waren daher auch so weich und hatten so wenig Bedürfnisse, daß sie die eisernen Instrumente und Zeuge der Franzosen verschmäheten, und nichts weiter verlang= ten, als Glasperlen und einige Luxuswaaren. *)

In solchen Gegenden hat der Landbau gewiß nicht seinen Anfang genommen. Die oben erwähnten Insula= ner gaben sich auch nicht damit ab. Der von Natur träge Mensch mußte durch die Noth zu einer solchen Arbeit ge=

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 17. S. 188 und 226.

umgeben ist, gegen dergleichen schädliche, wenn nicht tödtliche Zufälle gesichert werden können, wenn er nicht, wie das Thier, die Gewächse auswählen könnte, die nicht allein unschädlich, sondern sogar nahrhaft sind?

Zwar ist es nicht zu läugnen, daß wir jetzt dieses Vermögen nicht besitzen; aber jedes sinnliche Vermögen muß natürlicherweise allmählig abnehmen, wenn es nicht gebraucht wird. Vielleicht liegen mehrere Kräfte der Art in der menschlichen Natur verborgen, weil sie niemals gebraucht, und daher auch niemals geweckt worden sind. Das nämliche läßt sich auch wohl von dem Gesicht, dem Gehör, dem Geschmack und dem Gefühl behaupten. Die Erfahrung lehrt, daß Menschen, die sich in einer Lage befinden, welche einen höhern Grad von der Thätigkeit dieser Kräfte erfordert, dieselben auch in einem höhern Grade besitzen, als andere, die desselben nicht bedürfen, weil die Noth sie gezwungen hat, ihre Kräfte mehr anzustrengen. Das nämliche kann man auch von dem Geruch behaupten. Die Menschen werden jetzt von der Geburt an gewisser Arten von Nahrungsmitteln gewohnt, und brauchen mithin den Geruch nicht, um das Nützliche vom Schädlichen zu unterscheiden. Dieses Vermögen hat demnach aus Mangel an Anwendung auf dergleichen Dinge eine Vollkommenheit verloren, die es vom Anfange an gehabt hat.

Allein nachdem die Menschen, durch den Geruch geleitet, gewisse Naturprodukte in ihrer Gegend zu ihrer Nahrung ausgewählt, und sie aus eigner Erfahrung nicht nur unschädlich, sondern auch gesund und nahrhaft gefunden hatten, so haben sie allmählig bemerkt, daß der Same von dergleichen Gewächsen, wenn er in die Erde fiel, wieder aufging und ein Gewächs hervorbrachte, welches demjenigen, was den Samen getragen hatte, völlig ähnelte. Dies muß natürlicherweise die Menschen auf den Gedanken gebracht haben, dergleichen Samen aufzusammeln und sie dahin zu verpflanzen, wo sie dieselben

am liebsten haben wollten. Insonderheit zogen sie solche Gewächse aus Samen, die theils sehr angenehm von Geschmack und dabei sehr nahrhaft waren, theils von der Natur in solchem Ueberflusse nicht hervorgebracht wurden, daß sie zu ihrem Unterhalte hinreichend waren, wenn Kunst und Fleiß der Natur nicht zu Hülfe kamen. So begann allmählig der Feldbau.

Es ist aber nach dem, was ich im ersten Bande gesagt habe, leicht begreiflich, daß der Feldbau, der Mühe kostet, seinen Anfang nicht da genommen habe, wo die Natur alles reichlich ohne Mühe hervorbringt, da der Mensch von Natur zur Trägheit geneigt ist. So findet man es auf den Schifferinseln. Dieses reizende Land vereinigt den doppelten Vortheil eines fruchtbaren Bodens ohne Anbau, und eines Klima's, das keine Kleidung verlangt. Brodbäume, Kokosnüsse, Bananas, Orangen geben ihnen eine gesunde und reichliche Nahrung. Es wächst auch daselbst ein anderer Baum, der eine große Mandel trägt, welche, wenn sie gekocht ist, einen kastanienartigen Geschmack hat. Das Zuckerrohr wächst wild an den Ufern der Flüsse. Auch Vögel, Fische, Hühner, Schweine und Hunde giebt es da im Ueberflusse, die von den Besten dieser Früchte leben und den Einwohnern eine angenehme Abwechselung von Gerichten gewähren. Diese Insulaner waren daher auch so weich und hatten so wenig Bedürfnisse, daß sie die eisernen Instrumente und Zeuge der Franzosen verschmäheten, und nichts weiter verlangten, als Glasperlen und einige Luxuswaaren. *)

In solchen Gegenden hat der Landbau gewiß nicht seinen Anfang genommen. Die oben erwähnten Insulaner gaben sich auch nicht damit ab. Der von Natur träge Mensch mußte durch die Noth zu einer solchen Arbeit ge-

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 17. S. 188 und 226.

trieben werden. Man findet daher, daß die Peruaner fast gar nicht, oder doch wenigstens sehr selten, in den warmen Gegenden säeten, welche die fruchtbarsten waren, denn die Erde bot ihnen genug dar, sich nach ihrer Art zu nähren. Sie fanden einen Ueberfluß an Kräutern, Wurzeln und wilden Früchten darin. Bei ihren gewöhnlichen Mahlzeiten genossen sie nichts als allerlei Feldkräuter, sie mochten nun bitter oder süß seyn. Die bittern Kräuter kochten sie zwei bis drei Mal, ließen sie darauf an der Sonne trocknen, und verwahrten sie bis zum Gebrauche. Oft aßen sie auch die Kräuter roh und ungekocht, welches aber mehrentheils nur von den Landleuten geschah.*)

Es war indessen nicht die Nothwendigkeit allein, welche die erste Veranlassung zum Ackerbau gab. Die Geschichte lehrt uns, daß die Feuerländer und Vandiemensländer von allen Bedürfnissen des Lebens gänzlich entblößt sind, und sich dessen ungeachtet bis jetzt nicht auf den Ackerbau gelegt haben. Solche Mittel zur Erhaltung des Lebens zu ersinnen, erfordert wenigstens einige Entwickelung des Verstandes. Menschen, die in einem ganz thierischen Zustande, wie die beiden obgenannten Völkerschaften, leben, können nicht so weit denken, und haben sie auch mit dem Ackerbau den Anfang gemacht, so müssen andere sie darauf gebracht haben. Da aber alle Entwickelung des Verstandes ihren Ursprung von den wärmern Himmelsstrichen hat, wie ich im ersten Bande bewiesen habe, so ist es auch höchst wahrscheinlich, daß der Landbau, den die Nothwendigkeit veranlaßte, in Verbindung mit einem gewissen Grade der Entwickelung des Verstandes, seinen Anfang unter den wärmern Himmelsstrichen genommen und sich von da aus in die kältern verbreitet hat.

Die Neuseeländer sind uns hiervon ein sehr auffal-

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. Buch 2. Hauptst. 5. Abschn. 3. § 1 und 45.

fender Beweis. In den nördlichen, wärmern Gegenden der Insel werden Yamswurzeln, Erdäpfel und Kokos gebaut, aber in den südlichen, kältern Gegenden sieht man dergleichen nicht. Die Einwohner des letzterwähnten Landstrichs müssen sich demnach blos mit Fischen und Farrenkrautwurzeln behelfen, ausgenommen, daß sie dann und wann einen Hund schlachten, oder zufälliger Weise einen Seevogel fangen. Aber die Produkte der Erde von der Natur zu gewinnen, kommt ihnen nie in den Sinn. *) Wären die intellectuellen Anlagen nicht weniger ausgebildet unter diesen kalten als unter jenen warmen Himmelsstrichen; wäre denjenigen, die in diesem Klima wohnen, dieselbe Entwickelung des Verstandes zu Theil geworden, als jenen, sie sey so klein, wie sie wolle; so ist es nicht zu bezweifeln, daß sie eben sowohl als jene auf den Gedanken würden gerathen seyn, durch Anbau des Landes ihrem Mangel an den Bedürfnissen des Lebens abzuhelfen. Daß die Bewohner der kältern Gegenden mit einem rauhern Klima zu kämpfen haben, kann an und für sich keine Ursache seyn, warum sie den Ackerbau nicht treiben. Die Hauptursache ist ein gänzlicher Mangel an aller Verstandeskultur.

Betrachtet man die Bewohner der Freundschaftsinseln, so findet man auch, daß die Entwickelung des Verstandes mit den in dem Ackerbaue gemachten Fortschritten genau verbunden ist und sich genau darnach richtet. Diese Insulaner haben einen gebildetern Verstand als die Bewohner der nördlichen Gegenden von Neuseeland, und haben es daher auch im Ackerbaue weiter als sie gebracht. Zwar sind die Kokos- und Brodbäume ohne Ordnung zerstreut, und machen den Einwohnern, wie es scheint, keine Mühe, sobald sie eine gewisse Höhe erreicht haben. Auf den Anbau der Erdfrüchte aber wenden sie besondern

---

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. III. S. 298.

Fleiß, und er ist daher auch zu einer hohen Vollkommenheit gediehen. Ihre Pisangs- und Yamsfelder sind von beträchtlichem Umfange. Die Einwohner pflegen zuerst, um Pisangs oder Yams zu stecken, kleine Löcher zu graben und demnächst das Gras rings umher auszureißen, wahrscheinlich damit es den Wurzeln die nöthige Nahrung nicht entziehe. Das Werkzeug, womit sie diese Arbeit verrichten, ist ein Pfahl, dessen Länge sich nach der Tiefe richtet, die sie aufgraben wollen. An dem einen Ende hat dieser Pfahl eine flache, scharfe Ecke, und an denen von der größern Art befestigt man ein kurzes Querstück, um sie mit dem Fuße in die Erde treiben zu können. Die Breite des ganzen Instruments beträgt nur zwischen drei und vier Zoll, und dennoch graben sie damit Aecker um, die mehrere Morgen Landes enthalten. Die Yams sowohl als die Pisangs werden so regelmäßig gesteckt, daß in allen Richtungen gerade Reihen stehen. *)

Hieraus erhellet, daß diese sonst rohen Menschen sehr wohl bemerkt haben, wie sehr die Pflanzen durch Anbau verbessert werden. — Mit eben so vieler Sorgfalt treiben die Osterinsulaner den Feldbau. Ihre Bananasbäume pflanzen sie nach der Schnur. Auch der Acker ist mit vieler Einsicht bestellt. Sie raufen das Unkraut heraus, bringen es in Haufen zusammen, verbrennen es, und düngen auf diese Art die Felder. **) Daß diese rohen Menschen so nachdenkend sind, welches man nicht leicht von ihnen erwarten sollte, zeigt, daß sie doch einige Verstandeskultur haben. Dieses Nachdenken, diese Verstandeskultur nebst dem damit verknüpften Feldbaue wird man ohne Zweifel unter den kalten und rauhen Himmelsstrichen vergebens suchen, wenn sie nicht bei irgend

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise. B. II. S. 105 ff.

**) La Perouse's Reise um die Welt. B. 1. im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. XVI, S. 213. —

einer Gelegenheit aus den warmen Zonen, wo der Verstand leichter geweckt und entwickelt wird, nach den letztern gebracht worden ist.

So wie die rohen Menschen Verstand dadurch zeigen, daß sie das Land bauen, und durch den Anbau des Landes die Erzeugnisse desselben vermehren, so thun sie es auch dadurch, daß sie die Produkte der Erde aufbewahren. Die Einwohner von Biledulgerid haben bei der Aufbewahrung des Getreides ganz die nämliche Methode wie die Bewohner der Barbarei. Sie graben ein großes, in die Tiefe spitzig zulaufendes Loch in die Erde, füllen es mit Holz an und zünden dieses an, um die Erde auszutrocknen und ihr Festigkeit zu geben. Dann reinigen sie die Grube und schütten das Korn hinein, worauf sie einige Bohlen dicht an einander darüber legen und das Ganze mit Erde überdecken. Daher kann man ihnen in Kriegszeiten die Lebensmittel nie abschneiden, und der Feind marschirt oft, ohne es zu wissen, über diese Vorrathskeller weg. *) Daß diese rohen Menschen ihren Vorrath in der Erde bewahren, um ihn gegen feindliche Anfälle zu sichern, ist nichts mehr, als das Thier auch thun kann; daß sie aber dabei mit solcher Vorsicht zu Werke gehen, daß das in der Erde aufbewahrte Getreide nicht verdirbt, das zeugt von Nachdenken und einem gewissen Grade der Entwickelung des Verstandes.

Ich habe gezeigt, daß die freiwilligen Produkte der Erde der Menschen erste Nahrung gewesen sind, und daß diese allmählig aus Noth und von einer zunehmenden Entwickelung des Verstandes geleitet, angefangen haben, das Land zu bauen und dadurch die Produkte desselben zu vermehren, wo diese, wie sie aus der Hand der Natur kamen, anfingen, zur Erhaltung des Menschengeschlechtes, das sich von Zeit zu Zeit vermehrte, unzulänglich zu seyn. Aber nicht allenthalben fing die Entwickelung des

*) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. 122 ff.

Verstandes mit dem Bedürfnisse an. Dieses nahm mit der Vermehrung des Menschengeschlechtes zu; jene stockte, entweder weil die Rauhigkeit des Klima's oder andere uns unbekannte Ursachen ihren Fortgang hinderten. Da die Gewächse, welche die Erde ohne Anbau hervorbringt, den Menschen keine hinlängliche Nahrung gewährten, so mußte man diesem Mangel an Nahrungsmitteln auf eine andere Art abhelfen. Jagd- und Fischgeräthe waren noch nicht erfunden. Die Menschen kannten keine Mittel, sich der Thiere zu bemächtigen und sie zur Nahrung zu gebrauchen. Sie nahmen daher aus Bedürfniß zu den Meerufern ihre Zuflucht, um im Meere zu suchen, was die Erde ihnen zur Nahrung versagte. Vergebens suchten sie die Fische zu fangen, da ihnen das Geräth hierzu fehlte, und ihr Verstand auch nicht in dem Grade gebildet war, daß sie sich dasselbe zu verschaffen wußten; sie sahen aber, wenn die Ebbe eintrat, die Schalenfische, die an den Felsen klebten. Sich dieser zu bemächtigen, brauchte es weder viel Kunst noch Geräth. Diese wurden daher, nächst den freiwilligen Früchten der Erde, die andere Nahrung der Menschen, so lange sie in dem wilden, thierischen Zustande lebten.

Die Feuerländer scheinen noch keine andere Art von Speise zu kennen, als Schalenfische, Austern, Muscheln und dergleichen. Es ist die Arbeit der Weiber dergleichen bei niedrigem Wasser oder zur Ebbezeit aufzusuchen und zu sammeln. Man sieht sie dann mit einem Korbe in der einen Hand, mit einem zugespitzten Stecken in der andern und mit einem Ranzen auf dem Rücken am Ufer gehen. Vermittelst dieses Stockes stoßen sie die Schalenthiere, die an den Felsen kleben, ab, werfen sie in den Handkorb und leeren diesen, so oft er voll ist, in den Ranzen aus. *)

---

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. II. S. 502.

Dieselben Nahrungsmittel fand man bei den Einwohnern von Van Diemens Land. Sie hatten weder Kanots noch Angelhaken, woraus man schliessen muß, daß sie sich nicht von Fischen nährten. Ihr Verstand war noch nicht so gebildet, daß sie sich das zum Fischfange erforderliche Geräth zu verschaffen wußten. Sie lebten auch nicht von Erdfrüchten, sondern schienen blos von Schalenthieren zu leben. Doch verzehrten sie diese nicht roh. Das Feuer muß ihnen bekannt gewesen seyn, denn bei allen ihren Wohnplätzen und auch überall, wo nur ein Haufen Muschelschalen lag, sah man noch Ueberbleibsel von Feuer. Dieser Nahrung waren sie so gewöhnt, daß sie weder Brod noch andere Nahrungsmittel die man ihnen bot, annehmen wollten. Vögel hingegen nahmen sie gern und liessen sichs merken, dies sey für sie eine angenehme Speise. *)

Die Mexikaner mußten auch, so lange sie in ihrem wilden Zustande lebten, zum Meere ihre Zuflucht nehmen, um ihren nothdürftigen Unterhalt zu finden. Nach der Gründung von Mexiko lebten sie viele Jahre lang auf ihren kleinen Inseln im See auf eine erbärmliche Weise, und waren genöthigt, sich blos mit dem zu behelfen, was sie im Wasser fanden. Sie aßen die Wasserpflanzen und die Wurzeln derselben, Ameisen, Sumpffliegen und deren Eier. Sie fingen eine solche Menge von diesen Fliegen, daß sie ganz davon leben konnten. Sie wurden in Kugeln zusammengebacken, in Maisblätter gewickelt und mit Salpeter in Wasser gekocht. Sie aßen auch eine gewisse schwammichte Substanz, die auf dem See schwamm. Sie ward an der Sonne gedörret und statt des Käses gebraucht, mit dem sie an Geruch und Geschmack viel Aehnlichkeit hatte. In der Folge lernten sie das Land bauen, und dann ward Mais ihre vornehmste Nahrung. Dieses

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. I. S. 108.

Gewächs, welches gesund, wohlschmeckend und nahrhaft ist, kochen sie in Wasser mit ein wenig Kalk, enthülsen es, machen einen Teig daraus, backen Brod und Kuchen davon und ziehen sogar dieses Brod dem besten Weizenbrod vor. *)

Man möchte wohl glauben, daß diese schlechte Speise, womit diese Menschen das Leben erhalten mußten, ehe sie den Landbau lernten, ihnen in hohem Grade ekelhaft seyn müßte. Uns, die wir einer andern Nahrung gewohnt sind, würde sie es auch seyn. Diese schlechten Nahrungsmittel gefielen aber den Mexikanern, die einmal daran gewöhnt waren, so sehr, daß sie, als sie nachher andere Nahrungsmittel erhalten hatten, von den Speisen nicht ablassen konnten, welche sie in ihrem rohern Zustande aus Noth genießen mußten. Was ich daher von der Lebensart dieser rohen Menschen gesagt habe, hat bei weitem nicht den Zweck, sie von einer beklagenswerthen Seite zu zeigen. Wir sind ja nicht zu bedauern, weil wir Muscheln, rohe Austern, Schnecken, Frösche u. dgl. essen, das gar nicht besser ist als die Meerpflanzen, Ameisen und Insecten der wilden Mexikaner. Die Gewohnheit thut hier alles, und über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Was dem einen anekelt, ist dem andern ein Leckerbissen. Ich habe daher nur dieses erwähnt, um dem Leser zu zeigen, wie die wilden und rohen Völker sich haben behelfen müssen, um den nothdürftigen Unterhalt zu haben, bis der Verstand allmählig entwickelt wurde, und sie, so wie die Cultur desselben zunahm, lernen konnten, von dem mannichfaltigen Reichthum der Natur Gebrauch zu machen.

---

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Abschnitt 64. —

Kap. 2.

Gebrauch der Thiere als Nahrung.

Natürlicher Weise mußte einige Zeit vergehen, ehe die wilden Völker Mittel erfinden konnten die Thiere zu tödten und sie auf die Art zu ihrer Nahrung zu gebrauchen. Unterdessen mußten sie, wie ich oben gezeigt habe, sich mit den freiwilligen Früchten der Erde und mit dem behelfen, was sie an den Ufern des Meeres und der Seen finden konnten. Als sie sich aber endlich genöthigt sahen, sich gegen die Angriffe wilder Thiere zu vertheidigen, geriethen sie auf den Gedanken, sich dagegen mit Steinen, Keulen und Spießen zu waffnen. Mit diesen Waffen erlegten sie zuerst die wilden Thiere, um sich selbst zu vertheidigen. Allmählich versuchten sie, selbige zur Nahrung zu gebrauchen, und was anfangs nur ein Vertheidigungskrieg gegen die Thiere war, ward jetzt ein Angriffskrieg. Sie gingen auf die Jagd nach den wilden Thieren, um sich den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, und dieses neue Mittel zur Erhaltung des Lebens ward allmählich nothwendiger, je mehr die Menschen sich vermehrten.

Anfangs wurden alle wilde Thiere, die sie tödten konnten, ohne Unterschied zur Nahrung gebraucht. Dieses findet man noch bei den wilden Völkerschaften. Die Bewohner von Montanna-Real haben weder Ochsen, noch Schafe, noch Pferde, sie nähren sich daher von dem Fleisch der wilden Thiere, die in großer Menge in ihren Wäldern gefunden werden, und verzehren es halb gekocht. Sie haben auch alle Arten von Vögeln im Ueberflusse, welche sie mit Schnabeln, Federn und Eingeweide essen. Nicht weniger Ueberfluß haben sie an Fischen von ansehnlicher Größe, welche sie mit Harpunen fangen oder mit Pfeilen tödten, die sie aus einer gewissen

harten Holzart verfertigen und in Ermangelung des Eisens mit einem zugespitzten Stück von einer Muschelschale oder einem Dorn befestigen, dessen sie sich auch zu ihren Angelhaken bedienen. — Diese Wilden leben, was ihren Unterhalt betrifft, in einer Art Gemeinschaft mit einander. Diejenigen, die mehr eingesammelt haben, als sie selbst gebrauchen, theilen von ihrem Vorrathe den Aermern so viel mit, als sie entbehren können. Bei ihren Mahlzeiten setzen alle Männer sich auf die Erde rings um irdene Töpfe herum, die sie selbst verfertigen; die Weiber sind aber bei ihnen, wie bei andern Wilden, von ihren Mahlzeiten ausgeschlossen. *)

Die Guaycurusen legen sich auch nicht auf den Ackerbau, sondern leben blos von Jagd und Fischerei. Sie haben vor nichts einen Ekel, sondern verzehren alles, dessen sie sich bemächtigen können, Löwen, Tiger, Bären, Schlangen und Ottern, so giftig diese Thiere auch sind. Man glaubt, daß ihnen diese Nahrungsmittel keinen Schaden thun, weil sie sich von Jugend auf daran gewöhnen. **) Das nämliche gilt von den Shangellas, einem Volke, das unweit Abyssinien wohnt. Einige von ihren Stämmen leben von Elephanten und Rhinocerossen, andere von Ochsen, Ebern, Löwen und Schlangen, einige von dem Krokodill, dem Flußpferde, allerlei Art von Fischen und des Sommers von Heuschrecken, welche sie erst kochen, und wenn sie sie getrocknet haben, in Körben aufbewahren, die aus Zweigen sehr künstlich gemacht und so dicht zusammen geflochten sind, daß sie eben so wasserdicht sind, als ein hölzernes Gefäß. ***)

Die Einwohner vom Nutka-Sunde essen nicht viele

---

*) Beschreibung der Montanna-Real, in Zachs monatlicher Correspondenz. May 1801. S. 456 ff.

**) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. B. II. S. 109.

***) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils von Bruce. Thl. 2. B. 2. S. 540.

Pflanzenspeisen. Ihre vorzüglichste Pflanzenspeise sind los einige Wurzeln. Am meisten verlassen sie sich auf die See, und genießen von den Produkten derselben alles, was eßbar ist, Fische, Muscheln und Seethiere. Heringe und Sardinen werden nicht nur frisch gegessen, sondern dienen auch getrocknet oder geräuchert und in Ballen gepackt als Vorrath. Sie bereiten auch den Rogen der Heringe als eine Art von Caviar zu, den sie in Körben oder Beuteln von Matten aufbewahren. Dies ist gleichsam ihr Winterbrod und hat keinen üblen Geschmack. Nächst den Fischen ist eine Art großer Muscheln eins der vorzüglichsten Lebensmittel. Diese braten sie in der Schale und stecken sie dann bis zum Gebrauch auf hölzerne Spießchen. Sie werden entweder ohne weitere Zubereitung genossen oder in Oel getunkt. Die größern Seethiere, welche sie öfters speisen, sind die Meerschweine, deren Fett und Fleisch sie in große Stücke zerschneiden, wie die Heringe trocknen und ohne weitere Zubereitung essen. Vermuthlich gehören noch mehrere Seethiere, nämlich Robben, Meerottern und Wallfische zu ihren Lebensmitteln, da sie nicht nur die Felle der beiden ersten Gattungen in großer Menge haben, sondern auch die Instrumente, deren sie sich zum Erlegen dieser Thiere bedienen, häufig bei ihnen angetroffen werden. Außer den Seethieren essen sie auch Seevögel, die sie mit Pfeilen schießen. Mit einem Worte, alles was das Meer hervorbringt, muß ihnen zur Nahrung dienen. *)

Die Einwohner des Königreiches Arrakan zeichnen sich bei ihren Gastereien vor den oberwähnten Völkern durch viele Speisen aus; die meisten werden aber einem Europäer eben nicht sonderlich schmecken. Schlangen, Ratten und Mäuse halten sie für köstliche Leckerbissen. Sie essen niemals Fische, ehe sie faulen. Hernach machen sie eine Tunke daraus und mischen diese unter andere Speisen.

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise. B. III. S. 67 f.

Arme Leute gebrauchen hierzu einen dermaßen stinkenden Fisch, daß ein Ausländer in Ohnmacht fallen möchte. Die Reichen nehmen andere Fische, die nicht so gar entsetzlich riechen, mischen auch um größerer Annehmlichkeit willen allerlei andere Dinge darunter. — Dieser Geschmack muß die kultivirten Völker nicht befremden, die am liebsten Wildpret essen, wenn es etwas faul riecht. Nach meiner Meinung kommt das auf eins hinaus, welche faule Speise man genießt, es sey Fisch oder Fleisch. — So wie diese rohen Völker mit den kultivirten das gemein haben, daß sie am liebsten essen, was halb faul und ein wenig stinkend ist, so gleichen jene diesen auch darin, daß zu einem wohl besetzten Tische viele Gerichte erfordert werden. Bei den vornehmen Arrakanern ist es Gebrauch ein Paar hundert kleine Teller aufzutragen, worunter jeder aussucht, was ihm gefällt. *) Dieses ist wohl auch der Zweck der vielen Speisen, welche die Europäer auftischen. Man ißt gemeiniglich von allem, und erfreut dadurch zugleich den Wirth, den Arzt und den Apotheker.

Ich habe gezeigt, daß die wilden und rohen Völker, nachdem sie Geräth erfunden hatten, womit sie die Thiere fangen und tödten konnten, alle wilde Thiere und alle Seethiere ohne Unterschied zur Nahrung gebraucht haben. Sie aßen alles, was ihre Zähne kauen und ihr Magen verdauen konnte. Daß wir einen Ekel vor gewissen Arten von Thieren haben und andere als eine Delikatesse essen, ist bloß eine Gewohnheit, ein Vorurtheil, der in der Erziehung seinen Grund hat. Alles Wildpret besteht, wenn es aufgelöst wird, aus den nämlichen Bestandtheilen. Es ist blos die Form, die den Unterschied macht. Die Gesundheit nehmen wir bei der Wahl der Nahrungsmittel nicht in Betracht. Eine gebratene Katze zu essen, würde uns anekeln, und doch ist sie ohne Zwei-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 10. S. 67.

ef weit gesünder, als eine gebratene Ente. Eben so
venig nehmen wir bei der Wahl der Nahrungsmittel auf
ie Nahrung Rücksicht, wovon die Thiere leben. Eine
Pferdekeule mögen wir nicht, essen aber sehr gern einen
Schinken. Es ist auch nicht der Anblick, der uns be-
timmt, lieber das eine als das andere zu essen. Ein
Schildkrötengericht hat, wenigstens für mich, nichts an-
iehendes, und doch ißt man nicht allein, sondern
hlemmet auch bei einem solchen Mahle. Es ist also im
Grunde nichts als ein Erziehungsvorurtheil, wenn man
or vielen von den Nahrungsmitteln der wilden und rohen
Völker einen Ekel hat. Solche Vorurtheile haben diese
nicht, denn sie sind von Jugend an gewohnt, alles zu
ssen, was sie nähren kann. Daher sieht man, daß sie,
nachdem sie gelernt hatten, gewisse Thierarten zu zähmen,
doch fortgefahren haben, verschiedene von den Thierarten
u essen, die sie vordem gegessen hatten, ehe sie zahme
Thiere erhielten, so wie wir noch Hirsch- Dam- und
Hasenwildprét essen, obgleich wir Rindvieh und Schafe
aben.

Auf welche Art die rohen Völker einige Thiere ge-
ähmt haben, ist nicht schwer zu begreifen. Einige Thiere
. B. Löwen, Tiger, Leoparden und viele andere schei-
en in dem Grade wild zu seyn, daß sie sich gar nicht
ähmen lassen. — Doch sollen die Hindostaner die Kunst
erstehen, die Leoparden zu zähmen. — Sie können aber,
eil sie nicht allein scharfe Zähne und Klauen, sondern
uch große Stärke haben, nicht ohne Gefahr in die Häu-
r eingeschlossen werden. Wenn sie auch zahm scheinen,
kann doch der Fall leicht eintreten, daß die Natur mehr
ewalt über sie hat, als die Erziehung, und dann zer-
ißen sie alles, was sie umgibt. — Es gibt aber an-
re Thierarten, die nicht so wild, oder wenn gleich eben
wild, doch nicht so reißend sind, z. B. das Pferd,
d wieder andere, die, obgleich sie wild und eben so ge-
hrlich sind, sich doch leichter bezwingen lassen, z. B.

der Stier, der unschädlich ist, wenn er seine Hörner verliert, und die Kuh, die sich leicht zähmen läßt. Andere sind nicht so gefährlich, z. B. der Hund und die Katze, weil ihre Kräfte die menschlichen nicht übersteigen, und es gibt endlich andere, die weder gefährlich noch reißend sind, z. B. das Schaf.

Die Zähmung dieser und anderer Thiere ist nach meiner Meinung auf folgende Art geschehen: Die ersten Menschen haben wahrscheinlich in den Wäldern die Jungen der wilden Thiere in ihren Nestern gefunden, sie nach Hause gebracht und aufgefüttert. Von den mit vielen verschiedenen Thierarten angestellten Versuchen mußten natürlicherweise mehrere mißlingen. Die wilde Natur der Thiere hat, als sie aufwuchsen, sich nicht zähmen lassen. Andere hingegen sind durch die Behandlung und Pflege der Menschen gezähmt, des Umganges derselben gewohnt, ja ihnen sogar der Nahrung wegen, die sie von ihnen erhalten, ergeben worden. — Auf gleiche Art sind wohl auch viele Arten von Vögeln gezähmt worden. Man hat sie jung aus den Nestern genommen und ihnen die Flügel beschnitten, wodurch sie unfähig geworden sind, wieder wegzufliegen.

Ich kann mir vorstellen, daß Elephanten, Pferde, Esel, Kameele, Ochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen und andere Thiere, vielerlei wilden Geflügels nicht zu gedenken, auf die nämliche Art gezähmt worden sind, und daß sie nebst ihrer Zucht ihre wilde Natur immer mehr und mehr müssen verloren haben, je länger sie in den Händen der Menschen gewesen sind. Sie wurden jetzt Hausthiere, und nicht allein zur Arbeit, sondern auch zur Nahrung gebraucht. Und wie die wilden und rohen Menschen vordem, ehe sie die Thiere zähmen lernten, alle Thiere, deren sie habhaft werden konnten, zur Nahrung gebraucht haben, so mußten sie nachher alle ihre Hausthiere ohne Unterschied, selbst Ratzen und Mäuse, essen, welche, obgleich sie nicht gezähmt waren, sie leicht in

ihren Häusern fangen konnten, und der Zähmung daher zu dem Ende nicht bedurften. — So dienen alle zahme Thiere, die auf der Insel Savu gezogen werden, den Einwohnern zur Speise. Unter ihre Leckerbissen rechnen sie vorzüglich das Schwein- und Pferdefleisch. Auf das Pferd folgt der Büffelochs und auf diesen das Federvieh. Hunde und Katzen ziehen sie noch den Schafen und Ziegen vor. Nach Fischen fragen sie nicht viel, und es scheint, daß diese Kost nur für die Armen sey, ja daß auch diese sie nur alsdann essen, wenn sie ihrer Geschäfte wegen sich am Strande aufhalten müssen. Auf diesen Fall ist jeder mit einem Wurfnetze versehen; dieses gürtet er sich um den Leib, daß es gleichsam einen Theil seiner Kleider ausmacht, und mit einem solchen Netze fängt er die kleinen Fische, wie sie ihm vorkommen.*)

Es ist nicht immer aus Mangel an eßbaren Thieren, sondern des Geschmackes wegen, daß die rohen Völker solche Thiere essen, vor welchen wir einen Ekel haben. Die Battas haben eine Menge von Hornvieh, und essen doch sowohl Pferde als Hunde, welche sie zu dem Ende mästen. Die Otaheitier mästen auch ihre Hunde und essen sie. Forsters Berichte zufolge sind sie dem Schöpsenfleische ziemlich ähnlich und gut von Geschmack, weil man sie nicht speiset, wenn sie über ein Jahr alt sind, und sie nichts als Brodfrucht essen. — Die Battas essen auch Ratzen und alle Arten von Thieren ohne Unterschied, die sie entweder selbst tödten, oder auch todt finden.**)

Was den Geschmack betrifft, so geben einige dem Pferde- andere dem Hundefleisch den Vorzug. Die nogayischen Tartaren behaupten, daß das Fleisch der weißen Pferde einen überaus leckern Geschmack habe.***)

---

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 648.

**) Auszüge aus verschiednen Briefen des Herrn Müllers; in Beiträge zur Völker- und Länderkunde von Forster und Sprengel. Th. 1. S. 17.

***) Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. 1. S. 115.

Die Kalmucken sind auch so große Liebhaber vom Pferdefleisch, daß sie es allen andern Arten von Fleische vorziehen. Bruce ward von ihnen mit dem Fleische von einem saugenden Füllen bewirthet, welches theils gebraten, theils gekocht war, und er gesteht, daß er nie etwas schmackhafteres gegessen habe. Wenn die Kalmucken auf eine Expedition ausgehen, so nimmt ein jeder ein Schaf zu seinem Unterhalte und drei Pferde mit sich, wovon er eins um das andere reitet. Wenn eins davon umfällt, so tödten sie es und theilen das Fleisch unter sich, legen Stücke davon unter ihre Sättel, reiten eine Zeit lang darauf und essen es ohne fernere Zubereitung. Dieses ist ihrer Meinung nach die beste Zurichtung. Sie kommen gemeiniglich nur mit einem Pferde zurück und haben die übrigen alle gegessen.*)

Wie die Kalmucken das Pferdefleisch vorziehen, so lieben die Widaher Hundefleisch vor allem andern. Man sieht daher auf allen Märkten an der Guineaküste eine große Anzahl fetter Hunde, zwei und zwei zusammen gebunden, welche diejenigen, die damit handeln, für die Tafel der Großen mästen.**) Es sind aber nicht allein die wilden und ganz rohen Völker, die auf solche Art an Speisen Geschmack finden, vor welchen wir einen Ekel empfinden, sondern auch die kultivirtern Nationen, selbst die Chinesen essen dergleichen Dinge. Sie essen Katzen, Hunde, Ratzen, Pferde und Esel.***) Aus obigem erhellet, daß es Gewohnheit und Erziehung ist, die bei jedem Volke entscheidet, was eßbar und was ekelhaft ist. Die Natur hat keinen Theil daran. Sie gewöhnt sich an

---

*) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 9. S. 303 ff.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. Th. 4. S. 514.

***) Beschreibung des Königreichs Siam von De la Loubere. Abth. 2. Cap. 4.

les und findet an allem Geschmack, wenn man nur von Jugend auf daran gewöhnt worden ist.

Kap. 3.

Die erste Nahrung der wilden Menschen war roh.

Lange muß es gewährt haben, ehe man das Feuer fand, und begreiflich ist es, daß die Menschen bis auf die Zeit alles roh verzehrt haben müssen, wie die Thiere. Diese rohe Speise kann an sich dem Menschen eben so wenig schädlich seyn, als dem Thiere. Die Erfahrung lehrt, daß die Wilden, die noch alles, sowohl Fleisch als Erdfrüchte, roh essen, dabei stark und gesund sind. Manche essen daher auch noch immer, wiewohl das Feuer bekannt ist, viele Speisen roh. Die Patagonier essen das Eingeweide der Thiere ganz roh und reinigen es auch nicht, sondern begnügen sich bloß, die innere Seite herauszukehren und es ein wenig auszuschütteln. Alle Einwohner der Küste der magellanischen Straße leben in demselben thierischen Zustande. Das Seekalbfleisch essen sie roh. Gibt man ihnen einen Fisch, so verzehren sie denselben, wie er aus dem Wasser kommt, ohne weder die Gräten, Floßfedern, Schuppen, noch das Eingeweide wegzuwerfen.*) Die Bewohner der Fuchsinseln essen auch meistens alles roh, so daß ihnen das Blut zum Munde heraus läuft. Des Winters halten sie Fleisch und Fische auf hölzernen Spießen in die Thranlampen, nicht um es zu braten, sondern nur zu erwärmen.**) Die Ostiaken leben von Jagd und Fischerei. Sie essen Bären, Füchse

*) Wallis Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 1. S. 207 u. 246.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 368.

und dergleichen Thiere, selbst Aeser ohne Ekel. Die Fische werden wohl zuweilen gekocht und gebraten; doch essen sie sie auch ganz roh, wie sie selbige aus dem Wasser nehmen, und tauchen das Fleisch davon in das Blut der Fische.*)

Das nämliche findet man auch bei den Samojeden. Vom Brod wissen sie gar nichts und von wilden Wurzeln und Früchten nur wenig, daher Fleisch und Fische die tägliche Nahrung ausmachen. Sie essen auch alles, was sie erhalten können. Außer Hunden, Katzen, Hermelinen, Eichhörnern und Schlangen essen sie alle Thiere, Vögel und Fische, ohne zu unterscheiden, ob sie geschlachtet oder auf der Jagd getödtet, oder durch Krankheiten und Unglücksfälle umgekommen sind. Die an ihren Strand getriebenen Aeser der Wallfische sind Wohlthaten, wofür sie den Göttern danken, weil dadurch viele Menschen auf mehrere Tage wohl und leckerhaft gespeiset werden. Nicht nur auf der Jagd, sondern auch zu Hause essen sie Rennthierfleisch, auch das Fleisch anderer Thiere, so wie Fische roh. Fische, die an der Luft getrocknet sind, werden nie gekocht. Besonders ist das noch warme Blut der Thiere und das rohe, noch warme Gehirn ihr Leckerbissen; und wenn sie ein Rennthier erlegt haben, so zermalmen sie die Knochen und essen das Mark roh.**)

Die Eskimos finden auch Geschmack an rohen Speisen. Sie können eine Zeit lang ohne Essen aushalten; allein wenn sie auch wieder Ueberfluß haben, so verzehren sie eine ungeheure Menge. Wenn sie vom Hunger gedrückt werden und nichts zu seiner Befriedigung finden, so verursachen sie sich Nasenbluten und saugen das Blut statt Nahrung auf. Die Tartaren öffnen doch nur ihren Pferden eine Ader und trinken das Blut, wenn sie auf keine

---

*) Pallas's Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 49.

**) Georgi a. St. S. 280. Pallas a. St. Th. 3. S. 7[illegible]

andere Art ihren Durst stillen können. — Welche hohe Stufe des menschlichen Elendes! — Wenn die Eskimos Fische fangen, so verzehren sie sie lebendig, wie sie aus dem Wasser kommen. Sie kennen doch den Gebrauch des Feuers, nehmen sich aber entweder aus Gefräßigkeit keine Zeit sie zu braten, oder auch sie essen sie lebendig, weil sie ihnen so am besten schmecken. — Außer diesen Nahrungsmitteln haben sie noch andere, einem europäischen Gaumen eben so widerliche Speisen, z. B. die rohe Leber eines Hirsches, welche man in kleine Stücke schneidet, die etwa einen Zoll im Quadrat haben, und das, was man eben in dem Magen des Thieres findet, darunter mischet. Je weiter die Verdauung schon gekommen ist, desto wohlschmeckender findet man die Speise. Das Vergnügen, womit die Eskimos solche seltsame Gerichte genießen, ist unbeschreiblich. Hearnes hat sie sogar ganze Hände voll Maden, welche Fliegen in das Fleisch gelegt hatten, essen sehen.*)

Sonderbar ist es, daß die Grönländer, diese Brüder der Eskimos, nicht so große Liebhaber von rohen Speisen sind. Ihre liebste Speise ist Rennthierfleisch; da dieses aber ihnen oft mangelt, so essen sie auch gern Seethiere, Seehunde, Fische und Seevögel. Sie essen aber nicht das Fleisch und noch weniger die Fische roh, wie einige gemeint haben. Doch scheint es nicht, daß sie einen Widerwillen dagegen haben; denn sobald sie ein Thier gefangen haben, so essen sie ein kleines Stück rohes Fleisch davon. Sie trinken auch wohl von dem noch warmen Blute, und wenn die Frau einen Seehund abziehet, gibt sie einer jeden Weibsperson, die zusieht, ein Paar

*) Roger Curtis Nachricht von der Küste Labrador; in Beiträgen zur Völker- und Länderkunde von Forster und Sprengel. Th. 1. S. 109. — Hearnes Reise von dem Prinz von Wallis Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Forster. S. 152.

Bissen Speck zu essen, wahrscheinlich, damit ihnen der Mund nicht wässern solle, wenn sie solche Leckereien sehen, ohne etwas davon zu genießen. Allein obgleich die Grönländer keinen Ekel vor rohen Speisen haben, vielleicht sie sogar schmackhaft finden, so essen sie doch gemeiniglich keine rohen Speisen, sondern kochen sie erst über den Lampen.

Der Seehund ist ihnen ein sehr wichtiges Thier. Sein Fleisch essen sie. Aus dem Blute kochen sie eine Suppe, daher sie, wenn das Thier verwundet ist, das Loch gleich mit einem Pflock verstopfen, damit das Blut darin bleibe. Das Eingeweide wird nicht weggeworfen. Die Gedärme der Seehunde brauchen sie zu Fenstern, Zeltvorhängen und Hemden. Die Gedärme von kleinen Thieren werden gegessen, nachdem sie bloß zwischen den Fingern ausgedrückt worden. Hieraus sieht man, wie unreinlich sie in Zubereitung der Speisen sind, und reinlicher sind sie nicht in Ansehung ihrer Gefäße. Selten wird ein Kessel gewaschen. Oft wird er nur von den Hunden rein geleckt. — Den Eskimos und mehrern rohen Völkerschaften sind sie darin ähnlich, daß sie nicht sehr für den folgenden Tag sorgen. Wenn sie vollauf haben, so ist des Essens und des Schmausens kein Ende, so lange sie etwas haben, worauf dann gern ein Tanz folgt. Wenn aber die Seehunde gegen den Frühling vom März bis May wegziehen, oder sonst große Kälte und schlimmes Wetter einfällt, so können sie auch wohl etliche Tage hungern, und sind oft genöthigt, mit Muscheln und Seegras, ja mit alten Zeltfellen und Schuhsohlen ihr Leben zu fristen, wofern sie nur noch Thran genug zum Kochen haben. *)

Die Nahrung der Einwohner von Unalaschka besteht in Fischen, Seethieren, Vögeln, Wurzeln, Beeren und

---

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt 1. §. 5.

ogar Tang oder Seekraut. Vermuthlich haben sie das Kochen und Backen von den Russen gelernt. Einige von ihnen besitzen kleine messingene Kessel; wer dergleichen nicht hat, bedient sich eines flachen Steins, auf welchen ein hoher Rand von Thon aufgesetzt wird. Doch essen sie gern alles, selbst große Fische, roh und zerreißen das Fleisch mit den Zähnen. Im Sommer trocknen sie eine große Menge Fische und bewahren sie in kleinen Hütten für den Winter auf; vermuthlich legen sie für diese Jahrszeit auch Beeren und Wurzeln ein. Obgleich sie aber im Kochen nicht ganz unwissend sind, so essen sie doch fast alles roh.*)

Bevor ich diese ganz rohen Völker verlasse, die nur wenig vor den Thieren voraus haben, weil die kalten und rauhen Himmelsstriche, unter welchen sie leben, die Entwickelung ihrer natürlichen Anlagen hindern, kann ich nicht umhin, die Indianer an der Hudsons-Bay zu erwähnen, da diese nach ihrer Art sich durch ganz besondere Berichte und Leckereien auszeichnen, die alle eben nicht haben. Sie leben zwar in einem so unwirthbaren Klima, daß sie, aus Mangel an Feuerung, ihre Speisen oft ganz roh verzehren müssen; doch frühe Gewöhnung macht, daß sie das, was eigentlich Wirkung der Noth ist, oft aus freier Wahl thun, wie z. B. wenn sie die Fische oft ganz roh essen. Eins von den sonderbarsten Gerichten bei allen indianischen Stämmen, den nördlichen sowohl als den südlichen, ist Blut mit dem halbverdaueten Inhalte eines Hirschmagens vermischt, und in einer hinlänglichen Quantität Wasser gekocht, so daß es ungefähr so dick wie Erbsensuppe wird. Zuweilen mischen sie auch etwas Fett und zartes Fleisch, klein geschnitten, unter die Masse. Alles wird, um es desto schmackhafter zu machen, wenn es in den Magen selbst gefüllt ist, einige Tage, ziemlich

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 252.

nahe bei dem Feuer, in den Rauch gehängt. Hearne behauptet, daß dieses Gericht keinen unangenehmen Geschmack habe, aber dennoch möchte wohl ein Europäer sich dasselbe verbitten, besonders wenn er die Zubereitung gesehen hätte; denn das meiste Fett wird vorher von den Männern und Knaben gekauet, damit es nicht in Klumpen bleiben solle. — Leute, die keine so feine Zunge haben, möchten leicht auf den Gedanken gerathen, daß jeder seine Speisen selbst kauen könne; wahrscheinlich ist dieses aber eine Galanterie gegen seine Gäste, daß man sie der Mühe des Kauens überheben will. — Da sie zu diesem Gerichte Feuer brauchen, so könnten sie wohl auch ihre Fische am Feuer kochen. Daß sie sie roh essen, kommt wohl also zum Theil daher, daß sie ihnen auf die Art am besten schmecken.

Noch eine Schüssel giebt es, wozu sie auch kein Feuer brauchen. Im Winter, wenn das Rothwild sich von einem feinen, weißen Moose nährt, machen sie sich aus dem Inhalte des Magens sehr viel, und Hearne hat oft gesehen, daß diese Indianer rings um einen so eben erlegten Hirsch herum saßen und den noch ganz warmen Magen ausleerten. — Die gesitteten Völker essen ja aber auch mit dem größten Wohlgefallen alle Unreinlichkeiten, die in den Magen der Schnepfen und Krammetsvögel sich befinden. Diese sind zwar gebraten; aber Koth bleibt ja doch immer Koth, er sey gebraten oder roh. — Noch ungeborne Junge von Büffeln, Hirschen, Bibern und andern Thieren werden für außerordentliche Leckerbissen gehalten. Eben das gilt von noch nicht ausgekommenen Gänsen, Enten u. s. w. Auch die Gebärmutter der Büffel, Elennthiere, Hirsche u. s. w. essen sie sehr gern und verzehren sie begierig, ohne sie vorher zu waschen, oder sonst etwas damit vorzunehmen, als daß sie die darin befindlichen Unreinlichkeiten ausschütten. Doch wird dies ein wenig gekocht; allein die Nieren von Büffeln und Elennthieren werden gewöhnlich roh gegessen. Kaum hat

ein Jäger eins von diesen Thieren geschossen, so schneidet er den Bauch auf, reißt die Nieren heraus und verzehrt sie noch ganz warm auf der Stelle.

Noch einen Leckerbissen gibt es; diesen haben sie aber mit vielen andern Wilden gemein. Er wird ebenfalls ganz roh verzehrt, soll aber wohl auch nur ein Nachtisch seyn. So viel ich weiß, bieten sie ihn andern nicht, sondern behalten ihn für sich selbst. Da die Kleidung dieser Indianer vorzüglich aus behaarten Hirschfellen besteht, so sind sie sehr voll Ungeziefer. Dieses wird aber ganz und gar nicht für schimpflich gehalten, sondern die angesehensten Männer fangen und essen es zum Zeitvertreibe. Hearne's Wegweiser, der ein angesehener Mann war, liebte dieses Ungeziefer so sehr, daß er öfters fünf bis sechs von seinen Weibern anstellte, ihre Pelzhemden durchzusuchen; den immer sehr beträchtlichen Fang nahm er dann mit beiden Händen hin, und verzehrte ihn mit dem größten Wohlgefallen.*)

Man sollte billig glauben, daß die Unreinlichkeit dieser Indianer in Ansehung der Speisen den höchsten Grad erreicht hätte, der sich nur denken ließe; allein sie werden in dieser Hinsicht von den Tungusen und einigen andern tartarischen Völkerschaften noch weit übertroffen. Diese haben den abscheulichen Gebrauch, den Mutterkuchen entbundener Weiber zu braten oder zu kochen. Dieß ist ein Leckerbissen des Mannes, worauf nur seine besten Freunde gebeten werden.**)

So tief sind die Bewohner der rauhen und kalten Himmelsstriche zur Unreinlichkeit und Brutalität hinabgesunken. Man findet auch, daß die Bewohner der heißen Zonen, nachdem sie den Gebrauch des Feuers gelernt hat-

*) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Forster. S. 264 ff.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 321.

ten, noch große Liebhaber von den rohen Speisen sind; so unreinlich sind sie aber doch nicht, weder in der Wahl ihrer Nahrungsmittel, noch in der Zurichtung derselben. — Die Einwohner von Sennaar essen Rindfleisch sowohl gebraten als roh. Allein das gewöhnliche Fleisch, welches zu Markte gebracht wird, ist Kameelfleisch. Die Leber und die eingesalzenen Ribben werden zu allen Zeiten im ganzen Lande roh gegessen, und so ißt man das Kameelfleisch in allen westlichen Negerländern. *) Diese Speise würde immer einem europäischen Gaumen sehr ekelhaft seyn, weil wir eben so wenig an dieses Fleisch, wie an die Art, es zu genießen, gewöhnt sind; man findet aber doch nicht bei diesem Volke solche Unreinlichkeit, wie bei den Bewohnern der kalten und rauhen Gegenden.

Das nämliche läßt sich von den Abyssiniern behaupten. Diese haben eine Art von Cultur der Sitten. Sie sitzen an Tischen, welche rund und so groß sind, daß funfzehn Personen bequem darum sitzen können. Sie brauchen weder Tischtuch noch Servietten, waschen sich aber immer die Hände, ehe sie sich zu Tische setzen. Leute von Stande rühren niemals das an, was sie essen, sondern haben Aufwärter, die ihnen das Fleisch zerschneiden und zum Munde bringen. Große Stücke nehmen und laut schmatzen, wenn man kauet, ist ein Zeichen der Lebensart und der Würde. — So sehr weichen die Menschen in ihren Begriffen vom Wohlstande von einander ab. Was die Europäer für höchst unanständig halten, ist bei den Abyssiniern ganz das Gegentheil davon. — In Ansehung der Speise ist ein Stück rohes, noch warmes Rindfleisch ihr leckerstes Gericht. Sie schlachten daher, wenn sie eine Mahlzeit geben, einen Ochsen, und setzen gleich ein Viertel davon nebst einer Menge Pfeffer und Salz auf den Tisch, und brauchen seine Galle statt Oel und Wein-

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils von Bruce. Thl. 4. B. 8. Cap. 9.

fig. *) Sie essen aber, dem Berichte Bruce's zufolge, nicht allein das Fleisch roh, wenn der Ochs geschlachtet ist, sondern haben auch den barbarischen Gebrauch, der meines Wissens bei keinem andern Volke Statt findet, daß sie dem noch lebendigen Thiere das Fleisch herausschneiden und essen. In großen Gesellschaften wird eine Kuh oder ein Ochs außerhalb des Speisezimmers gesetzt und die Füße fest gebunden. Darauf schinden sie einen Theil nach dem andern, und schneiden dem lebendigen Ochsen ein Stück nach dem andern heraus, welches auf den Tisch getragen und, wie es ist, mit Pfeffer und Salz gespeist wird. Dieses unglückliche Thier ist beinahe aufgezehrt, ehe es sich verblutet und stirbt. Das schreckliche Geblöck des Thieres ist ein Wink für die Gäste, sich zu Tische zu setzen.

Der nämliche Bruce berichtet auch, daß ihm drei Wanderer begegneten, die eine Kuh vor sich hertrieben. Sie hielten bei einem Bache, warfen das Thier nieder, und einer von ihnen schnitt ein großes Stück Fleisch von dessen Hinterbacke, worauf sie die Kuh wieder forttrieben. **) Solche Barbaren gegen die Thiere können kaum zärtlich und empfindsam gegen ihre Mitmenschen seyn. So barbarisch sie aber auch die Thiere behandeln, um ihren sich angewöhnten Geschmack zu befriedigen, so führen sie doch keine so schweinische Lebensart, wie jene obgenannte Indianer.

Das nämliche gilt von den Tunkinesen. Hühnereier, Milch, Butter und Käse sind ihnen widerlich; dagegen essen sie, außer Kräutern, Früchten und Wurzeln, die sie in großer Menge haben, fast alles, was in den Lüften, im Wasser und auf der Erde lebt, sogar oft giftige Thiere nicht ausgeschlossen. Schweinfleisch ist zwar die gewöhnlichste Speise; allein unter die Gerichte, die

*) Voyage historique d'Abissinie, par Lobo S. 72.
**) Bruce a. St. Th. 3. B. 5. Cap. 11.

am meisten gesucht werden, gehören Hunde, Katzen, Ratzen, Elephanten- und Pferdefleisch, Seidenwürmer, die Eier gewisser Ameisen, große weiße Würmer, die in alten Bäumen stecken, eine Art kleiner Honigfliegen und Kälber, die todt zur Welt kommen. Auch macht man in Tunkin sich eben so viel, als in China, aus gewissen Vogelnestern, welche kleine Vögel, Chim genannt, bauen. Diese werden nicht allein unter die ausgesuchtesten Leckereien gerechnet, sondern man hält sie auch noch für ein magenstärkendes Mittel. Man löset sie auf, macht Kraftbrühen davon, vermischt sie mit andern Lieblingsgerichten und behauptet, daß sie alle Arten von Geschmack haben. Obgleich die Tunkinesen aber alle diese Leckereien haben, so ist doch ihre liebste Speise rohes Fleisch von Fischen und Ochsen und das Blut der Thiere, wie es aus den Adern kommt. Sie wissen dieses Gericht so gut und mit so trefflichen Brühen zuzurichten, daß selbst die Europäer sich daran gewöhnt haben. Man hält es für gesund und erfrischend.*)

Daß die Tunkinesen gewisse Würmer, Honigfliegen, Vogelnester essen, das können wir, die wir Schnecken, Frösche, Honig essen und sogar Vogelnester unter unsre Leckereien eingeführt haben, nicht Schweinereien nennen. Daß sie Ratzen, Hunde, Katzen, Elephanten- und Pferdefleisch essen, zeigt nur, daß sie in Ansehung der Thiere die Vorurtheile nicht hegen, von denen wir eingenommen sind. Daß sie Rindfleisch und Fische am liebsten roh essen und das Blut der Thiere am liebsten so warm trinken, wie es aus den Adern fließt, da wir hingegen ihr Blut mit Wohlgefallen essen, wenn es nur gekocht ist, das ist bei jenen eine Erziehungsgewohnheit, die sich von den Zeiten herschreibt, da ihre Voraltern den Gebrauch des Feuers noch nicht kannten. Es finden aber doch bei

---

*) Sittliche und natürliche Geschichte von Reichhard. S. 74 ff.

n Tunkinesen die Schweinereien bei den Speisen nicht tatt, die man nicht ohne Ekel bei den rohern Völkern nter den kalten Himmelsstrichen antrifft.

Aus diesen Beispielen, die aus den heißen Himmelsstrichen hergenommen sind, müssen wir den Schluß iehen, daß die Bewohner derselben weniger thierisch sind, ls die Bewohner der kalten und rauhen Zonen; denn je nehr der Mensch anfängt, sich über das Thier zu erheben, desto reinlicher wird er in der Zubereitung seiner Nahrungsmittel. Daß viele Völker, sowohl unter den warmen als kalten Himmelsstrichen, der Erfindung des Feuers ungeachtet, noch fortfahren, Fleisch und Fische roh zu essen, das beweiset, wie schwer es den Menschen angekommen ist, sich der Lebensart zu entwöhnen, welche ihre Voreltern führten, so lange sie das Feuer noch nicht kannten. Vielleicht haben sie auch gefunden, daß die rohe Speise ihrer Gesundheit zuträglicher sey, da sie daran gewöhnt waren. Allmählig fingen aber doch einige an, als sie das Feuer kennen gelernt hatten, sich desselben zur Zubereitung ihrer Speisen zu bedienen, welches ich im folgenden Kapitel zeigen werde.

Kap. 4.

Zubereitung der Nahrungsmittel durch den Gebrauch des Feuers.

Bekanntlich rühren die meisten und wichtigsten Erfindungen vom Zufall her. Die Kenntniß vom Feuer und dessen Wirkungen muß ohne Zweifel auch aus der nämlichen Quelle ihren Ursprung haben. Ich stelle mir es vor, daß die Menschen auf dreierlei Art auf die Idee von dem Element des Feuers können gerathen seyn. Es gibt an verschiedenen Orten feuerspeiende Berge; zuweilen fuhr ein

Blitzstrahl in ihre Hütten und zündete sie an; zuweilen ward einer von ihren Wäldern durch Reibung der Bäume angezündet. — Auf diese dreifache Art konnten die Wilden das Feuer leicht kennen lernen, als ein Element, das in der Natur existirte; sie müssen es aber zugleich kennen gelernt haben, als ein schädliches, alles zerstörendes Element, worüber sie sich natürlicherweise entsetzen mußten, und welchem sie sich lange ohne Angst nicht haben nähern dürfen.

Allmählig, wie diese Phänomene häufiger wurden, ward man ihrer mehr und mehr gewohnt. Die Furchtsamkeit nahm mit der Gewohnheit ab. Sie näherten sich den abgebrannten Wäldern. Sie sahen, wie die Bäume durch die Kraft des Feuers in glühende Kohlen und Asche verwandelt waren. Sie wagten, sie anzurühren, empfanden die daraus entstehende Wärme, und diese war unter den kältern Himmelsstrichen angenehm. Sie fanden in den abgebrannten Wäldern Thiere, die, von Flammen umgeben, gebraten da lagen, brachten sie nach ihren Hütten und verzehrten sie, und erfuhren solchergestalt, daß das Feuer, so zerstörend es auch ist, doch auch seine guten Wirkungen habe. Es wärmte, es konnte auch dazu dienen, die Thiere zu braten, die sie zur Nahrung brauchten. Und da einige Völker fühlten, daß sie der Wärme des Feuers bedurften und andere an dem Fleisch der gebratenen Thiere Geschmack fanden, so waren sie auf Mittel bedacht, sich zur Erreichung dieser oder jener Absicht Feuer zu verschaffen.

Die Frage ist, wie sie allmählig ein Mittel erfunden haben, sich dieses Element zu verschaffen, das eben so wohlthätig ist, wenn es in seinen Schranken gehalten wird, als furchtbar und zerstörend, wenn es die Oberhand erhält. Das Feuer, das ihre Berge auswarfen, der Blitz, der in ihre Hütten einschlug, konnten ihnen kein Mittel anweisen, sich dieses Element zu verschaffen, wenn sie es haben wollten; allein eine oft wiederholte Er-

ihrung lehrte sie, daß die Baumäste, wenn sie, durch inge Dürre trocken, durch die Bewegung des Windes n einander gerieben wurden, zündeten und verbrannten. Sie mußten leicht auf den Gedanken gerathen können, daß, vas im Großen geschehe, auch im Kleinen möglich sey. Sie versuchten nun, zwei Stücke trocknen Holzes an= inander zu reiben. Der Versuch gelang. Sie bekamen Feuer. Es ist leicht begreiflich, daß die Menschen in ih= em ganz rohen, thierischen Zustande weder diese Aufmerk= amkeit auf den Ursprung des Feuers in ihren Wäldern nwenden, noch daraus den oberwähnten Schluß ziehen onnten, um sich dies Element zu verschaffen, wenn sie desselben bedurften. Daher findet man auch in der alten Geschichte, daß es Völker gegeben hat, die den Gebrauch des Feuers nicht gekannt haben. Allein, wie der Men= schenverstand allmählig entwickelt wurde, ist die Aufmerk= samkeit auf dieses Naturphänomen geweckt, und bei einer noch größern Entwickelung ist obiger Schluß gemacht und Versuche angestellt worden. Lesern, die es wissen, wie langsam die intellectuellen Anlagen des Menschen sich ent= wickeln, wenn sie sich selbst forthelfen sollen, werde ich wohl nicht nöthig haben zu sagen, daß viele Jahre, viel= leicht Jahrhunderte vergehen mußten, ehe die Menschen lernten, Feuer hervorzubringen. Allein daß die Menschen, als sie sahen, daß die Wälder durch Reibung dürrer Aeste in Brand geriethen, auf den Gedanken gefallen sind, sich auf diese Art Feuer zu verschaffen, kann ich nicht bezwei= feln, wenn ich sehe, daß die rohen Völker auf die Art in allen Welttheilen Feuer hervorbringen, bis einige, auch durch einen glücklichen Zufall, gelernt haben, durch das Aneinanderschlagen des Stahls und Flintensteins Feuer hervorzubringen. Diese Art, Feuer hervorzubringen, muß ohne Zweifel eine weit spätere Erfindung seyn.

Meine Meinung von dem ersten Ursprung des Feuers wird von der Geschichte unterstützt. Wenn die Einwoh= ner von Neusüdwallis Feuer hervorbringen wollen, neh=

men sie zwei Stücke dürres, weiches Holz. Das eine ist ein Stecken, ungefähr acht bis neun Zoll lang; das andere Stück ist flach. Dem Stecken geben sie an einem Ende eine stumpfe Spitze, stellen ihn alsdann mit dieser Spitze auf das andere Stück, und quirlen ihn so, wie wir einen Chokoladen-Quirl, zwischen beiden Händen geschwind herum. Durch diese Bewegung fängt das Holz in weniger als zwei Minuten an zu glimmen. Den Funken, der daraus entsteht, wickeln sie in eine Handvoll dürres Gras und fangen an zu laufen. Es währt nicht lange, so ist es durch den Luftzug, welchen die Bewegung ihres Körpers hervorbringt, angezündet. Alsdann legen sie das Gras da nieder, wo sie Feuer haben wollen, und legen Streu und dürres Holz dazu, welches gleich angezündet wird. *)

Die Mexikaner machten auf dieselbe Art Feuer an; **) und die Nubier brauchen sie noch, da sie weder Stahl noch Feuerstein haben. ***) Ja diese alte Art und Weise, Feuer anzumachen, wird noch bei verschiedenen Völkern gebraucht, obgleich ihnen die jetzt dazu gebräuchlichen Mittel nicht unbekannt sind. Die Einwohner von Sumatra wissen mit Stahl und Flintenstein Feuer hervorzubringen, und stellen doch, wenn sie Feuer anmachen wollen, entweder wie die obgenannten, zwei Stück Holz aufeinander und drehen das eine Stück auf dem andern zwischen den Händen schnell herum, oder sie reiben ein Stück Bambus mit einer scharfen Ecke so lange quer über ein anderes Stück, bis sie Feuer erhalten. ****) Es

---

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 567.

**) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Abschnitt 68. —

***) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 4. B. 8. Cap. 7.

****) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 80.

auch die Einwohner von Unalaschka. Feuer können sie dadurch hervorbringen, daß sie zwei Steine aneinander schlagen, wovon einer vorher stark mit Salpeter angeschmiert worden ist, behalten aber doch nichts desto weniger den ältesten Gebrauch bei, sich durch Reibung zweier Stücke Holz Feuer zu verschaffen, wovon eins ein achtzehn Zoll langes Stöckchen, das andere aber platt ist. Auf dieses letztere drücken sie die Spitze des Stöckchens und quirlen es schnell umher, wodurch denn in wenig Minuten Feuer entsteht. Diese Art, Feuer anzuzünden, wird auch von den Kamtschadalen, den Grönländern, den Brasilianern, den Otaheitiern, den Neuholländern und wahrscheinlich von vielen andern Nationen gebraucht.*)

Ich habe gezeigt, wie die wilden und rohen Völker gelernt haben, sich Feuer zu verschaffen. Jetzt will ich zeigen, wie sie das Feuer zu der Zubereitung ihrer Speisen zu gebrauchen wissen. Denn obgleich einige am liebsten alles roh essen, da sie doch den Gebrauch des Feuers kennen, so gibt es doch andere, die sich allmählig gewöhnt haben, es zu braten oder zu kochen.

Die Speisen zu kochen, muß eine spätere Erfindung seyn. Die rohen Menschen mußten erst feuerfeste Gefäße, oder statt ihrer andere Mittel erfunden haben, ehe sie daran denken konnten, die Speisen zu kochen. Lange muß es aber gewährt haben, ehe ihre Kunst diese Vollkommenheit erreichte. Die Einwohner von Port-Jackson hatten daher keinen Begriff von kochendem Wasser. Ein englischer Matrose kochte einmal Fische, und da einer von den Eingebornen sie nehmen wollte, steckte er die Hand in das kochende Wasser, und verbrannte sich zu seinem großen Erstaunen. Selbst die mehr kultivirten Otaheitier kannten vor den Besuchen der Engländer das kochende Wasser und seine Eigenschaften nicht.**)

*) Cook's dritte Entdeckungsreise von Georg Forster. B. 3. S. 255.

**) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 3.

Die Speisen zu rösten oder zu backen muß also, aus Mangel an feuerfesten Gefäßen, die älteste Zubereitungsart derselben gewesen seyn, und diese findet man überall in Südmeere. Daß sie in ihren abgebrannten Wäldern die Thiere am Feuer gebraten gesehen, und beim Essen derselben sie gut von Geschmack gefunden haben, muß wahrscheinlich, wie ich oben bemerkt habe, sie zuerst auf den Gedanken gebracht haben, das Fleisch zu rösten. — Diesen Gebrauch findet man bei den Otaheitiern. Ihre Kost besteht aus Brodfrucht, Bananas, Yamswurzeln und andern Früchten, ferner aus Muscheln, die sie roh essen, aus Krebsen und Fischen, welche sie mit Angeln und Netzen fangen, und aus Schwein= und Hundefleisch. Das Fleisch rösten sie auf folgende Art: wenn sie auf die oberwähnte Art Feuer angemacht haben, graben sie ein Loch, das ungefähr einen halben Fuß tief ist und sechs bis neun Fuß im Umkreise hat, in die Erde. Den Boden desselben pflastern sie mit großen Kieselsteinen, die sie neben einander legen, und zünden hierauf mit trocknem Holz und mit Blättern ein Feuer in demselben an. Sobald die Steine heiß genug sind, nehmen sie die Kohlen heraus und kehren die Asche rund an die Seiten der Höhlung umher. Hierauf bedecken sie die Steine mit einer Lage grüner Kokosblätter und wickeln das Thier, welches gebraten werden soll, in Plantanenblätter ein. Das Thier wird unzerstückt oder zerhauen niedergelegt, nachdem es groß oder klein ist. Wenn es in die Grube gelegt ist, decken sie es mit der heißen Asche zu und legen Brodfrucht und Yamswurzeln, die gleichfalls in Plantanenblätter eingewickelt werden, oben darauf. Ueber diese schütten sie den Rest der heißen Asche nebst einigen von den durchgeheizten Steinen, legen einen guten Haufen Kokosblätter darauf und bedecken alles dieses mit Erde, damit die Hitze recht beisammen bleibe. Durch dieses Verfahren, das von der Reinlichkeit dieses Volkes und folglich von einer Art Cultur zeuget, wird das Fleisch mürbe, saftig,

nd in jeder Hinsicht schmackhafter, als wenn es auf irgend eine andere Art zubereitet wird.*)

Diese Art, das Fleisch zu braten, oder, wenn man s lieber nennen will, zu backen, ist, nur mit wenigen Veränderungen, auf allen Inseln im Südmeere gebräuchich. Die Einwohner von Neusüdwallis essen zwar verchiedene Früchte, die da im Lande wachsen, nähren sich ber doch hauptsächlich von Fischen, Vögeln und dem Fleische vom Känguruh, wenn sie Mittel finden können, ins zu erlegen. Cook konnte nicht erfahren, daß sie irgend eine Art Fleisch roh aßen. Sie rösteten es entweder auf Kohlen, oder buken es vermittelst heiß gemachter Steine in einem Ofen.**) Die Sandwichsinsulaner braten ihre Thiere fast auf die nämliche Art, wie die Otaheitier, ausgenommen daß sie, wenn sie ein Schwein braten, außer den heißen Steinen, worauf sie es legen, noch überdies den Leib mit heißen Steinen ausfüllen. Die Uebung hat sie in dieser Kunst, zu braten, so erfahren gemacht, daß sie die Zeit genau wissen, wenn das Essen gar genug ist.***) Auch bei den Neuseeländern, auf der Osterinsel und an mehrern Orten ist die Kunst, zu braten, eben so beschaffen. — Denselben Gebrauch findet man bei den Nubiern, die nicht, wie die Abyssinier, rohes Fleisch essen. Sie machen auch solche Backöfen in die Erde, in welchen sie ihre Schweine auf eine ganz reinliche Art braten, und ziehen diesen die Haut nicht ab, ehe sie ganz mürbe sind, welches sie wahrscheinlich deshalb thun, damit die Asche nicht aufs Fleisch kommen soll.****)

---

*) Wallis Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 1. S. 359 ff.

**) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworth a. St. B. 4. S. 566.

***) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 2. S. 194.

****) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils von Bruce. Thl. 4. B. 8. Cap. 7.

Wenn ich die Nubier ausnehme, so ist diese Art zu braten nur den Bewohnern der Südsee eigen. Die Einwohner von Prinz Wilhelms Sund, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, haben in dieser Kunst eine ganz besondere Erfindung. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß sie frische Fische am Feuer braten; das Fleisch hingegen braten sie dadurch, daß sie es in Körbe oder hölzerne Schüsseln legen, und glühende Steine oben darauf, bis es mürbe ist.*) — Die Californier leben zwar zum Theil von der Jagd. Es scheint auch, daß sie ohne Unterschied alles essen, was sie erhalten können, aber nichts desto weniger besteht ihre Nahrung doch hauptsächlich in Fischen, und diese essen sie entweder roh, oder braten sie zuweilen in heißem Sande.**) — Hieraus sieht man, wie weit die Californier an Erfindungsgeist den Südseeinsulanern nachstehen.

Viel weiter haben die Hottentotten es auch nicht gebracht. Ihre ordentliche Nahrung besteht in Früchten, Kräutern, Wurzeln und Milch. Ihr Vieh greifen sie nicht an, außer bei ihren Opferungen oder andern Festen, oder wenn sie gar nichts anders zu essen haben, oder auch, wenn ein Vieh vor Alter oder an Krankheit stirbt. Wenn aber eine solche Gelegenheit sich eine Zeit lang nicht dargeboten hat, und sie anfangen, ihrer gewöhnlichen Nahrungsmittel überdrüssig zu werden, so gehen sie auf die Jagd oder Fischerei, wenn ihre Hütten nahe am Meere sind. — Eine ihrer angenehmsten Speisen sind die Gedärme von Ochsen, Schafen und solchen wilden Thieren, deren Fleisch sie sonst essen. Das Fleisch braten sie auf folgende Art: Sie legen einen ziemlich großen Stein auf die Erde, auf welchem sie ein starkes Feuer anzünden. Wenn der Stein heiß genug ist, nehmen sie das Feuer

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 2. S. 375.

**) Schelvocke's Reise um die Welt. Abschn. 13. S. 359.

und die Asche weg, legen das Fleisch auf den Stein, und oben darauf einen flachen Stein, auf welchem sie wieder ein gutes Feuer machen, wie auch an allen Seiten. Sie warten dann, bis es fertig wird, welches bald geschehen ist. Anmerkenswerth ist es übrigens, daß sie alles, es sey was es wolle, ohne Salz, Pfeffer oder irgend ein anderes Gewürz essen. Kolbe meint, daß dies die Ursache ihrer guten Gesundheit sey. Ob dies eben die Ursache ist, kann ich nicht beurtheilen; so viel ist aber gewiß, daß sie die gewürzten Speisen der Europäer gern essen, und daß sie sich immer übel darnach befinden. Diejenigen von ihnen, welche im Dienste der Europäer stehen und ihre gewürzten Speisen essen müssen, sind auch schwächlich und werden mit der Zeit verschiedenen Krankheiten unterworfen. Diese leben auch nicht so lange, wie die andern, die von ihrer einfachen Kost leben.

Diese Kost ist aber zuweilen gar zu einfach. Die Europäer im Caplande haben den Gebrauch, daß sie, wenn sie auf Reisen oder auf dem Lande sind, eine Art Schuhe tragen, von Ochsen- oder Hirschhäuten gemacht, welche ungegerbt sind und die Haare auswärts gekehrt haben. Wenn solche abgenutzt sind, werfen sie sie aus. Diese sammeln die Hottentotten sorgfältig auf und bewahren sie, bis eine Hungersnoth eintritt; denn ob sie gleich Feldfrüchte und Wurzeln im Ueberfluß haben, so erlaubt ihnen doch ihre Trägheit nicht, mehr als für einen Tag auf einmal einzusammeln. Sie müssen daher, wenn Sturm oder Regen ihnen nicht erlaubt auszugehen, zu solchen alten Schuhen greifen. Sie sengen alsdann die Haare am Feuer ab, weichen die Haut in Wasser ein, legen sie darauf einige Zeit auf Kohlen und braten sie, worauf sie sie essen. *) Es gehören wahrlich gute Zähne

---

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. 1. Cap. 16.

und ein guter Magen dazu, ein solches Gericht zu verdauen.

Ich habe die erste Zubereitungsart der Speisen der wilden und rohen Völker gezeigt, nämlich das Braten. Zuletzt fielen sie auch darauf, die Speisen zu kochen, und zwar noch ehe sie irdene oder metallene Gefäße erhielten, worin sie sie über dem Feuer kochen konnten. Der Erfindungsgeist der rohen Völker in diesem Stücke ist wirklich zum Bewundern. Verschiedene haben die Art erfunden, Körbe zu flechten, und machen sie so dicht, daß sie Wasser halten können. Die Bewohner von Prinz Wilhelms Sund brateten, wie ich oben gesagt habe, das Fleisch in solchen Körben, indem sie glühende Steine oben darauf legten. Vom Braten zum Kochen war der Uebergang nicht schwer. Sie brauchten nur Wasser darein zu gießen, und dann war die Behandlungsart die nämliche.

Die Einwohner von Port-Mulgrave braten nicht allein ihre Fische, Seehunde, Meerschweine und andere Thiere in Körben, wie die obgenannten Indianer, sondern kochen auch Fischsuppe darin, indem sie glühende Steine ins Wasser werfen. Man hat ihnen kupferne Töpfe gegeben und ihnen gezeigt, wie sie sie brauchen sollen; sie geben aber doch ihrer Art zu kochen den Vorzug. *) Die Siamer haben Eimer zum Wasserschöpfen von Bambus, die sehr nett geflochten sind. Doch kochen sie nicht darin, sondern in Kokosschalen. Man sieht das Volk Reiß darin kochen auf öffentlicher Sttaße, und der Reiß wird darin eher gar gekocht, als die Schale verbrannt ist; aber man kann sie nur ein einziges Mal brauchen, welches wahrscheinlich daher kommt, daß man sie aufs Feuer setzt. **) Wo sie hingegen den Gebrauch haben,

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. 2. S. 115.

**) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abth. 2. Cap. 5.

durch Hineinwerfen glühender Steine zu kochen, ist das Gefäß natürlicherweise dauerhafter. So haben die Einwohner an der Hudsons-Bay Kessel von Birkenrinde, worin sie auf diese Art kochen. *) Auf die nämliche Art kochen die Einwohner am Nutka-Sunde ihre Meerschweinsuppen in viereckigen Eimern. **) Die Einwohner von Canada kochen ihre Speisen auf zweierlei Art, entweder in geflochtenen, wasserdichten Körben, worein sie glühende Steine werfen, oder in Kesseln aus Birkenrinde, welche so hoch über dem Feuer hängen, daß die Flamme sie nicht berühren kann. ***)

So wußten die rohen Menschen sich vor der Erfindung metallener und irdener Gefäße zu behelfen. Da sie allmählig anfingen an gekochten Speisen Geschmack zu finden, machten Nothwendigkeit und Geschmack sie erfindsam. Insonderheit kann man den Erfindungsgeist der Bewohner der Insel Savu nicht genug bewundern. Sie haben irdene Gefäße, worin sie kochen können; weil das Brennholz aber sehr selten ist, so bedienen sie sich zur Ersparung desselben eines Mittels, welches man von diesen Insulanern nicht erwarten sollte. Sie graben nämlich eine horizontale Höhle unter der Erde. Diese ist ungefähr sechs Fuß lang und an einem Ende mit einem großen, am andern Ende aber mit einem kleinen Loche versehen. Durch das große Loch wird das Feuer hinein gesteckt, und das kleine dient statt eines Zuglochs. In die Oberfläche der Erde über dem Feuer sind runde Löcher eingeschnitten, welche bis auf dasselbe hinunter gehen, und in diese stellen sie irdene Töpfe, die in der Mitte weit

---

*) Hearne's Reise von dem Prinz von Wallis-Fort an der Hudsons-Bay bis zu dem Eismeere, von Forster. S. 264.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 68.

***) Alexander Mackenzie's Reise nach dem nördlichen Eismeere, von Sprengel. S. 47.

und gegen den Boden hin enger sind, so daß das Feuer auf einen großen Theil ihrer Oberfläche wirkt. Mit Bewunderung sieht man, was für ein kleines Feuer hinreicht, diese Töpfe siedend zu erhalten. Man braucht von Zeit zu Zeit nur ein Palmblatt oder einige dürre Reiser hinein zu stecken, um die nöthige Hitze zu erhalten. Auf diese Art kochen sie nicht allein alle ihre Lebensmittel, sondern selbst zum Sieden des Sirups und des Zuckers ist dieses hinreichend. *) Diese Insulaner haben also in der Kochkunst große Fortschritte gemacht. So hat das Bedürfniß, welchem man so viele nützliche Erfindungen zu verdanken hat, auch diese veranlaßt. So hat die Abnahme und der hohe Preis des Brennholzes nun auch in Europa zu vielen ähnlichen Erfindungen Anlaß gegeben.

Bevor ich dieses Capitel schließe, will ich nur noch mit wenig Worten dem Leser zeigen, welcher Mittel die rohen Völker sich bedienen, um ihren Vorrath von Fleisch und Fischen zum künftigen Gebrauche aufzubewahren. Ich habe oben gezeigt, welche Kunst die Einwohner von Biledulgerid gebrauchen, um ihren Vorrath von Korn aufzubewahren und ihn sowohl vor den Plünderungen der Feinde als vor dem Verderben zu sichern. In den Ländern, wo Fleisch und Fische die meiste Nahrung der Menschen ausmachen, und wo der Winter sie nicht mit dem zur Erhaltung des Lebens Erforderlichen versah, war es nothwendig, in den bessern Zeiten etwas für die schlechtern aufzubewahren. — Lange muß es wahrscheinlich gewährt haben, ehe die Menschen den Gebrauch des Salzes kennen lernten; sie erfanden daher zu dem Ende zweierlei Mittel, nämlich Fleisch und Fische an der Sonne zu trocknen, oder beides zu räuchern. Ihre Lebensmittel konnten sie nicht räuchern, ehe sie den Gebrauch des Feuers entdeckt hatten; sie an der Sonne oder an der

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 650.

Luft zu trocknen, muß also früher erfunden worden seyn. Daher kommt es ohne Zweifel, daß die Einwohner am Prinz Wilhelms Sund, obgleich sie, wie ich oben gezeigt habe, jetzt das Feuer kennen und es zum Braten des Fleisches zu gebrauchen wissen, und also wahrscheinlich auch die Wirkung des Rauches kennen müssen, doch ihren Wintervorrath nicht räuchern, sondern an der Sonne trocknen. *) Höchst wahrscheinlich behandeln sie ihre Lebensmittel so, weil diese Behandlungsart die älteste ist. Es hält bekanntlich schwer, den rohen, gemeinen Mann von den Gebräuchen seiner Vorfahren abzubringen.

Die russischen Lappen,[1] die ihre Speisen meistens von der Rennthierzucht und dann von der Fischerei und Jagd erhalten, trocknen ebenfalls zum Winter Fleisch und Fische an der Luft und geniessen beides roh. Milch lassen sie im Winter zum Vorrath frieren, und wenn sie sie brauchen wollen, hauen sie von der gefrornen Masse ein Stück ab. Das Fett von Seehunden ist ihre Sauce, und Salz brauchen sie zuweilen als Gewürz. **) Obgleich sie aber das Salz kennen, so ist es ihnen doch nicht eingefallen, ihre Lebensmittel einzusalzen, um sie aufzubewahren.

Die Shangellas, die unweit Abyssinien wohnen, haben einen Ueberfluß an allen Arten von Wild. Sie tödten es in den schönsten Monaten, schneiden das Fleisch in lange Streifen von der Dicke eines Daumens, und hängen es an die Bäume. Die Sonne trocknet es und macht es hart wie Leder, und dieses wird ihr Vorrath für die Wintermonate. Wenn sie es essen wollen, klopfen sie es zuerst mit einem hölzernen Hammer und darauf ko-

---

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 2. S. 375.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Erste Ausgabe. S. 321.

chen oder rösten sie es in heißer Asche. Es soll aber doch, dieser Behandlung ungeachtet, sehr hart seyn.*)

Die norwegischen Lappen haben zwar von ihren Rennthieren Fleisch, Milch, Käse und Butter, trocknen aber außerdem ihre Fische für den Winter. Diese essen sie dann, nachdem sie sie geklopft haben, ganz roh und tauchen bloß jeden Bissen davon in Thran. Die Mutter reicht auch ihrem saugenden Kinde diese Speise, nachdem sie selbige vorher gekaut hat, und gewöhnt es auf die Art von Kindheit an, Thran zu essen, so daß diese Gewohnheit zuletzt zur andern Natur wird, und jeder Lappe eben so gut Thran verzehren kann, als wir Butter essen können.**)

Auf solche Weise fuhren noch viele fort, nachdem das Feuer gefunden war, nach Art der Vorfahren, Fleisch und Fische an der Luft zu trocknen. Allmählig fingen aber andere an, beides zu räuchern, und vereinigten solchergestalt beide Behandlungsarten mit einander. Dies ist mit den Einwohnern von Nutka der Fall, die ihre Heringe und Sardellen sowohl trocknen als räuchern und sie nachher in Ballen, als Vorrath, packen,***) welches Verfahren noch bei uns gebräuchlich ist.

Es sind aber nicht allein einzelne Stücke, die man auf die oberwähnte Art trocknet. In Tibet hat man die Gewohnheit, selbst ganze Schafe zu trocknen. Nachdem sie vorher geschlachtet, gereinigt und ihnen das Fell abgezogen worden, werden sie auf einem Platze, den die kalte Luft gut durchziehen kann, auf allen Vieren aufgestellt, bis alle Säfte vertrocknen und das Ganze eine harte, feste Masse geworden ist. Salz wird dabei gar nicht gebraucht.

---

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 2. B. 4. S. 540.

**) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 7.

***) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 67.

Man kann sie in diesem Zustande überall hin verfahren und in jeder Jahrszeit erhalten. Turner fand dieses Fleisch angenehm von Geschmack, aber das Fett war doch zuweilen ranzig. Es wird ohne irgend eine weitere Zubereitung gegessen. Es hat gar kein rohes oder blutiges Ansehen, sondern ist von der Farbe des gekochten Hammelfleisches.*) Wenn einen die Lust jemals ankommen sollte, nach Art der alten Aegypter seine verstorbenen Freunde vor der Verwesung zu bewahren, sollte denn nicht dieses Mittel zu diesem Zwecke eben so dienlich seyn, als die Balsamirung der Aegypter? Man hat Begräbnisse gefunden, wo die Leichname ganz unverweset gewesen sind, welches wahrscheinlich daher kommt, daß sie im Zuge gestanden haben, wodurch sie windtrocken geworden sind.

Kap. 5.

Zubereitungsart des Brodes.

Ich habe oben gesagt, daß Baumfrüchte und die freiwilligen Produkte der Erde der wilden Menschen erste Nahrung gewesen sind. Wo die Erde entweder solche Gewächse nicht hervorbrachte, die als Nahrungsmittel gebraucht werden konnten, oder wo man nicht wußte, sie auf eine solche Art zu behandeln, daß man sie als Brod gebrauchen konnte, da mußte man auf andere Mittel bedacht seyn, welche bei den Fleischspeisen die Stelle des Brodes vertreten konnten. So essen die Grönländer noch gedörrte Heringe zu ihrem Speck.**) So bedienen die

*) Turners Reisen nach Butan und Tibet, von Sprengel. S. 125 ff.

**) David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt 1, §. 5.

nogayischen Tartaren sich auch an der Sonne getrockneten Fische statt des Brodes. Sie haben aber doch einen Begriff von Brod, da sie Kuchen von Mehl und Reiß machen.*) Daß sie sich auch getrockneter Fische statt des Brodes bedienen, muß also wahrscheinlich ein alter Gebrauch seyn, der bei ihren Voraltern üblich war, ehe sie noch wußten, die Gewächse der Erde auf eine solche Art zu behandeln, daß sie daraus Brod erhalten konnten.

Als die rohen Völker anfingen, sich der Gewächse der Erde zu bedienen, mußten sie natürlicherweise solche wählen, die in ihrem Lande wuchsen. Fremde Gewächse von andern Ländern einzuführen, daran konnten sie noch nicht denken. Die Getreidearten, woraus wir Brod backen, und die Art, wie wir sie behandeln, um das daraus zu erhalten, was wir Brod nennen, müssen wir bei ihnen nicht suchen. So gibt es einige Völker, die sich eine Art von Brod aus Kaffeebohnen verschaffen. Die Gallas bereiten daraus das Brod, das sie auf ihren Reisen mitnehmen. Sie brennen und pulverisiren die Kaffeebohnen, vermischen sie mit Butter, und rollen sie in Form von Kugeln zusammen, welche sie in einen ledernen Beutel thun. Eine solche Kugel, die von der Größe einer Billardkugel ist, gibt ihnen, ihrer Aussage zufolge, bei der strengsten Arbeit, währte sie auch einen ganzen Tag, mehr Kraft und Stärke, als ein Stück von unserm Brode oder ein Gericht Fleisch.**) Die krimmschen Tartaren machen ebenfalls Brod aus Kaffeebohnen und aus einem kleinen weißen Korne, Cascus genannt. Mit letzterem kochen sie auch die Eingeweide von Pferden und Rehen, und nähren damit ihre Sclaven.***)

---

*) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 7. S. 292.

**) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 2. B. 3. S. 224.

***) Smiths Reisen und Begebenheiten; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 9. S. 500.

Das Brod der Californier besteht in einer Art Saamen von einer ölartigen Natur, welchen sie fast auf die ähnliche Art mahlen, wie unsere Chokolade, und ihm darauf dieselbe Form geben. Es soll nicht so ganz unangenehm von Geschmack seyn.*) Die Nahrungsmittel der Mauren sind sehr einfach. Die mehrsten Mauren halten täglich nur eine Mahlzeit, die weniger Zubereitung bedarf. Außer dieser genießen sie nichts als einige Früchte oder Wurzeln. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Weizen, welchen sie vermittelst einer kleinen Handmühle zerquetschen und dadurch eine Art von grober Grütze erhalten, welche sie in ein flaches, durchlöchertes Gefäß schütten. Dieses stellen sie als einen Deckel auf den Fleischtopf. Durch die Dünste, die aus dem Fleischtopf in diese Grütze dringen, wird derselbe gekocht, und dient ihnen so zubereitet statt des Brodes. Wenn sie diese Grütze genießen, so vermischen sie jeden Bissen mit etwas Brühe, Milch, Butter oder Honig. Sie nehmen davon etwas mit den Fingern und machen daraus in der hohlen Hand kleine Kügelchen, die sie mit vieler Geschicklichkeit in den Mund werfen. Wenn sie eine Reise unternehmen, und in Gegenden kommen, wo keine Gastfreiheit Statt findet, so versehen sie sich stets mit einem kleinen Vorrath von dieser Grütze, aus welcher sie mit Wasser kleine Kugeln machen, und, wenn sie hungert, statt aller andern Nahrungsmittel zu sich nehmen. Mit dieser Kost erhalten sie sich gesund und frisch, sogar auf sehr langen Reisen.**)

Oberwähnte Völker sind noch nicht so weit gekommen, daß sie die Materie zu backen wissen, die ihnen statt des Brodes dient. Hingegen giebt es andere, die es können. Als die Mexikaner anfingen, das Land zu bauen, ward Mais ihre vornehmste Nahrung. Dieses

---

*) Schelvocke's Reise um die Welt. Abschn. 15. S. 359 ff.
**) Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1. Brief 6.

Gewächs, welches gesund, wohlschmeckend und nahrhaft ist, kochen sie in Wasser mit ein wenig Kalk, enthülsen es, machen einen Teig daraus, backen Brod und Kuchen davon und ziehen sogar dieses Brod dem besten Weizenbrod vor.*)

Die Einwohner von Guinea bereiten ihr Brod auf verschiedenerlei Art; sie kochen sowohl als backen es. Diese Neger bauen in Menge den türkischen Weizen. Wenn sie Brod daraus machen wollen, befeuchten sie erst das Getreide mit Wasser. Darauf reiben die Weiber es auf einem schräg liegenden Stein mit einem andern Stein, bis es ein feiner Teig wird, lassen es die Nacht hindurch gähren und backen Morgens darauf in einem großen irdenen Gefäße Brod daraus, welches fast wie unser Roggenbrod schmeckt. Oder sie nehmen einen Löffel voll von diesem weichen Teige, werfen ihn in eine Pfanne mit kochendem Palmöl und lassen ihn darin zu einem Kuchen backen. Oder auch sie wickeln den Teig in Blätter der türkischen Weizenähren und kochen ihn in einem Topf mit Wasser, wie einen Pudding.**) Die erste Behandlungsart dieses Teiges kann man doch nur eigentlich Brodbacken nennen. Die Widaher machen ihr Brod fast auf dieselbe Art, wie die obgenannten Neger. Es wird von indianischem Korne gemacht, welches zwischen zwei Steinen gerieben wird, nachdem es eine Zeit lang im Wasser eingeweicht ist. Aus dem mit Wasser vermengten Mehl machen sie runde Klumpen, die sie in einem irdenen Topfe kochen, oder über dem Feuer auf einem Eisen oder Steine backen.***)

Noch will ich die Baschkiren erwähnen. Sie bauen zwar etwas Korn, aber doch kaum so viel, als hinläng-

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Abschnitt 64 und 65.

**) Iserts Reise nach Guinea. Achter Brief.

***) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 4. S. 314.

ch ist. Brod ist auch nicht für sie eine Alltagsspeise. Sie backen es aber noch nach Art der alten Morgenländer. Die Weiber kneten den Teig mit Wasser und ein wenig Salz, machen einen flachen Kuchen daraus und graben ihn auf dem Heerd in heiße Asche ein. Hernach wird er an ein Stäbchen gesteckt und ans Feuer gestellt, damit die Rinde braun werde.*) Dieses ist ohne Zweifel die älteste Zubereitungsart des Brodes. Wenigstens müssen die rohen Völker, als sie auf den Gedanken geriethen, sich eine Art von Brod zu verschaffen, es zuerst gebacken haben, ehe sie anfingen, es zu kochen, so wie sie aus Mangel an feuerfesten Gefäßen Fleisch und Fische erst gebraten haben, ehe sie lernten, wie man sie kochen sollte.

Kap. 6.

Getränke der wilden und rohen Völker.

Der Leser wird ohne mein Erinnern leicht einsehen, daß die Menschen in uralten Zeiten nichts als Wasser getrunken haben. Ehe sie die Thiere gezähmt hatten, daß sie sich der Milch desselben bedienen konnten, mußten sie, so wie in den Ländern, wo die Früchte keine beträchtliche Menge von Säften enthielten, die man auspressen konnte, größtentheils Wasser trinken. Und so findet man es noch bei verschiedenen Völkerschaften. Die Patagonier, Neuseeländer, Californier und mehrere trinken nichts als Wasser. Unter den warmen Himmelsstrichen hingegen, wo die Natur saftige Früchte hervorbringt, müssen die Einwohner bald gelernt haben, die Säfte derselben zu Getränken zu gebrauchen. So trinken die Freundschaftsin-

*) Pallas's Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 447.

sulaner außer Wasser auch den Saft der Kokosnuß.*) So auch auf der Insel Savu. Die Bewohner dieser Insel haben eine Art von Palmbaum, der für sie von der größten Wichtigkeit ist, nicht bloß deshalb, weil er zu gewissen Zeiten die Stelle aller andern Nahrungsmittel vertreten muß, sowohl für die Menschen als für das Vieh, sondern auch, weil sie aus diesem Baume einen lieblichen Saft ziehen, der aus den Knospen der Blüthen herausfließt, wenn sie aufgeschnitten werden. Dieser Saft ist auf der ganzen Insel das gewöhnliche Getränk. Da sie aber mehr von diesem Saft bekommen, als sie verbrauchen können, machen sie von dem übrig bleibenden einen Sirup und einen groben Zucker, der von rothbrauner Farbe ist und einen sehr angenehmen Geschmack hat. Diesen Sirup giebt man, mit den Hülsen des Reißes vermengt, den Hausthieren zu fressen, wovon sie außerordentlich fett werden. Die Einwohner müssen sich auch zuweilen selbst damit begnügen, wenn keine andern Nahrungsmittel zu haben sind.**)

So mußten die Menschen anfangs mit Wasser und Säften der Früchte zur Stillung ihres Durstes zufrieden seyn. Allmählig wie sie lernten, die Thiere zu zähmen, ward die Milch der gezähmten Thiere ein neues Getränk der Menschen. Natürlicherweise konnte nur die Milch der größern Thiere zu diesem Zwecke hinlänglich seyn, und diese ward daher auch allein getrunken, z. B. Kuh- Rennthier- und Pferdemilch, welche letztere besonders von den Tartaren getrunken wird, die keinen Ekel davor haben können, da sie Pferdefleisch essen. Doch trinkt unter den krimmschen Tartaren bloß die Vornehmern diese Milch. Die Geringern müssen mit Wasser zufrieden

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 116.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 648 ff.

seyn. Wenn die Vornehmern Wasser trinken, ist es mit Honig vermischt.*)

Da Milch, wenn sie eine gewisse Zeit steht, von selbst sauer wird, so konnten die rohen Völker leicht lernen, saure Milch zu trinken. Einige ziehen sie sogar der süßen Milch vor. So ist das vornehmste Hausgeräth der Baschkiren ein großer lederner Beutel, der auf einem hölzernen Gerüste aufgestellt ist und die Form einer Flasche hat. Dieser ist beständig voll saurer Milch. So lange die Kühe Milch geben und sie Vorrath an Honig haben, leben sie herrlich und in Freuden und bedienen sich keines andern Getränks, als saurer Milch und des Meths. Im Winter, wenn sie auf Reisen sind, ersetzen sie den Mangel hieran durch kleine Käse, die aus saurer Milch gemacht und im Rauche getrocknet sind. Diese reiben sie und weichen sie im Wasser auf, wovon sie ein säuerliches Getränke bekommen.**)

Zu den Getränken, die von den Thieren genommen werden, kann man auch das Fett oder den Thran der Seethiere rechnen. Einige haben behauptet, daß die Grönländer Thran trinken; aber Cranz läugnet dies und sagt, daß ihr Trank klares Wasser sey, und daß sie, damit es desto kühler sey, gern ein Stück Eis oder Schnee hinein legen, welches man eben nicht für so sehr nothwendig in Grönland halten sollte.***) Wenn aber auch die Grönländer keinen Thran trinken, so gibt es doch andere, die es thun, z. B. die Bewohner der Fuchsinseln. Sie trinken zwar Wasser und oft salziges Seewasser, wo kein süßes zu haben ist; ihr liebster Trank ist aber doch Thran

*) Smiths Reisen und Begebenheiten; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 9. S. 30.

**) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 447.

***) David Cranz Historie von Grönland. Buch 3. Abschnitt 1. § 8.

von Wallfischen und Robben.*) So auch die Einwohner am Nutka-Sunde. Das Thranöl, welches sie von den Meerschweinen und andern Seethieren erhalten, genießen sie in großer Menge, und schlürfen es theils ohne allen Zusatz mit einem großen Löffel von Horn, theils bedienen sie sich desselben als Sauce zu andern Gerichten.**)

So finden die Wilden unter den kalten Himmelsstrichen einen besondern Geschmack am Thran. Cook sagt, daß die Neuseeländer mit der größten Begierde das Thranöl und Seehundsfett verschlangen, welches die Engländer kochten, selbst das, welches sie mehr als zwei Monate aufbewahrt hatten. Wenn sie an Bord kamen, leerten sie nicht allein alle Lampen aus, sondern verzehrten selbst die mit Oel getränkten Dochte mit dem größten Appetit. Gleichwohl war es keine Stumpfheit des Geschmacks, die ihnen diese ekelhafte Speise annehmlich machte, denn sie warfen verschiedene andere Speisen, die man ihnen anbot, mit Zeichen des Widerwillens und Ekels weg, nachdem sie bloß daran gerochen hatten.***) Dies ist aber ein Beweis, wie wenig man den Geschmack der Menschen beurtheilen kann. Uns ist der Wein angenehmes Getränk, den Neuseeländern der Thran. Jeder hält seinen Geschmack für den besten.

Diese oberwähnten Getränke sind ganz das Werk der Natur. Die Kunst hat keinen Theil daran, den Meth der Baschkiren und den Palmwein der Savuinsulaner ausgenommen, welche beide doch einige Zubereitung erfordern, um das zu werden, was sie sind. Allein allmählig geriethen mehrere Völkerschaften auf den Ge-

---

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 309.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 67 ff.

***) Cook a. St. B. 1. S. 174.

danken, sich durch Kochen verschiedener Erdprodukte eine Art von Getränke zu bereiten. Dieses Getränk konnten sie nicht hervorbringen, bevor sie theils den Gebrauch des Feuers kennen lernten, theils das zum Kochen nöthige Geräth erfunden hatten. So machen die Mexikaner eine Art Getränk von Mais, indem sie die Körner kochen, zermalmen, in Wasser auflösen und durchseihen. Dieses Getränk, welches man wohl füglich einen Schleim nennen kann, lieben sie sehr. Es ist ihr Frühstück und sie ertragen dabei die härteste Arbeit. Außerdem wissen sie auch eine Art Wein von Mais, dem Palmbaume und der amerikanischen Aloe zu bereiten.*).

Die Peruaner wußten eine Art von Getränk zu bereiten, das sie Ava nannten. Wenn sie diesen zubereiten wollten, so nahmen sie trübes Wasser, das nicht zu süß und nicht zu salzig war, weil sie glaubten, daß er sich auf diese Weise länger halten könnte. In diesem Wasser ließen sie einige Kräuter kochen; hernach wurde das Wasser abgegossen und zum Gebrauche aufbehalten.**) Dies kann für eine Art von Bier gelten.

Auch in Afrika ist Bier und Meth unter den Abyssiniern und Mandingos ein sehr gewöhnliches Getränk. Bei den Abyssiniern wird es in großer Menge getrunken, und wer denjenigen, der bei ihm einen Besuch macht, damit nicht bewirthet, der wird für keinen höflichen Mann gehalten. Das Bier der Mandingos soll, dem Berichte Mungo Parks zufolge, vorzüglich gut seyn, eben so gut, wie das beste englische und auf dieselbe Art zubereitet werden.***)

---

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Abschnitt 64 u. 65.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. B. 2. Hauptst. 3. Abschn. 3. § 56.

***) Voyage historique d'Abissinie, par Lobo S. 72. Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschnitt 21.

Welch ein Abstand in dieser Art von Kunstfleiß zwischen den Mandingos in dem warmen Afrika und den Bewohnern der Fuchsinseln in den kalten, nördlichen Gegenden Asiens, die ich oben erwähnt habe! Welch ein Abstand zwischen den Savuinsulanern und den Baschkiren! Jene wohnen aber unter den schönen, fruchtbaren Himmelsstrichen, welche diesen mangeln; jene haben, als Bewohner der warmen Zonen, glücklichere, natürlichere Anlagen, eine leichtere Entwickelung derselben, und sind daher fähiger, die Vortheile des Klima's zu benutzen und die Produkte desselben zu gebrauchen. Nur Schade, daß die Bewohner der wärmern Himmelsstriche, bei der größern Entwickelung ihrer intellectuellen Anlagen, auch die Kunst allmählig erlernt haben, berauschende Getränke zu bereiten.

Wallis hat Unrecht, wenn er sagt, daß die Otaheitier nichts als Wasser trinken und keine berauschende Getränke kennen.*) Cook kennt sie in diesem Stücke besser. Seinem Berichte zufolge haben sie einen sogenannten Avatrank. Dieser wird folgendergestalt zubereitet: Man gießt nur eine kleine Portion Wasser auf die Wurzel des Taumelpfeffers, nachdem man sie vorher gekauet hat, röstet die Stengel der Pflanze und zerklopft sie alsdann. Selbst die Blätter werden hierzu gebraucht. Man querscht sie und gießt Wasser darauf, wie auf die Wurzeln. Auf den Genuß desselben folgt nicht nur ein Rausch, oder vielmehr eine Betäubung, sondern er hat auch die schädliche Wirkung, daß er den Körper zu einem bloßen Gerippe verdorrt. Die Haut solcher Leute wird rauh, trocken, schuppig; diese Schuppen fallen aber von Zeit zu Zeit ab, indem sich eine neue Haut erzeugt. So schädlich die Wirkungen dieses Getränkes auch sind, so genießen sie doch dasselbe. Es sind aber jedoch hauptsächlich die Vornehmern, die es am meisten genießen. — Das-

*) Wallis Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 1. S. 359 ff.

selbe Getränk ist auch auf den Freundschaftsinseln gebräuchlich.*)

Die Iquitos, ein Volk in Montanna-Real, wissen ein starkes Getränk dadurch zu bereiten, daß sie selbiges mit den Knospen eines gewissen Baumes würzen, wodurch es, wie das Opium der Morgenländer, eine berauschende Kraft erhält und angenehme und wollüstige Gefühle erweckt.**) So haben die Chiguitos, ein Volk in Paraguay, ein hitziges Getränk, Chica genannt. Wenn sie zusammen kommen, besteht ihre ganze Mahlzeit in diesem Getränke, wovon sie bald berauscht werden. Auf den Rausch folgt Schlägerei, wovon fast niemand ohne Wunden kommt, und meistens bleibt einer oder der andere von ihnen auf dem Platze. Wenn dies vorbei ist, gehen die Gäste weg und danken ihrem Wirth; aber niemand sucht sich wegen dessen, was im Rausche vorgefallen ist, an den andern zu rächen.***) Dies ist das klügste von dem allen, und hierin übertreffen sie viele andere Wilde.

Die Fessaner in Afrika dürfen, als Mahomedaner, keinen Wein trinken; diesen Verlust wissen sie aber auf eine andere Art zu ersetzen. Ihr gewöhnliches Getränk ist der frische Saft des Dattelbaumes; sie haben aber die Kunst gelernt, aus den Datteln ein sehr berauschendes Getränk zu bereiten, das Busa heißt. Bei freundschaftlichen Abend-Besuchen verkürzt man sich die Zeit einzig und allein mit Trinken,****) wie bei uns der rohe gemeine Mann mit Branntweintrinken. — Daß die Asiaten von den ältesten Zeiten her die Kunst erfunden haben, den mil-

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 341.

**) Beschreibung der Montanna-Real, in Zachs monatlicher Correspondenz. May 1801. S. 456 ff.

***) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 14. S. 220.

****) Hornemanns Tagebuch seiner Reise von Cairo nach Murzuck. S. 88.

den, erquickenden, unschädlichen Saft der Reben durch Gährung in ein berauschendes Getränk zu verwandeln, ist allgemein bekannt.

So haben die Bewohner der wärmern Himmelsstriche die wenige Verstandeskultur, die sie hatten, gebraucht, um sich berauschende Getränke zu verschaffen und sich dadurch wieder des Verstandes zu berauben, während die Bewohner der kältern Zonen mit Wasser und Brod zufrieden seyn mußten. Zuletzt kam diese Erfindung weiter nach Norden hinauf. Die nogayischen Tartaren, kannten anfangs keine andern Getränke als Wasser und Pferdemilch, welche letztere sie sehr hochschätzen; zuletzt erfanden sie aber die Kunst, Branntwein von dieser Milch zu destilliren. *) So haben auch die Buräten, Kalmucken und mehrere sibirische Völkerschaften die Kunst gelernt, Branntwein von gesäuerter Milch zu destilliren, und trinken diesen Branntwein gern warm, wahrscheinlich in der Meinung, daß er alsdann um so viel stärker wirken werde.**) Auch im Norden wußte man in vorigen Zeiten Bier und Meth so stark zu machen, daß beides als Berauschungsmittel dienen konnte. Endlich lernte man aber die verderblichste aller Künste, den Branntwein sowohl aus den Produkten der Erde als der Bäume zu bereiten, wodurch die Europäer nicht allein ihre eigenen Landsleute an Leib und Seele verderben, sondern auch alle die rohen Völker vergiften, die sie entdecken, und mit welchen sie auf irgend eine Art in Verbindung kommen.

*) Heinrich Bruce's Nachrichten von seinen Reisen. Buch 7. S. 292.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Vierte Ausgabe. S. 429.

III.

Wohnungen

der

wilden und rohen Völker.

Kap. 1.

Höhlen, die ersten Wohnungen.

Wie Nahrung das erste Bedürfniß des Menschen war, nachdem er Bewohner der Erde geworden war, so war ein Zufluchtsort gegen die Gewalt der Witterung unstreitig das andere, worauf er bedacht seyn mußte. Regen, Sturm und Kälte müssen die Menschen gezwungen haben, irgendwo Schutz zu suchen, und zwar um so mehr, da sie noch nichts zur Bedeckung hatten. Und diese Menschen, die noch kein Geräth hatten, womit sie eine Hütte errichten, nicht einmal eine Höhle in die Erde graben konnten, wo sollten sie diesen Schutz finden, außer in hohlen Bäumen oder Felsenhöhlen? Diese Wohnungen hatte die Natur für sie bereitet. Diese müssen auch aller Vermuthung nach die ersten gewesen seyn. Daß es Bäume gibt, deren Stamm von einem so großen Umfange ist, daß er, wenn das Mark verfault ist, mehrere Menschen fassen kann, davon zeugt die Geschichte, und die Reisebeschreiber versichern auch, daß es noch Menschen gibt, die in solchen durch Fäulniß ausgehöhlten Bäumen ihre Wohnung suchen.

Cook sagt, daß die Vandiemensländer zwar kleine, elende, aus Zweigen zusammengesetzte und mit Baumrinde bedeckte Hütten haben, daß man aber auch deutliche Spuren sehe, daß sie sich zuweilen in hohlen Bäumen aufhielten. Seiner Meinung nach sind diese Bäume

zu dem Ende mit Feuer ausgehöhlt worden. *) Diese Meinung finde ich aber nicht wahrscheinlich. Ehe die Wilde so weit kamen, daß sie das Feuer fanden und gelernt hatten, dasselbe zu ihrem Vortheil anzuwenden, müssen sie wahrscheinlich darauf gefallen seyn, sich Hütten zu errichten, besonders da diese Hütten nicht besser waren, als Cook sie beschreibt, und daher wohl eine frühe Erfindung seyn konnten. Wenn sie aber einmal gelernt hatten, solche kleine Hütten zum Schutze gegen Sturm, Regen und Kälte zu errichten, so ist es nach meiner Ueberzeugung nicht wahrscheinlich, daß sie noch suchen sollten, mit Feuer Bäume auszuhöhlen, um darin Schutz zu finden; aber daß sie nach dem Beispiel ihrer Vorfahren, die noch nicht solche Hütten zu errichten wußten, in Ermangelung der Hütten in den von Natur hohlen Bäumen Schutz gesucht haben, das finde ich sehr wahrscheinlich.

Dem von Natur trägen Menschen ist es wohl schwerlich in den Sinn gekommen, Hütten zu bauen, so lange er in einem hohlen Baume Obdach finden konnte. Da solche Bäume aber dem zunehmenden Menschengeschlechte nicht länger hinlängliches Obdach gewährten, so hat die Noth die Menschen erfindsam gemacht. Sie mußten jetzt anfangen, auf andere Mittel zu sinnen, um sich gegen die Gewalt der Witterung zu schützen. Hohle Bäume oder Höhlen in Felsen haben unstreitig den Menschen früher Obdach gegeben, als Hütten. Aus den Nachrichten, die man von Amerika hat, sieht man auch, daß hohle Bäume die Zufluchtsorte der wilden Menschen gewesen sind. Ehe die Ynka's die Peruaner, die in einem ganz wilden, thierischen Zustande lebten, unter ihre Herrschaft brachten und sie ein wenig zu kultiviren anfingen, wohnten die gesittetsten unter ihnen innerhalb Ringmauern, die wahrscheinlich nur aufgehäufte Steine waren; einige an-

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 1. S. 108.

dere hatten sich, um vor ihren Feinden sicher zu seyn, mit welchen sie in beständigem Kriege lebten, auf die höchsten Gebirge begeben. Einige hielten sich in Höhlen auf, und veränderten ihre Wohnungen nach Beschaffenheit der Umstände. Wieder andere hielten sich in hohlen Bäumen auf. *)

Die von Natur ausgehöhlten Bäume müssen also unstreitig eine der ersten Wohnungen der wilden Menschen gewesen seyn, daher suchten einige noch Schutz darin, nachdem sie von Hütten und Höhlen in der Erde schon einen Begriff hatten. Solcher Bäume aber konnte es nicht viele geben. Auch müssen sie natürlicherweise nicht sehr bequem gewesen seyn. Man suchte daher auch seine Wohnung in Felsenhöhlen, wo es dergleichen gab, und wahrscheinlich hat man diesen Zufluchtsort jenem vorgezogen, wenn man sich an einem Orte aufhielt, wo man freie Wahl hatte. Felsenhöhlen, der wilden Thiere Zufluchtsörter, gewährten auch den wilden Menschen Schutz.

So findet man es noch bei den Einwohnern von Port-Jackson. Diese scheinen keinen bestimmten Wohnplatz zu haben, sondern sich zur Ruhe zu legen, wo die Nacht sie überfällt. Gemeiniglich lagern sie sich an der Seeküste in Felsenhöhlen; und um sich ihren Aufenthaltsort angenehmer zu machen, zünden sie gewöhnlich, ehe sie sich schlafen legen, ein Feuer darin an. Sie legen sich auf ein wenig Gras nieder, das sie vorher abgerissen und getrocknet haben. Sowohl an der Seeküste, als in den innern Gegenden findet man solche Höhlen in den Felsen. Einige sind sogar so groß, daß sie vierzig bis funfzig Leute aufnehmen können.

Diese Höhlen scheinen zwar eine Wohlthat der Natur zu seyn, da man glauben sollte, daß diese Wilde ohne sie kein Mittel zu ihrem Schutze würden ausfinden können.

---

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2. Buch 2. Haupst. 5. Abschn. 3. § 1.

Bedürfniß macht aber immer den Menschen erfinderisch, und ohne diesen Antrieb würde der wilde Mensch es niemals werden. Daher trifft man auch in den Wäldern dieser Wilden, wo das Land nicht sehr felsig ist, zuweilen Hütten von Baumrinde an, und eine solche Hütte beherbergt eine ganze Familie; denn bei kalter Witterung finden sie es nöthig, dicht aneinander zu liegen, um sich auf solche Art zu erwärmen. Besonders scheinen diese Hütten von denen gebraucht zu werden, die Thiere in den Wäldern jagen.*) Sie wissen also Hütten zu errichten, wenn die Noth sie dazu treibt, gebrauchen sie aber nicht, wo sie Felsenhöhlen haben, wahrscheinlich, weil diese die Wohnungen ihrer Vorfahren gewesen sind, und ohne Mühe benutzt werden können, so wie die Vandiemensländer sich zuweilen in hohlen Bäumen aufhielten, obgleich sie Hütten zu bauen wußten. Jene hatten sie ohne Mühe, diese erforderten doch einige Anstrengung der Kräfte.

Die Bewohner der Fuchsinseln sind auch so weit gekommen, daß sie Höhlen in der Erde und Hütten zu machen wissen, welches ich nachher zeigen werde; es giebt aber nichts desto weniger viele, die sich in Felsenhöhlen, welche sie mit Treibholz, Fellen und Matten zu Wohnungen einrichten, ihre ganze Lebenszeit aufhalten.**) Die Shangallas errichten auch im Sommer Hütten. An den untersten Zweigen eines Baumes machen sie oben nahe am Stamme einen Einschnitt, so daß sie solche niederbiegen und das Ende davon in die Erde stecken können. Die Zweige werden oben mit den Häuten wilder Thiere zugedeckt. Inwendig schneiden sie alle kleinen überflüssigen Zweige weg und bilden auf diese Weise eine Art Laube, die von Bäumen beschattet wird. Sie haben also von Errichtung der Hütten einen Begriff, ziehen aber nichts

*) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 5.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 363 ff.

esto weniger, wenn die Regenzeit eintritt und die Erde
aß wird, mit ihren Nahrungsmitteln nach den Berg-
öhlen hin, wo sie ihr Winterquartier halten.*) Es ist
vohl keinem Zweifel unterworfen, daß Felsenhöhlen der
rste Aufenthaltsort dieser Wilden gewesen sind, und daß
ie erst allmählig, wie die intellectuellen Anlagen anfingen,
ntwickelt zu werden, daran gedacht haben, durch Er-
ichtung der oberwähnten Hütten sich einen angenehmern
Sommeraufenthaltsort zu verschaffen. Das Gegentheil
nnehmen, wäre ein Beweis, daß man den Gang des
Menschenverstandes nicht kenne, welcher nothwendig vom
Leichtern zum Schwerern fortschreitet, aber nicht um-
gekehrt.

Allein theils nahm das Menschengeschlecht allmählig
in demselben Orte dermaßen zu, daß weder hohle Bäume
noch Felsenhöhlen ihnen hinlängliches Obdach gewährten,
heils reichten die Nahrungsmittel an demselben Orte zu
hrem Unterhalte nicht hin; sie mußten deshalb auswan-
ern. Sie kamen an Orte, wo es keine Felsenhöhlen gab,
vorin sie Schutz suchen konnten, und mußten daher darauf
edacht seyn, sich durch Arbeit zu verschaffen, was die
Natur ihnen nicht ohne Arbeit geschenkt hatte. Sie hat-
en unterdessen Geräth erfunden, womit sie in die Erde
graben konnten, und fingen jetzt aus Noth an, Höhlen
n die Erde zu graben, und damit diese nicht in der Re-
genzeit mit Wasser angefüllt werden sollten, erfanden sie
Mittel, sie zu bedecken.

Solche Gruben in der Erde findet man auf der In-
el Unalaschka. Die Bewohner dieser Insel graben zuerst
ine länglich viereckige Grube, welche selten über funfzig
Fuß lang und über zwanzig breit, mehrentheils aber klei-
er ist. Ueber diese Vertiefung wird von Treibholz, wel-
hes die Wellen von Zeit zu Zeit ans Land werfen, ein

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 2. B. 4. S. 539 u. 542.

Dach errichtet. Dieses Dach wird zuerst mit Gras, dann mit Erde gedeckt, und sieht daher von außen wie ein Misthaufen aus. Mitten in demselben ist gegen jedes Ende hin eine viereckige Oeffnung gelassen, durch welche das Licht in die Grube hineinfällt. Eins von diesen Löchern dient ganz allein als Fenster, das andere ist zugleich die Thür, wo man mit Hülfe einer Leiter, oder eigentlich eines Balkens, in welchen Stufen eingehauen sind, ein- und ausgeht. An den Seiten und Enden der Grube umher hat jede Familie, deren mehrere beisammen wohnen, ihr abgesondertes Zimmer, wo sie schläft und bei ihrer Arbeit sitzt. Dieser Sitz ist keine Bank, sondern vielmehr eine ausgehöhlte Rinne, die inwendig rund um die Grube herum gegraben und mit Matten bedeckt ist. Die Mitte der Grube hingegen gehört allen Familien gemeinschaftlich, und eben deswegen darf man daselbst keine Spur von Reinlichkeit erwarten; denn ob sie gleich den Boden mit trocknem Grase bestreuen, so ist die Grube dennoch der Sammelplatz aller Unreinlichkeit, wo auch das Harnbehältniß steht, dessen Gestank dadurch eben nicht gemildert wird, daß beinahe zu allen Zeiten Leder und rohe Thierhäute darin eingeweicht werden. Hinter und über der obgedachten Rinne sind die wenigen Sachen aufgestellt, die den ganzen Reichthum dieser Insulaner ausmachen, z. B. ihre Kleidungsstücke, Matten und Häute. *)

Die Samojeden graben, wie die Ostiaken, ihre Winterhütten, deren selten mehr als zwei oder drei beieinander stehen, zur Hälfte in die Erde. Ueber der Erde setzen sie Stangen gegen einander und bedecken sie mit Rennthierhäuten oder Birkenrinde. Des Sommers ziehen sie der Fischerei wegen von einem Fluß oder See zum andern, und setzen, wo sie sich aufhalten, spitzige Jurten

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 253.

on Stangen, den tungusischen gleich, auf, die sie, wie ie Winterjurten, bedecken. *) Man sieht hieraus, daß e auch Hütten auf der Erde zu bauen wissen; es muß lso wahrscheinlich der Wärme wegen seyn, daß sie des Winters sich in die Erde vergraben.

Die rohen Völker fühlten allmählig, wie unbequem s sey, im Sommer unter der Erde zu wohnen, oder ierkten wenigstens, daß diese Erdgruben im Sommer icht nöthig wären, und geriethen daher auf den Gedanen, sich, außer ihren Wintergruben, auch Sommerhüten zu verschaffen. So haben die Tschuktschen zweierlei rten von Wohnungen, wovon die eine für den Sommer, ie andere für den Winter eingerichtet ist. Die Winterwohnungen sind einem Gewölbe ähnlich, dessen Fußboden twas tiefer liegt als die Oberfläche der Erde. Diese Wohnungen sind von ovaler Figur, zwanzig Fuß lang nd zwölf Fuß und darüber hoch. Das Gerippe ist von olz und Wallfischrippen erbauet. Darüber liegt eine age von grobem Grase, und diese ist wieder mit Erde eworfen, so daß die Hütte von außen wie ein kleiner Hügel aussieht, welchen auf drei Seiten eine zwei bis rei Schuh hohe Mauer von Steinen umschließt. An em einen schmalen Ende, wo sich keine Mauer befindet, ist die Erde abschüssig, so daß man bis zum Eingang der Wohnung hinaufgehet, der denn weiter nichts ist als ein och auf dem Dache. Der Fußboden ist mit Bretern beegt, unter denen ein Keller befindlich ist, worin man ber nichts als Wasser fand. Am Ende eines jeden Hauses steht eine gewölbte Kammer, die vermuthlich zur Vorathskammer dient, und mit dem Hause durch einen dunken Gang zusammenhängt. Von oben her hat sie ein uftloch, welches mit dem Erdboden gleich ist. Doch ist ie nicht völlig unter der Erde, sondern das eine Ende

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 279.

derselben kommt an der Seite der Hütte zum Vorschein, und ist daselbst mit Steinen bedeckt. Ueber derselben ist ein Ding, wie ein Schilderhäuschen oder Thürmchen, das aus großen Fischknochen gebauet ist. — Ihre Sommerhütten sind ziemlich geräumig. Sie sind rund, und oben laufen sie in eine Spitze zusammen. Sie bestehen aus dünnen Stangen und Knochen, die mit Häuten von Seethieren bedeckt sind. Inwendig, gleich an der Thür, ist der Feuerheerd. Ihre Schlafstellen sind an den Seiten der Hütte angebracht und gehen beinahe halb herum. Es schien auch, als ob sie dabei einige Ehrbarkeit beobachteten, denn man hatte von Häuten einige Abtheilungen gemacht. Das Bett und die Decken bestehen aus Rennthierhäuten und sind größtentheils trocken und rein. — Um die Hütten her stehen einige zehn bis zwölf Schuh hohe Gerüste, die von Knochen, und, wie es schien, von den Einwohnern in der Absicht errichtet sind, Fische und Häute darauf zu trocknen und dieselben vor ihren Hunden, deren sie eine Menge halten, in Sicherheit zu setzen. Vermuthlich spannen sie dieselben vor ihre Schlitten. Vielleicht essen sie aber auch Hundefleisch.*)

Diese rohen Menschen scheinen doch etwas mehr Gefühl für Ordnung, Reinlichkeit und Ehrbarkeit zu verrathen, als man bei solchen Menschen gewöhnlich findet. Sie haben hierin einen Vorzug vor den Kamtschadalen, bei denen man nichts von diesem findet. Diese haben ebenfalls ihre Winter- und Sommerwohnungen. Im Winter wohnen sie ziemlich tiefer in der Erde, als die Tschuktschen. Ihre Winterwohnungen, Jurten genannt, werden auf folgende Art angelegt. Man gräbt ungefähr sechs Schuh tief in der Erde ein längliches Viereck aus, dessen Umfang der Anzahl von Personen, die darin wohnen sollen, angemessen ist; denn es pflegen

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 191 ff.

sich mehrere Familien beisammen in einer Jurte aufzuhalten. In diesem Raum rammt man, in gehöriger Entfernung von einander, starke Pfosten ein, auf welchen die Balken zur Unterstützung des Daches ruhen. Das Dach besteht aus Sparren, von denen das eine Ende auf der Erde, das andere auf den Balken liegt. Zwischen den Sparren wird alles mit starker Korbarbeit ausgefüllt und mit Rasen belegt, so daß eine Jurte von außen wie ein platter, runder Hügel aussieht. In der Mitte derselben wird ein Loch offen gelassen, welches zugleich zum Rauchfang, zum Fenster und zur Thür dient. Ein dikker Pfeiler, der nur so tief eingekerbt ist, daß die Zehe mit Mühe darauf ruhen kann, dient den Ein- und Ausgehenden statt einer Leiter, und in diesem Stücke haben die Kamtschadalen dieselbe Erfindung, wie die Bewohner von Unalaschka. Darin sind sie aber von diesen verschieden, daß an der Seite auf ebener Erde ein anderer Eingang für die Weiber angebracht ist, welches wahrscheinlich eine Art Galanterie und eine größere Bequemlichkeit für das schöne Geschlecht seyn soll. Sollte eine Mannsperson sich dieses Einganges bedienen, so würde er zum allgemeinen Gespötte werden. Inwendig hat die Jurte keine Abtheilung, sondern besteht bloß aus einem länglich viereckigen Zimmer. Rund herum an den Seitenwänden sind breite, sechs Zoll hohe Bänke von Bretern angebracht, die den Einwohnern bei Tage zu Sitzen, und des Nachts, mit Matten und Pelzen bedeckt, zur Schlafstelle dienen. An der einen Seite ist der Heerd angebracht, und an der andern gegenüber ist der ganze Raum zur Vorrathskammer und zum Küchengeschirr bestimmt. In der Mitte des Octobers geht der Kamtschadale in seine Jurte, und verläßt sie mehrentheils nicht eher, als in der Mitte des Maimonats, um welche Zeit er seine Sommerhütte bezieht.

Diese Hütten, die Balagans genannt werden, ruhen auf neun Pfosten, die etwa dreizehn Fuß hoch sind

und in drei Reihen, gleich weit von einander entfernt stehen. In einer Höhe von neun oder zehn Fuß werden vermittelst starker Stricke, Latten von einem Pfosten zu andern befestigt. Auf diese Latten legt man die Sparren und bedeckt dann die Fläche mit Rasen, welcher den Fußboden des Balagans ausmacht. Das Dach darüber ist kegelförmig und besteht aus langen Stangen, die oben in eine Spitze zusammenlaufen, unten aber an den Querbalken befestigt sind und mit einer groben Grasart bedeckt werden. Jedes Balagan hat zwei einander gegenüber stehende Thüren, und man steigt eben so, wie in den Jurten, hinein. Den untern Raum läßt man ganz offen, damit Fische, Wurzeln und Kräuter darin getrocknet werden können.

Außer ihren Winter- und Sommerwohnungen haben sie noch eine dritte Art, Isbas genannt; diese Bauart aber haben die Russen eingeführt, und sie wird nur von den vornehmern und begüterten Einwohnern gebraucht. Diese Wohnungen bestehen aus wagerecht über einander gelegten langen Balken, deren Enden in einander gezapfen und deren Fugen mit Moos verstopft sind. Das Dach ist abschüssig, wie in unsern Bauerhäusern, und mit grobem Grase gedeckt. Inwendig sieht man drei Zimmer. Das erste an dem einen Ende ist gleichsam die Hausflur, und nimmt die ganze Breite und Höhe des Hauses ein. Hier werden Schlitten, Geschirre, nebst andern Geräthschaften, die vielen Platz einnehmen, aufbewahrt. Aus diesem Zimmer kommt man in das mittlere und beste, welches mit breiten Bänken versehen ist, die zugleich zum Sitz und Ruhelager dienen. Aus diesem Zimmer öffnet sich eine Thür in die Küche, worin der Ofen die Hälfte des Raums einnimmt, und zugleich, weil er in die Scheidewand tritt, das mittlere Zimmer heizt. Ueber der Küche und dem mittlern Zimmer sind zwei Böden befindlich, auf die man vermittelst einer im Vorhaus angebrachten Leiter hinaufsteigt. Jedes Zimmer ist mit zwei

leinen Fenstern von russischem Glase, oder, in armseli-
ern Wohnungen, von Fischhaut, versehen. Die Bal-
en und Dielen des Fußbodens sind mit der Axt glatt be-
hauen, da man in diesem Lande den Hobel nicht kennet.*)
— Aus dieser Beschreibung sieht man, daß diese Woh-
nungen den norwegischen Bauerhäusern sehr ähnlich sind.
Diese Verbesserung in der Baukunst ist aber, wie oben ge-
sagt, von den Russen eingeführt, und ist keine kamtscha-
dalische Erfindung, auch ist sie nur für die Begüterten.
Die Armen bleiben noch in ihren Erdgruben.

Die Hütten der Bewohner der Fuchsinseln sind den
kamtschadalischen ähnlich. Auf einigen von diesen Inseln
sind sie klein, nur drei Fuß tief, und enthalten nur eine
Familie. Aber durchgängig sind sie groß und größer als
die kamtschadalischen. Eine Wintergrube ist hier zehn
bis funfzig Klafter lang, drei bis fünf Klafter breit und
anderthalb Klafter tief, inwendig mit Stangen abgetheilt.
Sie ist von Holz erbaut, mit Grase bedeckt und mit Erde
überschüttet. Im Dache sind zum Eingange auf Leitern,
zum Ausgange des Rauchs und zur Erhaltung einigen Lichts
vier bis sechs Löcher und in der Mitte ein oder mehrere
Feuerheerde, deren sie sich doch so wenig als möglich be-
dienen, daher meistens kein Feuer in den Gruben ist. Die
Lagerstellen sind mit Grasmatten, auch wohl mit Pelzen
belegt. Zur Erleuchtung dieses langen Grabes sind an
den Abtheilungspfählen Lampen von ausgetieften Stein-
brocken, die mit Thran unterhalten werden. Eine solche
Hütte enthält eine kleinere oder größere Dorfschaft von
verwandten Familien, die aus 50, 100, 200 ja wohl
300 Seelen besteht. Georgi sagt, daß eine solche Hütte,
nach alten Vorstellungen, ein ziemliches Bild der Hölle
seyn könne, wo Finsterniß, Rauch, oft unausstehliche
Hitze, dunkler Lampenschimmer, nackte menschliche Ge-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster
B. 4. S. 181 ff.

schöpfe, Ungeziefer, Gestank und alle Arten von Schweinereien gefunden werden. — Es ist kein Wunder, daß Menschen, die den langen Winter hindurch in solchen Gruben hausen, wünschen müssen, sie im Sommer zu verlassen. Die meisten Inselbewohner haben daher auch, gleich den Kamtschadalen, ihre Sommerhütten. Diese stehen auf der Erde, sind aber, wie ihre Wintergruben, groß, und wimmeln von Menschen. *)

Kap. 2.

Hütten auf der Erde.

Die Ursache, warum so viele Völker sich Winterwohnungen in der Erde machen, muß nicht darin liegen, daß sie nicht wissen, sich Hütten auf der Erde zu bauen; denn man sieht, daß sie dergleichen für den Sommer anzulegen wissen. Ohne Zweifel muß es die Kälte seyn, die sie erschreckt; denn man findet meines Wissens unter den wärmern Himmelsstrichen nicht, daß eben so rohe Völker sich solche Höhlen graben. Es muß jenen nicht eingefallen seyn, daß es möglich sey, sich in Hütten auf der Erde gegen die Strenge des Winters zu schützen. Sie wählten daher Höhlen in der Erde.

Es gibt jedoch einige Völker, die unter einem eben so rauhen und kalten Himmel ihre Wohnungen auf der Erde haben. Das Feuerland liegt unläugbar unter einem kalten und rauhen Himmelsstriche, und doch haben die Bewohner desselben ihre Hütten auf der Erde. Ihre Hütten sind aus Stangen gemacht, welche dergestalt in die

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 363 ff.

Erde gesteckt sind, daß sie sich gegen einander neigen, oben zusammenlaufen und fast wie Bienenkörbe aussehen. Auf der Seite, die gegen den Wind hin liegt, sind sie mit Zweigen und etwas Gras gedeckt, und auf der andern Seite ist ungefähr ein Achtel von dem Umkreise der Hütte offen gelassen, und dient sowohl statt der Thür als statt eines Feuerheerdes. Von Hausgeräth ist in diesen Hütten nichts zu sehen. Ein wenig Gras, das rings um die innere Seite der Hütte liegt, dient ihnen statt der Bänke und Betten. Man findet auch da einen Handkorb, einen Ranzen, den sie auf dem Rücken hängen können, und die Blase irgend eines Thieres, deren sie sich statt eines Wassergefäßes bedienen und woraus sie trinken.*) Will man dies Hausgeräth nennen, so sieht man auch, mit wie wenigem die Natur zufrieden seyn kann.

Prinz Wilhelms Sund liegt weit hinauf auf der nordwestlichen Küste von Amerika, mithin auch in einem kalten Klima, und doch machen diese Insulaner ihre Hütten auf der Erde. Im Sommer führen sie ein wanderndes Leben. Ihre umgekehrten Kähne oder kleinen Hütten, die sie aus einigen Stangen machen und mit Baumrinde bedecken, geben ihnen Schutz gegen die Luft, so lange sie auf ihrem Zuge sind. Ihre Winterhütten sind auch unbequem und schlecht gebaut. Diejenigen, welche die Europäer zu sehen bekamen, waren nicht über zehn Fuß lang, acht Fuß breit und vier bis sechs Fuß hoch. Obgleich sie aber klein und als solche unbequem waren, so wissen sie doch dieselben sowohl dauerhaft als dicht gegen die Winterkälte zu machen. Sie machen sie aus dicken Bohlen und stopfen die Fugen mit dürrem Moose aus. In einer solchen Hütte liegen die Bewohner zusammengepreßt unter einander; aber dadurch können sie auch um so viel besser die Wärme halten. Um solche Bohlen zu bekommen,

---

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 2. S. 300.

müssen sie mit hölzernen oder steinernen Keulen die Bä[ume]
spalten, und man hat auf solche Art gespaltete Bä[ume]
gesehen, die fünf und zwanzig Fuß lang waren. *)

Die russischen Lappen leben in einem kalten und r[au]hen Klima, und doch haben sie ihre Hütten auf der Er[de]. Das Gerippe dieser Hütten, die Zelten ähnlich sind, [be]steht aus Pfählen, die in die Erde gestoßen und oben [zu] einem fast runden Gewölbe zusammengebogen werden. — Dies scheint die älteste Baukunst zu seyn, und ist daher auch die allgemeinste unter den rohen Völkern. — Eine solche Hütte hält ungefähr vier bis fünf Klafter im Durch[-]messer und ist wenig über eine Klafter hoch. Die Lappen bedecken sie nach der Jahrszeit und ihrem Vermögen mit Reißig, Rasen, Birkenrinde, Leinwand, wollenem Tuch oder alten Rennthierfellen. Die Thür besteht in einer Klappe von ausgespanntem Tuch, Filz und dergleichen. In der Mitte ist ein Feuerheerd, mit Steinen umsetzt, über welchem eine Kette zu einem Kessel hängt. Es können in diesen Hütten nicht gerade stehen, sondern sitzen auf den Fersen ums Feuer. Des Nachts schlafen sie alle nackt und legen zur Abtheilung der Quartiere Stangen zwischen sich. Sie decken sich mit ihren Kleidern zu, oder legen sie auch unter sich, und des Winters stecken sie die bloßen Füße in einen Pelzbeutel. **)

Die Californier sind in Stämme getheilt, deren je[-]der für sich ein kleines Dorf ausmacht. Daher kommt es vielleicht, daß sie in Ansehung ihrer Wohnungen so sehr von einander abweichen. Einige haben kleine Hütten, die sie von einem Orte zum andern bringen, so oft sie aus[-]gehen müssen, ihren Unterhalt zu suchen. Andere setzen sich, wenn sie sich an einem Orte aufhalten, unter die

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen wor[-]den sind, von Georg Forster. Thl. 2. S. 376.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Erste Ausgabe. S. 6.

Bäume, um sich am Tage vor der Sonnenhitze und des Nachts vor der Kälte zu schützen. In der größten Kälte begeben sie sich in unterirdische Höhlen, die sie entweder selbst graben, oder welche die Natur in den Bergen gemacht hat. Einige bauen von Baumästen solche Hütten, die unsre Hirten haben, und dies haben sie wahrscheinlich von den Seeleuten gelernt, die sich auf den Küsten aufgehalten haben. In andern Gegenden bestehen ihre Wohnungen aus einem kleinen viereckigen Platz, der mit einer Mauer von trockenen Steinen, anderthalb Fuß hoch, umgeben ist. Dieser Platz hat aber keine andere Decke als den Himmel, und ist so enge, daß sie, wenn sie schlafen, sich zusammenkrümmen müssen und sich nicht der Länge nach ausstrecken können.*) Einige haben Hütten, die ganz rund, vier Fuß hoch sind und sechs Fuß im Durchschnitt halten. Einige armdicke Stangen sind dergestalt in die Erde gerammt, daß sie sich oben gegen einander neigen und eine Art von Gewölbe bilden. Andere Decke haben sie nicht. Acht bis zehn Bündel Stroh, unordentlich auf diese Stangen geworfen, schützen die Einwohner gegen Regen und Wind. Bei guter Witterung steht die Hütte, weit über die Hälfte, ohne alle Bekleidung. Die einzige Vorsicht, die sie hierbei gebrauchen, besteht darin, daß jeder zwei bis drei Bündel Stroh in der Nähe seiner Hütte liegen hat, falls man sie nöthig haben sollte. Einige bedecken auch ihre Hütten mit Baumrinde. Der Eingang ist niedrig und eng. Der Heerd steht in der Mitte, und der Rauch geht durch ein Loch, das in der Decke angebracht ist. —

Diese Bauart haben die Missionäre, aller Erinnerungen ungeachtet, nicht abändern können. Die Californier sagen, daß sie die freie Luft lieben, und daß es bequem sey, das Haus zu verbrennen, wenn die Einwoh-

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, von Adelung. Th. 1. Buch 1.

müssen sie mit hölzernen oder steinernen Keulen die Bäume spalten, und man hat auf solche Art gespaltete Bohlen gesehen, die fünf und zwanzig Fuß lang waren.*)

Die russischen Lappen leben in einem kalten und rauhen Klima, und doch haben sie ihre Hütten auf der Erde. Das Gerippe dieser Hütten, die Zelten ähnlich sind, besteht aus Pfählen, die in die Erde gestoßen und oben zu einem fast runden Gewölbe zusammengebogen werden. — Dies scheint die älteste Baukunst zu seyn, und ist daher auch die allgemeinste unter den rohen Völkern. — Eine solche Hütte hält ungefähr vier bis fünf Klafter im Durchmesser und ist wenig über eine Klafter hoch. Die Lappen bedecken sie nach der Jahrszeit und ihrem Vermögen mit Reißig, Rasen, Birkenrinde, Leinwand, wollenem Tuch oder alten Rennthierfellen. Die Thür besteht in einer Klappe von ausgespanntem Tuch, Filz und dergleichen. In der Mitte ist ein Feuerheerd, mit Steinen umsetzt, über welchem eine Kette zu einem Kessel hängt. Sie können in diesen Hütten nicht gerade stehen, sondern sitzen auf den Fersen ums Feuer. Des Nachts schlafen sie alle nackt und legen zur Abtheilung der Quartiere Stangen zwischen sich. Sie decken sich mit ihren Kleidern zu, oder legen sie auch unter sich, und des Winters stecken sie die bloßen Füße in einen Pelzbeutel.**)

Die Californier sind in Stämme getheilt, deren jeder für sich ein kleines Dorf ausmacht. Daher kommt es vielleicht, daß sie in Ansehung ihrer Wohnungen so sehr von einander abweichen. Einige haben kleine Hütten, die sie von einem Orte zum andern bringen, so oft sie ausgehen müssen, ihren Unterhalt zu suchen. Andere setzen sich, wenn sie sich an einem Orte aufhalten, unter die

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. 2. S. 376.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Erste Ausgabe. S. 6.

däume, um sich am Tage vor der Sonnenhitze und des Nachts vor der Kälte zu schützen. In der größten Kälte begeben sie sich in unterirdische Höhlen, die sie entweder selbst graben, oder welche die Natur in den Bergen gemacht hat. Einige bauen von Baumästen solche Hütten, wie unsre Hirten haben, und dies haben sie wahrscheinlich von den Seeleuten gelernt, die sich auf den Küsten aufgehalten haben. In andern Gegenden bestehen ihre Wohnungen aus einem kleinen viereckigen Platz, der mit einer Mauer von trockenen Steinen, anderthalb Fuß hoch, umgeben ist. Dieser Platz hat aber keine andere Decke als den Himmel, und ist so enge, daß sie, wenn sie schlafen, sich zusammenkrümmen müssen und sich nicht der Länge nach ausstrecken können.*) Einige haben Hütten, die ganz rund, vier Fuß hoch sind und sechs Fuß im Durchschnitt halten. Einige armdicke Stangen sind dergestalt in die Erde gerammt, daß sie sich oben gegen einander neigen und eine Art von Gewölbe bilden. Andere Decke haben sie nicht. Acht bis zehn Bündel Stroh, unordentlich auf diese Stangen geworfen, schützen die Einwohner gegen Regen und Wind. Bei guter Witterung steht die Hütte, weit über die Hälfte, ohne alle Bekleidung. Die einzige Vorsicht, die sie hierbei gebrauchen, besteht darin, daß jeder zwei bis drei Bündel Stroh in der Nähe seiner Hütte liegen hat, falls man sie nöthig haben sollte. Einige bedecken auch ihre Hütten mit Baumrinde. Der Eingang ist niedrig und eng. Der Heerd steht in der Mitte, und der Rauch geht durch ein Loch, das in der Decke angebracht ist. —

Diese Bauart haben die Missionäre, aller Erinnerungen ungeachtet, nicht abändern können. Die Californier sagen, daß sie die freie Luft lieben, und daß es bequem sey, das Haus zu verbrennen, wenn die Einwoh-

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, von Adelung. Th. 1. Buch 1.

ner allzusehr von Ungeziefer geplagt werden, und in weniger als zwei Stunden ein neues zu errichten. Die freien Indianer, die der Jagd wegen häufig ihre Wohnplätze verändern, haben noch einen Grund mehr, solche luftige Wohnungen zu wählen. Hierzu kommt noch die große Veränderlichkeit ihres Charakters, die sie bald dahin bringt, die Hütten, die sie neulich errichtet haben, wieder zu verlassen und neue zu bauen, oft selbst neben denen, die sie eben verlassen haben. Insofern handeln sie also klüglich, daß sie nicht viel darauf wenden, diese Hütten dauerhaft oder bequem zu machen.

Die einzigen festen und etwas dauerhaften Wohnungen, die man auf dieser Küste sah, gehörten einer an den Ufern eines kleinen, aber sehr fischreichen Flusses, ungefähr vier Meilen von dem Franzosen-Hafen, angesiedelten Horde. Diese Hütten waren aus großen Bretern oder Bohlen gebauet, hatten eine sehr länglichviereckige Figur, ungefähr funfzehn Fuß Höhe und konnten dreißig bis vierzig Personen fassen. Die Thüren derselben waren niedrig und eng, und das Inwendige hatte nichts Merkwürdiges. Man sah bloß eine Art von Erhöhung, auf welcher die Weiber und Kinder mit der Verfertigung von Wirthschaftsgeräthen beschäftigt waren. An Bettstellen war hier nicht zu denken. Sie legen sich in ihren Hütten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts auf Fellen schlafen, die sie um das Feuer herum ausbreiten.*) — Was ich von den Hütten dieser Horde hier angeführt habe, ist also die Höhe der californischen Baukunst.

Noch will ich nur die Grönländer erwähnen, und damit meine Nachrichten von den Wohnungen der rohen Völker unter den kalten Himmelsstrichen beschließen. Diese wohnen des Winters in Häusern und des Sommers

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 1; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 16. S. 54 und B. 2. im Magazin B. 17. S. 284.

n Zelten. Ihre Häuser sind zwei Klafter breit und vier
is zwölf Klafter lang, nachdem viele oder wenige darin
vohnen, und so hoch, daß man eben aufrecht darin sitzen
en kann. — Die rohen Völker haben selten etwas zum
Ueberfluß. Es ist schon viel, daß sie für die nöthigsten
Bequemlichkeiten sorgen; um frische, gesunde Luft bekümmern
ümmern sie sich nicht. Cranz sagt, daß ihre Hütten
icht, wie man gemeiniglich denkt, in der Erde, sondern
n einem erhabenen Orte, und am liebsten auf einem steilen
en Felsen gebaut sind, damit das zerschmolzene Schneewasser
vasser desto besser ablaufe. — Dies zeigt doch etwas
Nachdenken bei diesen rohen Menschen. — Sie bauen nie
veit vom Wasser, weil sie von der See leben müssen,
ind der Eingang ist gegen die Seeseite. Das Haus hat
veder Rauchfang noch Thür. Eine Oeffnung dient den
Bewohnern zum Eingang, und der Rauch zieht durch dieselbe
elbe hinaus. Längs des Hauses liegen Breter an der
Wand, die mit Fellen bedeckt sind. Auf diesen Bretern,
ie eine halbe Elle hoch über dem Boden liegen, schlafen
ie und sitzen auch den Tag über darauf. Jede Haushaltung
ung hat ihre Feuerstelle, wo eine große Lampe steht,
vorin sie mittelst eines aus Moos gemachten Dochtes
Thran brennen. Dieser brennt so hell, daß das Haus
avon nicht nur erleuchtet, sondern auch erwärmt wird.
Ueber dieser Lampe hängt ein Kessel, worin sie ihre Speisen
en kochen, und über demselben haben sie einen von hölzernen
ernen Stäben gemachten Rost befestigt, worauf sie ihre
nassen Kleider und Stiefeln trocknen. Außer dem Hause
haben sie ihre kleinen Vorrathshäuser, wie ein Backofen
von Steinen gebauet, worin sie Fleisch, Speck und gedörrte
örrte Heringe aufheben. Was sie aber den Winter über
fangen, wird unter dem Schnee und der Thran in Schläuchen
hen von Seehundsfellen aufgehoben.*)

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch III. Abschnitt 1. §. 4.

Aus obigen Berichten sieht man, daß die Bewohner der kalten und rauhen Himmelsstriche in Ansehung ihrer Wohnungen in zweierlei Classen getheilt werden können, in Bewohner der Erdgruben und Bewohner der Hütten auf der Erde. Unter den wärmern Himmelsstrichen haben sie alle ihre Hütten auf der Erde, welche doch oft nicht besser als die der Lappen und Grönländer eingerichtet sind. Die Hütten der Buschmänner in Afrika sind wenigstens nicht besser, vielleicht sogar schlechter. Sie bestehen aus einer kleinen Grasmatte, welche zwischen zweien Stangen befestigt ist. Vorn sind sie offen, aber hinten durch eine zweite Matte verschlossen. Sie sind drei Fuß hoch und vier breit. Der Fußboden ist ausgehöhlt, und in dieses Loch ist Gras gestreut, das ihnen zum Bette dient, worauf sie zusammengerollt liegen. Eine solche Hütte dient für eine ganze Familie.*) Die Nordamerikaner, deren Carver Erwähnung thut, wohnen unter einem temperirtern Himmelsstriche, als die russischen Lappen, haben es aber an Erfindung in Ansehung ihrer Wohnungen nicht weiter als diese gebracht. Sie stecken bloß kleine Stangen in die Erde und biegen sie, bis sie oben zusammenstoßen und einen Bogen von einem Halbzirkel machen. Diese Stangen bedecken sie mit Matten, die aus Binsen geflochten sind, oder auch mit Birkenrinde. Diese Hütten haben weder Rauchfänge noch Fenster. Sie lassen bloß mitten im Dache eine kleine Oeffnung, durch welche der Rauch hinausgehet, die aber bei starkem Regen oder Schnee zugestopft werden muß, wodurch der Rauch sehr beschwerlich wird. Hier schlafen diese Wilden gewöhnlich auf Häuten, und besonders auf Bärenhäuten, die reihenweise auf den Fußboden ausgebreitet werden. Ist dieser zum Lager für die ganze Familie nicht groß genug, so wird ein Gerüste, vier bis

---

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 270.

fünf Fuß hoch, darüber errichtet, worauf die jüngern Kinder liegen. *)

Nach dem, was ich vorher bei verschiedenen Gelegenheiten bemerkt habe, daß die intellectuellen Anlagen unter den wärmern Himmelsstrichen leichter entwickelt werden, als unter den sehr kalten, sollte man billig hoffen, eine vollkommnere Baukunst in jenen Gegenden zu finden, als in diesen. Aber von den Buschmännern, dieser armseligen, herumschweifenden, verwilderten Völkerschaft, ist keine sonderliche Entwickelung der intellectuellen Anlagen zu erwarten, und obgleich die oberwähnten Nordamerikaner unter einem gemäßigtern Himmelsstriche wohnen, als die Lappen und Grönländer, so ist doch ihr Klima der Entwickelung der intellectuellen Anlagen nicht viel günstiger. Unter andern günstigern Himmelsstrichen gibt es verschiedene Ursachen, die den Fortgang in der Baukunst der rohen Völker hemmen. So sollte man in diesem Stücke etwas mehr von den Freundschaftsinsulanern erwarten, die in so mancherlei Betracht Geschmack und Erfindung zeigen, und doch im Bau ihrer Wohnungen den Bewohnern der kältesten Himmelsstriche zur Seite stehen. Die gemeinen Leute wohnen in niedrigen, sehr kleinen Hütten, die kaum hinreichend sind, sie vor übler Witterung zu schützen. Die Häuser der Vornehmern sind zwar bequemer und geräumiger. Sie sind ungefähr dreißig Fuß lang, zwanzig breit und zwölf hoch; eigentlich sind aber diese Häuser weiter nichts, als ein mit Blättern bedecktes Dach, welches auf Pfosten und Querbalken ruht. Der Fußboden ist durch aufgeschüttete Erde etwas erhöhet, geebnet, mit starken, dicken Matten belegt und sehr sauber gehalten. Gegen die Seite hin, wo der meiste Wind und Regen her zu kommen pflegt, und bisweilen um volle zwei Drittel des ganzen Umfangs, hängen sie starke Mat-

*) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Cap. 2. S. 200 f.

ten oder verflochtene Kokoszweige auf, die vom Dache bis zur Erde herabgehen und die Stelle einer Wand vertreten. Der Herr und die Frau vom Hause haben ihre Schlafstelle innerhalb einer dicken, dauerhaften Matte, die etwa drei Fuß hoch, in Gestalt eines halben Kreises gebogen ist und auf den Rand gestellt wird, so daß die Enden derselben die Wand berühren. — Diese vertritt also gewissermaßen die Stelle einer spanischen Wand. — Die übrigen Hausgenossen schlafen auf dem Fußboden, wo sie es am bequemsten finden, doch so, daß die unverheiratheten Manns- und Frauenspersonen nicht neben einander liegen. Ist die Familie groß, so gehen die Bedienten des Nachts in kleine Hütten, welche in der Nähe errichtet sind. Ihre Schlafstätte ist eine eigene, dazu bestimmte Matte, und ihre Decke die Kleidung, welche sie den Tag über tragen. *)

Der Leser wird, wenn er diese Einrichtung ihrer Wohnungen in Betrachtung zieht, leicht merken, daß er nicht unter den rohen Völkern in den kalten Zonen ist. Er findet hier Geräumigkeit, Reinlichkeit, Ehrbarkeit in einem höhern Grade, als man bei den Polarmenschen gewohnt ist. Die Wohnungen sind aber doch weder geschmackvoller noch künstlicher, als die, welche man am Nord- und Südpole findet. Die Ursache ist wahrscheinlich die, daß diese Insulaner die freie Luft lieben. Ihre Hütten sind eigentlich weiter nichts, als Schlafstellen oder Zufluchtsorte gegen übles Wetter. Es ist also kein Wunder, daß sie sich um die Anlage und Einrichtung derselben weiter nicht bekümmern, da sie zu dem, wozu sie sie gebrauchen wollen, gut genug sind.

Bei andern Völkern unter den warmen Himmelsstrichen findet man eine andere Ursache der schlechten Beschaffenheit ihrer Hütten. — Da sie von einem Orte zum

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 110.

ndern beständig herumziehen, müssen ihre Hütten so be-
haffen seyn, daß sie selbige ohne Verlust verlassen, wenn
s seyn soll, und geschwind ohne viele Mühe neue wieder
rbauen können. — So haben die Einwohner von Neu-
üdwallis keinen beständigen Wohnsitz. Man findet daher
n diesem Lande nichts, das einem Städtchen oder Dorfe
hnlich wäre. Ihre Hütten waren auch schlechter als alles,
as Cook in der Art je gesehen hatte, die Hütten im Feuer-
nde allein ausgenommen. In Botanybay, wo man sie
nter allen am besten angeordnet fand, waren sie kaum
 hoch, daß ein Mann aufrecht darin sitzen konnte, aber
icht so groß, daß er sich seiner ganzen Länge nach darin
ätte ausstrecken können, und doch müssen drei bis vier
Personen darin Platz haben. Je weiter die Engländer
en Norden hinauf kamen, und je wärmer der Himmels-
trich wurde, desto schlechter waren diese Hütten erbaut,
ermuthlich weil sie ihrer in einem wärmern Klima nicht
 sehr bedurften. Sie sind zwar gleich den andern aus
ünnen Reisern erbaut, die mit Palmblättern oder großen
Stücken Baumrinde bedeckt sind; aber keine derselben hielt
iber vier Fuß in der Länge, und die eine Seite ist ganz
ffen. Die verschlossene Seite liegt allezeit gegen den
Wind hin gerichtet, und der offenen Seite gegenüber ha-
en sie ihren Feuerheerd.*) Diese Hütten sind zwar im
öchsten Grade elend, entsprechen aber doch ihrem Zwecke;
enn da die Einwohner sie als Schlafstellen gebrauchen,
o können sie, wenn die Einwohner gern krumm liegen
nögen, und es so bei ihnen gebräuchlich ist, zu dem Ge-
rauche immerhin gut genug seyn. Sie werden überdies
ur auf kurze Zeit an Orten errichtet, wo man ihrer be-
arf. Da sie an einem Orte nicht länger bleiben, als sie
a Lebensmittel finden, und wenn solche anfangen, selten
u werden, gleich weiter ziehen und die Wohnungen da-

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 561 ff.

hinten lassen, so ist es begreiflich, daß Menschen, die solch ein wanderndes Leben führen, keine bessern Hütten als zum nothdürftigsten Gebrauche errichten, auch nicht mehr daran wenden, als daß sie dieselben ohne Verlust hinterlassen können, wenn sie ihren Wohnplatz verändern.

Die Hütten der Hottentotten sind von der nämlichen Einrichtung, wie die der Einwohner von Neusüdwallis. Zweige in die Erde stecken, oben zusammenbiegen und mit Blättern, Gras, Erde, Baumrinde, Häuten, Matten u. s. w. bedecken, ist ohne Zweifel die älteste Bauart der Hütten. Diese Idee konnte natürlicherweise, als die einfachste, den wilden und rohen Menschen zuerst einfallen und am leichtesten ausgeführt werden. Zur Ausführung derselben bedurfte es weder Ueberlegung noch vieler Gerathschaften. Diese Bauart muß folglich die allgemeinste seyn, und man findet sie daher in allen Welttheilen, wo die Verstandeskultur sie nicht raffinirt hat. Wir finden daher dieselbe Bauart der Hütten bei den Hottentotten in Afrika, wie bei den Inselbewohnern der Südsee. — Die Hottentotten haben in ihren Hütten kein anderes Licht, als das, welches durch die Thür hineinfällt, die aus einem Bogen besteht, der drei Fuß hoch ist und auf einer Linie von zwei Fuß steht. Ueber dieser Oeffnung hangt ein Fell, welches sie nach Beschaffenheit der Witterung aufheben und niederlassen können. — Diese Erfindung zeugt von einem Nachdenken, welches man bei allen Hüttenbewohnern nicht findet. — Zwar ist eine Hütte größer als die andere; es wohnt aber doch niemals mehr als eine Familie in jeder Hütte. — Dies ist vermuthlich die Wirkung eines Gefühls für Wohlanständigkeit, welches man bei den meisten andern rohen Völkern so sehr vermißt.

Die Hottentotten haben in ihren Hütten nichts, worauf sie sitzen können. Wenn sie ruhen wollen, so hocken sie sich nieder. Diese Stellung ist ihnen durch

Gewohnheit eben so bequem geworden, wie ein Sopha den Europäern. Ihre Schlafstätten sind kleine, ungefähr einen halben Fuß tiefe Graben an der innern Seite der Hütten. Jede Person hat ihre eigene. Sie breiten bloß ihre Mäntel unter sich, und bei kaltem Wetter bedecken sie sich mit einem andern Mantel. — Mitten in der Hütte ist ein Loch, das etwa einen Fuß tief ist. Dies ist ihr Schornstein, wo sie ihre Speisen kochen und sich erwärmen. Der Rauch geht hier, wie in den Hütten anderer roher Menschen, durch die Thür hinaus. Die Hütte wird zwar dadurch mit Rauch gefüllt; der Hottentotte scheint ihn aber mit Vergnügen zu verschlucken. Diese Hütten stellen sie in einen runden Kreis dicht bei einander auf, und sie haben in der Mitte einen freien Platz, wo sie ihre Heerden vor wilden Thieren verwahren.*)

Diese Hütten sind zwar in hohem Grade elend, wie die der andern rohen Völker; aber nach der Lebens- und Denkungsart der Hottentotten können sie nicht viel besser sein. Diese Hütten können leicht herabgenommen und anderswo hin versetzt werden, und sie müssen nothwendig so beschaffen sein, da die Hottentotten öfters Veranlassung bekommen, ihre Wohnplätze zu verändern. Denn sie müssen, entweder wenn es ihnen in der Nähe ihres Dorfes an Nahrung gebricht, oder wenn Einer von den Einwohnern stirbt, alle gleich mit ihren Wohnungen fortrücken und sich an einem andern Orte niederlassen, und dann nehmen sie ihre Hütten mit sich.

Ich habe gezeigt, daß die rohen Menschen, so lange sie unaufhörlich ihren Wohnsitz verändern mußten, um sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen, entweder ihre Hütten verlassen und, wo sie sich niederließen, neue anlegen, oder sie abbrechen und mitnehmen mußten. Daher kam nachher die Erfindung, Zelte zu verfertigen,

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. Thl. 1. Cap. 19.

welche noch unter den Mauren, Arabern und mehrern gebräuchlich sind. Diese sind sowohl leichter abzuschlagen, als auch von einem Orte zum andern zu bringen. Es bedurfte es nicht mehr als einer Stange, die in die Erde gesteckt, und der Bekleidung, die daran nach allen Seiten ausgespannt wurde. Solche Bekleidung konnte natürlicherweise anfangs, ehe man das Spinnen und Weben erfand, nichts als Thierhäute sein. In der Folge, als die Menschen das Spinnen und Weben erlernt hatten, erhielt man zu diesen Zelten gewebte Zeuge, die aus Kameel- und Ziegenhaaren, oder aus Wolle und Flachs verfertigt wurden. — Solche Zelte müssen anfangs klein gewesen sein, wie ihre Hütten. Allmählig erhielten die Vornehmern sie größer und geräumiger, und gaben ihnen verschiedene Formen. Einige waren ganz rund; andere, z. B. die der Mauren und Araber, gleichen einem umgekehrten Schiffskiele. Meistens sind diese Zelte sehr niedrig, ausgenommen die der Anführer, die etwas höher und geräumiger sind. Die Zelte der Letztern sind aus Wolle gemacht, von außerordentlich dichtem Gewebe, und gewöhnlich schwarz oder braun gefärbt. Wenn sie diese Zelte aufschlagen, stellen sie sie, gleich den Hottentotten, in eine Rundung, damit in dem inwendigen Raum die Heerden bei der Nacht vor dem Anfalle der Raubthiere sicher sein können. Poiret sagt, daß man diese Wohnungen sehr leicht von einem Orte zum andern bringen könne, und daß solches nothwendig sei, da die Mauren, je nachdem es ihre Bedürfnisse oder auch die Jahrszeit erfordern, ihren Wohnplatz ändern müssen. *)

So kann Bedürfniß den Menschen erfinderisch machen, und ist das Erfindungsvermögen einmal geweckt, so geht es beständig weiter von dem Nothwendigen zum Bequemen. So sollen die Mongolen eine Art fahrbarer Häuser erfunden haben, worin sie sowohl ihre Familie als

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1. Brief 6.

ihre Habe von einem Orte zum andern bringen. Diese Häuser sind rund gebaut, mit hölzernen Balken und einem Flechtwerke von Weiden dazwischen. Der Boden besteht auch daraus und ruhet auf einem Wagen mit vier Rädern. Das Dach geht schräg in die Höhe und hat oben auf dem Giebel eine Oeffnung, wo eine Feuermauer hinausgeht. Dieses bedecken sie mit weissem und zuweilen mit schwarzem Filze, und bewerfen es mit Asche von Knochen, damit es weiß glänze. Diese Häuser haben dreißig Schuh im Durchschnitte, und ragen auf jeder Seite fünf Schuh weit über die Räder hervor. Rubruquis zählte zwei und zwanzig Ochsen, die einen Wagen zogen, eilf auf jeder Seite. Die Achsen, sagt er, waren so dick, als der Mastbaum auf einem Schiffe. — Ihr Hausrath und Schatz wird in viereckigen Kisten von geflochtenen Weiden verwahrt, die oben rund sind und an dem einen Ende eine Thür haben. Sie bedecken dieselben mit schwarzem Filz, der mit Unschlitt oder Schafsmilch überstrichen ist, um den Regen abzuhalten. Diese setzt man ebenfalls auf einen Wagen, der von Kameelen gezogen wird. Sie werden auch niemals herunter genommen. Die Häuser hingegen werden heruntergehoben und mit der Thür gegen Mittag gestellt. Die Wagen mit den Kisten werden zu beiden Seiten gestellt, in einer kleinen Entfernung vom Hause, welches also zwischen zwei Reihen von solchen Wagen, wie zwischen zwei Mauern steht. Ein reicher Mongole hat manchmal ein bis zweihundert solcher Wagen mit Kisten.*) Diese fahrbaren Hütten sind eine Erfindung, die dem Menschen Ehre macht. Andere Völkerschaften bringen zwar sich selbst und ihre Effekten auf Pferden, Eseln und Kameelen fort; aber diese fahrbaren Häuser haben den grossen Vorzug, daß Menschen und ihre Effekten gegen Regen, Schnee u. dgl. besser geschützt wer-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 7. S. 411.

den. Diese Hütten, die Reisekutschen der Mongolen, sind zwar roh und einfach; es ist aber leichter, eine schon erfundene Einrichtung zu vervollkommnen, als zu erfinden. Das ist schon ein beträchtlicher Fortschritt in der Entwickelung der intellectuellen Anlagen des Menschen, daß man, statt vier Zweige in die Erde zu stecken, mit Baumrinde oder Häuten bedeckt, seine Hütte auf Rädern fährt.

Kap. 3.

Einrichtungen zur Verbesserung der Wohnungen.

Das erste, woran die rohen Menschenarten gedacht haben, nachdem sie gelernt hatten, Hütten zu erbauen, ist wahrscheinlich gewesen, diese Hütten so geräumig zu machen, daß sie nebst ihrer Familie und ihrem Gesinde einigermaßen bequem darin wohnen konnten. So lange sie noch ein wanderndes Leben führten, und alle Augenblicke neue Wohnplätze suchen mußten, um die nöthigen Lebensmittel zu finden; konnten sie nur daran denken, kleine Hütten zu bauen, womit sie zufrieden sein mußten, wenn sie nur darin Schutz finden konnten, ob sie gleich weder aufrecht darin stehen, noch sich ihrer ganzen Länge nach darin ausstrecken konnten. Größere Hütten verursachten ihnen zu viele Beschwerden, wenn sie von einem Orte zum andern ziehen sollten, sie mochten sie nun entweder abbrechen und mitnehmen, oder die alten stehen lassen und neue wieder an dem Orte erbauen, wo sie hinkamen. Diejenigen hingegen, die an dem Orte, wo sie sich einmal niedergelassen hatten, hinlängliche Nahrung fanden, konnten daran denken, ihre Hütten groß und geräumig zu machen, aber deshalb wurden sie noch nicht allenthalben geschmackvoller erbaut oder eingerichtet. Es war bloß

te Frage, hinlänglichen Platz für sich und die Seinigen zu gewinnen.

Auf den Sandwichsinseln liegen die Häuser zerstreut. In Ansehung der Größe wird keine Gleichheit beobachtet. Einige sind klein; es gibt aber andere, die zwischen vierzig und fünfzig Fuß lang und zwanzig bis dreißig Fuß breit sind. Diese sehen ungefähr aus, wie ein länglicher Heu- oder Kornschober, dessen schräge Seiten oben in einen scharfen Rücken zusammenlaufen und unmittelbar auf der Erde zu ruhen scheinen, weil die beiden sehr niedrigen Wände, auf welchen dieses Dach ruhet, in einiger Entfernung gar nicht zu sehen sind. Das Dach besteht aus dünnen Stangen, die mit langem Grase bedeckt sind. Der Eingang, der auf der Seite angebracht ist, ist ein längliches, niedriges Loch, durch welches man vielmehr hineinkriecht als geht. Die Thür ist ein Bret aus mehrern aneinander befestigten Planken, das aber keine Angeln hat, sondern nur jedesmal, wenn man hinein oder heraus will, bei Seite gerückt wird. Durch diese einzige Oefnung fällt auch das Licht in die Hütte. So schlecht aber diese Häuser auch sind, so hält man sie doch sehr rein und bestreut den Boden mit einer Menge trocknen Grases, worüber Matten ausgebreitet werden, auf welchen man schläft. An dem einen Ende des Hauses steht eine ungefähr drei Schuh hohe Bank, worauf das wenige Hausgeräth der Einwohner befindlich ist, nämlich Flaschenkürbisse zur Aufbewahrung des Wassers und einiger Lebensmittel, einige hölzerne Schalen und Teller von verschiedener Größe. *)

Man sieht, daß diese Insulaner vor vielen andern Hüttenbewohnern nur dies voraus haben, daß ihre Hütten theils geräumiger und folglich für die Bewohner bequemer, theils reinlicher als die Hütten der meisten In-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 2. S. 453 ff.

sulaner sind, woraus sich auf eine bei ihnen herrschende Cultur schließen läßt. Auf der Ostеrinsel hingegen findet man größere Fortschritte in der Baukunst. Die Hütten der Bewohner dieser Insel sind geräumig und in ihrer Art wohl gebauet. Zwar ist die Bauart derselben dem Berichte La Perouse's zufolge, nicht überall dieselbe; es gibt einige kleinere unterirdische Hütten; andere hingegen sind aus Binsen erbaut. Diese Binsen sind auf eine sehr künstliche Art in einander geflochten, so daß gar kein Regen durchdringen kann. Das Gebäude ruhet auf einer Grundlage von zugehauenen Steinen, die achtzehn Zoll dick sind. In diese Grundlage hat man in abgemessenen Distanzen hie und da Löcher angebracht, wo Stangen hineingesteckt sind, die an dem obern Theile bogenförmig gekrümmt sind, und auf diese Art das Sparrwerk formiren. Der Raum zwischen diesen Stangen wird mit Binsenmatten bedeckt. — An andern Orten fand man Hütten von Schilf gemacht, die von kleinen Pfählen unterstützt werden, und einen Bogen bildeten von funfzehn Fuß lang, zehn bis zwölf Fuß Breite und von eben so viel Höhe. An den Seiten hatten sie mehrere Eingänge, von welchen doch der größte nicht über drei Fuß im Durchschnitt hatte. — Sonderbar ist es, daß alle rohe Völker die engen Eingänge so sehr lieben. Vermuthlich haben sie dabei keine andere Absicht, als die Wärme so viel besser zu erhalten. Man sollte wohl nicht glauben, daß eine solche Vorsicht unter den warmen Himmelsstrichen nöthig sei; allein an manchen Orten ist die Nacht desto kälter, und diese Kälte desto empfindlicher, je heißer der Tag ist. Wenigstens ist die Thür nicht immer niedrig, weil die Hütte niedrig ist. Dies sieht man deutlich aus den Gebäuden der Osterinsulaner. Es gibt hier Wohnungen, die so groß sind, daß sie den sämmtlichen Einwohnern eines Dorfs gemeinschaftlich zu sein scheinen. La Perouse maß eine dieser Wohnungen. Sie war 310 Fuß lang, 10 Fuß breit und in der Mitte 10 Fuß hoch. Ihrer Form nach glich

ke einer umgekehrten Pirogue. An einer solchen Hütte müßte doch wohl eine Oefnung angebracht werden können, durch welche man aufrecht gehen könnte; und doch war die Thür nur zwei Fuß hoch, so daß man auf Händen und Füßen hineinkriechen mußte. Uebrigens ist eine solche Wohnung so groß, daß sie mehr als zweihundert Personen fassen kann. Sie machte nebst noch zwei oder drei andern Hütten, die nicht weit davon lagen, ein ganzes Dorf aus. — De Langle, einer von den Reisegefährten La Perouse's, fand ebenfalls eine solche große Hütte unter mehrern kleineren, die dreihundert und dreißig Fuß lang war, und gerade so wie die andern aussah. *) — Welch ein Unterschied zwischen diesen Hütten und denen der obenerwähnten Völker, wo die Bewohner gekrümmt liegen müssen, um Platz zu gewinnen, wenn nicht die Hälfte des Leibes außerhalb der Hütte liegen soll. Solche Hütten aber können auch nur diejenigen errichten, die an dem Orte beständig bleiben, wo sie ihre Wohnungen einst aufgeschlagen haben.

So wie einige aber ihre Wohnungen größerer Bequemlichkeit halber groß und geräumig machten, so gibt es andere, die sie nur deshalb größer machten, damit sie ihr Vieh bei sich in derselben Hütte haben konnten. Zu diesen können die Morlacken und die norwegischen Lappen gerechnet werden. An den Orten, die von dem Meere und den Städten entfernt liegen, sind die Wohnungen der Morlacken gemeiniglich nichts anders, als Hütten, mit Stroh oder Bretern bedeckt. Mitten in der Hütte ist der Feuerheerd, wovon der Rauch durch die Thür ziehen muß, weil es gemeiniglich keine andere Oefnung gibt. Daher sind diese elenden Hütten inwendig schwarz und rußig. Alles stinkt in denselben nach Ruß, Speisen, Men-

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 1; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 16. S. 205 u. 217, und B. 2. S. 267.

schen und Kleidern. In den kältern Jahrszeiten sitzt die ganze Familie um den Heerd herum, und jeder legt sich auf die Erde schlafen, an eben der Stelle, wo er ißt und speiste; doch findet man in einigen Hütten Bänke. — So schlecht aber ihre Hütten auch sind, so sind sie doch so groß und geräumig, daß ihr Vieh in derselben Hütte wohnt, und von seiner Herrschaft nur durch eine Wand von geflochtenen Ruthen abgesondert ist, die mit Gassenkoth oder Kuhmist überschmiert sind. — Man sollte nicht glauben, daß Menschen, die auf solche Art unter ihrem Vieh in beständigen Schweinereien leben, einiges Gefühl für Reinlichkeit haben sollten, und doch haben sie einen großen Abscheu vor den Unreinlichkeiten, die manchmal stundenlang in unsern Zimmern aufbehalten werden, weshalb auch die Morlacken uns schweinisch und barbarisch nennen. Man trifft unter ihnen weder eine Manns- noch Weibsperson an, die durch irgend eine Krankheit so weit gebracht werden könnte, die dringendste Nothdurft in ihrer eignen Wohnung zu verrichten; selbst Sterbende werden in die freie Luft hinaus getragen. Wer aus Verachtung oder Unwissenheit ihre Hütten auf diese Art entweihen sollte, würde Gefahr laufen, entweder am Leben oder mit einer öffentlichen Züchtigung eines solchen Verbrechens wegen gestraft zu werden. *)

Die norwegischen Lappen bauen ebenfalls um ihres Viehes willen ihre Hütten geräumig, nicht aber ihrer eigenen Bequemlichkeit wegen; denn diese kommt bei ihnen gar nicht in Betrachtung. Sie sind, wie die Hütten der meisten rohen Völker, aus krumm gewachsenen Stäben gebaut, die mit dem einen Ende in der Erde stehen und mit dem andern oben zusammen gehen, wo das Rauchloch ist. Diese Stäbe sind auswendig mit Rasen belegt. Der Fußboden besteht aus Reisern, die auf der bloßen

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIII.

Erde ausgebreitet sind, außer da, wo der Feuerheerd ist, welcher nur aus einigen Kieselsteinen besteht, die auf der Erde in zwei Reihen los gelegt sind, zwischen welchen das Feuer angezündet wird. Eine solche Hütte sieht inwendig wie ein Gewölbe aus; und ist so niedrig, daß man nur am Feuerheerde gerade unter dem Rauchloche aufrecht stehen kann. An den Seiten muß man Haupt und Rücken niederbeugen und auf der platten Erde sitzen. — Aus dieser Beschreibung sieht man, daß die Lappen bei Errichtung ihrer Hütten ihre eigene Bequemlichkeit nicht berücksichtigen; davon haben sie keinen Begriff. Ihre Hütten müssen aber so geräumig sein, daß ihre Lämmer und Kälber darin stehen können. Ob sie selbst aufrecht stehen können, kümmert sie nicht. — Ihre Schlafstätten sind eben so elend, wie ihre Hütten. Ihr Unterbett ist eine Rennthierhaut, die auf dem Fußboden, oder auf den Reisern, woraus der Fußboden besteht, ausgebreitet ist. Ihre täglichen Kleider sind ihr Kopfkissen. Zum Deckbett haben sie ein zusammengenähtes Schaffell, dessen rauhe Seite einwärts gekehrt ist, und über diesem Felle noch eine dicke wollene Decke. Mann und Weib, Kinder und Gesinde schlafen in derselben Hütte ganz nackt, selbst in der strengsten Winterkälte. Die Lagerstätten sind durch weiter nichts, als ein schmales, loses Bret von einander getrennt, welches ebenfalls auf der platten Erde liegt. *)

Was die oberwähnten Völker betrifft, so sind ihre Hütten insofern besser als die vieler anderer Völker, daß sie geräumiger sind; allein für einen höhern Grad von Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ehrbarkeit hat man gar nicht gesorgt. Die intellektuellen Anlagen der Morlacken und norwegischen Lappen sind noch nicht so sehr entwickelt, daß sie an so etwas denken können. So wie der Wohlstand zunimmt, so wird das Gefühl für Reinlichkeit und

*) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 5.

Bequemlichkeit geweckt. Unter den warmen Himmelstrichen, wo die Geistesfähigkeiten wirksamer sind, mag dieses Gefühl wohl auch bei wenigerem Wohlstande geweckt werden; und in den Ländern, wo die Vielweiberei gebräuchlich ist, muß diese vermuthlich viel dazu beigetragen haben, daß man darauf bedacht sein mußte, seine Wohnungen bequemer einzurichten.

Dies ist ohne Zweifel bei den Mandingos in Afrika der Fall. In Ansehung ihrer Baukunst und Erfindsamkeit haben sie es um keinen Schritt weiter als die Morlacken und norwegischen Lappen gebracht, und stehen ihnen vielleicht noch insofern nach, daß ihre Hütten nicht so geräumig sind; sie haben aber auch nicht ihr Vieh in den Hütten, worin sie selbst wohnen. Aus einem vier Fuß hohen, kreisförmigen Erdwall mit einem kegelförmigen Dache von Bambusrohr, das mit Gras gedeckt ist, besteht sowohl der Pallast des Königs, wie die Hütte des Sclaven. Eben so einfach ist ihr Hausgeräth. Eine Rohrhürde, die auf zwei Fuß hohen Pfosten ruhet, und über welche eine Matte oder eine Ochsenhaut ausgebreitet wird, vertritt die Stelle des Bettes. Ein Wasserkrug, einige irdene Töpfe, einige hölzerne Schalen, Calabassen und ein oder zwei niedrige Stühle machen den übrigen Hausrath aus. Allein da jeder freie Mann mehrere Weiber hat, so ist es, wahrscheinlich um eheliche Streitigkeiten zu verhüten, für nöthig erachtet worden, daß jedes Weib seine Hütte für sich haben sollte, und alle diese Hütten, die einer Familie gehören, sind mit einem Zaune von Bambusrohr umgeben. Eine Anzahl solcher Gehege, mit schmalen Wegen dazwischen, bildet, was man hier eine Stadt nennt, und in jeder solchen Stadt ist jederzeit ein öffentlicher Platz, wo Rechtshändel geschlichtet und öffentliche Angelegenheiten verhandelt werden.*) Da die Baukunst

---

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschnitt 2.

ser rohen Menschen noch nicht zu der Vollkommenheit diehen ist, daß sie so große Hütten zu machen wissen, rin mehrere Kammern eingerichtet werden können, so dies doch immer eine Verbesserung, zu welcher die le'weiberei Anlaß gegeben hat, daß sie mehrere Hütten r ihre Weiber und Kinder errichten, deren jedes seine gene hat, wodurch eine größere Bequemlichkeit erreicht ird, als wenn sie alle in einer und derselben Hütte woh- n sollten.

Eben diese Ursache hat bei den Congo-Negern die imliche Wirkung, bei welchen die Sorge für Bequem- chkeit einen noch höhern Grad erreicht hat. Ihre Hütten nd aus Rohr verfertigt und mit trocknen Palmblättern edeckt, die dem Regen undurchdringlich sind. Einige Häuser haben hölzerne Thüren; doch hängt dieses von dem Stande und Vermögen des Besitzers ab. Nur sehr wenige ind mit Fenstern versehen; und dieß ist schon ein kleiner Fortschritt in der Baukunst, ein kleiner Vorzug vor den- enigen, die für das Licht keine andere Oeffnung, als die Thür haben. Ein jeder wohlhabender Mann hat mehrere Hütten. Eine derselben dient zur Küche, welches wie- derum ein Vorzug vor den vielen rohen Völkern ist, die ihren Feuerplatz und ihre Küche in derselben Hütte haben, wo sie wohnen, und wo der Rauch keinen andern Ausgang hat, als die Thür. Jede Frau hat eine eigene Hütte für sich und ihre Kinder, und einige andere sind zum per- sönlichen Gebrauche des Herrn. Alle zusammen stehen in einem großen, mit Rohr umzäunten Platz, der in meh- rere Höfe abgetheilt ist; der Bezirk der Weiber ist abge- sondert und niemand darf ihn betreten. Außerdem ist jede Hütte mit einem kleinen viereckigen Raum vorne ver- sehen, in welchem ein kleines Obdach dicht an der Hütte steht, welches auf hölzernen Pfeilern ruht. Unter einem solchen Schirmdache empfängt der Neger seine Besuche, und nie in seiner Hütte, die eigentlich nur ein dunkler Winkel ist, in den man auf allen Vieren hinein kriechen

muß. — Die Städte der Neger sind blos ein unordentlicher Haufe solcher Hütten. Gewöhnlich liegen sie mitten in einem Palmwalde, in der Nähe eines Sees oder Flusses, oder einer reichlichen Wasserquelle. Sie haben keine breiten Straßen, sondern blos Fußsteige, die von einer Hütte zur andern führen.*)

Da ich nun einmal in Afrika bin, will ich noch die Bauart der Darfuren zeigen. Wie die Congo-Neger hierin vor den Mandingos einen Vorzug haben, so übertreffen die Darfuren wieder die Congo-Neger in diesem Stücke. Die Darfuren sind wohl zufrieden, wenn sie ein leichtes Obdach vor Sonne und Regen schützt. Nichts desto weniger werden in Gegenden, wo es Kalk gibt, die Seitenwände dieser Gebäude gewöhnlich von dergleichen Material aufgeführt, und die Vornehmern lassen sie mit weißer, rother und schwarzer Farbe bemalen. — Die Gebäude selbst sind von dreierlei Art. — Die erste wird Donge genannt, und ist wie ein Kubus gebildet, der gewöhnlich zwanzig Fuß lang und zwölf Fuß breit ist. Auf den vier Wänden ruht ein flaches Dach, welches aus dünnen Stangen besteht, die in wagerechter Richtung von einer Seite zur andern reichen. Auf diesen Stangen liegt eine Bedeckung von leichtem Holze, diejenigen aber, welche die Kosten nicht daran wenden können, bedienen sich hierzu grober Matten. Oben drauf kommt eine hinlängliche Menge trocknen Mistes von Pferden oder Kameelen, und das Ganze wird sodann stark mit Kalk beworfen, welchen man glatt streicht. Um den Ablauf des Wassers zu befördern, gibt man dem Dache eine etwas schräge Richtung und schneidet hie und da Rinnen ein. Das Haus wird mit einer Thür verwahrt, die aus einer einzigen,

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Degrandpre. Abschnitt 2., S. 32 ff., in Sprengels Bibliothek der wichtigsten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5.

mit der Art zugehauenen Wohle besteht, weil die Einwohner weder Hobel noch Säge haben. In diesem Hause bewahren die Einwohner ihre sämmtlichen Habseligkeiten, ihren Vorrath und ihr Hausgeräth auf. — Die zweite Gattung von Gebäuden heißt Kurwak. Sie ist etwas geräumiger als die oberwähnte, hat aber keine Thür und ist blos mit einem Strohdache versehen, das auf eben die Art, wie unsere Scheuerdächer, eine schräge Lage hat, und auf einem leichten Sparrwerk ruhet. Dieser Gebäude bedienen sie sich zu Visiten und Schlafzimmern. Es ist den Sommer hindurch viel kühler darin, als in jenen, die mit dichtern Dächern versehen sind. Die Frauenspersonen bewohnen eine andere Art von Gebäuden, welche fast eben so eingerichtet, jedoch rund sind und funfzehn bis zwanzig Fuß im Durchschnitte haben. Diese werden Suktteja genannt, und man bedient sich ihrer zugleich, um darin zu kochen und andere häusliche Geschäfte zu besorgen. — Die Wände der Donga sind zwölf bis funfzehn Fuß hoch, da hingegen die andern Wohnungen selten über sechs bis acht Fuß hoch sind. — Leute, welche Reinlichkeit lieben, lassen den Fußboden in allen diesen Gebäuden von Zeit zu Zeit mit weißem Sande bestreuen. Außer diesen Gebäuden haben sie auch gewöhnlich eine Hütte, die blos aus einem bedeckten Platze besteht, wo man in der Absicht zusammen kommt, sich in freier Luft mit Gesprächen die Zeit zu verkürzen.*) Es ist nicht zu läugnen, daß diese rohen Menschen, so einfach und kunstlos ihre Hütten auch eingerichtet sind, sich nicht allein von den andern oberwähnten Afrikanern, sondern auch von allen denjenigen, welche wir bis jetzt unter den warmen sowohl als kalten Himmelsstrichen erwähnt haben, durch Geräumigkeit, Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Sorge für frische Luft auszeichnen. Was man von diesen Eigenschaf-

*) Browns Reise in Afrika, Aegypten und Syrien. S. 334 a. St. B. 1.

ten bei andern einzeln finden kann, das findet man hier bei diesen vereinigt. —

Die vornehmen Kalmucken sind in gewisser Rücksicht einen Schritt weiter als die Darfuren gekommen, daß sie nicht allein für Bequemlichkeit sorgen, indem sie für Weiber, Kinder, Gesinde, Küche und Vorräthe besondere Hütten haben, sondern die besten Hütten sind auch inwendig mit seidenen Zeugen bekleidet. Auf dem Fußboden liegen persische Teppiche. Vor den Schlafstätten hängen seidene Gardinen und an den Seiten schöne Kleider und Waffen. In ihrer Hütte steht auch ein Kästchen, das Geld oder Kostbarkeiten enthält. Auf diesem steht der Hausgötze, und vor ihm Rauchwerk, Opferschälchen mit Reiß, Rosinen u. s. w. und Kerzen. — Die Kalmucken haben also angefangen, an Pracht in ihren Hütten zu denken; es herrscht aber in denselben weder Reinlichkeit noch Wohlgeruch.*)

Ist der Menschenverstand erst einmal aus seinem Schlummer geweckt worden, fangen die intellectuellen Anlagen des Menschen an, entwickelt zu werden, so ist es natürlich, daß der Mensch auch allmählig seine Aufmerksamkeit auf den Boden richten muß, den er bewohnt, und auf den Himmelsstrich, unter welchem er sich aufhält. Diese Aufmerksamkeit, mit der Nothwendigkeit vereinigt, muß die Erfindungskraft wecken und leiten, daß sie Mittel sucht gegen die schädlichen Wirkungen der Natur. Es gibt es Gegenden, die Ueberschwemmungen ausgesetzt sind; die Einwohner haben daher, um die zerstörende Kraft derselben zu vermeiden, die Kunst erfunden, ihre Wohnungen auf Pfähle zu bauen. — So findet man es bei den Siamern. Ihre Häuser sind alle nur ein Stockwerk hoch, und von nichts als Bambusrohr gebaut, welches die Stelle der Balken, Mauern und Steine vertritt.

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Vierte Ausgabe. S. 408.

Der Fußboden ist auch von Bambus, der mit Matten bedeckt ist. Sie haben keine Fenster, sondern nur hölzerne Laden, die aufgeschlagen werden können. Die Dächer sind von Palmblättern. Da diese Häuser sehr leicht zu erbauen sind, so bekümmert man sich nicht viel darum, ob sie abbrennen. Während des Aufenthaltes Loubere's in Siam brannten einmal dreihundert Häuser ab, welche in zwei Tagen wieder aufgebaut waren. Doch ist die Einrichtung in diesen Häusern von einer ganz besondern Bauart, die darin besteht, daß alle Zimmer nicht auf einer Ebene neben einander liegen. Die vornehmsten Wohnzimmer, worin die Herrschaft sich aufhält, sind weit höher als alle die andern; die andern sind stets niedriger und niedriger, woraus folgt, daß man, da sie alle an einander stoßen, immer einige Stufen steigen muß, um von dem einen in das andere zu kommen, welches auch die Ursache von der Ungleichheit der Dächer ist. Eins ist niedriger als das andere. Außer dieser Bauart, wodurch sie sich von andern unterscheiden, haben sie auch bei ihren Feuerheerden die besondere und vernünftige Einrichtung, daß sie dieselben nicht, gleich andern rohen Völkern, in den Hütten haben und diese dadurch mit Rauch und Ruß füllen, sondern draußen in den Höfen. Ihr Heerd ist auch von andern darin verschieden, daß er ein mit Erde gefüllter Korb ist, der auf drei Stecken, wie ein Dreifuß, ruhet. Man kann nicht längnen, daß diese Wohnungen mit einem gewissen Geschmack nach ihrer Art und zur Bequemlichkeit der Einwohner eingerichtet sind; sie sind aber auch so gebaut, daß sie gegen Ueberschwemmungen gesichert sind. Sie stehen daher auf Pfählen von Bambus, und sind ungefähr dreizehn Schuh über die Erde erhaben. Wenn sie in die Häuser hinauf wollen, brauchen sie statt einer Treppe eine Leiter, und wenn die Ueberschwemmung eintritt, hat jeder einen Kahn, der an seine Thür gebunden ist.*)

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere.

Dieselbe Einrichtung findet man bei den Jndianern auf Manila, deren Wohnungen ebenfalls von Bambus und mit Pisangblättern gedeckt sind. Um sich vor der Feuchtigkeit zu bewahren, baut man sie ebenfalls auf Pfählen, die acht bis zehn Fuß hoch sind, und man steigt auf einer kleinen Leiter hinan, welche, um gegen wilde Thiere und schlechte Menschen gesichert zu sein, jeden Abend weggenommen wird.*)

Auf der Insel Savu haben die Einwohner aus derselben Ursache dieselbe Bauart. Die Häuser sind auf dieser Insel alle nach einerlei Plan gebaut, und nur an Größe von einander verschieden. So gibt es einige, die wohl vierhundert, und andere, die dagegen nicht über zwanzig Fuß lang sind, nach dem Range und Vermögen ihres Eigenthümers; sie stehen aber insgesammt auf Pfosten, die vier Fuß hoch sind. Auf diese Pfosten ist ein starker hölzerner Fußboden gelegt. Der unterhalb befindliche Zwischenraum ist ganz frei. Auf dem Fußboden stehen andere Pfosten, um das Dach zu tragen. Dieses läuft von beiden Seiten schräg zusammen und ist mit Palmblättern gedeckt. Es reicht ein solches Dach bis auf zwei Fuß gegen den Fußboden herab, eben so weit ragt es auch auswärts darüber hinaus. Unter diesem Dache ist der innere Raum der Länge nach in drei gleiche Theile abgetheilt. Der mittlere Theil ist mit einer Wand umgeben, die ungefähr sechs Fuß hoch ist, und dieses Zimmer ist für die Frauenspersonen. Der übrige Raum unter dem Dache ist offen, damit Luft und Licht frei hineinkommen.**)

Eine andere Methode, die Feuchtigkeit von den Wohnungen abzuleiten, haben die Kaffern erfunden. Jhre

---

Abth. 2. Cap. 2. Gegenwärtiger Zustand der Königreiche Siam, Pegu rc. von Salman. S. 27.

*) Sonnerats Reise nach Ostindien und Sina. Cap. 2. §. 10.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 647 f.

Hütten sind weit höher und geräumiger, als die hottentottischen, und haben auch eine regelmäßigere Gestalt. Jede ist eine vollkommen runde halbe Kugel; das Zimmerwerk ist aus einem festen und wohlverbundenen Gitter gemacht, weil ihre Hütten nicht, wie die hottentottischen, bestimmt sind, alle Augenblicke von einem Orte zum andern gebracht zu werden. Dieses Gitter ist von innen und außen mit einer Art von Letten überzogen, der aus Thon und Kuhmist zusammengeknetet ist. Diese Hütten machen einen reinlichern Anblick, als die hottentottischen Wohnungen, und in einiger Entfernung könnte man beinahe glauben, daß sie mit Mörtel überzogen wären. Die einzige Oefnung in diesen Hütten ist so eng und niedrig, daß man auf dem Bauche hinein kriechen muß. Dieses ist noch der engste Eingang, den man irgendwo bei den rohen Völkern findet, wenigstens kann er nicht enger sein. Aus welcher Ursache sie den Eingang so eng machen, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Vielleicht thun sie es aus derselben Ursache, wie die Chiquitos in Amerika, welche, dem Berichte des Charlevoix zufolge, auch den Eingang der Hütten sehr niedrig machen, um sich gegen die Pfeile ihre Feinde in Sicherheit zu setzen, und der Plage der Mücken und anderer Insekten zu entgehen, womit die Luft in diesem Lande beständig angefüllt ist. *) — Uebrigens haben die Kaffern, wie die meisten andern rohen Menschen, den Heerd in der Hütte, der rund herum einen zwei bis drei Zoll hohen Rand hat, um das Feuer zusammen zu halten, damit es die Hütte nicht beschädige. Aber das, wodurch sie sich an Erfindungskraft auszeichnen, ist dies, daß sie auswendig rund um ihre Hütten herum einen kleinen Graben ziehen, der etwa einen halben Fuß tief und breit ist, der das Wasser aufnimmt und

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 14. S. 218.

dazu dient, alle Feuchtigkeit von der Hütte abzuhalten.*) Dies ist eine Ueberlegung, die unser roher gemeiner Mann bei Erbauung seiner Hütten nicht einmal zu gebrauchen weiß.

So wie aber verschiedene rohe Völker den Erdboden beachteten, um darnach ihre Hütten einzurichten, so richteten andere sie nach der Beschaffenheit der Witterung ein. So findet man es bei den Otaheitiern. Ihre Wohnungen sind ganz ohne Geschmack erbaut, aber doch dem warmen Himmelsstriche, unter welchem sie wohnen, vollkommen angemessen. Die Bauart der größern sowohl als der kleinern Häuser ist durchgehends einerlei. Ich will eine Beschreibung eines Hauses von der mittlern Größe geben. Der Grund, worauf ein solches Gebäude stehet, ist ein längliches Viereck, das vier und zwanzig Fuß lang und eilf breit ist. Ueber dieses wird ein Dach gebaut, welches auf drei Reihen von Säulen ruht, die einander gegenüber stehen, auf jeder Seite eine und die andere in der Mitte. Dieses Dach hat zwei flache Seiten, die oben in eine Spitze zusammenlaufen. Die größte inwendige Höhe ist ungefähr neun Fuß. Die Seiten des Dachs reichen so weit gegen den Boden hinab, daß die untersten Enden nicht viertehalb Fuß von derselben entfernt sind. Unter diesem Dache ist alles offen, und an beiden Enden der Wohnung ist die ganze Höhe von oben bis unten frei gelassen. Das Dach ist mit Palmblättern und der Boden einige Zoll hoch mit weichem Heu bedeckt, worüber Matten gelegt sind, so daß der ganze Boden ein Lager ausmacht, auf welchem sie bei Tage sitzen und des Nachts schlafen. Doch findet man in einigen Häusern wenigstens einen Stuhl, dieser aber gehört dem Hausvater ganz allein zu. Außerdem haben sie gar kein Hausgeräth,

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 240.

denn man anders nicht einige wenige Holzblöcke dazu rech-
en will, deren obere Seite halbrund ausgehöhlt ist, und
ie ihnen statt der Kopfkissen dienen. Die Kleider, die
ie am Tage auf dem Leibe tragen, dienen ihnen des
Nachts zur Decke. Die weiche Flur des Hauses ist das
gemeinschaftliche Bett der ganzen Familie und durch keine
Scheidewände abgetheilt. Der Hausvater und seine Frau
schlafen in der Mitte, zunächst bei ihnen die verheirathe-
ten Personen, neben diesen die unverheiratheten Frauens-
ersonen und in einer kleinen Entfernung von diesen die
edigen Mannspersonen. Das Gesinde schläft in der
reien Luft, ausgenommen, wenn es regnet, in welchem
Falle man ihnen einen Zipfel unter dem äußersten Rande
es Daches einräumt. — Solche Häuser sind für ein
Volk sehr bequem eingerichtet, welches nicht den gering-
sten Begriff von Schamhaftigkeit hat, ohne Scheu alle
eine sinnlichen Triebe im Beisein anderer befriedigt, und
ei welchem beide Geschlechter ohne Zwang und Zurückhal-
ung diese Hauptquellen ihres Vergnügens zum Gegen-
tande ihrer Gespräche machen. — Obgleich aber die Ota-
heitier bei der Einrichtung dieser Wohnungen den Wohl-
stand nicht berücksichtigt haben, den sie nicht dem Namen
nach kennen, so wissen sie sich doch im Bau derselben nach
dem warmen Himmelsstriche zu richten, unter welchem
ie wohnen. Sie erbauen solche durchgängig im Walde,
zwischen der See und den Gebirgen, und für jedes Haus
wird nur so viel Grund von Bäumen frei gemacht, daß
die Regentropfen von den Aesten der zunächst stehenden
Bäume aufs Dach der Wohnung nicht fallen können. Aus
dem Hause tritt daher der Bewohner sogleich in den Schat-
ten, welches in einem so warmen Klima ungemein ange-
nehm und kühlend ist. Die Häuser sind auch nirgends
mit Wänden eingefaßt; sie stehen also dem Winde, wo-
her er auch wehen mag, offen.*)

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths

Es ist nicht zu läugnen, daß die Otaheitier, so geschmacklos auch die Bauart ihrer Häuser ist, doch die Kunst verstehen, sie so einzurichten, daß sie dem Himmelsstriche, worunter sie wohnen, angemessen sind. Bei den Schifferinseln hingegen zeigen die Einwohner eine weit größere Entwickelung des Verstandes. Ihre Häuser sind eben so geschmackvoll erbaut, als bequem eingerichtet. La Perouse behauptet, daß die üppigste Einbildungskraft sich kaum eine angenehmere Lage, als die der Dörfer auf der Insel Oyolava, malen könne. Alle Häuser sind unter Fruchtbäumen erbaut, die in diesen Wohnungen eine eben so gesunde als angenehme Kühle unterhalten. Sie liegen am Ufer eines Baches, der von den Bergen herabströmt und sich um das Dorf herum und bei demselben vorbei schlängelt. Ihre Baukunst hat zum Hauptzweck, sie gegen die Hitze zu sichern, und sie wissen Eleganz bei ihren Wohnungen anzubringen. Ihre Häuser sind groß genug, mehrere Familien zu beherbergen. Sie sind mit Jalousien umgeben, die auf der Windseite auf- und auf der Sonnenseite zugezogen werden. Die Insulaner schlafen auf sehr feinen Matten, die sie vollkommen gegen Feuchtigkeit sichern. — Auf der Insel Maouna, einer von den Schifferinseln, ging La Perouse in eine Hütte hinein, die seiner Meinung nach dem Anführer gehörte, und sein Erstaunen war außerordentlich, ein geräumiges, vergittertes Kabinet zu finden, das so gut als keines um Paris herum aufgeführt war. Der beste Baumeister, sagt er, hätte den äußersten Enden der Ellipse, die diese Hütte einschloß, keine elegantere Krümmung geben können. Eine Reihe Säulen, fünf Fuß weit von einander entfernt, lief um dieselbe herum. Diese Säulen waren aus sehr sauber bearbeiteten Baumstämmen gemacht, ...

Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. I. S. 493.

schen welchen feine Matten angebracht waren, die künstlich, wie Fischschuppen, einander deckten und durch Stricke, die unsere Jalousien, auf- und niedergezogen werden konnten. Das Uebrige des Hauses war mit Kokosblättern gedeckt. *) Man kann diesen Insulanern eben so wenig Erfindungsgeist absprechen, indem sie ihre Wohnungen so einzurichten wissen, wie sie dem warmen Klima, worin sie wohnen, am angemessensten sind, als Geschmack in der Ausführung dieser Einrichtungen; aber dessen ungeachtet waren diese Insulaner doch sehr barbarisch und unmenschlich, woraus man sieht, daß eine barbarische Denkungsart bei einem feinen Kunstgeschmack sehr gut bestehen kann.

Wie diese Insulaner ihre Häuser so zu bauen wußten, daß sie sie gegen die Hitze sichern konnten, so wissen die Einwohner der Insel Segalien ihre Wohnungen so einzurichten, daß sie in denselben Schutz gegen die Kälte haben können. Aber was den Kunstgeschmack betrifft, so stehen die Bewohner dieser kalten Erdstriche jenen Insulanern weit nach, die in dem warmen Klima wohnen. Ihre Hütten sind, dem Berichte La Perouse's zufolge, mit vieler Einsicht gebaut. Man hat dabei alle Vorkehrung gegen die Kälte getroffen. Sie sind aus Holz, mit Birkenrinde verkleidet und mit einem Sparrwerke versehen, das, so wie die Strohdächer unsrer Bauerhäuser, mit trocknem Stroh gedeckt ist. Die Thür ist auf der Giebelseite angebracht und sehr niedrig, wahrscheinlich um dadurch die Kälte zu vermindern. Inwendig sind ihre Hütten mit Matten ausgeschlagen. Kleine Bänke oder Breter, acht bis 10 Zoll hoch, laufen rings in denselben herum. So hat man allerdings bei der Einrichtung die-

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2. in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 17. S. 188 und 225 ff.

ser Hütten auf die Beschaffenheit des Klima's Rücksicht genommen, aber nichts mit Kunstgeschmack, nichts in Reinlichkeit gethan. Der Feuerheerd war nicht allein, wie in den Wohnungen aller ganz rohen Völker, mitten in der Hütte, sondern es war auch hier ein unausstehlicher Gestank von Fisch und Thran. Diesen Gestank fühlten die Einwohner nicht, äußerten im Gegentheil einen Widerwillen gegen das wohlriechende Wasser, welches die Franzosen ihnen gaben. Dies scheint zu beweisen, daß die angenehmen Geruchsempfindungen, so wie die des Geschmacks, von der Gewohnheit abhängen.*) Diese Insulaner haben also zwar so viel Erfindungskraft, daß sie ihre Hütten nach der Beschaffenheit des Klima's einzurichten wissen; es fehlt ihnen aber an Kunstgeschmack, welcher unter den kältern Himmelsstrichen langsamer geweckt wird. Ueberdies sind sie äußerst arm; und wenn ein Volk von Armuth gedrückt wird, so muß es ihm eben sowohl an Geschmack in der Baukunst, als an Vermögen zur Befriedigung desselben fehlen, so wie Armuth und Unreinlichkeit auch gewöhnlich mit einander gepaart sind. Diese Insulaner haben in der That mehr Cultur, als viele andere; daß sie es aber in der Einrichtung ihrer Gebäude nicht weiter als andere gebracht haben, muß ohne Zweifel großentheils ihrer äußersten Armuth zugeschrieben werden.

Noch will ich dies zufügen, daß, wie die rohen Menschen anfangs nur daran dachten, sich gegen die Gewalt der Witterung zu schützen, ohne auf die Dauer und Starke ihrer Hütten Rücksicht zu nehmen, so fingen sie doch allmählig hie und da an, zugleich die Dauer in Betracht zu ziehen; für diese konnten aber auch nur diejenigen arbeiten, die durch kein Bedürfniß sich genöthigt sahen, ihren Wohnort zu verändern, sondern wußten, daß

*) La Perouse a. St. S. 61 ff.

ie an dem Orte beständig bleiben konnten, wo sie ihre Wohnung einst aufgeschlagen hatten.

Zur Beförderung dieser Stärke und Dauerhaftigkeit der Wohnungen erfand man nach und nach verschiedene Mittel. So die krimmschen Tartaren. Ihre Bauart besteht darin, daß sie einige Pfosten an die Stellen setzen, wo die Ecken und Oefnungen des Hauses sein sollen, die senkrecht errichtet und mittelst eines Hauptbalkens, worauf die Bodenbalken ruhen, zusammengefügt sind. Dies macht den vornehmsten Plan des Hauses aus. Ist das Gebäude so eingerichtet worden, so werden zwischen diesen ersten Pfosten andere dünnere, gleichfalls senkrecht, einen Fuß weit von einander gesetzt, um den Raum zwischen den ersten auszufüllen und zugleich darum eine Flechte von Haselruthen zu winden, wodurch das ganze Gebäude das Ansehen eines Korbes gewinnt. Darauf wird diese Art Korbmatte mit einem zubereiteten, mit kleingehacktem Stroh vermischtem Schlamme oder Letten beworfen, und oben darauf wieder eine Lage von weißen, wollenen Flocken gelegt, welche nebst der Farbe, womit die Pfosten, Thüren, Fensterrahmen und Grundschwellen überstrichen werden, dem Gebäude ein ganz angenehmes Aeußeres geben. Diese Bauart soll, dem Berichte Tott's zufolge, dauerhafter sein, als man nach dieser Beschreibung glauben sollte. *)

Diese Bauart ist indeß nicht allgemein, sondern scheint vielmehr dem krimmschen Volke eigen zu sein. Die allgemeinste Bauart, nachdem man angefangen hatte, dauerhafte Gebäude aufzuführen, ist von Holz und Stein zu bauen. Der Leser wird im Vorigen verschiedene Völker bemerkt haben, die Holz zu ihren Hütten gebraucht, einige unter den kältern Himmelsstrichen, die aus Planken

*) Tott's Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. 1. S. 327.

bauen, andere unter den warmen, die ihre Wohnun-
aus Bambus errichten. Ich will daher noch bloß der Be-
wohner von Nutka Erwähnung thun, um zu zeigen, wie
weit diese Bauart in Zimmerarbeit sich erstreckt. — Ihre
Häuser sind aus Planken erbaut, die auf ihren Kanten
über einander liegen, hin und wieder mit Bändern von
Fichtenrinde gebunden und an Pfähle befestigt sind, die
außerhalb in ziemlicher Entfernung von einander stehen.
Die vordere Wand des Hauses ist sieben bis acht Schuh
hoch. Die hintere Wand ist etwas höher, folglich be-
kommen die Planken, die das Dach ausmachen, nach
vorn zu einigen Abschuß. Befestigt sind diese Dachplan-
ken nicht, damit man sie beim Regenwetter dicht aneinan-
der, bei schönem Wetter hingegen auseinander rücken
kann, um das Tageslicht hinein und den Rauch hinaus
zu lassen. Es gibt keine ordentliche Thür, sondern man
geht entweder durch ein Loch aus und ein, das zufälliger
Weise, weil eine Planke zu kurz war, entstanden ist,
oder die Planken stehen an einer Stelle etwa zwei Schuh
weit von einander. In den Wänden sind Löcher ausge-
schnitten, durch die man hinaus sehen kann, und vor
welchen Stückchen von Matten hangen, um das Hinein-
regnen zu verhüten. Diese Löcher sind aber sowohl ihrer
Form als ihrer Lage nach unregelmäßig. Innerhalb des
Hauses sieht man ungehindert von einem Ende zum an-
dern. Zwar bemerkt man auf beiden Seiten an den
Wänden kleine Abtheilungen für jede besondere Familie,
die im Hause wohnt; allein diese Abtheilungen versperren
nicht die Aussicht, denn sie laufen nicht weiter, als ge-
gen die Mitte des Hauses hin. Diese Wohnungen glei-
chen also inwendig unsern Ställen, wo an beiden Seiten
Abtheilungen und in der Mitte ein breiter Gang angebracht
ist. In jeder Abtheilung steht dicht an der Wand eine
fünf bis sechs Zoll hohe, mit Matten bedeckte Bank von
Bretern, worauf die Familie sitzt oder schläft. Gemei-

iglich sind diese Bänke sieben bis acht Schuh lang und er bis fünf Schuh breit. Mitten im Hause auf der rde ist die Feuerstätte, die aber keinen Schorstein hat, eshalb auch der Rauch auf die oberwähnte Art hinaus iehen muß. *) Auf solche Art bauen diese rohen Menhen stark und dauerhaft; allein für Geschmack, Regelnäßigkeit und Bequemlichkeit haben sie durchaus kein Jefühl.

An andern Orten fingen die rohen Völker an, ihre Bohnungen von Steinen zu erbauen, aber eben so gehmacklos, wie die andern, die von Planken bauen. So findet man es in Tibet. Die Häuser gleichen hier Ziegelscheunen, weshalb die Dörfer auch ein elendes Anehen haben. Die Häuser sind von rohen Feldsteinen, ohne Kalk und Mörtel, aufgeführt. So weit ist man ier in der Baukunst nicht gekommen, daß man die Kraft es Kalkes kennt, die Steine zusammen zu binden. Wegen der schneidenden Winde haben sie nur drei oder vier leine Oeffnungen, Licht herein zu lassen. Das Dach ist ine flache Terrasse, mit einer kleinen Mauer von losen Steinen umgeben. Auf diesem liegen einzelne Steinhaufen, in welchen ein Zweig oder eine kleine Fahne steckt, von denen eine Schnur niederhängt, an welcher Papierstreifen oder weiße Läppchen befestigt sind und von einer Hütte zur andern laufen, die bösen Geister abzuwehren.**) Wie man mit einem Fünkchen Menschenverstand dieses Mittel für geschickt halten könne, diese Absicht zu befördern, läßt sich nicht begreifen; aber die Mittel, die der rohe, gemeine Mann überhaupt anwendet, den Teufel zu entfernen, sind eben so unerklärbar. Der rohe, ge-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 61 ff.

**) Turners Reisen nach Butan und Tibet, von Sprengel. S. 84.

meine Mann fragt nie nach dem Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung. Es wäre der Mühe werth, den Ursprung von dergleichen Künsten aufzusuchen; denn einen Ursprung, eine Veranlassung müssen sie doch wohl haben. Daß die Anwendung dieser Künste keine Wirkung auf die bösen Geister thut, ist leicht zu erklären; denn wo keine Ursache ist, kann auch keine Wirkung sein.

Bei den Peruanern findet man ebenfalls, daß sie die Kunst verstanden haben, aus Stein zu bauen, obgleich sie nicht immer Gebrauch davon machten. Die Nothwendigkeit hatte sie gelehrt, sich Wohnungen zu verschaffen, damit sie sich im benöthigten Falle gegen die rauhe Witterung schützen könnten. — Ihre Hütten sind rund und etwa mannshoch. Die Wände stehen gerade und sind mit einem Dach bedeckt, welches die Form einer Pyramide hat. Inwendig haben sie eine kleine Erhöhung rund herum, auf welche sie Thierhäute ausbreiten, um darauf zu liegen. In der Mitte steht der Heerd. Das ganze Gebäude hat keine andere Oeffnung, als die Thür, die sehr eng und nur so hoch ist, daß man hineinkommen kann. Durch diese, die Zweige und das Laub, woraus das Dach besteht, zieht der Rauch hinaus. Insofern sind ihre Hütten von der nämlichen Einrichtung, wie in andern Welttheilen. Aber in Ansehung der Stärke und Dauerhaftigkeit haben sie einen Vorzug vor vielen andern, da einige dieser Hütten aus Stein und Lehm, andere aus Holz gebaut sind. An den letztern verschmiert man die Oeffnungen mit Lehm. Inwendig an der Wand macht man einige länglich viereckige Löcher, etwa einen Fuß hoch und einen halben Fuß breit, so wie sie noch in den Palästen der Ynka's in Peru sollen zu sehen sein. In diese setzt man sein Hausgeräth und andere Sachen, die man braucht. Jede Familie hat ihre eigene Hütte von einerlei Form und Einrichtung, nur mit dem Unterschiede, daß einige größer sind als andere.

Es muß Armuth, Genügsamkeit oder hergebrachte
Sitte sein, die es verursacht, daß sie die Privathäuser so
klein bauen. Sie wissen größere Gebäude aufzuführen;
denn man findet in jedem Dorfe eine öffentliche Hütte, in
welcher rings umher Erhöhungen sind. Diese ist länglich
und viereckig, und weit größer, als die Privathütten.
In dieser versammeln sie sich und berathschlagen sich mit
einander über die Zeit, da sie auf Jagd oder Fischerei ausgehen,
über die Orte, wo sie sich vertheilen, und über
die Zeit, wie lange sie ausbleiben sollen, um sich wieder
zu versammeln. Hier überlegen sie auch ihre Streifereien
gegen die fremden Colonisten, und was sie dabei vornehmen
wollen. Hier versammeln sie sich auch zu ihren
Trinkgelagen und zu ihrem Tanz. Oben über diesem Gebäude
haben sie ihr Korn-Magazin, wo sie den Mais und
die Kürbisse, die sie eingeerndtet haben, aufbewahren,
woraus man schließen muß, daß diese Wohnungen ziemlich
geräumig sein müssen. — Uebrigens findet man in
ihren Städten weder Gassen noch Plätze. Ihre Hütten
stehen ohne alle Ordnung. Gemeiniglich legen sie ihre
Städte am Ufer der Flüsse an.*) Die Peruaner waren
also in der Baukunst um einen Schritt weiter gekommen,
als viele von den andern rohen Völkern, da sie, die sich
anfänglich in Höhlen und hohlen Bäumen aufhielten, wie
ich oben gezeigt habe, jetzt allmählig so weit gekommen
waren, daß sie nicht allein große Gebäude aufzuführen,
sondern auch ihre Hütten von Lehm und Stein zu bauen
wußten. Hierzu war doch allerdings eine kleine Entwickelung
der intellektuellen Anlagen nöthig.

---

*) De Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen America. Th. 2. Abschn. 18.

Kap. 4.

Bequemlichkeit, Pracht und Kunstgeschmack im Bauwesen.

Ich kann begreifen, daß der Leser jetzt müde sein kann, von einem Welttheile zum andern länger herumzuwandern, um das Menschengeschlecht in Felsenhöhlen, Erdgruben und Hütten, von Finsterniß, Rauch, Dampf und allerlei Unreinlichkeiten umgeben, zu sehen. Ich will ihn daher zu den Völkern hinführen, die durch eine steigende Cultur angefangen haben, sich in ihrer Bauart über die Hüttenbewohner zu erheben, so wie einige der Hüttenbewohner vieles vor denjenigen voraus haben, die in Erdgruben wohnen.

In den Gegenden, wo die intellektuellen Anlagen am meisten entwickelt wurden, wo die Cultur durch glückliche Umstände einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreichte, wo Ackerbau, Handel und Wohlstand mit der Cultur zunahmen, da mußte der Kunstgeschmack allmählig mit dem Kunstfleiße zunehmen, da mußten die Menschen auch anfangen, daran zu denken, wie sie ihre Gebäude nicht allein bequem einrichten, sondern auch schön und prachtvoll erbauen könnten. Es ist aber natürlich, daß der Geschmack im Schönen und Prachtvollen in einem genauen Verhältnisse zu der Verstandesbildung dieser Menschen stehen müßte. Wir können daher von den Chinesen, Hindostanern und Malabaren denselben Geschmack nicht erwarten, wie von den europäischen Nationen. Es ist außerdem etwas Sonderbares um den Geschmack. Was einer schön findet, findet der andere häßlich. Die Verschiedenheit der Gewohnheiten und Gefühle bewirkt ein ganz verschiedenes Urtheil, man möge nun das Schöne in der Natur oder in der Kunst beurtheilen. Zwar kann es nicht geläugnet werden, daß es feste Regeln gibt, nach

elchen man sich in seinen Urtheilen richten kann; aber
ar bei einem hohen Grade von Verstandescultur, die
en rohern oder weniger gebildeten Völkern mangelt, kön-
en diese Regeln gefaßt und der richtige Geschmack für
as Schöne geweckt werden.

Es sind besonders die südlichern und wärmern Ge-
enden Asiens, die sich durch geschmackvolle und prächtige
Gebäude auszeichnen; es sind aber auch diese Gegenden,
e sich an Verstandescultur und Kunstfleiß vor andern
uszeichnen. Zwar findet man an einzelnen Orten in den
ndern Welttheilen einige Spuren einer Art von Kunstge-
hmack; diese sind aber weder so allgemein, noch haben
e einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, wie
nter den warmen Himmelsstrichen Asiens. — La Pe-
ouse fand, wie ich oben gesagt habe, auf einer von den
Schifferinseln ein geräumiges, vergittertes Kabinet, wel-
hes so geschmackvoll und künstlich erbaut war, daß er sich
nicht genug darüber wundern konnte. Daß man auf den
nördlichen Küsten von Afrika, bei den Marokkanern und
Algierern, sowohl Bequemlichkeit als eine Art von Ge-
schmack in den Gebäuden der Großen findet, ist bekannt
genug. Selbst in Amerika gibt es einzelne Völker, denen
man Geschmack und Pracht in der Baukunst nicht ganz
absprechen kann. Die Städte der Manjacicas, einer
Völkerschaft in Paraguay, sind, dem Berichte des Char-
leroix zufolge, ziemlich schön. Man trifft in denselben
große und gerade fortlaufende Straßen, öffentliche Plätze
und drei bis vier große Häuser an, die in Säle und ver-
schiedene Gemächer abgetheilt sind, worin die Caziken
und die vornehmsten Beamten wohnen. Die Säle, sagt
er, sind theils zu den öffentlichen Versammlungen, theils
zu dem Gottesdienste bestimmt, denn ordentliche Tempel
haben sie nicht. Diese Häuser sind alle sehr schön von
Holz gebaut, obgleich sie kein anderes Werkzeug haben,
als Aexte von Stein. *)

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 15. S. 252.

Die Mexikaner hatten es auch in der Baukunst so weit gebracht, daß es den Spaniern Verwunderung erweckte. Die Häuser der Armen waren nur mäßig klei-nen gleich, die man gemeiniglich bei andern rohen Völ-kern findet. Sie waren entweder von Rohr, oder ge-brannten Ziegeln, oder von Stein und Schlamm gebaut. Die Dächer waren von einem langen Grase, oder aus Aloeblättern, die wie Ziegel, denen sie an Dicke und Gestalt ziemlich gleichen, über einander gelegt wurden. Einer von den Balken, die das Haus trugen, war ge-meiniglich ein wohlgewachsener Baum, der ihnen nicht allein durch Laub und Schatten Vergnügen gewährte, son-dern auch Arbeit und Kosten durch seinen Stand vermin-derte. Eine solche Wohnung hatte meistens nur eine Kammer, worin man die ganze Familie, die ihr gehöri-gen Hausthiere, den Feuerheerd und alles Geräth beisam-men antraf. War die Familie nicht gar zu arm, so wa-ren mehrere Zimmer, ein Schlafstübchen, ein Bad und ein kleiner Kornboden im Hause vorhanden. — In diesen Gebäuden findet man weder Geschmack noch Pracht; hier-an war aber Armuth einzig und allein die Ursache; denn die Tempel, wie auch die Häuser der Reichen und Vor-nehmen, waren von Stein und Kalk gebaut, geräumig und prächtig. Viele von diesen Häusern hatten Thürme und wohlangelegte Gärten mit Fischteichen.*)

So findet man wirklich an einzelnen Orten in allen Welttheilen etwas Gefühl für Bequemlichkeit, Geschmack und Pracht in den Gebäuden. Aber dies Gefühl ist in keinem Welttheile so allgemein, wie in den südlichen Ge-genden Asiens. Der Türken und Perser will ich nicht er-wähnen. Was ich von ihnen sagen kann, wird den

---

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Ab-schnitt 53.

ßen Lesern bekannt sein. Ich will bloß die Chinesen und die kultivirtesten Indianer anführen.

Die Chinesen können eben nicht im Allgemeinen ihrer Baukunst wegen gerühmt werden. Die Häuser der Privatpersonen sehen sehr schlecht aus. Bei dem Bau derselben sehen sie bloß auf Bequemlichkeit. In den Dörfern sind die Häuser meistentheils von Erde und Lehm aufgebaut und sehr niedrig. Die Dächer sind aus Rohr gemacht, das mit Erde überdeckt ist. Aber von den Gebäuden des Landvolkes kann man keinen sichern Schluß auf die Baukunst in einem Lande machen; denn alsdann würde man in den meisten europäischen Staaten von dem Geschmacke in der Baukunst einen sehr ungünstigen Begriff bekommen. — Die Häuser vornehmer und reicher Leute verdienen auch eben keine sonderliche Aufmerksamkeit. Es würde ein Mißbrauch des Wortes sein, wenn man sie Paläste nennen wollte. Sie haben, wie die Häuser armer Leute, ebenfalls nur ein Stockwerk und sind nur etwas mehr über die Grundfläche erhoben. Aber die große Menge der Höfe, Vorsäle und wohnbaren Zimmer ersetzt den Mangel an Schönheit und Pracht. So können, dem Berichte Du Halde's zufolge, die Häuser der vornehmsten Mandarinen, der Prinzen und anderer reichen und mächtigen Personen einen wegen ihres ungemeinen Umfanges und ihrer Weitläuftigkeit in Verwunderung setzen. Obgleich es aber den Privatgebäuden an Regelmäßigkeit fehlt, so sieht man doch an dem kaiserlichen Palaste und einigen öffentlichen Gebäuden, Thürmen, Triumphbogen, Pforten, Stadtmauern, Brücken, Dämmen und Pagoden, daß es den Chinesen an Geschmack in der Baukunst nicht mangelt.

In dem Innern der Gebäude großer Herren findet man sowohl Pracht als Geschmack; doch ist beides vom europäischen Geschmacke weit unterschieden. Man findet hier große Laternen, die mit gemalter Seide überzogen

und oben an der Decke aufgehängt sind. Man sieht Tische, Schränke, Stühle, die mit einem schönen oder schwarzen Firniß so künstlich und sauber überzogen sind, daß man die Adern des Holzes dadurch sehen kann. Man sieht allerhand Figuren von Gold und Silber ꝛc. andere Gemälde, die gleichfalls mit Firniß überzogen sind. Die Speise- und Schenktische, wie auch die Schränke sind mit dem kostbarsten Porcellain besetzt. Ueberdies sind an verschiedenen Orten große Stücke von weißem Atlas aufgehängt, auf welchen Berge, Landschaften, Vögel, Blumen und dergleichen abgemalt sind. Auf einigen aber sind gewisse Sittenregeln mit großen Buchstaben geschrieben. Die Schlafzimmer großer Herren haben ebenfalls ihre Schönheit und Bequemlichkeit. Das Bettgestell ist gemalt, vergoldet und mit allerlei Laubwerk geschmückt. Die Vorhänge sind nach den Jahrszeiten eingerichtet. Im Winter und in den nördlichen Gegenden bestehen sie aus einem doppelten Atlas, im Sommer aber entweder aus Taffet, der mit Blumen, Vögeln, Bäumen und dergleichen bemalt ist, oder aus einem sehr feinen Zeuge, den die Luft durchstreichen kann, wodurch aber keine Mücken kommen können. In den mitternächtlichen Provinzen ist im Schlafzimmer auch ein kleiner Ofen befindlich, dessen Hitze sich durch kleine Kanäle unter dem Fußboden ausbreitet und endlich durch einen Schorstein hinaus geht. Dadurch wird das Bett und das ganze Zimmer warm.*) Findet man also eben nicht, in Ansehung der Privatgebäude, viel Kunstgeschmack in der Anlage derselben, so kann man doch den Chinesen Gefühl für Geschmack und Pracht in der innern Auszierung ihrer Gebäude keineswegs absprechen.

Die Hindostaner wenden ebenfalls nur wenig Kunst

---

*) Du Halde's ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Th. 2. Abtheil. 1. Abschn. 10.

weiß auf ihre Privatgebäude, aber deshalb sind sie nicht ohne Kunstgeschmack. Ihre Häuser sind und armselige, von Lehm aufgeführte und mit Schilf gedeckte Hütten. Vorn an diesen Hütten sind Schoppen, von kleinen Pfeilern unterstützt, unter welchen Bänke von Erde aufgeworfen sind, wo die Leute ihre Waaren zum Verkauf niederlegen, oder auf Matten sitzen und mit ihren Freunden sprechen. Diese Hütten haben keine Fenster nach der Straße. Auch findet man in denselben weder Betten, noch Tische, noch Stühle; sondern nur Matten und Kissen, worauf man liegt. Doch haben sie weder Schorsteine noch Küchen in ihren Häusern, wie andere rohe Völker; sondern bereiten ihr Essen in ihren Höfen oder besondern kleinen Hütten zu, die etwas vom Hause abstehen. — Nicht allein ihre Dörfer bestehen aus solchen Hütten, sondern man findet dergleichen auch in ihren ansehnlichsten Städten.

Nach dieser Beschreibung sollte man den Hindustanern nicht vielen Kunstgeschmack in der Baukunst zutrauen; betrachtet man aber ihre öffentlichen Gebäude, so kann man ihnen doch denselben nicht absprechen. Einige ihrer Tempel sind sehr schöne steinerne Gebäude, mit hohen Spitzen, und von innen sowohl als von außen mit vielerlei ausgehauenen Bildern verziert. Inwendig aber sind sie sehr enge, indem sie nur ein langes, finsteres Zimmer ohne Fenster haben, welches von Lampen erleuchtet wird, die beständig vor ihren Götzenbildern brennen. — Ohne Zweifel muß dies zur Feierlichkeit des Gottesdienstes gehören, daß die Tempel finster sein sollen, damit sie mit Lampen erhellet werden können. Diese Lichter in einem finstern Tempel flößen wirklich dem sinnlichen, gemeinen Manne ein Ehrfurchtsgefühl und eine feierliche Andacht ein. Auf dem Lande sind diese Pagoden sehr klein und kaum groß genug für das Bild, das darin stehet. — Obgleich die Hindostaner sich durch diese Dorfpagoden nicht

ihre Baukunst bei großen öffentlichen Gebäuden, besonders gottesdienstlichen und wissenschaftlichen, z. B. Observatorien, nicht zu verachten sei. Er sagt, daß ihr Mörtel, zu dem sie auch Oele mischen, sehr fest und beinahe unzerstörbar sei.*)

Aus dem, was ich oben angeführt habe, sieht der Leser, welche beträchtliche Fortschritte die Chinesen, Hindostaner, Maratten und Malabaren in der Architectur gemacht haben. Allein die Einwohner von Nipâl, einem Lande, welches gegen Norden und Nordosten an Tibet gränzt, scheinen sie sämmtlich zu übertreffen. Nach der Beschaffenheit, Größe und Anzahl ihrer Städte, so wie nach der Bauart der öffentlichen Gebäude, und insonderheit der Tempel zu urtheilen, gebührt den Nipalesern unter den gebildeteren Völkern Asiens nicht der letzte Rang. Bei einigen der obenerwähnten findet man mehr Pracht, bei andern mehr Geschmack; bei diesen aber scheint beides vereinigt zu sein. Alle Städte, sowohl die größern als kleinen, sind gut gebaut. Ihre Häuser sind aus gebrannten Steinen aufgeführt und drei bis vier Stockwerke hoch. Thüren und Fenster sind regelmäßig und selbst mit Eleganz angelegt. Die Straßen sind überall theils mit gebrannten, theils mit andern Steinen gepflastert, und dem Wasser ist der gehörige Ablauf verschafft. Fast in allen Straßen der Hauptstädte erblickt man Brunnen und Fontainen mit gehauenen Steinen eingefaßt, und Kanäle, die das Wasser nach allen Orten hinleiten, wo es nothwendig ist. Jede Stadt hat ihre Karavanserais, die gut und im Quadrat gebaut sind. Auch außerhalb der Städte findet man solche, wie auch gegrabene Brunnen, in mehrern Gegenden.

*) Paolino da San Bartholomeo Reise nach Ostindien, von Reinhold Forster. S. 157 f.

Bei einer jeden großen Stadt sind geräumige, vier-
ckige, mit gebrannten Steinen ausgemauerte Wasser-
behältnisse angelegt, in welche zur Bequemlichkeit
der Badenden Stufen hinabführen. — Ihre Tempel,
wovon es eine große Anzahl gibt, sind nicht weniger
prachtvoll. Es gibt einige derselben, an welchen man
alle Pracht der indischen Architectur bewundert, und
ie unermeßliche Summen gekostet haben. Dergleichen
Tempel haben vier bis fünf Kuppeln, von denen
manche, so wie die Thüren und Fenster, Verzierun-
en von vergoldetem Kupfer haben. Um viele von
en kleinen Tempeln läuft von außen eine Treppe
erum, die aber nur so breit ist, daß eine Person
uf einmal hinauf steigen kann. Diese kleinen Tem-
el sind entweder viereckig oder achteckig. Sie beste-
en aus zwei bis drei Stockwerken, welche auf Säu-
n ruhen, die zum Theil aus polirtem Marmor be-
tehen. Alle Verzierungen an denselben sind vergoldet
nd nach dem Geschmack des Landes schön gearbeitet.
Nicht blos außerhalb an den Tempeln hängen große
Glocken, die während des Gebets und bei andern
eierlichen Gelegenheiten gezogen werden, sondern auch
n Innern der meisten Kuppeln sind mehrere Glöck-
en, ungefähr einen Fuß weit von einander, an
Schnüren befestigt, welche, wenn sie vom Winde be-
egt werden, ein starkes Geläute machen. Auch in
en Vorhöfen der Tempel findet man viele Pracht.
n einigen sind Säulen von zwanzig bis dreißig Fuß
öhe, aus einem einzigen Stücke, auf welchen präch-
g vergoldete Götzenbilder stehen.*)

Man kann wohl nicht umhin, die Kunstkultur
eses Volkes, welches es doch in der spekulativen Ver-

*) Beschreibung von Nipal, von Hennicke; in Zachs mo-
natlicher Correspondenz. December 1801. S. 592 ff.

Landeskultur nicht weit gebracht hat, zu bewundern. Allein ohne einige Fortschritte in der Mathematik und Mechanik wäre es wohl nicht möglich, es in der Architectur so weit gebracht zu haben. Welch ein unermeßlicher Abstand ist hier zwischen den Mexicanern und den nördlichen Tschuktschen, Kamtschadalen, Samojeden, die in demselben Welttheile wohnen!

IV.

Kleidung und Schmuck

der

wilden und rohen Völker.

Kap. 1.

Nacktheit mit Putz.

So lange die Menschen in ihrem wilden Zustande lebten, mußten sie natürlicherweise lange Zeit ganz nackend gehen; denn lange mußte es währen, ehe sie Mittel erfanden, sich zu bedecken. Sie kannten anfangs keine Mittel, die wilden Thiere zu tödten, — und vom Anfange an sind sie alle wild gewesen; — die Häute derselben konnten ihnen also noch nicht zur Bedeckung dienen. Die Kunst, sich eine Decke von den Gewächsen der Erde zu bereiten, verstanden sie noch weniger. Dies war das letzte, was man erfand, nachdem man sich schon lange mit den Häuten der Thiere bedeckt hatte. Es war indeß in diesem Zustande ein Glück für sie, daß sie noch in einem so sanften Klima wohnten, daß sie der Bedeckung nicht bedurften. Es giebt daher noch verschiedene Volksarten, die ganz nackt gehen, und zwar nicht deshalb, weil sie nicht wissen, die Thiere zu tödten und ihre Häute zur Bedeckung zu gebrauchen, sondern weil unter dem warmen Himmelsstriche eine solche Bedeckung ihnen kein Bedürfniß ist.

Aber sonderbar ist es und beinahe lächerlich, daß diese Menschen, obgleich sie so nackt gehen, wie sie auf die Welt gekommen sind, nichts desto weniger suchen, sich den Umständen nach etwas zu verschaffen, das sie für

Schmuck halten. Jede Volksart schmückt sich nach seiner Fantasie; jeder freut sich über seinen Putz; jeder sucht sich dadurch auszuzeichnen. Eitelkeit ist eine Leidenschaft, die das Thier nicht fühlt. Sie ist dem Menschen eigen. Das Pferd freuet sich gewiß nicht so sehr über seine Büschel, wie sein Herr. Die Eitelkeit äußert sich sowol bei den wildesten als bei den kultivirtesten Völkern, und zeigt sich bei diesen, wie bei jenen, in Kleinigkeiten, welche nicht die Vernunft, sondern blos die Einbildung schätzen kann. Der Unterschied zwischen diesen und jenen besteht blos darin, daß die kultivirten Völker gemeiniglich einen bessern Geschmack in der Wahl der Kleinigkeiten zeigen, die zur Befriedigung ihrer Eitelkeit dienen sollen, obgleich diese oft geschmacklos genug sind und von den rohen Völkern ganz entlehnt zu sein scheinen. In den folgenden Abschnitten dieser Abhandlung werden manche, bei den kultivirten Nationen bis jetzt unbekannte Zierathen vorkommen. Es wird darauf ankommen, ob unsre Schönen vielleicht darunter einige finden, die nachahmungswerth wären. Daß viele von den Moden dieser wilden und rohen Völker bei den gebildeten Nationen nicht anwendbar sind, kommt hauptsächlich daher, daß die letztern bekleidet gehen.

Ich habe gesagt, daß die Wilden, obgleich sie ganz nackt sind, dessen ungeachtet Schmuck lieben. Dies ist bei den Einwohnern von Neu-Irland, einer Insel im Südmeere, der Fall. Sie gehen ganz nackt, und doch lieben sie ihn. Sie haben nicht allein einige wenige aus Muscheln verfertigte Zierathen um die Arme und Beine, sondern pudern sich auch das Haar, oder vielmehr die Wolle auf ihren Köpfen, ganz weiß. Die Mode, Puder zu tragen, ist also vermuthlich nicht allein älter, sondern auch viel ausgebreiteter, als man dafür hält. Sie treiben sogar die Mode weiter als die Europäer, denn man pudert sich hier auch den Bart. Außer dieser Kopfzierde haben sie noch eine andere, die darin besteht, daß

sie gerade über das eine Ohr eine Feder stecken, die den Schwanzfedern eines Haushahns völlig ähnlich ist.*)

In Port-Jackson gehen die Männer, Weiber und Kinder völlig nackt; sie erschöpfen aber dessen ungeachtet ihre ganze Erfindungskraft, um ihren nackten Leib zu verzieren. Sie bemalen das ganze Gesicht und den Leib mit rothen und weißen Streifen. Hunter fand, daß einige darin ordentlich ein wenig Geschmack gezeigt, andere aber auf die Form gar keine Rücksicht genommen hätten. Einige hatten weiße Zirkel rings um die Augen, und andere einen horizontalen Streifen quer über die Stirn. Wieder andere hatten schmale weiße Streifen rings um den Körper, und eine breite Linie in der Mitte des Rükkens und des Bauches, ingleichen einen einzelnen Streif an jedem Arme, Schenkel und Beine hinunter. Einer andern schmerzhaften Operation unterwerfen sich die Männer, vermuthlich, um das schöne Geschlecht desto mehr einzunehmen. Sie scarifiziren sehr stark den Körper, besonders die Brust und die Schultern. Die dadurch verursachten Figuren ragen beträchtlich über die Haut hervor. In diesen vermeintlichen Verzierungen bemerkt man zwar keine regelmäßige Form, und nichts desto weniger fällt es vielleicht den Damen in Port-Jackson eben so schwer, dem Reize dieser Schrammen zu widerstehen, als den Cavalieren in Paris dem Zauber des Schönfleckchens. Bei andern Völkern findet man auch den nämlichen Gebrauch, daß man sich dergleichen erhöhete Figuren auf verschiedene Theile des Körpers macht. Einige Männer tragen in dem Nasenknorpel ein Stück Holz oder Knochen, das die Nasenlöcher ausweitet, und dies betrachten sie ohne Zweifel als eine Schönheit. Vielen von ihnen fehlen die zwei vordersten Zähne an der rechten Seite der obern Kinnlade, und manchen Weibern die zwei untern Gelenke an dem klei-

*) Carteret's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt.

nen Finger der linken Hand. Auch viele andere Weiber pflegen ein Glied von einem Finger abzuschneiden, welches ich nachher zeigen werde. Die Ursache dieser sonderbaren Sitte hat Hunter nicht ausfindig machen können. Er bemerkte diese Verstümmelung nur an alten Weibern, jungen Mädchen von acht bis neun Jahren und jungen Frauen, die theils schon geboren, theils noch kein Kind gehabt hatten. An andern Frauenspersonen hingegen fand er den Finger unverletzt. Die Bedeutung dieser Sitte ist also ungewiß. Einige vermuthen, daß sie sich auf solche Art die Finger verstümmeln lassen, um ihre Trauer über den Tod ihrer Freunde zu bezeugen. Dies kann zwar bei andern die Ursache sein, aber kaum bei diesen Statt haben, da man auch junge Kinder hier verstümmelt findet. Wahrscheinlich suchen die Frauenspersonen hierin eine Schönheit, und ist dies der Fall, so bezahlen sie dieselbe ziemlich theuer.

Obgleich die Weiber aber vielerlei Künste erfinden, die Schönheit zu befördern, so thun sie doch nichts, um die Reinlichkeit zu befördern. Sie sind in hohem Grade schmutzig. Ihre natürliche Farbe ist ein schmutziges Schwarz, wie Ruß, diese wird aber dadurch noch häßlicher, daß sie sich niemals waschen. Hingegen beschmieren sie gemeiniglich die Haut mit dem Fette der Thiere, die sie tödten, und bedecken sich dann noch mit allerlei Art von Schmutz. Sand von dem Seestrande und die Asche von den Feuern, die sie anzünden, alles hängt sich an ihre fettige Haut, die sie niemals waschen, außer wenn Mangel an Nahrung sie ins Wasser zu gehen nöthigt.*) So können Schmutz und Eitelkeit sehr wohl mit einander bestehen.

Die Einwohner von des Herzogs von York Inseln gehen auch gänzlich nackend, sie schmieren aber doch ihr Haar mit irgend einer Art von Fett ein und pudern es mit

*) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 3. S. 24 f.

rothem oder weissem Puder. Man fand auch einige, die sich das Haar mit gelbem Puder bestreut hatten. Dieser Puder war aus gebrannten Muscheln oder Korallen gemacht, und davon tragen sie gemeiniglich eine kleine Büchse voll bei sich, wie manche unserer Damen die Schminkbüchse in der Tasche haben. *) Die indianischen und europäischen Schönen gleichen also auch in diesem Stücke einander, daß keine von ihnen mit der natürlichen Farbe ihres Haares zufrieden ist. Ist das Haar schwarz, so soll es mit weissem oder gelbem Puder bestreut, und ist es gelb, mit einem bleiernen Kamm gekämmt werden, damit es schwarz werde.

Uebrigens sehen wir aus Reisebeschreibungen, daß sowohl die ungebildeten und wilden, als die kultivirten Völker, sowohl diejenigen, die nackend gehen, als diejenigen, die bekleidet sind, mit ihrem Haare viel zu thun haben, um es zu verschönern. Die maurischen Frauenzimmer in Algier und Tunis halten es für etwas schönes, langes Haar zu haben. Hat die Natur sich in Austheilung dieser Zierde nicht freigebig genug bewiesen, so ersetzt man diesen Mangel durch die Kunst und flicht fremdes Haar unter das natürliche. **) Die Frauenzimmer der Indianer in Batavia und der umliegenden Gegend halten auch viel auf ein starkes Haupthaar. Sie schneiden daher nichts davon ab, sondern suchen im Gegentheil das Wachsthum desselben durch den Gebrauch gewisser Oele und mancherlei anderer künstlicher Mittel zu befördern, obgleich sie schon von Natur mit dieser Zierde des Haupts reichlich versehen sind. Auch wissen sie es mit vielem Geschmack aufzusetzen. Sie wickeln es auf dem Wirbel des Kopfes in Gestalt eines Kranzes zusammen und stecken es alsdann mit einer Haarnadel fest. Um diesen Kranz von

*) Hunter's. R. Cap. 8. S. 140.

**) Shaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Kap. 2. Abschn. 7.

Haaren schlingt sich ein Kranz von den schönsten Blumen.*) Die Kabobikejen in Afrika haben ein sehr [illegible] und krauses Haar. Da sie durch keine Kunst ihr Wachsthum befördern können, so suchen sie es, [illegible] zu schmücken, und besetzen es daher mit kleinen [illegible] und künstlich geordneten kupfernen Knöpfen. Die Namakesen, die in der Nähe von ihnen wohnen, überziehen sich die Haare mit einer sehr dicken Lage von Fett, so mit Staub von mancherlei wohlriechendem Holze vermischt ist,**) so wie man auch vordem bei uns das Haupthaar mit verschiedenen Arten wohlriechender Pomade angeschmiert hat. Es darf uns indeß nicht auffallen, wenn Menschen, die bekleidet sind und Fleiß darauf wenden, im Putze zu erscheinen, auf Haarschmuck auch bedacht sind; allein wenn Menschen ohne Schaam ganz nackend gehen, und doch in dem Grade eitel sind, daß sie sich den Kopf einschmieren und pudern, so ist dies wirklich etwas lächerliches.

Bei den Pescherähs findet man die nämliche Eitelkeit, obgleich sie auf der untersten Stufe der Menschheit stehen und die armseligsten aller menschlichen Wesen zu sein scheinen. Ihr einziges Kleidungsstück besteht in einem Seehundsfell, welches vermittelst einer Schnur um den Hals befestigt ist. Uebrigens gehen sie ganz nackend, ohne selbst die Theile des Leibes zu verhüllen, welche die Ehrbarkeit zu bedecken gebietet. Zwar fand Cook einige Weiber, die einen kleinen Lappen, kaum eine Hand groß, vorn am Schooß herabhängen hatten, der vermittelst einer Schnur um die Hüften befestigt war; dieser gab es aber doch nur wenige, und nichts desto weniger lieben diese nackten, elenden Geschöpfe den Putz. Ihre natür-

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 2. S. 7..

**) Le Vaillant's neue Reise in das Innere von Afrika. Bd. 2. S. 64 u. 142.

ische Olivenfarbe suchen sie durch aufgetragene Streifen von rothem oder weißem Oker zu erhöhen. Ein ledernes Band, mit Muscheln besetzt, ziert den Hals, und auf dem Kopfe tragen sie eine Art Mütze aus einigen langen Gänsefedern zusammengefügt, die gemeiniglich aufrecht in die Höhe stehen. Glaskorallen und andere Kleinigkeiten nahmen sie von den Engländern mit eben der Gleichgültigkeit und Achtlosigkeit an, mit welcher sie auch ihre Waffen und ihre zerlumpten Seehundsfelle umsonst, oder gegen das erste und beste, was ihnen geboten ward, weggaben.*) So thierisch diese Menschen auch sind, so haben sie doch dies Menschliche an sich, daß sie eitel sind, und bei aller ihrer Armseligkeit sich durch eine Art von Putz auszeichnen wollen.

So sind die Einwohner von Montanna-Real ganz wilde Menschen. Einige bedecken zwar den Unterleib, andere gehen aber ganz nackt. Diese sind aber dessen ungeachtet auf Putz bedacht, und schmücken sich den Kopf mit Federn. Sie gehen noch weiter, als die Oberwähnten, in ihrem Putz. Sie durchbohren nicht allein die Nase, sondern auch die Unterlippe, und stecken Stücke von Muscheln durch die Oeffnung. Sie machen sich auch verschiedene Figuren im Gesicht und an andern Theilen des Körpers.**)

An der Franzosen-Bay, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, findet man ungefähr die nämlichen Künste, um die Schönheit zu befördern. So sind die wilden Menschen in Rücksicht ihres Erfindungsvermögens einander ähnlich, und das in zwei so entgegengesetzten und weit abgelegenen Gegenden, daß einen unmöglich

*) Cook's zweite Reise um die Welt, von Georg Forster; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 22. S. 96.

**) Beschreibung der Montanna-Real, in Fuchs monatlicher Correspondenz.

dem andern die Kunst hat ablernen sollen. — Einige von diesen Indianern haben zwar eine Art Kleidung, die in einem ganzen Hemde von Seeotterfellen besteht, und die gewöhnliche Kleidung des ersten Oberhaupts ist ein Hemd von einer gegerbten Elendshaut, mit einer Franze von Damhirschhufen und Vögelschnäbeln, welche beim Tanzen ein lautes Geklapper macht. Diese Kleidung ist auch bei den Wilden von Canada und den andern Völkern, die an der östlichen Küste von Amerika wohnen, üblich. — Obgleich aber diese bekleidet sind, so giebt es doch hier andere, deren ganze Kleidung in einem Felle besteht, das blos die Schultern bedeckt. Uebrigens gehen sie ganz nackt, doch bedecken sie gewöhnlich den Kopf mit einem kleinen Strohhut; aber nichts desto weniger sind sie auf vielerlei Arten von Schmuck nach ihrer Art bedacht, von welchen wir wohl kaum eine einzige hübsch finden werden.

Wenn sie in großem Staat erscheinen, ist ihr Haar gepudert und mit den Flaumfedern der Seevögel durchflochten. Diese Zierath ist doch erträglich. Zuweilen aber schmücken sie sich auch mit Adlerfedern, setzen eine Mütze mit zwei Hörnern oder einen ganzen Bärenkopf auf, in dem sie ein hölzernes Näpfchen befestigt haben. Ob sie alles dieses als eine Kopfzierde, oder als eine Militair-Uniform tragen, wodurch sie sich furchtbar machen und ihren Feinden Schrecken einjagen wollen, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen. Allein daß folgende Erfindungen blos zur Zierde dienen, ist nicht zu bezweifeln. Das Gesicht und den Körper bemalen sie auf eine fürchterliche Art mit Ocker, Ruß und Bleiweiß, mit dem Thran des Seewolfs vermischt. — Wenn man weiß, daß die indianischen Frauenzimmer von Natur eine weiße und feine Haut und eine schöne Gesichtsfarbe haben, wenn ihre Schminke und das, womit sie sich sonst beschmieren, nach vielen Ueberredungen abgewaschen wird, so ist es unbegreiflich, wie sie darauf gefallen sind, sich dermaßen zu

verunzieren, und zwar gewiß in der Absicht, sich da-
durch zu verschönern. Von allen Abgeschmacktheiten ist
diese doch gewiß die unerklärbarste. — Die Männer
durchbohren sich den Nasenknorpel und das Ohrläppchen,
und hängen verschiedene kleine Zierathen hinein. Sie
machen sich auch Narben auf Brust und Arme mit einem
sehr scharfen eisernen Instrumente, welches sie an den
Zähnen, wie an einem Wetzstein, schleifen. Ihre Zähne
sind bis an das Zahnfleisch abgefeilt, und zu dieser Ope-
ration gebrauchen sie einen abgerundeten Sandstein, der
die Gestalt einer Zunge hat.

Sonderbar ist es, daß diese Sitte auch bei den Ma-
layen üblich ist, die auch eine ganz besondere Sorgfalt
auf ihre Zähne verwenden, nicht wie wir, um sie weiß
zu erhalten, welches des beständigen Betelkauens wegen
nicht möglich ist, sondern um ihnen eine andere Gestalt
zu geben. Sie reiben nämlich die scharfen Enden dersel-
ben, sowohl an der obern als an der untern Reihe, mit
einer Art von Schleifstein so lange, bis alle Spitzen gleich
und eben sind, und kein Zahn im geringsten höher als
der andere ist. Wenn dies geschehen ist, schneiden sie
längs der obern Reihe eine tiefe Rinne ein, die mitten
über alle Zähne weg und mit dem Zahnfleisch parallel
läuft. Diese Rinne ist wenigstens um den vierten Theil
so tief, als der Zahn dick ist, und folglich dringt sie weit
tiefer als durch die Emaille des Zahns ein, deren geringste
Beschädigung, nach der Behauptung unserer Aerzte, so
grundverderblich sein soll. Dessen ungeachtet sieht man
unter diesen Leuten, die auf solche Art die Emaille der
Zähne verletzen, nie einen faulen Zahn; ja die schwarze
Farbe, womit sie die Zähne beschmieren, dringt sogar
nicht einmal durch diese Rinne in den Knochen ein, son-
dern sie bedeckt nur die Oberfläche, und kann nach Belie-
ben abgewaschen werden, da denn die Zähne wieder so
weiß als Elfenbein werden. Doch sind weiße Zähne nach

dem Geschmacke der malayischen Schönen durchaus kein Vorzug.*)

Die Weiber an dem Hafen der Franzosen haben noch einen andern Gebrauch, der sie auf eine schändliche Art entstellt. Sie spalten nämlich, gleich den Einwohnern von Montanna-Real, die Unterlippe, in der ganzen Länge des Mundes, bis an das Zahnfleisch und stecken in diese Spalte ein ovales Stück Holz, das gewöhnlich einen halben Zoll in der Dicke, zwei im Diameter und drei Zoll Länge hat. Dies verunstaltet sie und verursacht einen unwillkürlichen Speichelausfluß, der eben so unbequem als ekelhaft ist. Nichts desto weniger scheint diese Sitte unter den Völkerschaften allgemein zu sein, die an der nordwestlichen Küste von Amerika wohnen.**) — In Port Mulgrave, welches ebenfalls auf der nordwestlichen Küste von Amerika liegt, findet man denselben Gebrauch. Aber hier machen nicht alle Weiber ohne Unterschied diese Mode mit. Es sind nur solche, die ein wenig mehr sind als andere. Dieser Zierath scheint also eine Art Vorrang anzudeuten.***)

Dieselbe Sitte ist auf den aleutischen und Fuchsinseln üblich, bei dem männlichen sowohl als dem weiblichen Geschlechte. Die Bewohner dieser Inseln unterscheiden sich von den andern blos darin, daß sie sich ein wenig mehr ausschmücken. In der Jugend machen sie zwei tiefe Einschnitte in die Unterlippe, und bohren außerdem ein Loch in die Nasenscheide. In diese Einschnitte der Lippe setzen sie bis zwei Zoll lange, geschliffene Wallroßzähne;

*) Neuhofs Reisen nach Ostindien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 14. S. 29.

**) La Perouse's Reise um die Welt. B. 1. in Sammlung von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 16. S. [illegible] und 217 und B. 2. S. 267.

***) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. 2. S. 112.

in das Nasenloch oder stecken sie einen kleinen Vogelknochen so, daß er die Nasenläppchen in die Höhe hebt. Die Eitelsten unter ihnen haben in der Unterlippe noch einen dritten Schnitt, in welchen sie ein gefärbtes Steinchen legen. — Man wird leicht einsehen, daß diese Schönen für's Küssen kein Gefühl haben können, es sei denn, daß ihre Eitelkeit diese Aeußerung der Liebe überwände; denn mit allen diesen Anstalten in Lippe und Nase ist das Küssen nicht thunlich. Man sieht zugleich hieraus, welche Gewalt die Eitelkeit über sie haben müsse, daß sie sich Operationen der Art unterwerfen, die ohne Zweifel viel schmerzhafter sein müssen, als die, denen unsre Frauenzimmer sich unterwerfen, wenn sie sich die Ohren durchstechen lassen, um allerlei Zierathen darein zu hängen. *)

Solche Ohrzierathen haben die obgenannten Indianerinnen auch; sie sind aber nicht, wie unsere Frauenzimmer, mit einem Loche in jedem Ohre zufrieden. In die Ohrlappen bohren sie überall am Rande Löcher, und hängen Büschel von kleinen schönen Federn, Korallen und andere Kleinigkeiten darein. — Bei allem diesem Putze gehen sie nackt. Damit aber auch diese nackten Körper nicht ohne Zierathen sein sollen, so haben beide Geschlechter auf Armen, Händen und Gesichtern mancherlei Figuren von Thieren, Vögeln und Blumen. Diese Figuren stechen sie in die Haut mit Fischgräten, und reiben in die blutigen Stiche Farben, wodurch sie sie unvergänglich machen. — Die Tungusen, Tschuktschen und die Einwohner der kurilischen Inseln haben ebenfalls Linien und Figuren auf

*) Die Einwohner der kurilischen Inseln entgehen durch eine andere Erfindung diesen schmerzhaften Operationen. Die Frauenzimmer schwärzen die Lippen völlig, die Mannspersonen im Gegentheil blos die Hälfte davon. So verschieden ist der Geschmack. Wir wollen die Lippen roth haben; jene finden sie am schönsten; wenn sie schwarz sind. Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 356.

den Armen, Händen und auf den Gesichtern; diese Figuren werden aber nicht in die Haut einpunktirt, sondern eingenähet. Dies ist also eine Art Stickerei.*) — Man sollte doch billig glauben, daß Menschen, die Verzierungen so sehr lieben und so viel leiden, um sie nach ihrem Geschmacke zu bekommen, doch wenigstens reinlich sein sollten, hier haben wir aber wieder einen Beweis, daß beides nicht immer mit einander vereinigt ist. Viele von den Bewohnern der Fuchsinseln waschen sich nie, weswegen sie auch gelbbraun und häßlich aussehen; und einige, die das Waschen brauchen, waschen sich erst mit ihrem Harn. Zwar sollen sie dadurch eine glatte, rothe, frische und angenehme Gesichtsfarbe bekommen; aber das Mittel, welches sie dazu gebrauchen, zeugt eben nicht von Reinlichkeit.**)

So habe ich an verschiedenen Beispielen gezeigt, daß alle Menschen, sowohl die ganz als die halb nackten, ihrer Nacktheit ungeachtet, Verzierungen lieben. Diese Eitelkeit entspringt aus der Eigenliebe des Menschen. Der Mensch will gefallen und wählt dazu die Mittel, die in seiner Gewalt stehen. Da die Wilden keine Kleider haben, woran sie ihre Kunst zeigen können, so müssen sie selbige an ihrem Körper zeigen. Kopf, Nase, Ohren, Mund, Zähne, Alles muß seine besondere Zierathen haben. Da sie keine Kleidung haben, welcher sie verschiedene Farben geben können, so muß ihre Haut sie haben. So auszusehen, wie man von der Natur gebildet ist, ist gar zu einfach und erregt keine Aufmerksamkeit. Die Haut muß daher bemalt, punktirt, gestickt werden, blos um zu gefallen. — In den folgenden Abschnitten werde ich oft Gelegenheit finden, mehrere dergleichen Künste anzuführen, welche die Völkerschaften, die doch bekleidet

*) Georgi a. St. S. 351 und 356.

**) Georgi a. St. S. 364 ff.

sind, gebrauchen, um die unbedeckten Theile des Körpers auszuschmücken.

Kap. 2.

Ist Schaam über Nacktheit Folge eines angebornen Triebes?

Wenn man von der Nacktheit dieser wilden und rohen Menschen lieset, drängt sich gleichsam von selbst die Frage auf, ob Schaam über Nacktheit dem Menschen angeboren sei, oder ob die Schaam, welche die kultivirten Menschen empfinden, eine andere Ursache habe? Ich glaube mit Grund der Wahrheit das letzte behaupten zu können. Daß die kultivirten Nationen sich schämen, die Theile des Körpers zu entblößen, die unsere Ehrbarkeitsgesetze bedeckt haben wollen, daraus läßt sich gar nicht auf eine angeborne Schaam schließen. Will man in diesem, wie in den meisten andern Fällen, den Menschen kennen lernen, so muß man ihn in seinem rohen Zustande betrachten, und in diesem Zustande findet man keine Schaam. Wenn Schaam Folge eines angebornen Triebes wäre, so müßte sie, wie andere Triebe der Art, bei dem rohen Naturmenschen gefunden werden; und da dieses nicht der Fall ist, so muß sie in den kultivirten Ländern blos eine Wirkung der Gewohnheiten, Beispiele und Erziehungsprincipien sein. Wo diese nicht wirken, gehen die Menschen beiderlei Geschlechts nackend, ohne sich darüber zu schämen. In diesem Zustande sind das Thier und der Naturmensch einander völlig ähnlich.

Dies lernen wir von den Indianern am Oronoko. Diese gehen ganz nackt einher, und verwundern sich eben

so sehr über die Kleidung der Europäer, als diese sich über die Nacktheit jener wundern. Wenn auch die Europäer den Weibern etwas geben, um sich damit zu bekleiden, so wollen sie es nicht gebrauchen, und sagen, daß sie sich schämen, bekleidet zu gehen. Einige tragen zwar vorn eine Art von Keuschheitsschurz, und sind übrigens ganz nackend. Dieser Schurz ist bei den Weibern höchstens zwei Spannen lang und eine Spanne breit; die Männer aber haben einen, der etwas größer ist. Bei dieser Gelegenheit äußert sich auch die Putzliebe der Weiber. Es zeigt sich ihre Eitelkeit in den Bändern, mit denen sie ihre Schürzen befestigen. Bei den Männern sind diese blos von Baumwolle; die Weiber aber flechten sich künstliche Schnuren von ihren eigenen oder fremden Haaren, und diese fügen sie wieder zusammen, und verfertigen daraus schöne Binden, mit welchen sie ihre Schürzen befestigen. Sie haben dazu ein ganz eigenes Werkzeug, welches sie überall mit herum tragen. Auch der Schurz ist nicht ohne Zierathen. Einige tragen ihn von schönen, andere von groben Zeugen, aber alle sind mit bunten Fäden ausgenäht. Bei einigen sind diese Schürzen ein Netz von Korallen, und werden von allen Indianern sehr geschätzt. Sie würden auch in der That recht artig sein, wenn sie nur etwas mehr bedeckten, was sie bedecken sollen.

Ob diese Indianerinnen aus Schaam, als einer Erziehungsgewohnheit, oder aus Koketterie diese Keuschheitsschürze tragen, kann wohl nicht mit einiger Gewißheit entschieden werden; aber gewiß ist es, daß andere Völkerschaften am Oronoko nicht einmal diese Schürze tragen. Die Europäer gaben diesen Weibern etwas Zeug, um sich damit zu bekleiden; sie lachten aber nur darüber. Sie nahmen es zwar an, banden es aber um den Hals. Sie haben also durchaus kein Gefühl für Schaam; hingegen sind sie nicht gegen den Putz gleichgültig, und suchen sich so viel als möglich in den Augen ihrer Männer zu verschö-

nern. Einige dieser Indianerinnen setzen daher einen großen Werth auf lange Haare. Sie kämmen sie fleißig, und salben sie unaufhörlich mit Schildkröten- oder Palmöl, um ihnen einen schönen Glanz zu geben. In den Ohren tragen einige kleine längliche silberne Platten, und diejenigen, welche dieß nicht in ihrem Vermögen haben, begnügen sich mit fingerlangen Hölzchen oder dünnen Stückchen Rohr. Dergleichen tragen sie auch in dem durchbohrten Nasenknorpel. Auch haben alle ohne Ausnahme eine kleine Oeffnung in der Unterlippe, in welche sie Stecknadeln stecken.

Um den Hals tragen die Weiber eine unzählige Menge Schnüre von Glaskorallen oder auch längliche Stückchen von gebranntem Thon oder wohlriechende kleine Wurzeln. Diejenigen, welche sich nicht sehr zieren wollen, hängen einige kleine Perlen um den Hals, die sie mit gelben und grünen Korallen vermischen. Bei ihren Tänzen und öffentlichen Festen behängen sie den ganzen Leib mit dergleichen buntfarbigen Korallenschnuren. Einige, welche die Caraiben gern nachahmen wollen, die in Rücksicht auf die Moden den Ton angeben, wie die Franzosen und Engländer bei uns, tragen um die Knöchel der Füße eine Art enger, vier bis fünf Finger breiter Strümpfe, die sehr fest aus Palmfibern gewirkt sind. Diese ziehen sie nie aus, ehe sie sich ganz abgenutzt haben, und da sie sehr fest an den Beinen sitzen, so werden sie von dem beständigen Drucke ganz dick und unförmlich, und dies halten sie dennoch für eine Schönheit.

Beinahe bei allen diesen Wilden scheeren sich die Männer das Haupt, doch lassen einige ein Paar Büschel oder zuweilen gar nur zwei oder drei einzelne Haare zum Zierath stehen. Der Grund, warum sie sich scheeren, ist, um den Kopf desto leichter rein zu halten, und damit ihre Feinde sie im Kriege nicht bei den Haaren fassen und auf die Art um so viel leichter überwinden mögen. Sie halten auch alle diejenigen für feige und muthlos,

welche lange Haare tragen. — Man sollte fast eher glauben, daß diejenigen feige wären, welche sich das Haupt scheeren, damit man sie nicht bei den Haaren fassen soll. — Keine dieser wilden Völkerschaften geht mit bedecktem Haupte, aber alle schmücken sich mit Federn. Einige tragen sie wie einen Kranz um die Stirn, andere hingegen wie eine Mütze. — Die Bewohner der bergigen Gegenden pflegen die Zähne der Tiger, Krokodille und anderer Thiere an einander zu reihen und um den Hals zu tragen. Einige schmücken ihren Hals mit Halsbändern, die aus dünnem Holze verfertigt und sehr fein mit silbernen Plättchen belegt sind. Auf diesen Schmuck setzen sie einen ganz besondern Werth, und diejenigen, welche ihn besitzen, brüsten sich nicht wenig damit. Viele tragen auch um die Hände einige grobe baumwollene Fäden, mit Franzen verziert. Andere Armbänder tragen die Männer nie, auch haben sie keine Ohrengehänge oder Ringe.

Sowohl Männer als Weiber bemalen sich den ganzen Leib mit verschiedenen Farben, und sonderbar ist es, daß sie eben so beschämt scheinen, wenn man sie unbemalt antrifft, als wir, wenn man uns unbekleidet überrascht. Aber dieses kann, nach dem, was ich oben gesagt habe, bei ihnen keine Folge der Schaam sein. Sie schämen sich nur, mit ihrer wahren Hautfarbe zu erscheinen, so wie unsere geschminkten Weiber sich nicht gern von jemand sehen lassen, ehe sie geschminkt sind. — Es gibt zweierlei Arten, sich zu bemalen. Die eine ist alltäglich, und besteht blos darin, daß sie den ganzen Leib mit einer einzigen Farbe ohne alle Verzierung beschmieren. Hierzu bedienen sie sich einer rothen Farbe, welche sie allen andern vorziehen. Gilii sagt, daß man sich nicht leicht eine niedrigere Mode, als diese, denken könne; denn alles, was sie berühren, wird von ihrer Schminke beschmutzt, die noch außerdem einen unausstehlichen Gestank hat, da sie mit rohem Schildkrötenöl bereitet ist, welches leicht

ranzig wird. Die andere Art, sich zu bemalen, ist nur bei Festen und Feierlichkeiten üblich. Bei diesen Gelegenheiten malen sie die eine Hälfte des Gesichts roth, die andre gelb. Der Leib und die Füße sind ebenfalls roth, die Beine aber färben sie schwarz, oder auch umgekehrt. Einige Völkerschaften am Oronoko pflegen im Gegentheil nur das Gesicht allein zu bemalen und dem ganzen Körper seine natürliche Farbe zu lassen. Einige Indianer haben auch Stempel, die aus gebranntem Thon verfertigt sind, mit denen sie auf die Brust und Lenden allerhand wunderliche Figuren drücken. Dies ist aber doch eigentlich eine Mode der Caraiben und wird nicht von allen nachgeahmt.*) — Hieraus sieht man, daß diese Wilden sich im geringsten nicht ihrer Nacktheit schämen; sie schämen sich sogar, das zu bedecken, was die Ehrbarkeit bei gesitteten Völkern bedeckt haben will. Hingegen sind sie in der Kunst, sich zu schmücken und zu bemalen, unerschöpflich, und stehen beschämt da, wenn man sie unbemalt antrifft.

Ich habe oben gesagt, daß die Caraiben unter den Einwohnern des Oronoko, in Rücksicht auf die Moden, den Ton angeben, wie die Franzosen unter den Europäern; es ist daher ohne Zweifel hier der rechte Ort, zu zeigen, wie diese Wilden sich zu verschönern suchen. — Diese gehen auch völlig nackt, ohne sich ihrer Blöße im geringsten zu schämen. Wer den Unterleib bedecken wollte, würde ausgelacht werden. So sehr die Europäer sich auch bemüht haben, diesen Gebrauch abzuschaffen, so haben sie doch ihren Zweck nicht ganz erreichen können. Wenn sie mit den Europäern Umgang haben, bedecken sie sich ein wenig aus Achtung für sie, legen aber solches gleich weg, so bald sie zu Hause kommen. Wirft man ihnen ihre Nacktheit vor, so antworten sie, daß sie nackt auf die Welt gekommen, und daß es eine Thorheit

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 252 ff.

sei, das zu verhüllen, was sie von der Natur erhalten haben. — Diese Wilden haben also auch kein Gefühl von Schaam. Es kann nicht einmal bei ihnen geweckt werden. Sie sind aber eben so große Liebhaber vom Putze und eben so eitel, wie alle andere Völker. Da die Nationen am Oronoko den Caraiben nachahmen, so will ich, um Wiederholungen zu vermeiden, nur das anführen, worin diese von jenen abweichen. Bei den Caraiben flechten Männer und Weiber ihr Haar hinten und stecken es in ein kleines Horn, welches sie mitten auf den Kopf setzen, und lassen auf beiden Seiten Locken hinabhangen. Die Männer dulden keinen Bart, und reißen die Haare aus, so wie sie zum Vorschein kommen. Man glaubt auch, daß sie ein Mittel wissen, sein Wachsthum zu verhindern. Sonderbar ist es, daß die Europäer nicht gesucht haben, ein solches Mittel ausfindig zu machen, wodurch man sowohl viel Zeit gewinnen, als einer sehr langweiligen Arbeit überhoben werden könnte.

Dieser Gebrauch, den Bart wegzuschaffen, ist in Amerika sehr allgemein. Die Nordamerikaner glauben, wie die Europäer, daß der Bart verunziere, und wenden daher viele Mühe an, um sich desselben zu entledigen. Man findet daher nicht leicht Spuren davon, außer bei alten Leuten, die sich nicht um den Putz bekümmern. Sie halten auch jeden Zuwachs der Haare an ihrem Leibe für häßlich, und beide Geschlechter wenden viel Zeit auf die Vertilgung derselben.*) Bei den Einwohnern von Nutka ist ebenfalls die Sitte üblich, den Bart mit der Wurzel auszureißen, so bald er sich zeigt, und hiermit fahren sie fort, so lange etwas hervorkommt. Es gehört sogar hier zu den häuslichen Verrichtungen der Weiber, dafür zu sorgen, daß diese Haare ausgerissen werden, welches sie sehr geschickt mit den Fingern thun, ohne daß es sein-

*) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nord-Amerika. Cap. 2.

erlich schmerzt. Aber bei ihnen, wie bei den oben genannten Nordamerikanern, pflegen einige, wenn sie alt werden, ihren Bart wachsen zu lassen, obgleich man deren nur wenige sieht.*) — Bei den Einwohnern von Guiana ist es ebenfalls gebräuchlich, den Bart und die Augenbraunen auszureißen, und sie können an keinem Theile ihres Körpers Rauhigkeit vertragen.**)

Diese bei den Amerikanern übliche Sitte, sich den Bart auszurupfen, hat zu dem seltsamen Wahne Anlaß gegeben, als ob die Amerikaner von Natur bartlos wären; es ist aber in den spätern Zeiten hinlänglich bewiesen worden, daß sie keinen Bart haben, weil sie denselben ausreißen. Es ist vielleicht auch möglich, daß durch dergleichen Künste, wenn sie in einer langen Reihe von Geschlechtern fortgesetzt werden, der Haarwuchs auf dem Kinne zuletzt bei diesen Amerikanern schwächer, als bei andern Völkern, werden, vielleicht sogar mit der Zeit ganz aufhören kann. So viel ist immer gewiß, daß die Völker in Amerika, welche diese Künste nicht gebrauchen, bärtig sind, wie andere. Die Einwohner von Montanna-Real haben daher einen so starken Bart, daß sie in diesem Stücke den Europäern nichts nachgeben.***)

Sonderbar ist es, daß im Südmeere, auf den sogenannten Lord Howe's Inseln, dieselbe Sitte, wie in Amerika, üblich ist. Die Bewohner dieser Inseln wissen den Bart so abzunehmen, daß es scheint, als ob sie rein barbirt wären. Aber noch sonderbarer ist es, daß wie die Europäer sich die Haare abscheeren lassen, um eine Perücke aufzusetzen, diese sich den Bart abnehmen, um

---

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 1. S. 267.

**) Berkel's Beschreibung seiner Reisen nach Rio de Berbice. Cap. 4.

***) Beschreibung des Montanna-Real, in Sachs monatl. Correspondenz. May 1801. S. 456 ff.

dafür eine Art von künstlichem Bart zu tragen. Dieser besteht aus einer Menge von Franzen, welche dicht unter der Nase zwischen derselben und dem Munde befestigt sind. An diesem Barte hängt eine Reihe von Zähnen, wodurch sie das Ansehen bekommen, als ob sie unter ihrem natürlichen Munde noch einen andern hätten. Mit diesem künstlichen Barte haben diese Insulaner die Gewohnheit mit so vielen andern Völkerschaften gemein, daß sie den Nasenknorpel durchbohren. Sie gehen aber hier weiter als andere; denn die beiden Flügel der Nase sind auch durchbohrt und Stückchen Schilf oder Knochen hineingesteckt.*)

Nach dieser kleinen Ausschweifung komme ich wieder zu den Zierathen der Caraiben zurück. — Zwar haben sie dieses mit den Anwohnern des Oronoko gemein, daß sie sowohl das Gesicht als den ganzen Leib mit rother Farbe bestreichen; sie malen sich aber noch außerdem schwarze Ringe um die Augen. Außer diesem Anstrich ziehen sie auch durch die Nasenlöcher einen Ring oder einige Stücke Krystall. So tragen auch die vornehmen Frauenzimmer in Darfur bisweilen goldene Ringe in der Nase.**) Die Frauenzimmer in einigen Dörfern um Aleppo herum und alle Araber daselbst tragen auch einen großen silbernen oder goldenen Ring in der auswendigen Seite des rechten Nasenloches.***) Bell traf auch verschiedene mahomedanische Tartaren, deren Weiber Ringe in der Nase trugen, wovon einige mit Gold und andere mit Edelsteinen besetzt waren. Er erfuhr aber, daß diese Sitte blos eine Folge

---

*) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 8. S. 128.

**) Brown's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 1. S. 353.

***) Beschreibung der Stadt Aleppo, von Russel, Hauptst. 2; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 1. S. 420.

r Gelübde sei, welche die Mütter während ihrer
chwangerschaft thun, und daß zum Beweise davon gleich
ach der Geburt dem Kinde ein Ring in das rechte Nasen-
ch gehängt werde, den es zeitlebens tragen muß. Er
atte sogar einige mit zwei Nasenringen angetroffen.*) —
ie caraibischen Damen haben also nicht diesen Zierath für
h allein; und ist man in der Verzierungskunst so weit
kommen, daß man Löcher in der Nase, wie in den Oh-
n, bekommt, so ist der Uebergang von Stecken und
nochen zu silbernen und goldenen Ringen leicht geschehen;
elches doch von einiger Verbesserung des Geschmacks
ugt. Ob dieser Schmuck auch unserm schönen Ge-
hlechte je gefallen wird, das wird die Zeit lehren.

Uebrigens besteht der hauptsächlichste Schmuck der
araiben in großen geglätteten Kupferplatten, in Gestalt
nes halben Mondes. Einige davon sind so klein, daß
: dieselben in die Ohren hängen; andere aber, die von
r Größe einer Hand sind, tragen sie um den Hals, so
aß die Platte auf der Brust liegt. Diese Zierde halten
e so hoch, daß sie solche nach ihrem Tode, wenn sie
ine Kinder hinterlassen, ihren besten Freunden als das
este Erbstück vermachen.**) Aus dieser Beschreibung
er Caraiben wird der Leser ersehen, daß der höchste Grad
on Schaamlosigkeit, nach europäischer Denkart, mit
em höchsten Grade von Eitelkeit bei diesem Volke verei-
igt ist. Sie schämen sich im geringsten nicht, völlig
ackt zu gehen, setzen aber ihren ganzen Stolz darein,
hre nackten Körper aufs vollkommenste nach ihrem Ge-
hmacke auszuschmücken.

Die Einwohner von Neusüdwallis sind am ganzen
eibe so unsauber, daß Cook nicht einmal mit Gewißheit
agen konnte, von welcher Farbe sie waren; doch schien

---

*) Bells Reisen. S. 22.

**) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika.
Th. 2. Buch 5. Haupst. 15. Abschn. 15. §. 2. 3.

die Haut ursprünglich von einer Chokolade-Farbe [illegible] Ihr Haar ist von Natur schwarz und lang; [illegible] aber sowohl das Haupthaar als den Bart durch [illegible] kurz zu halten, weil sie kein schneidendes Werkzeug [illegible] Ihr vornehmster Putz besteht in einem Knochen, den [illegible] durch den Nasenknorpel ziehen. Dieser Knochen ist [illegible] guten Finger dick und fünf bis sechs Zoll lang. Er [illegible] ihnen solcher Gestalt quer über das Gesicht, und [illegible] beide Nasenlöcher dermaßen, daß sie beständig [illegible] weit aufgesperrt halten müssen, um Athem zu schöpfen. Dieser Schmuck muß also sehr beschwerlich seyn; [illegible] det man aber nicht um des Schmuckes willen?

Außer diesem Zierath tragen sie Halsbänder, [illegible] aus Muscheln bestehen, ingleichen Armbänder [illegible] Schnuren, die zwei bis drei Mal um den [illegible] Armes gebunden sind, und überdies eine aus [illegible] haar geflochtene Schnur, die ungefähr so [illegible] Zwirnsfaden ist, welche sie um den [illegible] Einige unter ihnen schmücken sich auch mit [illegible] von Muscheln, die vom Nacken quer über die [illegible] abhangen. Sie bemalen sich auch mit weißer [illegible] Farbe. Von der rothen pflegen sie große Flecken [illegible] Schultern und die Brust zu schmieren, und die [illegible] gen sie in schmalen und breiten Streifen auf. Die [illegible] ken laufen über die Arme und Beine, die breiten aber [illegible] den Leib hinab und sind nicht ganz ohne Geschmack [illegible] net. Von der weißen Farbe legen sie auch kleine [illegible] fleckchen auf das Gesicht, und ziehen überdies um [illegible] Auge einen Kreis davon. Sie lassen sich auch [illegible] die Ohren stechen; Cook sah aber keinen, der [illegible] trug.

An den Beispielen dieser Südseeinsulaner [illegible] daß die Wilden in allen Welttheilen in der Hauptsache [illegible] selben Vorstellungen vom Schmucke haben; sie [illegible] doch alle in der Einrichtung desselben ein wenig [illegible] den, so wie sie an Geschmack und Erfindungsgeist [illegible]

einander abweichen. Wenn sie einander von verschiedenen Gegenden sähen, so würde der eine ohne Zweifel sich über den Schmuck des andern sehr aufhalten. Die Einwohner von Neusüdwallis mit ihren großen Knochen in der Nase würden sich gewiß sehr über andere erheben, die Stückchen Holz darin tragen. Bei allem ihrem Putze aber gehen sie ganz nackend, und es kommt ihnen eben so wenig unanständig vor, am ganzen Leibe blos zu gehen, als es uns vorkommt, daß wir die Hände und das Gesicht unbedeckt tragen.*)

Die Einwohner von Neu-Holland haben auch viel an ihrem Leibe zu künsteln; ihre Künsteleien sind aber von einem andern Geschmack, als die der Einwohner von Neusüdwallis, obgleich diese Völkerschaften auf derselben Insel wohnen. Beide Geschlechter reiben sich Fischthran in die Haut. Ihr Haar kleistern sie mit einer Art Gummi zusammen, und stecken Fischgräten darein. Bei außerordentlichen Gelegenheiten bemalen sie sich auch mit rother und weißer Erde. Große Narben sind bei ihnen auch eine Zierde. Sie ritzen sich daher mit einer scharfen Muschelschale die Haut, und halten die Wunde offen, bis die äußersten Seiten derselben hart werden und ein tiefer Schnitt nachbleibt. Selbst Kinder wünschen sich diesen Zierath, und bekümmern sich daher nicht um die ihnen dadurch verursachten Schmerzen. Beinahe alle Frauenzimmer haben nur ein Gelenk an dem kleinen Finger der linken Hand. Diese Operation, die zwei vordersten Glieder abzuschneiden, wird mit ihnen schon in der frühesten Kindheit vorgenommen;**) und kann folglich keine andere Absicht haben, als Zierde. Wie sie in einer solchen Verstümme-

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 4. S. 557 ff.

**) An Account of the english Colony in New-South-Wales, by David Collins; in allgemeine geographische Ephemeriden. B. 11. St. 4. S. 360 ff.

lung etwas Schönes finden können, läßt sich kaum sagen. — Obgleich aber diese Wilden sich so vielen Schmerzen aussetzen, um ihre Schönheit zu befördern, so gehen sie doch so nackt, wie sie auf die Welt gekommen sind. — Collins sagt zwar, daß sie durch verschiedene Stellungen und Wendungen das zu verbergen suchen, was nach der Denkungsart kultivirter Leute bedeckt sein muß; wenn dieses aber eine Wirkung von Schaamhaftigkeit wäre, so würden sie wohl Mittel finden können, es zu bedecken. Man muß daher wohl eher diese verstellte Schaamhaftigkeit als eine Art Koketterie in der Gegenwart der Engländer betrachten.

In van Diemens Land haben die Einwohner nicht viele Zierathen, wenn man nicht etwa die punktirten krummen und geraden Linien an verschiedenen Theilen ihres Körpers dafür halten will, wie auch, daß die meisten die Haupt- und Barthaare nebst dem Gesichte mit einer rothen Salbe beschmieren. Bei einigen Weibern war das Haar ganz, bei andern nur zur Hälfte abgeschoren. Bei den meisten war der obere Theil des Kopfes kahl, bis auf einen zirkelförmigen Streifen Haare, der, wie bei gewissen Mönchsorden, rund um den Kopf ging. Uebrigens gehen diese Wilden ganz nackend, und schämen sich ihrer Nacktheit im geringsten nicht. Zwar fand Cook einige von ihnen, die ein schmales, aus dem Felle irgend eines Thieres geschnittenes Band, drei bis vier Mal leicht um den Hals geschlungen, trugen. Andere trugen einen schmalen Streifen von einem Kängurufelle um die Knöchel an den Füßen. Einige Weiber trugen ein ganzes Fell von einem Känguruthiere um die Schultern gebunden, jedoch, wie es schien, nicht als Kleidung, sondern blos um das Tragen ihrer Kinder zu erleichtern; denn es bedeckte keinen von den Theilen, die man sonst dem Auge zu entziehen sucht.*) Man sieht hieraus, daß es diesen

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 1. S. 192.

Wilden an Mitteln nicht fehle, ihre Nacktheit zu bedecken. Daß sie diese Mittel nicht gebrauchen, ist also ein hinlänglicher Beweis, daß sie durchaus keine Schaam empfinden. Hätten sie für Schaamhaftigkeit Gefühl, so bänden sie das um ihre Lenden, was sie um ihren Hals und ihre Füße binden.

Ich will noch blos der Einwohner der Fuchsinseln erwähnen. Diese Insulaner verstehen sehr gut, sich Kleider zu machen, die von den Bäuchen verschiedener Wasservögel und Thierhäuten verfertigt werden, denn leinen Zeug kennen sie nicht. Diese Kleider tragen sie immer auf dem bloßen Leibe. Hosen, Handschuhe und Strümpfe gebrauchen sie nicht. Ihre Füße nehmen durch das Barfußgehen im Schnee keinen Schaden. Diese Kleidung tragen sie aber der Kälte oder der Eitelkeit wegen, aber nicht aus Schaam. Sie glauben von der Natur so gebildet zu sein, daß sie sich nicht zu schämen haben. Daher gehen nicht allein Kinder, sondern auch Erwachsene völlig nackt bei einander in den heißen Hütten, oder wenn ihnen die Kleidung bei ihren Beschäftigungen beschwerlich scheint.*)

Ich darf wohl nicht mehrere Beispiele anführen, um den Leser zu überzeugen, daß der Mensch von Natur eitel, aber nicht schaamhaft sei. Wenn Schaamhaftigkeit ein dem Menschen angeborner Trieb wäre, so würde sie sich ohne Zweifel bei den wilden und rohen Menschen eben so wohl zeigen, als die Eitelkeit. Da solches nicht geschieht, so kann man schlechterdings nicht das Gefühl der Schaam für etwas halten, das dem Menschen angeboren sei. Wäre Schaam ein angeborner Trieb, der bei dem Menschen schlummern könnte, so lange er im Stande der Wildheit lebte, so müßte sie auch bei angehender Kultur aus ihrem Schlummer erwachen; dies findet man aber

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Dritte Ausgabe, S. 564 ff.

auch allenthalben nicht. — Die Javaner z. B. sind nicht ganz ohne Kultur, und doch haben sie kein Gefühl der Schaam. Sie lassen nicht nur ihre Kinder beiderlei Geschlechts ganz nackt gehen, bis sie acht oder zehn Jahr alt sind, — welches gewiß kein Volk thut, das Gefühl für Schaam hat, — sondern auch die Erwachsenen, Männer und Weiber, steigen jeden Tag in einen Fluß hinab, um sich zu baden, und zwar splitternackt, ohne sich im geringsten zu schämen.*)

Das nämliche kann man von den Japanern behaupten, die doch auf keiner niedrigen Stufe der Kultur stehen. Mangel an Schaam ist bei ihnen sehr allgemein. Selbst das weibliche Geschlecht übt Schaamhaftigkeit wenig oder nicht aus. In ihrer Kleidung sind sie züchtig und bedeken den ganzen Körper. Wenn sie sich aber baden, so kümmern sie sich selten darum, sich zu bedecken, selbst dann nicht, wenn es auf offenen Plätzen geschieht. Auch nicht einmal an solchen Stellen thun sie es, wo sie von den Europäern gesehen werden können, und wo diese vorbei kommen.**) Ihre anständige Kleidung kann also nichts anders sein, als eine Mode. Wäre sie eine Wirkung der weiblichen Schaamhaftigkeit, so würden sie sich wohl an öffentlichen Orten nicht ganz entblößen.

Man kann also nicht mit Gewißheit sagen, daß diejenigen, die sich bedecken, es aus Schaam thun, noch weniger, daß sie es aus angeborner Schaam thun. Wenn Schaam die Ursache wäre, so müßte man billig vermuthen, daß sie sich auf eine solche Art bedeckten, daß dasjenige, das verborgen werden sollte, auch wirklich dem Auge entzogen würde. Man findet aber viele Völker, bei denen dieses gar nicht der Fall ist. — So in Pe-

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. S. 79.

**) Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien. B. 2. Th. 1. S. 166.

ie vornehmen Damen tragen zwar nach ihrem Range
ängere oder kürzere Kleider; aber die gemeinen Weibs-
eute gehen beinahe nackt. Sie tragen zwar eine Art von
Rock, der nur bis an die Knie reicht, er ist aber nicht
weit genug, um vorn ganz über einander geschlagen zu
werden; daher, wenn ein Frauenzimmer geht, jeder se-
hen kann, was die Schaamhaftigkeit zu verbergen gebie-
tet.*) Die Bedeckung, die sie tragen, ist also nicht in
Schaamhaftigkeit gegründet. Dasselbe kann man von
den Kaffern sagen. Wenn es kalt ist, tragen sie einen
Mantel von Kalbs- oder Rinderfell, der zuweilen bis an
die Erde reicht, er bedeckt aber nur die hintersten Theile
des Körpers. In der heißen Jahrszeit gehen sie völlig
nackt. An ihrem Leibe sieht man weiter nichts, als was
zum Putze dient. Den Unterleib bedecken sie zwar, aber
auf eine so nachlässige Art, daß man sieht, es ist ihnen
gleichgültig, ob er zum Vorschein kommt oder nicht.
Diese nachlässige Bedeckung muß also bei ihnen eher Mode
als Schaamhaftigkeit sein.**)

Die Buschmänner in Afrika gehen ganz nackt, und
die meisten Weiber fast eben so. Ihre einzige Bedeckung
ist ein Gürtel von Leder, der in schmale Riemen geschnit-
ten ist. Diese Riemen aber sind so klein, daß sie keines-
weges als eine Bedeckung angesehen werden können; auch
zeigen die Weiber keine Spur von Schaam, nackend zu
erscheinen. Man sollte fast glauben, sagt Barrow, daß
diese Gürtel nicht den Zweck haben, etwas zu verbergen,
so sorglos sind sie befestigt. Bei einigen hängen diese
Riemen hinten, bei andern an der Seite, und bei einigen
waren sie bis auf die Knie herunter gefallen. — Schaam
kann also nicht die Ursache dieser Erfindung sein. Aber

*) Sonnerats Reise nach Ostindien und Sina. Cap. 21
§. 2.

**) Le Vaillant's neue Reise in das Innere von Afrika.
Th. 2. S. 236 ff.

bei alle dem sind diese Weiber doch nach ihrer Art geputzt. Einige haben Mützen von Eselsfellen, die wie Helme aussehen, und Stückchen Kupfer, Schellen oder Knochen hängen an ihren Haaren den Hals herab. Alle Männer haben durchbohrte Nasen, und haben darin ein Stückchen Holz oder den Stachel eines Igels befestigt.*)

Es scheint auch, als ob die Hottentotten bedeckt sein wollen; ihre Bedeckung aber verbirgt nicht das, was man zu bedecken pflegt, als die Gürtel der Seemänner. Ihr Anzug besteht aus einer Art Gürtel, an welchem vorn eine Schürze von Schakalhaut herabhängt. — Man sollte glauben, daß die Absicht dieser Schürze wäre, die Theile des Körpers zu verbergen, welche die kultivirten Nationen bedecken; wäre es aber wohl möglich, ein schlechteres Mittel zur Erreichung dieser Absicht zu wählen? Wenn Schaamhaftigkeit die wahre Absicht wäre, so müßten die Hottentotten diesen Zweck ganz vergessen haben. — Von dem hintern Theile des Gürtels hängt ein Stück getrockneter Haut bis zur Mitte des Schenkels herunter. Einige tragen sogar zwei solche Felle; sie sind aber keine bessere Bedeckung, als die vorigen; denn wenn der Hottentott geschwinde geht, fliegen sie von einer Seite zur andern, so daß sie keinen Theil verbergen. Dies scheint aber auch, sagt Barrow, nicht die Absicht zu sein. Da die Natur aber den meisten Thieren einen Schwanz gegeben, um sich bei heißem Wetter damit zu fächeln und die Insekten zu verjagen, so meint er, daß die Hottentotten, welche die Natur ohne Schwanz gelassen hat, sich einen künstlichen zu verschaffen gewußt haben. Inwiefern diese Vermuthung richtig sei, kann ich nicht entscheiden; so viel ist aber gewiß, daß diese nachlässige Bedeckung ihren ganzen Sommeranzug ausmacht und von keiner Schaamhaftigkeit zeugt. — Die Männer, die sich

---

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika, von Sprengel. S. 271.

durch ihren Putz auszeichnen wollen, tragen noch eine Schnur Korallen oder einen kupfernen Ring um das Handgelenk; aber eigentlich gehören doch solche Zierathen dem andern Geschlechte.

Die hottentottischen Weiber, so nackt sie auch sind, haben doch die Putzliebe mit den Weibern der ganzen Welt gemein, und beschleunigen dadurch den Untergang ihrer Männer, den diese durch ihre Wuth für Branntwein und Tabak sich bereitet haben. Diese beiden Artikel und Glaskorallen werden gegen Vieh, ihren einzigen Unterhalt, eingetauscht. Die Riemen von trocknen Häuten, welche sonst ihre Füße, als Schutz gegen die Dornen und den Biß giftiger Insekten, umgeben, werden verächtlich weggeworfen, und Glaskorallen an ihre Stelle gesetzt. Was bis jetzt die Nothwendigkeit und die Vorsicht erheischte, muß der Mode Platz machen. Ihre Hälse, Arme und Beine werden mit Glaskorallen überhäuft; aber die größten werden zu der kleinen, acht Zoll breiten, Schürze gebraucht, die von den Hüften bis an die Hälfte der Lenden reicht. Auf diesen Theil ihres Putzes verwenden die hottentottischen Weiber sehr viel Mühe. Große metallene Knöpfe, Porzellainmuscheln und alles, was in die Augen fällt, wird an diese Schürze befestigt. Die Weiber, die keine Glaskorallen haben, oder nicht eitel genug sind, tragen eine andere Art Schürzen, welche denen der Weiber der Buschmänner ähnlich sind. Es ist ein Bündel Riemen, der zwischen den Schenkeln hängt. Oft sind die Riemen zu dünn, und ihrer zu wenig, als daß sie den Zweck der Verhüllung erfüllen könnten. Anstatt des Schwanzes, den die Männer hinten tragen, haben die Weiber ein Schaffell, das den Hintertheil des Körpers von den Hüften bis beinahe an's Knie bedeckt. Der übrige Körper ist ganz nackt. Einige tragen indessen Mützen von Fellen, von verschiedenen Formen, und im Winter tragen beide Geschlechter Mäntel von Thierhäuten.*)

*) Barrow a. St. S. 149 ff.

Hieraus sieht man, daß selbst diejenigen, die sich bedecken oder bedeckt scheinen wollen, es durchaus nicht aus Schaamhaftigkeit thun. Wenn dies die Ursache wäre, so würden sie natürlicherweise die Schürze so einrichten, daß sie den Zweck der Verhüllung hinlänglich erfülle. Trügen die hottentottischen Weiber das Schaffell nur, was sie hinten haben, so könnte man glauben, es sei die Absicht, das zu verbergen, was man nach den Gesetzen europäischer Ehrbarkeit dem Auge zu entziehen pflegt; aber da sie an dessen Statt Riemen gebrauchen, die nichts verhüllen, so kann man wohl leicht begreifen, daß eine so sorglose Bedeckung nicht aus Schaamhaftigkeit entspringe. Und das nämliche gilt von allen oben erwähnten Volksarten. Man muß also hieraus den Schluß ziehen, daß Schaamhaftigkeit dem Menschen nicht angeboren sei. Wäre sie angeboren, so müßte man auch billig glauben, daß Aeltern, die sich selbst bedecken, nicht ihre Kinder vor aller Augen ganz nackt gehen ließen, sogar bis sie erwachsen sind. Dieselbe Schaamhaftigkeit, welche die Aeltern zwingt, sich zu bedecken, müßte sie alsdann auch zwingen, ihre Kinder zu bedecken. So findet man es wenigstens bei allen kultivirten Nationen.

So sind die Chignitos, ein Volk in Paraguay, erst gekleidet, wenn sie erwachsen sind. Die Weiber tragen ein Kamisol von Baumwolle, deren Aermel fast bis an den Ellbogen reichen. Die Mannspersonen sind fast auf die nämliche Art gekleidet. Von ihrem zwanzigsten Jahre an lassen sie ihre Haare wachsen, wozu sie nicht eher, als erst in diesem Alter, Erlaubniß haben. An ihren Festtagen und bei andern Feierlichkeiten zieren sie ihre Köpfe mit vielfarbigen Vogelfedern. Die jungen Leute gingen aber völlig nackend, als die Missionäre zu ihnen kamen.*) Bei den Gonakesen, einem hottentottischen Stamme, ge-

*) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 11. S. 218.

en die jungen Mädchen unter neun Jahren völlig nackt. Von der Zeit an tragen sie die gewöhnliche kleine Schürze, und diese legen die Weiber nachher niemals ab. Diese Schürze ist auch bei ihnen größer und künstlicher gearbeitet, als bei den andern Hottentotten.*) Auf Gor, einer Insel in Afrika, tragen alle Weiber eine Bedeckung um den Unterleib, sind aber oberhalb der Hüften ganz los. Die Kinder hingegen beiderlei Geschlechts, selbst diejenigen, die schon neun bis zehn Jahre alt sind, in welchem Alter sich die Zeichen der Mannbarkeit bei diesem Volke zu zeigen pflegen, gehen völlig nackt. Die Mädchen tragen zwar einige Schnüre von Glaskorallen, oder, in Ermangelung derselben, von Muscheln um den Leib, welche an einander gereihet sind, wie die Perlen in einem Rosenkranze; diese dienen aber mehr zum Putz als zur Bedeckung, und nichts desto weniger werden sie bei ihrer Nacktheit, wenn sie einen Fremden sehen, gar nicht in Verlegenheit gesetzt, vielmehr zeigen sie, statt der Schaamhaftigkeit, etwas ganz Ungezwungenes, wenn man zu ihnen kommt.**) — Die Einwohner von Manila lassen ihre Kinder bis zum zehnten oder zwölften Jahre blos in einem Hemde gehen, ohne ihnen Röcke oder Hosen zu geben, und die Hemden der Mädchen sind so kurz, daß sie nur bis an die Mitte des Bauches reichen. De Page sagt von seiner Wirthin, daß sie sich im dreizehnten Jahre verheirathet, und bis ins Jahr vor ihrer Heirath ein bloßes Hemd getragen hätte, welches folglich das nämliche war, als nackt zu sein.***) So auch auf den moluckischen Inseln. Männer und Weiber tragen doch hier eine kleine Schürze, die vorn um die Lenden herum hängt

---

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 5.

**) Adanson's Nachricht von seiner Reise nach Senegal. S. 56.

***) De Page's Reisen um die Welt. Th. 1. S. 198ff.

aber ihre Kinder beiderlei Geschlechts gehen ganz nackt, bis sie zwölf Jahre alt sind.*) Die Einwohner von Sierra Leona gehen in diesem Stücke noch weiter, die ihre Kinder beiderlei Geschlechts bis in das fünften Jahr völlig nackend gehen lassen. Alsdann tragen sie einen Schurz von Tuch oder Baumrinde. Manche haben nichts als einen ledernen Riemen um die Lenden, worin sie ihre Messer tragen. Ihre Ohren schmücken sie mit allerhand Flitterstaat, und in dem Gesichte, auf den Ohren und Nasen machen sie sich verschiedene kleine Figuren mit einem glühenden Eisen, der goldenen Ringe und der Armbänder nicht zu gedenken, die sie auch tragen.**)

Wenn man liest, wie diese rohen Völker ihre Kinder so nackt gehen lassen, selbst über die Zeit, da sie in ihrem Klima mannbar sind, kann man denn einen Augenblick glauben, daß diese Völker Gefühl der Schaamhaftigkeit haben, weil sie selbst in einem gewissen Alter besonders sind? Ihre Bedeckung kann unmöglich eine Wirkung von Schaam sein, denn alsdenn würden sie nicht ihre Kinder und noch weniger ihre erwachsenen Kinder ganz nackt gehen lassen. Daß einige Volksarten, die der Wärme des Himmelsstriches wegen völlig nackt gehen können und auch wirklich nackt gehen, dessen ungeachtet die Theile bedecken, die nach den Ehrbarkeitsgesetzen der Europäer verhüllt sein müssen, muß eine andere Ursache als Schaam haben. Die nächste Ursache hierzu müssen hergebrachte Gebräuche sein, die einmal angenommen und zuletzt Gesetze geworden sind, die man nicht übertreten konnte, ohne das Gespött seiner Landsleute zu werden. Es beruht einzig und allein darauf, welche Theile des Leibes zu entblößen man nun einmal für anständig oder unanständig

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. S. 80.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande B. 3. S. 265.

g erklärt hat. So wird es unter den Morgenländerin-
:n für eine größere Schande gehalten, sein Gesicht, als
gend einen andern Theil des Körpers von Mannsperso-
:n sehen zu lassen. Kein Kleidungsstück ist ihnen daher
notwendig und wichtig, als das Tuch, womit sie sich
as Gesicht bedecken, wenn eine Mannsperson sich ihnen
ähert. Ein Engländer überraschte einmal eine Frauens-
erson, die sich im Euphrat badete, und diese hielt nur
ie Hände vor's Gesicht, ohne sich darum zu bekümmern,
as der Fremde sonst sehen möchte. Die ägyptischen
Bauern geben ihren Töchtern selten vor dem siebenten oder
chten Jahre ein Hemd, ihre Nacktheit zu bedecken; im
Gegentheil haben sie ein langes schmales Tuch um den
Kopf gebunden, um es über das Gesicht fallen zu lassen,
obald sich ihnen eine Mannsperson nähert. Niebuhr be-
ichtet, daß er selbst oft in Aegypten Bauermädchen gese-
en habe, die ganz nackt herzueilten, um ihn und seine
Reisegefährten zu sehen, nachdem sie nur das Gesicht ver-
hüllt hatten. *)

Tott giebt uns eine Beschreibung von Aegypten, die aber nicht von einiger Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit bei diesem Volke zeugt. Sie sind, sagt er, von Natur munter und lustig, haben einen Trieb zu Ausschweifungen und zeigen in allen ihren Handlungen, daß sie diesen Charakter haben. Der allergeringste unangenehme Zufall kann sie schrecken, und wenn man bloß ein wenig freundlich mit ihnen umgeht, kann man ihr ganzes Vertrauen gewinnen. Der Geschmack, den das Volk am Tanz findet, hat öffentliche Tänzerinnen eingeführt, welche in ihren Tänzen sich im geringsten nicht züchtig bezeigen. Manns- und Frauenspersonen schwimmen wie Fische. Die Kleidung der Frauenzimmer besteht in einem

*) Niebuhr's Reisebeschreibung von Arabien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 17. S. 263.

simpeln blauen leinenen Hemde, dessen Schnitt ihre Schaamhaftigkeit nicht gar wohl beschützt. Die Manns-personen binden niemals ihre Hemden um sich, ausgenommen, daß es geschieht, um ihre Arbeit desto leichter verrichten zu können. Kinder gehen immer nackt, und man sieht Mädchen von achtzehn Jahren, die in der Rücksicht für Kinder gehalten werden.*) Und diese Frauenzimmer, die in Ansehung ihres Körpers so wenig Schaamhaftigkeit zeigen, bedecken sich doch das Gesicht, wenn sie eine Mannsperson sieht. Solches können vorgefaßte Meinungen von dem, was anständig und unanständig ist, bewirken. Eine solche Meinung braucht nur allgemein zu werden, um zuletzt ein unabänderliches Herkommen zu werden und die Kraft eines Gesetzes zu bekommen, dem man sich blindlings unterwirft, ohne im geringsten die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben zu untersuchen.

So wie die oberwähnten Völker sich schämen, ihre Gesichter zu entblößen, so scheuen sich die Frauenzimmer auf Manila, ebenfalls aus hergebrachter Sitte, ihre Schultern oder den obern Theil ihres Körpers von den Mannspersonen sehen zu lassen; hingegen schämen sie sich nicht, mit unbedecktem Unterleibe zu erscheinen. De Page berichtet, daß er beim Spazierengehen in einem Walde, eine Meile von Manila, zufällig in die Nähe eines Hauses kam, wo er eine Indianerin antraf, die in der Sonne ganz nackt auf der Erde saß. Ihr Hemd hatte sie zusammengelegt neben sich liegen. Sobald sie ihn erblickte, stand sie schnell auf und zog ihr Hemd an. Nun glaubte sie, hinlänglich bekleidet zu sein, und äußerte keine Verlegenheit mehr, vor ihm zu erscheinen.**) Wenn der Leser sich erinnert, was ich oben gesagt habe,

*) Tott's Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. D. 1. S. 537.

**) De Page's Reisen um die Welt. Th. 1. S. 168 f.

daß die Hemden der manillischen Weiber nicht weiter als von den Schultern bis an die Mitte des Unterleibes reichen, so wird er einsehen, daß sie, nach europäischer Denkungsart, jetzt nicht züchtiger gekleidet war als vorher; aber nach den Gesetzen der Wohlanständigkeit auf dieser Insel sollte der Oberleib bedeckt sein; sie schämte sich also des bloßen Unterleibes nicht. Wer sieht nicht hieraus, daß, was man Schaam nennt, einzig und allein in Herkommen und Gewohnheit gegründet ist, und daß die Völkerschaften, die ganz nackt gehen, aber den Unterleib bedecken, dies nicht aus Schaam thun, sondern nach einer alten hergebrachten Sitte. Natürliche Schaamhaftigkeit ist wenigstens nicht die erste Ursache dieses Gebrauchs. Schämen sie sich, diesen Theil des Leibes zu entblößen, so thun sie es blos, weil sie gewohnt sind, denselben zu bedecken.

Aber dieses Herkommen, diese Sitte, diese Gewohnheit muß doch in etwas gegründet sein. In Schaam ist es nicht gegründet, wie ich bewiesen habe. Wahrscheinlich ist es lediglich in der Eifersucht der Männer gegründet, die ihren Weibern Bedeckung des Unterleibes anbefohlen haben, damit sie nicht durch die Entblößung desselben sinnliche Begierden bei fremden Mannspersonen erwecken und von diesen um so viel leichter zur Unzucht verleitet werden sollten. Zuletzt ward die hergebrachte Sitte bei einigen rohen Volksarten eingeführt, daß auch der Unterleib der Männer bedeckt sein sollte, damit der Anblick ihrer Nacktheit nicht wollüstige Begierden bei den Weibern erwecken, und diese, von ihren Lüsten hingerissen, sich nicht einer unerlaubten Liebe Preis geben sollten. Eifersucht ward also eine Ursache sowohl der Bedeckung der Männer als der Weiber.

Daß Eifersucht der Männer den bei den Frauenzimmern üblichen Gebrauch, den Unterleib zu bedecken, erst eingeführt haben müsse, ist eine Vermuthung, wofür ich verschiedene Gründe habe. Ich will die sehr eifersüchti-

gen Völker z. B. die Türken, Araber, Chinesen nicht erwähnen, deren Weiber nicht allein den Unterleib, sondern sogar den ganzen Körper, selbst das Gesicht und die Hände bedecken müssen, welches keine andere Ursache als eine übertriebene Eifersucht haben kann. Es giebt aber verschiedene Völkerschaften, bei denen die Weiber bedeckt, die Männer aber ganz unbekleidet sind. So sind bei den Californiern die Weiber bedeckt; die Männer hingegen sehen die Bedeckung als schimpflich und entehrend an. Sehen sie einen von ihren Cameraden bekleidet, so lachen sie ihn aus und verspotten ihn.*)

Bei den Kabobikesen bekümmern sich die Männer eben nicht viel um Bedeckung. Anstatt der Keuschheitsschürze, die der Hottentott sich von Schakalsfelle macht, tragen sie ein rundes Stück Kupfer, das mit einem kleinen Kreise von eben dem Metalle eingefaßt ist, worauf sie Glaskorallen von verschiedenen Farben setzen, die von dem Mittelpunkte nach dem Umkreise hinlaufen. Diese Art von Bedeckung wird um die Lenden gebunden. Da aber dieses Stück nur vier Zoll im Durchmesser hat, durch die geringste Bewegung aus seiner Lage gebracht wird, so dient es nur wenig zur Bedeckung, um die sie sich auch nicht viel bekümmern. Uebrigens gehen sie bei großer Hitze ganz nakt. Diese Schürze muß also eher eine Folge der Mode als der Schaamhaftigkeit sein. Die Weiber hingegen gehen zwar mit blosen Füßen, obgleich die Männer eine Art von Sandalen tragen; aber ihre Kleider bedecken, was Schaamhaftigkeit bei kultivirten Völkern bedeckt haben will. Außer einer Schürze, die nicht bis auf die Mitte der Lenden hinunter reicht, tragen sie einen Mantel, der unter den Achseln durchgeht und auf der Brust zusammen gebunden wird, und außerdem einen andern langen Mantel. Glaskorallen tragen sie als Arm-

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien von Adelung. Th. 1. B. 1. Abschnitt 6.

ånder; auch machen sie sich Halsbänder daraus, die in verschiedenen Reihen bis auf den Magen hinunter hängen. Vorn an den Gürtel hängen sie auch einige Reihen, die bis auf die Lenden, noch unterhalb der Keuschheitsschürze, reichen.*)

Auf den Pelew-Inseln sind beide Geschlechter punktirt. Ihre Zähne schwärzen sie mit einer Art von Kräutern, wovon sie eine Zeit lang äusserst krank werden. Der Nasenknorpel wird sowohl bei Männern als Weibern durchbohrt, wodurch sie oft eine Blüthe, die ihnen gefällt, stecken. Diesen Schmuck ausgenommen, gehen die Männer ganz blos; die Weiber aber tragen vorn und hinten einen kleinen Schurz, der sie bedeckt.**)

Eben dieses findet man in Paraguay. Jede Völkerschaft hat ihre eigene Art sich zu schmücken. Es gibt einige unter ihnen, die bei gewissen Gelegenheiten Mützen oder andere Zierathen von den schönsten Vogelfedern tragen. Männer und Kinder aber gehen ganz nackt; die Weiber im Gegentheil sind nur in so weit bedeckt, als es die Schaamhaftigkeit erfordert.

Die Guaycurusen, die in der Nähe von Paraguay wohnen, sind harte, trotzige und wilde Menschen. Sie sind dem Plündern und dem Trunke ergeben, und vertauschen daher gern ihre Mäntel an die Spanier, um Wein oder andere starke Getränke dafür zu bekommen. Ihren Leib bemalen sie; diese Malerei ist aber nach jedem Alter, und dem Range, den sie im Kriegsstande haben, verschieden. Sobald ein Kind geboren ist, durchbohrt man ihm die Ohren, um einige Zierathen darein zu hängen. Wenn sie ihren Kindern Namen geben, machen sie erst eine Oeffnung in die Unterlippe, um auch etwas hinein zu hän-

---

*) Le Vaillant's neue Reise in das Innere von Afrika. B. 2. S. 142 ff.

**) Geschichte des Prinzen Li-Bu, eines Eingebornen der Pelew-Inseln. S. 34.

seltener unter ihnen, als unter einer gleichen Anzahl von Europäern. Man sollte glauben, daß die Gewohnheit beiderlei Geschlechts, einander von Kindesbeinen an nackt zu sehen, die unkeuschen Triebe sehr schwäche. Obgleich sie aber, ehe sie heirathen, nackt gehen, so findet man doch, daß verheirathete Männer und Weiber eine kleine, wiewohl unbedeutende Schürze tragen.*)

Diese Sitte ist auch bei den Widahern üblich. Die Frauenspersonen gehen so nackt, wie sie von Mutterleib gekommen sind, bis sie verheirathet werden. Nackend sein, ist ein Zeichen einer Jungfer. Sie schämen sich im geringsten nicht, so herum zu gehen, und finden nichts Unanständiges darin. Die jungen Mannspersonen sind eben so wenig bedeckt. In Rücksicht körperlicher Fehler und Gebrechen, die bei uns oft durch die Kleider verhüllt werden, können sie also keinerseits betrogen werden, wenn sie heirathen wollen. — Obgleich sie aber unverheirathet ganz nackt sind, so gehen sie zwar immer oben nackt, wenn sie verheirathet sind, aber unten bedecken sie sich und tragen mitten um ihren Leib fünf oder sechs Stück Zeug, von verschiedenerlei Art, eins über dem andern, daß das oberste allezeit kürzer ist, als das unterste. Vermuthlich sollen die vielen Stücke Zeug, welche diese Neger um die Lenden haben, eine Art von Pracht sein. Sie tragen überdies Ketten oder Ringe um die Knöchel, und einige Reiche Halsbänder und Armbänder um die Arme und Hände. Auf ihrem Kopfe tragen sie einen dünnen Hut von Rohr, artig geflochten und gemalt, und wie ein Bienenkorb gestaltet. Ihr Haar machen sie schön und künstlich zurecht, und schmücken die Locken desselben mit goldenen Spangen und Korallen. — Diesen Schmuck tragen aber nur die vornehmen Weiber. Das gemeine Volk geht meistens nackend, ausgenommen, daß es

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 2. B. 4. S. 550.

Stück baumwollen Zeug oder ein Stück Matte um die Hüften bindet.*)

So wie ich aus diesem Gebrauche, daß die Mädchen nackt gehen, die Weiber aber bedeckt sind, vermuthe, aß die Männer denselben aus Eifersucht eingeführt haben, o werde ich noch mehr in dieser Vermuthung durch einen ndern Gebrauch bestärkt, der an andern Orten üblich ist, aß die Weiber nämlich, wenn sie alt werden, die Keuscheitsschürze ablegen, welche sie in ihrer Jugend trugen. — Diesen Gebrauch findet man bei den Einwohnern von Guiana. Diese haben, wie alle andere, ihren Schmuck; ie Moden aber sind hierin verschieden. Sie haben, wie ndere, ein Loch in dem Nasenknorpel, in welchem ein ilbernes Plättchen befestigt wird. Dieses hängt zwischen Mund und Nase, und wird beim Trinken, damit es nicht inderlich sein möge, aufgehoben. Von Zeit zu Zeit berstreichen sie sich mit rother Farbe, die in ihren Augen ehr schön ist. Diese indianischen Frauenzimmer sind auserdem in hohem Grade Liebhaberinnen vom Putze. Ihr ornehmster Schmuck besteht in einer Art Knochen, die latt geschliffen werden, und ungefähr von der Dicke eines Thalers und von der Größe eines Stübers sind. Man indet Frauenzimmer, Frauen und Mädchen, die etwa unfzehn bis achtzehn Pfund dieser Knochen um den Hals aben. Auch tragen sie in den Ohren kurze Büschelchen avon, an deren Ende Kupferplättchen hängen. Auf eiden Seiten unter den Armen haben sie verschiedene Arten von Korallen hängen, von welchen die gelben und rünen für die besten gehalten werden. Diesen Korallenschmuck haben sie auch an drei Stellen um den Arm gebunden, nämlich an der Hand, über dem Ellenbogen und an den Schultern. Aus diesen Korallen machen sie auch auf eine sehr künstliche Art eine Schürze, womit sie

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 4. S. 312 — 313.

che dasjenige bedecken, was nach der Denkungsart kultivirter Völker bedeckt sein muß, weit größer, als der ganz nackten. Ich habe, indem ich die Gründe für meine Ueberzeugung angab, Gelegenheit gehabt, mehrerer dieser Völker, die den Unterleib bedecken, Erwähnung zu thun, und zugleich die Zierathen zu zeigen, mit welchen diese übrigens nackten Menschen ihre nackten Körper zu schmükken suchen. In diesem Kapitel will ich die Welttheile durchgehen, wo man solche nackte Menschen findet, die doch den Unterleib bedecken, und von jedem Welttheile einige ausheben, nicht blos um zu zeigen, womit sie sich bedecken, sondern hauptsächlich, um den Leser mit den verschiedenen Arten bekannt zu machen, die sie erfunden haben, um ihre nackten Leiber zu schmücken. Vielleicht wird man unter diesen Erfindungen hie und da einige finden, die nicht so ganz uninteressant sind. — Ich will mit Asien den Anfang machen.

Daß der größte Theil von den Bewohnern Asiens bekleidet ist, theils aus Nothwendigkeit, um sich gegen die Kälte zu schützen, theils wegen der in den südlichen Gegenden Asiens steigenden Kultur, z. B. bei Persern, Hindostanern, Chinesen und andern, das muß dem Leser ganz bekannt sein. Es gibt aber indeß noch unter den sehr südlichen und warmen Himmelsstrichen verschiedene Völkerschaften, die ganz nackt gehen und nicht mehr als den Unterleib bedecken, aber dessen ungeachtet nicht unterlassen, wie alle andere Völker, den übrigens nackten Leib, jeder nach seinem Geschmack und seiner Fantasie, zu schmücken.

Hierzu will ich zuerst die Bewohner auf der Küste Koromandel rechnen. Hier gehen die Kinder beiderlei Geschlechts so lange ganz nackend, bis sie mannbar werden; die Erwachsenen aber tragen eine Decke um die Lenden. In gewissen Kasten reiben sie sich den Leib und das Gesicht mit Safran. — Gelb sein muß also hier eine Schönheit sein. — Die flache Hand hingegen und die Fußsohlen

färben sie mit dem Saft einer gewissen Pflanze roth, und um die Augen malen sie einen schwarzen Kreis. Die Haare salben sie mit Kokosöl und tragen sie entweder geflochten, oder um eine Haarnadel gewunden. Vom Halse hängen goldene und silberne Ketten herab. Ihre Ohren sind an verschiedenen Stellen durchstochen und mit Edelsteinen geschmückt, welche sie auch an die Nase hängen. Die Wittwen legen dergleichen Juwelen ab, und tragen blos eine weiße Leinwand, die sie um den Leib winden. Die meisten Weiber tragen an jedem Arm und Fuß Ringe von Gold, Silber, Elfenbein oder Korallen. Auch an die Finger und Zehen stecken sie große Ringe.*)

Die Mode, Ringe an den Zehen zu tragen, haben die arabischen Schönen auch. Die Vornehmen tragen sie an den großen Zehen, mit Edelsteinen besetzt. Oben sind sie flach, unten rund und dünn. Die Ringe der geringern Frauenspersonen sind von Silber, Zinn oder Kupfer. Diese indianische und arabische Mode war auch eine Zeit lang in Frankreich üblich. — Der Putz dieser arabischen Frauenzimmer ist von dem der obgenannten Indianerinnen darin verschieden, daß sie kleine blaue Schönfleckchen in's Gesicht setzen, wie unsre Frauenzimmer einst schwarze hatten. Uebrigens sind sie, was den Putz betrifft, einander sehr ähnlich.**)

Bei den Malabaren tragen junge Mädchen bis zur Mannbarkeit den Busen blos, dann aber bedeckt; doch entblößen sie ihn aus Höflichkeit gegen die Europäer und Leute von einer vornehmen Kaste. Die verheiratheten Frauenzimmer aber haben ihn stets entblößt.***) Hieraus muß man billig den Schluß ziehen, daß es nicht

---

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Cap. 1. Abschnitt 1. §. 1.

**) Gegenwärtiger Staat von Arabien, von Salmon. Cap. 4.

***) Sonnerat a. St. §. 2.

Schaamhaftigkeit sei, wenn die erwachsenen Mädchen den Busen bedeckt tragen, sondern entweder blos Mode und vielleicht ein Zeichen sei, daß sie nicht verheirathet und doch mannbar sind. — Uebrigens gehen die malabarischen Mannspersonen, sowohl vornehmen als geringen Standes, völlig nackt, und binden blos ein baumwollen Tuch um den Leib. Den obern Theil des Körpers pflegen sie nur selten zu bedecken. Auf gleiche Art gehen die Weibsleute von den niedrigern Kasten einher. Die Weiber und Töchter der Bramanen hingegen machen hierin einen Unterschied, — es sei dieser entweder in der Eifersucht der Männer oder in einer vermeintlichen Heiligkeit gegründet, — sie verhüllen nämlich auch den Oberleib mit einem Stück feinen baumwollenen Zeuges, dessen Zipfel sie über die Schultern zurückschlagen. Sie gehen zwar barfuß, tragen aber viel Schmuck, welcher gewöhnlich in drei bis vier messingenen Armringen, einem Halsgeschmeide von Gold oder Edelsteinen und goldenen oder diamantenen Ohrgehängen besteht. Ihre Haare binden sie auf dem Wirbel in einen Wulst zusammen, und die Stirn ist mit einem heiligen Zeichen bemalt. In der Hand tragen sie einen Sonnenschirm von Palmblättern, welchen sie vor das Gesicht halten, wenn ihnen eine Mannsperson begegnet. *)

Uebrigens zeichnen sich die Malabaren, sowohl Männer als Weiber, durch ihre großen Ohrgehänge aus, die zuweilen wohl ein Viertelpfund wiegen, und ihre von Natur schon ziemlich langen Ohren ganz erstaunlich ausdehnen. Dieses, welches wir spottweise Eselsohren nennen würden, ist in ihren Gedanken eine besondere Schönheit. So verschieden ist der Geschmack. Um diese vermeintliche Schönheit zu erlangen, durchbohrt man den Kindern sehr frühzeitig die Ohren, und dreht ein Stück

---

*) Paolino da San Bartolomeo Reise nach Ostindien, von Reinhold Forster. S. 156.

chen von einem zusammengerollten Palmblatte in's Loch. Indem nun das Blatt, gleich einer gespannten Feder, sich unaufhörlich zu entwickeln sucht, so wird das Loch unvermerkt immer weiter ausgedehnt und das Ohrläppchen immer größer. Es hängt gar oft auf die Schultern hinab, so daß man mit einer geballten Faust durch das Loch fahren kann. *)

Die Einwohner von Borneo gehen völlig nackt, außer daß sie den Theil des Leibes bedecken, welchen die Schaamhaftigkeit bedeckt haben will. Auch fehlt es ihnen nicht an Zierathen; diese sind aber von einer besondern Art. Ich will ihrer Halsbänder nicht gedenken, die in einer Schnur von Tigerzähnen bestehen, an deren Stelle ihre Häupter eine goldene Kette tragen; aber das, wodurch diese Menschen sich von andern auszeichnen, und ein Beweis ist, welche Gewalt Gewohnheit und Mode über den Menschen haben können, besteht darin, daß man unter diesen Insulanern kaum einen einzigen finden wird, der sich nicht die vordersten Zähne aus dem Munde herausreißen und statt ihrer sich andere von Gold wieder einsetzen läßt. — Welch ein Unterschied in dem Geschmack zwischen ihnen und andern Völkerschaften, welche sich auch der Schönheit wegen die Zähne schwarz malen lassen! — Die Sitte, den Körper zu bemalen, haben sie mit so vielen andern gemein, nur malen sie denselben blau, wodurch sie fast aussehen, als hätten sie blaue Kleider an. Außerdem beschmieren sie sich auch mit einem stinkenden Oel, wodurch sie einen abscheulichen Gestank von sich geben. **)

So schmieren auch die Einwohner des Goldlandes Bambuk sich die Haare und den ganzen Leib mit frischer

---

*) Neuhofs Reisen nach Ostindien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 14. S. 249.

**) Gegenwärtiger Staat der sundaischen Inseln, von Salmon. S. 10.

Butter ein *), und diese Sitte ist unter den heißen Himmelsstrichen sehr allgemein. Sie soll auch nothwendig sein. Die Bemalung des Körpers hat keinen andern Zweck als Putz; daher bemerkte Röllin, der auf einem von Lapérouse's Schiffen Arzt war, daß die Eingebornen der Franzosen-Bay sich nur den Körper bemalten, wenn sie die Franzosen zu besuchen kamen, und daß man sie nie bemalt in ihren Wohnungen fand.**) Daß sie den Leib mit Fett, Oel, Butter, Thran einschmieren, ist aber sehr nützlich, um die Glieder geschmeidig zu machen, die Stiche der vielen schädlichen Insekten abzuwehren und besonders die Ausdünstung zu vermindern, die natürlicherweise unter den heißen Himmelsstrichen sehr stark ist, wodurch der Körper geschwächt und das Blut aufgelöst wird. Vielleicht würde es zur Erhaltung der Gesundheit der Europäer in diesen heißen Zonen viel beitragen, wenn sie nach der Sitte der Eingebornen ebenfalls ihre Körper einschmierten. Meine eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß ich während meines Aufenthalts in Asien nicht einen einzigen Augenblick krank war, weil ich ganz und gar nach Art der Türken lebte***). Diese Vorsicht möchte ich allen Reisenden anrathen, als das sicherste Mittel, die Gesundheit zu erhalten, daß sie in jeder Rücksicht die Lebensart der Eingebornen annehmen, so weit es sich thun läßt.

Auf den molukkischen Inseln gehen die Kinder beiderlei Geschlechts völlig nackt, bis sie zwölf Jahre alt sind. Die Mannspersonen bedecken zwar den Kopf mit

*) Beschreibung des Goldlandes Bambuk, von Golberry in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen.

**) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 17. S. [illegible]

***) Der Verfasser verlebte einige Jahre als Lehrer der evangelischen Gemeine in Smyrna.

Anmerk. des Uebers.

nem aus einer gewissen Art von Blättern gemachten und it allerlei Farben bemalten Hut, gehen aber übrigens ınz nackt, nur daß sie um die Lenden ein schmales lei:nes Tuch tragen. Anmerkenswerth ist es, daß die Beiber und die Priester bekleidet sind. Die Ursache hiern ist vielleicht diese, daß die Molukken, ihrem Glaubenskenntnisse zufolge, Mahomedaner sind, oder auch muß an dieselbe in der Eifersucht der Männer suchen, weles das wahrscheinlichste ist. Die Weiber bekleiden sich it einem langen Rock oder einer Art von Sack ohne Faln, der vorn zugemacht wird. Außerdem tragen sie unheuer große Hüte, die sieben bis acht Fuß im Umkreise aben und mit Muscheln und Perlmutter geziert sind. Sie gehen niemals aus, sondern halten sich immer zu Hause eingeschlossen. Die Priester kleiden sich, wie die Weiber, in lange Röcke. Man kennt sie nur an ihren Mützen, die spitzig zugehen. Beide Geschlechter tragen rmringe von Porcellainmuscheln, denen sie durch Reiben uf einem Stein die gehörige Form geben.*)

In Afrika sind die Bewohner der sogenannten barbarischen Küsten, die Marokkaner, Algierer, Tunesen, Tripolitaner, alle bekleidet, wie auch gegen Osten die Aegypter und Abyssinier. Hingegen sind die Gallas, obleich sie unweit von Abyssinien wohnen, ganz nackt, auer daß sie den Unterleib mit einem Stück Fell bedecken nd über den Schultern ein Ziegenfell, wie ein Weiberhalstuch, tragen. Diese Bedeckung kann nicht der Wärme wegen sein; denn kann der ganze übrige Theil des Leibes entblößt sein, so müssen die Schultern es auch sein können. Dies muß blos eine Mode sein. Außerdem haben beide Geschlechter, besonders die Männer, den Gebrauch, ihre Haare mit Eingeweiden von Ochsen einzuflechten. Sie tragen sie auch als einen Gürtel um

*) Sonnerat's Reise nach Ostindien und Sina. Cap. 2. S. 111

die Lenden gebunden, welches, wenn sie in Fäulniß über-gehen, einen abscheulichen Gestank verursacht. Auch schmieren sie den Leib und Kopf reichlich mit Butter oder geschmolzenem Fette, welches beständig von ihnen ab-träufelt.*) Dies letztere ist vermuthlich, wie ich schon gesagt habe, ein Verwahrungsmittel gegen die schädlichen Wirkungen des Klima's auf den Körper; ihr übriger Putz aber mit stinkenden und faulen Ochsen-Eingeweiden ist eine ganz neue Mode, die ich bei keinem andern Volke kenne, und welche von dem Rohen und Wilden im Cha-rakter dieser Menschen hinlänglich zeuget. —

Hingegen findet man auf den südwestlichen Küsten von Amerika etwas mehr Geschmack im Putze der Einwoh-ner, welches man wohl zum Theil ihrem häufigen Um-gange mit den Europäern zuschreiben kann. So gehen die Congo-Neger zwar fast völlig nackt, außer daß sie den Unterleib bedecken. Aber ihre Pagnen sind von Kat-tun, Leinwand, Seide und sogar von Sammt, seitdem sich durch den Handel mit den Europäern der Luxus unter ihnen eingeschlichen hat. In vorigen Zeiten bestand diese Bedeckung aus Palmfasern oder einem andern Gewächs. Zum Staat tragen sie ungeheure Halszierathen von Elfen-bein, die ihnen sehr beschwerlich sind, und nur durch eine lange Gewohnheit ist die Haut des Halses hinlänglich ab-gehärtet, um nicht davon verwundet zu werden. Sie sind sehr begierig rothe Seekorallen zu erlangen, womit sie sich gern schmücken. — Dieses ist der höchste Gipfel ihrer Ueppigkeit. Die Reichen tragen eine lange silberne Kette, welche sie acht- bis zehnmal um die Hüften schla-gen. Aber das wichtigste Stück in ihrem Putze ist ein Katzenfell, mit Schellen und Glöckchen verziert, welches sie vorne in der Gegend des Unterleibes tragen. Darauf setzen sie einen so großen Werth, daß sie es für die größte

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von Bruce. Th. 2. B. 3. S. 219.

Beleidigung halten, einem Manne sein Katzenfell zu entreißen. Anfangs kam dieser Schmuck nur den Fürsten zu, höchstens den kleinern Oberhäuptern. Jetzt tragen alle ihn, die Sklaven ausgenommen, denen er ganz verboten ist. Diese gehen außerdem ganz nackend, und darin finden sie sich auch sehr wohl, da sie kein Gefühl von Schaam haben. — Die Armbänder dieser Afrikaner, und die, welche sie um die Beine tragen, sind ungeheuere Ringe von Kupfer oder Eisen. Dieser Schmuck ist ihnen auch so lieb, daß sie sich dem Schmerz unterwerfen, sich diese Ringe um die Knöchel fest schmieden zu lassen. — Für sie wäre es also keine Schande, wenn sie bei uns in die Eisen geschmiedet würden. — Sie tragen sie zuweilen so schwer, daß sie ihnen Schwielen um Hände und Füße verursachen.

Die Zierathen der Weiber sind, nach ihrem Geschmacke, weniger edel. Sie tragen keine Mützen, keine Katzenfelle, und ihre Pagnen schleppen nicht auf der Erde, wie bei den Männern. Hingegen behängen sie sich mit einer ungeheuern Menge Glaskorallen von verschiedenen Farben und dieser Schmuck macht mit ihrer schwarzen Haut einen ganz angenehmen Contrast. Den Busen bedecken sie auch mit einer kleinen Pagne von verschiedenen Zeugen, und sind auf rothe Korallen eben so erpicht, wie die Männer. Diese Zierde zu besitzen, ist für sie das höchste Glück der Eitelkeit. Diese Korallen haben in ihren Augen denselben Werth, wie Diamanten in den unsrigen. Die Sitte, sich die Haut zu tätowiren oder zu punktiren, die bei so vielen rohen Nationen üblich ist, ist auch hier eingeführt; doch thun es nur die Männer. Die Tätowirung wird von den Priestern verrichtet, die sich diese Operation theuer genug bezahlen lassen. Diese Ceremonie soll sie auch gegen die Tiger, den Wind u. s. w. beschützen.*) Dies ist das einzige Volk, bei welchem ich

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Die

gefunden habe, daß die Punktirung der Haut ein Gegenstand des Aberglaubens sei. Bei andern wird dies nur als eine Art von Putz gebraucht, welches ich nachher zeigen werde.

Ich kann Afrika nicht verlassen, ohne die Einwohner der Küste von Guinea zu erwähnen, wo man die afrikanische Eitelkeit bei diesen halb nackten Menschen im höchsten Grade antrifft.*) — Kinder beiderlei Geschlechts können hier ohne Schaam bis in das achte Jahr ganz nackt gehen, ohne irgend etwas anders als Korallen an sich zu tragen, mit denen man ihnen die Hände und die Füße dermaßen behängt, daß sie zuweilen vor Korallen kaum gehen können. Unverheirathete Frauenzimmer tragen jederzeit, auch im größten Staat, nur ein großes Stück Zeug um den Unterleib. Der Oberleib hingegen muß immer bloß sein. — Die Männer haben einen Gurt, der aus Leder zierlich geflochten ist, oder aus einer silbernen Kette besteht, oder auch eine Korallenschnur über den Hüften befestigt. Durch diesen ziehen sie einen kleinen Streifen Kattun, Leinwand oder Seidenzeug, etwa eine halbe Elle breit und zwei Ellen lang, durch die Beine hindurch und lassen die Enden vorn und hinten herabhängen. Je länger es hinten herab hängt, desto schöner ist es. Jeder erwachsene Neger trägt eine solche Bedeckung; auch muß jeder Hausherr sogar seinen Sklaven dieselbe zugestehen. Außerdem haben sie noch ein größeres Stück Zeug, das für einen erwachsenen Neger drei Ellen lang und

---

grandpre. Abschnitt 2. S. 32 ff., in Sprengels Bibliothek der wichtigsten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 37 ff.

*) Die Neger, von denen hier die Rede ist, sind eigentlich ein Volk auf der Küste von Guinea, Akras genannt. Ihre Kleidung ist zwar mit denen die jenseits des Rio Volta, an der sogenannten Sclavenküste wohnen, bis Benin meistentheils einerlei; jedoch sind sie in einigen Stücken verschieden, vorzüglich die Frauenzimmer.

ein muß, welches sie Manmale nennen. Dieses dient hnen des Nachts zur Bettdecke, des Morgens zum Schlaf-ock und des Tages zum Staat. Des Morgens, wenn s ein wenig kühl ist, hüllen sie sich ganz darein ein, und assen nur den einen Arm unbedeckt sein. Des Tages ingegen und in Gesellschaften würde es wider die Wohl-nständigkeit sein, den Obertheil des Körpers mit irgend twas zu bedecken. Es wird alsdann herunter geschlagen nd an der linken Seite ein wenig angesteckt. Die Art on Zeug, woraus eine solche Bedeckung gemacht ist, be-timmt den Reichthum oder die Vorzüge eines Mannes or den andern. Gemeiniglich sind es grobe baumwollene Zeuge, oder auch gedruckte Kattune, Zitze und seidene Zeuge.

Außer dieser ordentlichen Bekleidung haben diese Ne-er auch ihren Staat. Sie scheeren alle ihren Kopf, die lten, die anfangen graue Haare zu bekommen, ganz ahl; die Jüngern hingegen lassen etwas davon stehen. Sie zeichnen zuvor mit Kreide auf dem Kopfe die Figuren, ie sie wollen stehen lassen. Einige brauchen hierzu Grund-isse von Festungen, Blumenstöcke und dergl. Einige be-estigen auch an dem Haare, das stehen bleibt, eine kleine Schelle von Gold. Die Stellen, die rasirt werden, müs-en wenigstens alle acht Tage erneuert werden, und Vor-ehme lassen sich täglich rasiren. Es giebt sogar nur we-ige, bei denen es gebräuchlich ist, Bärte zu tragen, die ungen Krieger ausgenommen, die solche bis auf drei Zoll ang am Kinne wachsen lassen, vermuthlich damit sie desto riegerischer aussehen. Ihr übriger Staat ist sehr verschie-en. Einige tragen Ohrringe nach europäischer Art, an-ere ein Halsband aus Korallen. Um die Arme tragen ie auch eine Menge Ringe oder Armbügel, die entweder aus Elfenbein, Kupfer, Messing oder Eisen verfertigt sind. Diese hängen ganz los, manchmal an zwanzig Stück, wenn sie von Elfenbein sind, auf dem Unterarme. Zuweilen haben sie auch einen in der Mitte des Oberarms,

wodurch das Fleisch gewaltig eingeschnürt wird. Die Finger, vorzüglich die Daumen, sind ebenfalls mit Ringen besetzt. Diese sind, wie die Armbänder, aus allerlei Metallen verfertigt, am öftersten aber aus Silber und Gold. Zuweilen haben die Ringe auf dem Daumen eine Krone, die einen Zoll lang sein kann, und wie eine Grenadiermütze in die Höhe steht. Unter dem Knie haben sie öfters eine Schnur Korallen gebunden, dieser pflegen sie sich aber doch nur zu bedienen, wenn sie reisen sollen.

Die Männer haben also mit ihrem Putze genug zu thun; dies ist aber nur wenig gegen das, was die Weiber zu thun haben, wenn sie im völligen Staate erscheinen sollen. Eine schwarze Dame, wenn sie wohl angekleidet sein soll, hat wenigstens zwei Stunden nöthig, um sich in gehörige Ordnung zu bringen. Länger sitzen doch wohl nicht unsre weißen Damen über ihrer Toilette. Der Kopf nimmt die meiste Zeit weg, denn diesen suchen sie auf das zierlichste auszuputzen. Sie rasiren ihn, wie die Männer, in verschiedenen Figuren, jedoch in einem andern Geschmack. Auf der Scheitel lassen sie gewöhnlich einen breiten Schopf stehen, worin sie etwas Goldschaum, die Spitze einer rothen Papagaienfeder und manchmal einige Aehren von Rohr befestigen. Nachdem sie den ganzen Körper gewaschen und mit einer Art wohlriechenden Talges, den sie aus einem gewissen Baume ziehen, eingeschmiert haben, wird erst die Schminke aufgetragen. Hierzu brauchen sie alle Arten von Farbe. Die weiße ist die gemeinste, die aus einem feinen Thon besteht. Sie rühren sie mit Wasser an, und haben allerlei Figuren in Holz geschnitten. Diese tauchen sie in die Farbe, und drücken sie auf die Stirn, Backen, Kinn, Brüste, Bauch, Arme und Füße ab. Zu dem Gesichte nimmt man die kostbarsten Farben, als Blau und Grün; die übrigen Theile des Körpers aber müssen mit dem geringern Weiß vorlieb nehmen. Manchmal, wenn sie nicht viel Zeit haben, tragen sie die Farben mit den Fingern auf, wo-

ies die Männer jederzeit zu thun pflegen. Wenn sie
der öffentlich erscheinen sollen, werden drei oder vier Da-
en herbei gerufen, um zu beurtheilen, welche Figuren
ian nehmen soll und wie die Farben am besten zu ordnen
nd.

Wenn alles dieses in Ordnung ist, geht es zum An-
ige selbst. Eine Menge Korallen von vielerlei Farbe,
rschliffener Achat u. dgl. kommen herbei, und werden
uf den ganzen Körper, am Halse, an den Händen,
einen u. s. w. vertheilt, so daß am Halse und an den
änden die kostbarsten zu sitzen kommen. Ferner haben
e noch silberne oder goldene Bügel an den Händen, an
velchen Goldstücke hängen, als Louisd'or oder Johan-
isd'or, die sie von den Europäern erhandeln. Auch die
inger und Zehen werden über und über mit silbernen und
oldenen Ringen besetzt. Um die Füße, da, wo wir
ie Sporen zu tragen pflegen, tragen sie einen starken
ügel von Silber, der sechzehn Loth bis ein Pfund wie-
en kann.

Dieser Putz nimmt die meiste Zeit weg. Mit dem
echten Anzuge können diese halbnackten Frauenzimmer na-
ürlicherweise bald fertig werden. Sie haben, wie die
Männer, einen Gurt, nur mit dem Unterschiede, daß
r nicht über eine kleine Hand breit ist; sie lassen ihn aber
orne nicht herunter hängen, sondern schlagen die Zipfel
urück. Nach hinten hingegen wird er aufgerollt, so daß
r, wenn die obgenannte Decke, Mammale, darüber
ommt, einem Sattel ähnlich sieht, worauf sie auch ihre
Kinder reiten lassen, wenn sie sie bei ihren Geschäften bei
ich haben wollen. Ihr Mammale hat, wie das der
Männer, drei Ellen ins Gevierte. Diese Bedeckung wird
ber die Hüften geschlagen, so daß sie fast wie unsre Wei-
erröcke aussieht. Die Oeffnung dieses Ueberschlages ist
orne, so daß im Gehen die Knie sichtbar werden. Ueber
ie Hüften wird er durch ein seidenes Tuch fest gebunden;
n dessen Knoten ein großes Bund silberner Schlüssel, klei-

ner Glocken und spanischer Thaler hängt, die im Gehen ein Geklingel machen, daß man es einige hundert Schritte weit hören kann. Am Oberleibe wird noch ein ander großes Stück Zeug, wie das untere, unter die Arme herum geschlagen, dessen Zipfel über die Schultern geworfen wird und bis über den Rücken herab hängt. Dies muß allezeit aus feinem Zeuge, entweder aus Zitz oder Seide gemacht sein. Außerdem parfumiren sie sich, zu welchem Ende man in den meisten Häusern Zibethkatzen unterhält. In Ermangelung derselben nehmen sie eine Art wohlriechender Blätter, welche sie wie einen Blumenstrauß zusammenbinden, und an die Brust, sowohl der Zierde als des Geruches wegen, befestigen.

Ich habe hier etwas weitläuftig alles angeführt, was zu dem Anzuge dieser schwarzen Damen gehört, ob man vielleicht etwas darunter finden könnte, das nachahmungswerth wäre. Es sind aber nur die vornehmen schwarzen Schönen, von denen hier die Rede ist. Gemeine Weiber haben zwar auch zwei große Decken; aber der übrige Staat fehlt ihnen entweder gänzlich oder zum Theil. Diejenigen, welche sich allen diesen Putz nicht verschaffen können, wissen diesen Mangel durch solche Künste an ihrem Körper zu ersetzen, wovon man oben Beispiele gehabt hat. Man sieht Sklavinnen, die fingersdicke Korallen in der Unterlippe tragen, die zu dem Ende wie ein Ohrläppchen durchbohrt ist. Andere Neger sind mit Einschnitten über den ganzen Körper, oder auch nur im Gesichte, gezeichnet; und hierin haben sie denn auch wieder ihre besondern Moden, so daß man an diesen Zeichen sehen kann, von welcher Nation und Würde sie sind. Sie haben sogar ihre besondern Familienzeichen.

Ich kann diese Afrikaner nicht verlassen, ohne mit wenig Worten zu zeigen, welche Sorgfalt sie auf ihre Zähne wenden. Da der fruchtbare Himmelsstrich, welcher unter Guinea liegt, nicht viel Arbeit erfordert, so bringen sie die meiste Zeit theils mit Vergnügungen, theils

mit Tabakrauchen zu, wovon beide Geschlechter grosse Liebhaber sind. In der Zwischenzeit, wenn sie nicht Tabak rauchen, haben sie beständig mit dem Putzen ihrer Zähne zu thun. Die Natur hat ihnen überaus schöne und gesunde Zähne gegeben, aber sie verwenden auch einen nicht geringen Theil der Zeit darauf, sie zu konserviren. Es gibt eine gewisse Holzart, die hoch im Lande wächst und ziemlich theuer verkauft wird. Aus dieser machen sie sich Zahnstocher, die sie beständig im Munde haben und die Zähne damit poliren, welches vielleicht die Ursache ist, warum die Neger bessere und gesundere Zähne haben, wie wir. Es wäre wohl zu wünschen, daß wir den Negern in diesem Stücke nachahmen wollten; hingegen müssen wir ihnen nicht darin nachahmen, daß sie, nicht damit zufrieden, gesunde und weiße Zähne zu haben, ihnen auch eine andere Gestalt, als die natürliche, zu geben suchen, indem einige ihre Vorderzähne spitzig feilen, andere sie gar dreitheilig machen, indem sie sie zweimal einschneiden.*) So ist der Mensch mit der Natur, so schön sie auch ist, nicht zufrieden, sondern sucht sie immer zu verändern. Man glaubt die Natur zu verschönern, und gewöhnlich macht man sie häßlich.

So haben die Einwohner von Sumatra weisse und schöne Zähne; aber beide Geschlechter bemühen sich, sie schöner zu bekommen, und dadurch entstellen sie dieselben. Viele, besonders die Weiber, feilen ihre Zähne bis auf das Zahnfleisch ab; andere tragen sie spitzig, und manche reiben die äusserste glänzende Rinde ab, damit sie die kohlschwarze Farbe, die sie ihnen überall geben, desto besser annehmen und behalten mögen. Die Vornehmsten fassen ihre Zähne zuweilen in Gold, welches nebst der schwarzen Farbe bei Licht eine prächtige Wirkung thut. Diese Zierde legen sie niemals ab, sie mögen essen oder schlafen. — So wunderlich sind die Menschen in ihrem Geschmack,

*) Iserts Reise nach Guinea. Achter Brief.

Sind die Zähne flach, sollen sie spitzig sein; sind sie weiß, sollen sie schwarz sein. So auch mit der Nase und dem Kopfe. Ist die Nase spitzig, soll sie flach sein, ist der Kopf rund, soll er spitzig sein. In Sumatra ist es auch eine Schönheit, eine flache Nase und einen spitzigen Kopf zu haben. Daher haben die Weiber die alte Gewohnheit, daß sie den neugebornen Kindern nicht allein die Nasen flach drücken, sondern ihnen auch die Hirnschale, so lange sie noch knorpelig ist, zusammendrücken. Sie zupfen auch den Kindern die Ohren heraus, damit sie aufgerichtet von dem Kopfe abstehen, da andere im Gegentheil wollen, daß sie flach anliegen sollen.*) Dergleichen Eigenheiten findet man überall im Geschmack der rohen Völker. — Uebrigens wäre es zu wünschen, daß der in unsern Zeiten so berühmte Professor Gall einen sumatraischen Schädel bekommen könnte, um zu untersuchen, ob ein solchergestalt zusammengedrückter Schädel einige Veränderung in den Verstandesfähigkeiten dieser Menschen machte, die sie von andern Menschen mit einem natürlichen Schädel unterschiede.

Nach dieser kleinen Abschweifung wende ich mich zu den Peruanern. Die alten Peruaner fand man ganz nackend, und sie trugen weiter nichts als einen Gürtel von zusammengewundenem Hanf um den Leib. Die Weibspersonen gingen ebenfalls nackend, außer daß die verheiratheten eine Schürze von alten kattunenen Lumpen um den Leib gebunden hatten. In den Ländern aber, wo sie weder von Weben noch Spinnen etwas wußten, bedeckten sowohl Männer als Weiber ihre Blöße mit Laub oder Baumrinde. Der Gürtel der Unverheiratheten war etwas anders, damit man sie von den Verheiratheten unterscheiden konnte. Andere Bedeckung hatten die Bewohner der heißen Gegenden nicht. Diejenigen aber, welche

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra von Marsden. S. 61 u. 70.

die kältern Gegenden bewohnten, verhüllten sich mit Thierhäuten, oder mit gewissen aus wildem Hanf oder aus einer Art von breitem Schilf gemachten Decken. Diese Bedeckung war keine Wirkung von Schaamhaftigkeit, sondern blos ein Verwahrungsmittel gegen die Kälte.

Obgleich die peruanischen Frauenspersonen solchergestalt beinahe nackt gehen; besonders die, die in den warmen Gegenden wohnen, so sind sie doch darum nicht minder auf die Befriedigung ihrer Eitelkeit bedacht. Auf schwarze Haare halten sie besonders viel, lassen sie lang wachsen und auf den Schultern herumfliegen. Sie haben keinen Kopfputz als ein Band, eines Daumens breit, welches sie um den Kopf binden. Ist aber ihr Haar nicht schwarz genug, so kochen sie eine gewisse Art von Kräutern in einem Kessel und stecken die Haare darein, bedecken aber unterdessen den Nacken, um zu verhindern, daß das kochende Wasser dem Halse Schaden verursachen, oder die Haut berühren könne. Wenn sie solchergestalt ihr Haar einige Stunden lang im Kessel hängen lassen, wird es schwarz und glänzend.

Außer der Färbung des Haupthaares schminken sich auch die vornehmen Damen. Diese Schminke besteht darin, daß sie mit einem Pulver von Karmosin-Farbe eine Linie machen, von der Breite eines Strohhalms, von den Augenwinkeln an bis an die Schläfe, worin sie viele Schönheit suchen. Sie brauchen auch eine weiße Salbe, die so weiß wie Milch ist, ihre Gesichter damit zu bestreichen. Diese lassen sie als ein Pflaster neun Tage lang darauf sitzen, wornach das Gesicht alle Falten verliert und die Haut ungemein zart und fein wird.*) — Eine herrliche Erfindung! Ohne Zweifel würde derjenige sich einen unsterblichen Namen machen, der sie von Peru nach Europa brächte. Denn wie viele Schönen würden nicht

*) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Th. 2, Buch 2. Hauptst. 3, Abschn. 3. §. 2, 60. 61.

mit Vergnügen ein Pflaster neun Tage lang auf dem Gesichte sitzen haben, wenn sie dadurch von allen ihren Flecken befreit werden könnten.

Alle diese Künsteleien mit dem Gesichte sind jedoch leicht denjenigen zu verzeihen, die minder schön als andere sind; wenn aber die, die wirklich schön sind, es doch für nöthig halten, sich zu schminken und sich durch die Schminke zu entstellen, so muß man ihren Geschmack bedauern. So findet man es bei den Georgianerinnen. Diese sind in hohem Grade schön. Chardin behauptet, daß die Natur in Bildung weiblicher Schönheit in dem Lande ihr Meisterstück gezeigt habe, und dessen ungeachtet verderben sie diese Schönheit dadurch, daß sie ihren Gesichtern alle Arten von Farben anstreichen. Solche Schminke, sagt er, ist ihr Putz, welchen sie gebrauchen, wie wir unsre Feierkleider.*)

So glauben auch die maurischen Frauenzimmer in Algier und Tunis, daß sie nicht vollkommen geputzt seien, wenn sie nicht ihre Augenlieder mit dem Staube von Bleierz gefärbt haben. Die dunkle Farbe, welche die Augen dadurch bekommen, wird für eine besondere Schönheit gehalten.**) Die neuverheiratheten Frauenspersonen in Algier treiben die Kunst noch weiter. Sie bestreichen nicht allein die Augenbraunen mit einer Art chinesischer Dinte, sondern machen auch schwarze, rothe, blaue oder graue Flecken, wie Schminkpflästerchen, ins Gesicht. Sie nehmen Leim oder Gummiwasser dazu, daß die Farben halten, und streuen verfälschten Goldsand, wie wir zum Abstreuen brauchen, darauf. — Diese Erfindung zur Erhöhung der Schönheit ist noch nicht in Europa be-

---

*) Chardin's persianische und ostindische Reisebeschreibung Th. 1. S. 282.

**) Shaw's Reisen. Naturgeschichte der Barbarei. Cap. 5. Abschn. 7.

annt.*) So sind nicht nur die Peruaner, sondern fast lle wilde, rohe und kultivirte Völker in der Verschönerung des Gesichts, jedes nach seiner Art, erfindsam gewesen. Die wahre Schönheit des Gesichts, die in dem Ausdrucke guter, sanfter, edler Gefühle besteht, lassen e ganz außer Acht. Diesen Ausdruck sieht man aber hwerlich in einem mit Farbe bemalten Gesichte, wenn e so dick angelegt wird, wie bei jenen Völkern, deren ben Erwähnung geschehen ist. Uebrigens kann man derleichen Schminken nicht als etwas Unmoralisches betrachn. Die Moralität beruhet auf der Absicht, in welcher s geschieht. Pudert man doch sein Haar, und das eine t eben sowohl eine Schminke, wie das andere.

In Brasilien gehen die Wilden ganz nackt, ausgeommen daß sie, wie die Peruaner, sich vorn mit einien Baumblättern oder mit Grase bedecken, welches mit nem Bande um den Unterleib befestigt ist.**) Doch ibt es andere Stämme, welche, obgleich sie bis auf die üften, die sie sorgfältig bedecken, ganz nackend gehen, och an einigen Putz denken. Diese werden Tapoyer geannt. Die Männer tragen einen Schmuck auf ihren öpfen, der aus Vogelfedern verfertigt ist, von welchem nge Vogelfedern über ihre Schultern herabhängen. Zueilen binden sie um ihre Köpfe eine Schnur von Baumolle, in welche sie Federn von verschiedenen Farben stekn. Sie haben auch Mäntel von Baumwolle, die wie letze gemacht und mit Federn von verschiedenen Vögeln nd Farben geziert sind, die fast wie Fischschuppen auf nander liegen. Allein dies sind auch eigentlich nur festche Kleider; obgleich sie sie auch zuweilen zur Abhaltung s Regens tragen, welchen Zweck sie dadurch ziemlich reichen. In ihre Ohren, Lippen und Wangen machen

*) Arvieux merkwürdige Nachrichten. Th. 5. S. 241.

**) Vierjährige Reise nach der Südsee, von Dampier, englisch beschrieben von Rogers. S. 100.

sie sich Löcher, aus welchen Stücke von Holz oder kleine Steine hängen. — Man hat Beispiele genug von Menschen, die Ohren, Nase und Lippen durchbohren; aber dieses ist ein neuer Zuwachs der Kunst, daß diese zugleich die Wangen durchbohren, um einige Löcher mehr zu haben, worein sie ihre Zierathen hängen können. — Außerdem bemalen sie ihre Leiber ganz mit einem braunen Safte, oder bestreichen sie mit Mastix oder wildem Harz, und befestigen auf ihren Leibern Federn von allerlei Farben, so daß sie in einiger Entfernung wie große Vögel aussehen. Sie tragen auch um ihre Beine Schleifen, die aus einem gewissen Gewächse verfertigt sind, und Schuhe aus einer Art von Baumrinde.*) Diese Sitte, sich Vogelfedern auf dem Leibe zu befestigen, ist ohne Zweifel eine brasilianische Erfindung, welche, so viel ich weiß, diesem Volke eigen ist.

Andere Völkerschaften in Brasilien befestigen aber nicht Federn auf ihrem bloßen Leibe, sondern machen sich Kleider aus Papagaienfedern, die hinten mit einem großen Schweif geziert sind. Alle Männer, Weiber und Kinder haben in der Unterlippe drei Löcher, in welche sie gewisse runde Steine, ungefähr einen Finger lang, hängen. Uebrigens haben diese vor andern Brasilianern dies voraus, daß Männer sowohl als Weiber nicht allein ihren ganzen Leib bemalen, sondern auch alle Haare, selbst den Bart und die Augenbraunen, absengen.**)

Diese Sitte, alle Haare am Leibe zu vertilgen, findet man auch in andern Welttheilen. So giebt es einige sibirische Tartaren, die durch eine Mischung von Kalk und Arsenik die Haare am ganzen Leibe zu vertreiben,

*) Neuhofs Reise nach Brasilien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 11. S. 124 ff.

**) Magelhans Reise um die Welt, von Pigafetta; in Beiträge zur Völker- und Länderkunde, von Forster und Sprengel. Th. 4. S. 13 ff.

hen.*) Dieselbe Sitte findet man in Sumatra. Diese Insulaner behalten zwar zum Theil ihr Haupthaar. Die Männer schneiden es oft kurz ab und scheinen nicht den eringsten Werth darauf zu setzen; die Weiber hingegen uchen es sehr lang zu haben, und man findet mehrere, enen es bis auf die Erde reicht. Auch suchen sie dasselbe urch den beständigen Gebrauch von Kokosöl, womit sie s bestreichen, glänzend schwarz zu erhalten. Obgleich ie Männer aber einiges Haar auf dem Kopfe dulden, so önnen sie doch, eben so wenig wie die Weiber, es an en übrigen Theilen des Leibes vertragen. Solches ist ach ihrer Denkungsart dem Wohlstande zuwider. Daher aben auch die Männer ein ganz glattes Kinn. Den Bart wissen sie dergestalt zu vertilgen, daß man glauben ollte, die Natur habe ihnen denselben versagt. So wie ie Knaben anfangen, mannbar zu werden, reiben sie sich as Kinn, die Oberlippen und die übrigen Theile des Leies mit ungelöschtem Kalk, besonders von Muschelschan, welcher die Wurzeln der aufkeimenden Haare tödtet.)ie wenigen Haare, welche nachmals einzeln zum Vorhein kommen, werden von Zeit zu Zeit mit kleinen Zanen ausgerissen, welche sie zu dem Ende jederzeit bei sich agen.**)

Wenn dieses Mittel bewährt ist, warum suchen wir un nicht dadurch das Wachsthum des Bartes zu hemen? Dann würde man des mühsamen, Zeitverlust verachenden Rasierens überhoben sein. Sonderbar ist es rigens, woher diese Sitte gekommen sein mag, daß an solchergestalt durch Kunst alle Haare vertilgt. In einlichkeit kann sie nicht gegründet sein, da sie auch bei ölkern üblich ist, die nicht ihrer Reinlichkeit wegen ge-

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1. S. 444.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 61. f.

rühmt werden können. Auch würden diese in solchem Falle zugleich die Haupthaare zu vertreiben suchen. Unmöglich ist es aber, die Ursache aller Einfälle und Gebräuche der rohen Völker anzugeben.

Die Einwohner von Louisiana gehen völlig nackt und tragen im Allgemeinen nichts anders als eine Art von Schürze vorne; aber statt der Kleider bemalen sie sich. Die natürliche Farbe der Amerikaner ist röthlich; aber nichts desto weniger finden sie einen besondern Geschmack daran, sich mit Roth zu malen, und hierin thun sie weiter nichts als die kultivirten Menschen in Europa, welche, obgleich sie weiß sind, sich mit Weiß schminken, wenn sie ihre natürliche Farbe nicht weiß genug finden. Jeder hält seine Farbe für die schönste. Jeder sucht sie zu erhöhen, und das kann wohl auch jeder mit gleichem Rechte thun. Daß diese Indianer, da sie nackt gehen, nicht nur das Gesicht, sondern den ganzen Leib schminken, kann man auch nicht sonderbar finden; daß sie sich aber noch außer der rothen Farbe mit Weiß, Schwarz, Blau und Grün beschmieren, das muß sie natürlicherweise entstellen, anstatt zu zieren. Nichts desto weniger halten sie alle diese Schminke für nothwendig, um öffentlich mit Anstand erscheinen zu können. Sie ist bei ihnen das nämliche, was Kleider und Putz bei den kultivirten Nationen sind.

In diesem Stücke, was ihre Bemalung anbetrifft, muß man die außerordentliche Geduld dieses Volkes und die Gewalt der Eitelkeit bewundern, da sie in allen andern Dingen höchst träge sind. Nur in diesem Stücke sind sie es nicht. Fünf bis sechs Stunden können sie mit der größten Geduld zubringen, um diese Schminke nach den Regeln des Geschmacks anzulegen. Die kokettste und eigensinnigste Dame in Europa braucht doch kaum so viel Zeit, um vor ihrem Spiegel zu sitzen. — Die Farbe legen sie mit einer Kunst auf, die viel Geschicklichkeit erfordert. Ueber die Augenwimpern ziehen sie zwei Linien, die nicht dicker als ein Faden sind. Das nämliche thun

[di]e auf die Lippen, die Nasenlöcher und über die Augen[b]raunen. Auf dieselbe Art ziehen sie solche Linien um die Ohren und beobachten hierbei die nämlichen Krümmungen, welche die Ohren haben. Das übrige Gesicht theilen sie in verschiedene Figuren ab, wobei das Rothe die Haupt[f]arbe ist, und die übrigen Farben dienen nur dazu, diese zu erhöhen. Ein Theil des Halses wird auch mit diesen Zierathen geschmückt, und gemeiniglich malen sie mit Zinnober ziemlich dicke Striche auf die Kinnbacken. Fin[d]en sie diese Figuren, nachdem sie gemacht sind, ihrer Erwartung nicht entsprechend, so löschen sie sie mit der größten Geduld aus und fangen wieder von vorne an. Ihre Eitelkeit und Selbstzufriedenheit ist so groß, daß sie, wenn sie fertig sind, den Spiegel nicht aus den Hän[d]en lassen können, um sich recht über die schöne Figur zu [f]reuen, die sie zu machen glauben.

Die Mannspersonen geben diesen indianischen Schö[n]en in Eitelkeit nichts nach; sie befriedigen nur selbige [a]uf eine andere Art. Ihre Krieger zeigen darin ihren Putz, daß sie sich punktiren und eine Farbe in die Löcher [r]eiben. Im Verhältnisse zu ihren Heldenthaten haben sie mehrere oder wenigere dergleichen Figuren an dem Leibe. Einige punktiren nur die Arme, andere auch die Schenkel. Bei einigen sind die Lenden auch punktirt, und bei andern gehen diese Figuren von der Mitte des Leibes bis an den Hals. Diese Letztern sind ihre vornehmsten Kriegshelden. So breiten diese punktirten und gemalten Figuren sich immer weiter auf dem Leibe aus, nachdem ihr kriegerischer Ruhm und ihre Heldenthaten zunehmen. Diese Krieger tragen auch Federbüsche, die sie, wie unsere Krieger, an den Kopf stecken. An Armen und Schenkeln tragen sie auch Federn, wie Armbänder. Diese sind das Unterscheidungszeichen der Krieger und ein Beweis ihrer Tapferkeit, weswegen auch diejenigen, die nicht im Kriegsstande sind, sie nicht tragen dürfen. *)

*) De Ulloa physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Abschn. 17.

Obgleich diese Indianer, wie andere Wilde, den Putz lieben, so zeigen sie doch weder Geschmack noch Kunst bei den Zierathen, welche sie theils durch Bemalung, theils durch Punktirung an ihren nackten Leibern anbringen. Ganz anders verhält es sich mit den Einwohnern von Karolina. Diese sind zwar gewöhnlich ganz nackend, ausgenommen, daß sie die Lenden bedeckt, und zuweilen ein Hemd, Halbstiefeln oder Schuhe tragen. Aber ein Theil ihrer Zierathen zeigt doch einigen Geschmack und eine angehende Kultur. — Diese Indianer haben, wie einige andere nordamerikanische Indianer, den Rand der Ohren zerschnitten, welches eben nicht von vielem Geschmack zeugt; wenigstens wird kein Europäer es schön finden. Dieser durchschnittene Rand wird zuerst rund umher mit ledernen Riemen sehr dicht und fest gebunden, und die Wunde, bis sie wieder geheilt ist, mit Bärenfett eingesalbt. Durch die Schwere eines daran befestigten Stücks Blei wird der Knorpel zu einer unglaublichen Länge ausgedehnt, alsdann rings umher voll Messing- oder Silberdrath gesteckt, und halbzirkelförmig, wie ein Bogen oder ein halber Mond, erweitert. Dieser Rand ist dann sehr elastisch, so daß er bei der geringsten Bewegung oder Biegung des Körpers auf- und niederspringt. Man schmückt das Ohr übrigens noch mit den weichen Federn des weißen Reihers.

Ihre Schläfe sind mit einer Binde umgeben, die ungefähr vier Zoll breit, künstlich gearbeitet oder gewebt, mit Steinen, Glaskorallen, Stacheln des Stachelschweines u. s. w. geschmückt und vorn an der Spitze noch mit einem hohen Busch von Kranichs- oder Reiherfedern verschönert. Sie tragen Stiefel von Tuch, welche vom Knöchel bis an die Wade hinauf reichen und mit Spitzen, Korallen, silbernen Glocken u. s. w. geziert sind. Ihre Schuhe haben gewissermaßen Aehnlichkeit mit den alten Sandalen. Sie werden von Rehfellen verfertigt, und nach eines jeden Geschmack verziert. Außer einem Hemde

n Leinwand und einem tuchenen Gürtel um den Unter-
b, der an den Enden mit Glaskorallen, Spitzen von
ittergold u. s. w. geschmückt ist, tragen sie einen Man-
l von dem feinsten scharlachenen oder blauen Tuche, das
nur zu kaufen im Stande sind. Dieser Mantel ist um
n Rand her mit reichen Spitzen oder Franzen und oft
ich mit kleinen runden Glocken von Silber oder Messing
schmückt.' Sie haben auch einen großen silbernen Hals-
hmuck, in Gestalt eines halben Mondes, der von einem
nd um den Hals gehenden Bande auf die Brust hängt.
n den Hals tragen sie ein Halstuch, und die Arme sind
it silbernen Armbändern und silbernen oder goldenen Ket-
n geschmückt. Der Kopf, der Hals und die Brust wer-
n karmosinfarben bemalt, und einige Krieger haben auch
e Haut der Brust und die muskulösen Theile des Kör-
rs mit hieroglyphischen Zügen, mit Blumen, Thier-
stalten, Sternen, halben Monden und der Sonne ge-
ert. Dies Bemalen, oder richtiger Punktiren des Flei-
hes geschieht in der Jugend; man sticht die Haut so
nge mit einer Nadel, bis das Blut herausspritzt, und
ibt dann eine bläuliche Farbe ein, die niemals wieder
ergeht. — Die Kleidung der Weiber unterscheidet sich
twas von der Tracht der Männer; merkwürdig ist es
ber, daß die Weiber von Schminke keinen Gebrauch ma-
ien. Dies thun nur Frauenzimmer von einer besondern
lasse, wenn sie geneigt sind, dem andern Geschlechte
ewisse Gunstbezeugungen zu bewilligen. — Schminke
t also bei ihnen ein Kennzeichen der Buhlerinnen.

Es ist nicht zu läugnen, daß einige von den Zierat-
hen dieser Indianer nicht ganz geschmacklos sind. Man
ann sich aber auch leicht vorstellen, daß es nur die Rei-
hen und die Vornehmen sind, die diesen kostbaren Putz
ragen. Der hier beschriebene Putz wird auch nur bei ge-
vissen Gelegenheiten gebraucht, z. E. bei Hochzeiten, Fest-
agen, Tänzen, oder bei der Gelegenheit, daß die Män-
ner sich den Abend vor ihrem Ausmarsch zu einer kriegeri-

schen Expedition versammeln, um den Kriegstanz aufzuführen. Uebrigens wird der Mantel von den Männern selten getragen, die Winter-Abende ausgenommen, wenn es sehr kalt ist, und von den Weibern beim Tanze, wo er ihnen als ein Schleier dient; denn übrigens gehen sie, wie ich oben gesagt habe, völlig nackend, und haben nur eine Schürze um die Lenden.*)

Jetzt will ich mich an's Südmeer wenden, und die halbnackten Inselbewohner in ihrer ganzen Pracht darstellen, welche ebenfalls größer oder kleiner ist, nachdem sie roher oder kultivirter sind. Und sonderbar ist es, daß ihre Erfindungen, in Rücksicht dessen, was sie Putz nennen, in der Hauptsache ungefähr die nämlichen sind, wie man sie auf dem festen Lande findet; obgleich man keinen Grund zu vermuthen hat, daß sie je, wenigstens in einer sehr langen Reihe von Jahren, mit irgend einem von den andern Welttheilen in Verbindung gestanden haben. Nur in Nebensachen sind sie verschieden, und solche Verschiedenheiten trifft man auch allenthalben in den andern Welttheilen an, wie ich oben gezeigt habe.

So haben die Einwohner der Osterinsel die Gewohnheit, sich zu bemalen, die Haut zu punktiren und sich die Ohren zu durchstechen. Um die Oeffnung dieses Theils zu erweitern, pflegen sie ein zusammengerolltes Blatt durch das Loch zu stecken, bis das Ohrläppchen so lang wird, daß es ihnen auf die Schultern herab hängt, welches bei den Männern eine ausgezeichnete Schönheit ist, die sie zu erlangen streben. — Die nämliche Methode und dieselbe Kunst, um das Loch im Ohrläppchen geräumiger zu machen, findet man auch in den andern Welttheilen. — Uebrigens gehen Männer und Weiber fast ganz nackt, ausgenommen, daß sie ein Tuch um den Unterleib gürten, und einzelne haben außerdem ein Stück

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina S. 474 ff.

ig, mit dem sie die Schultern oder Hüften umhüllen, welches bis zur Hälfte der Schenkel herab fällt.*)

Die Einwohner von Mowée, einer von den Sandwichsinseln, malen auch und punktiren die Haut, durchbohren sich die Ohren und den Nasenknorpel, um Ringe darin zu tragen. Auch haben sie, wie die Bewohner aller übrigen Welttheile, mit ihrem Haare viel zu thun. Sie schneiden es in Gestalt eines Helmes ab. Einige lassen, denen sie völlige Länge lassen, und auf diese Weise den Kamm des Helmes vorstellen, sind an den Spitzen roth. In dieser Erfindung sind sie von allen andern, bis jetzt erwähnten, Völkern verschieden. Aber noch mehr unterscheiden sie sich von ihnen dadurch, daß sie sich einen oder mehrere Zähne ausziehen lassen. Ob dieser Verlust der Zähne auch eine Schönheit sein soll, oder ob dieses, wie einige meinen, die Art ihrer Trauer über die Anverwandten oder Freunde sei, das hat man noch nicht mit Gewißheit erfahren können. Dem sei, wie ihm wolle, so ist diese Sitte doch immer lächerlich.**)

Auf den Gesellschaftsinseln sind die Einwohner nicht einmal, in Ansehung ihrer Zierathen, einander völlig ähnlich. Auf Mangeea, einer dieser Inseln, tragen die Einwohner ihr kohlschwarzes, sehr langes Haar gewöhnlich auf der Scheitel gebunden. Sie tragen einen Gürtel, der aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums verfertigt, und, wie auf den Freundschaftsinseln, glassirt oder mit einem Firniß überzogen ist. Das Zeug hingegen, welches sie auf dem Kopfe tragen, ist, wie in Otaheiti, weiß und unglasirt. An den Füßen haben sie eine Art Sandalen oder Pantoffeln, die aus Grashalmen geflochten sind, vermuthlich um ihre Füße gegen die scharfen Korallenfelsen zu schützen. Den Bart lassen sie lang

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. B. 2; in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. B. 17. S. 265 ff.

**) La Perouse a. St. S. 270.

wachsen. Ihre Arme sind nach innen zu von den Schultern bis zum Ellbogen tatowirt oder punktirt. Die Ohrläppchen sind durchbohrt, oder vielmehr aufgerissen, daß Cook einen sah, der ein Messer und einige Glaskorallen in diese Spalte steckte. — Auf Watiu, ebenfalls einer von diesen Inseln, tragen die Einwohner ein Stück Zeug oder eine Matte um die Hüften gewickelt und bey die Schenkel aufgezogen. Viele haben auch eine Art Jacken ohne Aermel von niedlicher, weiß und schwarz gestreifter Mattenarbeit. Einige tragen auch kegelförmige, mit kleinen Muschelkorallen durchwirkte Mützen von [illegible]sern. Ihre Ohren sind durchbohrt, und mehrentheils tragen sie etwas von einer Pflanze darin, oder auch zuweilen eine wohlriechende Blume. Die Vornehmen und Befehlshaber tragen einen Schmuck von irgend einem Thierknochen, in Gestalt zweier kleinen Kugeln mit einem gemeinschaftlichen Grundstück, welcher an vielen feinen Schnüren vom Halse herunter hängt. Die Befehlshaber tragen auch rothe Federn im Ohr. Diese Zierathen scheinen aber hier zu Lande vorzügliche Zeichen von Würde zu sein; denn außer ihnen und den Tänzerinnen trägt sonst niemand dergleichen. Einige Mannspersonen sind auch hier auf den Seiten und auf dem Rücken punktirt. Einige Frauenzimmer waren ebenfalls an den Beinen punktirt. Diese Zierathen scheinen aber blos Personen von höherm Range zuzukommen.*) So sind nicht einmal die Insulaner, die zu einer Inselgruppe gehören, und welche doch vermuthlich einander kennen und mit einander Umgang haben, über die wichtige Frage völlig einig, welches am besten kleide?

Die Einwohner der Freundschaftsinseln sind auch von den Gesellschaftsinsulanern, sowohl in der Kleidung als in dem Putze, sehr verschieden. Die Kleidung der

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster B. 1. S. 188 u. 214.

lanns- und Frauenspersonen ist völlig einerlei. Ein
tück Zeug oder eine Matte, von den Fasern des Maul-
erbaumes verfertigt, sechs Schuh breit und wenigstens
thalb Schuh lang, damit es anderthalb Mal um den
ib gehe, wird vermittelst eines Gürtels befestigt, so
ß es, wie ein Weiber-Unterrock, bis an die Waden
cht und vorn doppelt ist. Der obere Theil dieses Klei-
, über dem Gürtel, liegt in Falten, welche, wenn
auseinander geschlagen werden, hinreichend sind, die
hultern zu bedecken, welches gleichwohl sehr selten ge-
eht. Dem Schnitte nach ist in dieser Kleidung für
rnehme und Geringere kein Unterschied. Die Vorneh-
n kleiden sich nur in große Stücke Zeuges, oder in fei-
e Matten; der gemeine Mann hingegen begnügt sich
einem kleinen Stück, oft sogar mit einer Bedeckung
Blättern, oder einem schmalen Streifen Zeug in Ge-
t einer Binde, welches zwischen den Schenkeln aufge-
n und dann um den Leib gebunden wird. Doch bedie-
sich dessen hauptsächlich nur Mannspersonen. Zu
größern Lustbarkeiten gehören eigene Kleidungsstücke,
welchen diejenigen die kostbarsten sind, die mit den
sten rothen Federn prangen. Die Befehlshaber tra-
ausschließlich einen großen Kopfputz von rothen Fe-
. Zuweilen tragen sowohl Männer als Weiber eine
von Sonnenhüten, die aus allerlei Materialien ver-
gt werden.

Auch in Rücksicht des Putzes sind Männer und Wei-
einander ähnlich. Der gewöhnlichste Schmuck sind
bänder von Pandangsfrüchten und allerlei wohlrie-
den Blumen. Andere werden aus kleinen Schnecken,
den Röhrknochen von Vögeln, aus Haifischzähnen
andern Dingen verfertigt und hängen bis auf die Brust
b. Auch tragen sie oft eine große glatt geschliffene
austerschale, ingleichen am Oberarm einen geschnitz-
Ring von Perlmutter, ferner Fingerringe von Schild-
nschale, oder auch eine Menge solcher Ringe, mit

einander verbunden, um die Handwurzel. Gewöhnlich durchbohren sie sich nur ein Ohrläppchen, doch manche auch beide; unterscheiden sich aber von andern darin, daß sie zwei Löcher darein bohren und kleine cylindrische, ungefähr drei Zoll lange Stäbchen von den Knochen irgend einer Art von Seethieren zu einem Loch hinein und zum andern heraus stecken. Zuweilen tragen sie auch kleine Rohrstückchen darin, die mit einer rothen Farbe ausgefüllt sind.

Was ihr Haar betrifft, so können sie gar nicht über die Frage einig werden, welches am besten steht? Das Haar ist gewöhnlich schwarz; die meisten Mannspersonen aber, wie auch einige Frauenzimmer färben es braun, andere mit einer Farbe, die dem Purpur ähnlich ist, und einige wenige geben ihm eine Orangefarbe. In Ansehung des Schnittes haben sie auch verschiedenen Geschmack. Einige schneiden das Haar an einer Seite des Kopfes ganz kurz und lassen es auf der andern stehen; andere schneiden nur einen kleinen Theil ab; noch andere schneiden alles bis auf ein einziges Löckchen ab, welches gewöhnlich an der einen Seite bleibt; endlich giebt es auch einige, die alles unberührt in die Länge wachsen lassen, welches wohl noch das schönste ist. Die Frauenzimmer tragen aber überhaupt kurz abgeschnittenes Haar. Die Mannspersonen scheeren sich den Bart und beide Geschlechter reißen das Haar unter den Achseln aus. — Wir haben kein Recht, uns über alle die Künsteleien aufzuhalten, welche diese Insulaner brauchen, um ihrem Haare den schönsten Schnitt zu geben, da wir, beiderlei Geschlechts, an unserm Haare eben so viel zu künsteln pflegen. Bei uns hat die Façon des Haares in vorigen Zeiten beiden Geschlechtern viel Kopfzerbrechen verursacht.

Diese Insulaner baden sich oft, da sie ganz besonders auf Reinlichkeit des Körpers halten, und hernach salben sie den Leib mit Kokosöl, welches der Haut ein schönes Ansehen giebt. Dieses Oel kann sich indeß nicht ein jeder verschaffen, darum sehen die gemeinen Leute

inge nicht so glatt aus, als die Vornehmen. Das Frauenzimmer bestreicht sich auch über und über mit einer gewissen rothen, fein gepülverten Wurzel, ungefähr wie unsre Damen trocknes Roth auflegen. Die Männer sind von der Mitte des Bauchs an bis auf die halbe Lende hinab mit einer dunkelblauen Farbe unauslöschlich gezeichnet. Die Frauenzimmer haben nur einige wenige kleine Linien dieser Art in der flachen Hand; der König aber ist zum Unterschiede nicht punktirt, auch sieht man an seinem Körper keine Spur von jenen oft blutigen Trauermalen, welche, der allgemeinen Sitte zufolge, jeder sich selbst verursachen muß. — Diese Punktirung, sonst Tátowirung genannt, die unter den Südseeinsulanern so ganz allgemein ist, wird vermittelst eines breiten, knöchernen Instruments verrichtet, worein eine Menge ganz feiner Zähne geschnitten sind. Diese taucht man in die Farbe, die man der Haut geben will, und schlägt sie dann vermittelst eines Stöckchens durch die Haut. Auf diese Art wissen sie allerlei Linien und Figuren, oft in zierlicher Mannichfaltigkeit und Anordnung, auf den Leib zu zeichnen.*)

Fast unbegreiflich ist es, daß eine Mode, die mit vielen Schmerzen verknüpft ist, sowohl bei so vielen Völkern in den andern Welttheilen hat Statt finden, als sich bei den Südseeinsulanern so ganz allgemein werden, daß sogar das schwächere Geschlecht sich dieser Tyrannei der Mode hat unterwerfen können. Ein gewisser Engländer, Namens Best, versuchte es auf einer von den Nassau-Inseln, die unweit von Sumatra liegen, eins von seinen Beinen auf solche Art punktiren zu lassen, fand aber diese Operation sehr schmerzhaft. Auch muß es hier etwas langsamer vor sich gehen, als auf den Inseln im Südmeere, wo man mit dem obgedachten Instrumente mehrere Löcher auf einmal schlagen kann. Auf den

*) Cook a. St. S. 101 f.

Nassau-Inseln hingegen verrichtet man diese Punktirung mit einem spitzigen Instrumente, eigentlich einem dünnen Drahte, der in einem acht Zoll langen Stückchen befestigt ist. Auf diesen spitzigen Draht schlagen sie mit einem kleinen Stock, und wenn sie so viele Löcher gemacht haben, wie sie haben wollen, reiben sie Kienruß hinein. So langsam aber und schmerzlich diese Operation auch ist, so lassen sich die Frauenzimmer doch sowohl auf dem obern Theil der Hand, als auf beiden Schultern tättowiren, wo sie das Merkmal eines Sternes tragen.*) So kann Mode, Fantasie und Eitelkeit die schmerzhaftesten Gefühle besiegen, sogar bei dem Geschlechte, das durchgängig ein feineres Gefühl hat und sich blos über einen einzigen Stich von einer Nähnadel beklagen kann. Dieser Stich ist aber auch nicht der Eitelkeit zur Erreichung irgend eines Zwecks dienlich.

So habe ich dem Leser die unzähligen Erfindungen der halbnackten Menschen aller Welttheile, um sich Putz zu verschaffen und dadurch ihre Eitelkeit zu nähren, gezeigt. In der Hauptsache sind sie mehrentheils einig. Es gibt keinen Fleck am Leibe, von der Scheitel bis an die Fußsohle, dem sie nicht versucht haben, einen verschiedenen Zierath zu geben. Aber so einig sie in diesem Stücke sind, so sehr weichen sie in Ansehung der Beschaffenheit dieser Zierathen von einander ab. Man findet kaum zwei Völker, die einander völlig ähnlich wären. Ein jeder hat seinem Geschmacke, seiner Fantasie gefolgt, und diese zahllose Verschiedenheit muß ohne Zweifel Reisenden sehr angenehm sein, die bei jeder neuen Völkerschaft neue Moden finden. Die Sucht der kultivirten Nationen Europens, fremde Moden nachzuäffen, findet man fast niemals bei den unkultivirten Völkern. Jeder folgt seiner

*) Ueber die Einwohner der in der Nähe von Sumatra gelegenen Inseln Poggy oder Nassau, von dem Engländer Crisp, in Archenholz's Minerva. October 1800. S. 91.

:m eigenen Geschmack, ohne sich um den feinen Nach-
ırs zu bekümmern. Die Ursache hiervon kann wohl in
nem höhern Grade von Festigkeit des Geschmacks, oder
elleicht auch darin gegründet sein, daß die rohen Völker
enig oder gar nicht mit andern in Verbindung stehen.
öchstens kennen sie ihre Nachbarn; da sie aber gewöhn-
h mit ihnen beständig in Krieg verwickelt sind und einan-
r für Feinde halten, so kann man leicht begreifen, daß
: ihre Feinde der Nachahmung nicht würdigen wollen.
ies ist ohne Zweifel die wahre Ursache, warum die halb-
ıckten Menschen, so begierig sie nach Putze sind, doch
emals, oder wenigstens sehr selten fremde Moden auf-
hmen, sondern dieselben selbst aufbringen, so abge-
ɔmackt auch diese, und so geschmackvoll auch die andern
in mögen. Diese Denkart und diese Verschiedenheit in
n Erfindungen des Putzes findet man auch bei den
ölkern, die so weit gekommen sind, daß sie den ganzen
örper bedecken, welches ich weiter unten zeigen werde.

Kap. 4.

Menschen in Thierhäuten.

Wir haben die Menschen in ihrem halbnackten Zustande,
ır mit einer Bedeckung um den Unterleib, gesehen. Nur
ese ist ihre beständige Tracht; was sie übrigens tragen,
: nicht für beständig, nicht um den ganzen Leib zu be-
ɛcken, sondern nur zum Putze, oder um sich bei kalter
Witterung eine kurze Zeit zu beschützen. — Ist es übri-
ens unzweifelhaft wahr, daß die ersten Menschen unter
inem warmen Himmelsstriche Bewohner der Erde gewor-
en sind, so ist es auch kaum zu bezweifeln, daß sie

so lange sie noch in den warmen Himmelsstrichen blieben, auch in ihrem nackten Zustande verblieben. Denjenigen, die von Jugend an gewohnt sind, ganz nackt zu sein, muß Kleidung eine beschwerliche Bürde und [illegible] leichten, hurtigen Bewegungen des Körpers sehr [illegible] lich sein. Man hat daher Grund, zu glauben, daß [illegible] wilden und rohen Völker erst daran gedacht haben, [illegible] ganzen Leib zu bedecken, nachdem sie, der zunehmenden Vermehrung wegen, auswanderten und unter Himmelsstriche kamen, die kalt, wenigstens kälter waren, als die Gegenden, die sie verließen, oder wo wenigstens der Abend und die Nacht kalt, wenn auch der Tag heiß war. Nothwendigkeit, nicht Schaamhaftigkeit, muß die erste Ursache gewesen sein, welche die Menschen gezwungen hat, den ganzen Körper zu bedecken.

Und was muß denn natürlicherweise die erste Bedeckung der Menschen gewesen sein? Wenn man sich das Menschengeschlecht in seinem ganz wilden und rohen Zustande denkt, aller Kenntniß von der Natur und den Erzeugnissen derselben beraubt, mit den mannichfaltigen verschiedenen Mitteln, welche sie zur Bedeckung der Menschen hervorbringt, unbekannt, und von allen Werkzeugen entblößt, sich aus den Naturprodukten ihre Bedeckung zu verfertigen, wenn sie auch dieselben kannten; so kann man sich leicht vorstellen, daß diese wilden Menschen [illegible] Anfange an weiter nichts zur Bedeckung gehabt haben, als rohe Häute, die sie den wilden Thieren abzogen, welche sie entweder der Nahrung oder der Vertheidigung [illegible] gen tödteten. Es konnte ihnen leicht einfallen, sich [illegible] gleichen Häute umzuwerfen, wenn die Kälte sie [illegible] sich zu bedecken. Diese Bedeckung hatte sogar den [illegible] lichen Vortheil für sie, daß man, welche Seite man wollte, einwärts kehren konnte, nachdem die Kälte [illegible] ger oder gelinder war. Andere Bedeckung [illegible] noch nicht bei vielen rohen Völkern.

Die Einwohner von den Küsten der magellanischen

traße zittern vor Kälte, und haben doch nichts, um
h zu bedecken, als ein Seekalbfell, das unbefestigt über
re Schultern geworfen wird und nicht einmal bis mitten
f den Leib hinab reicht. Wie abgehärtet aber diese
Menschen gegen die Kälte sind, kann man daraus sehen,
ß sie, während des Ruderns, auch diese Haut wegwerfen
n und ganz nackt sitzen.*)

Die ganze Kleidung der Feuerländer besteht ebenfalls
s der Haut eines Seekalbes oder auch aus dem Felle
nes Guanicoes, ein Thier, welches an Größe, Gestalt
d Farbe einem Rehe ähnlich sieht, es hat aber keine
örner oder Geweihe. Diese Haut werfen sie ohne Zu-
reitung, so wie sie von dem Thiere kommt, über die
chultern und binden ein Stück davon als Schuhe unter
e Füße. Bei dieser elenden Kleidung ist es ihnen doch
ir um Putz zu thun. Zu dem Ende malen sie die Ge-
nd um die Augen weiß, und zieren den übrigen Theil
s Gesichts mit senkrechten rothen und schwarzen Strei-
n, deren Gestalt aber bei jedem verschieden war, so
ß kaum zwei derselben einander völlig ähnlich sahen.
nige wenden mehr Sorgfalt auf diese Zierathen, und
malen sich fast überall mit schwarzen Streifen. So-
ohl Männer als Weiber tragen Armbänder, so gut sie
gleichen aus kleinen Muscheln oder Knochen verfertigen
nnen, die Weiber an dem Handgelenke und an den Knö-
ln, die Männer aber blos an dem Handgelenke. Da-
gen tragen sie eine Art von Kopfbinde, die aus brauner
ponnener Wolle zu bestehen scheint. Uebrigens gefällt
nen Roth über alle Maßen, und Glaskorallen sind ihnen
ber, als Messer und Beile.**) So muß, so armselig
h ihre Kleidung und so elend ihre ganze Verfassung ist,

---

*) Wallis Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 1. S. 246.

**) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworth a. St. B. 2. S. 502.

der Putz doch beibehalten werden. Billig sollte man glauben, daß Eitelkeit die allgemeinste und herrschende Leidenschaft der Menschen sei; wenigstens ist sie, nächst dem Geschlechtstriebe, ohne Zweifel die allgemeinste.

Bevor ich diese südlichen Gegenden Amerika's verlasse, muß ich die Patagonier erwähnen, bei welchen man doch einige Kunstkultur findet. Diese Leute, die sechs bis sieben Fuß messen, kleiden sich in Guanacofelle, die sie in große Stücke zusammennähen, die meist sechs Fuß lang und fünf Fuß breit sind. Diese tragen sie, die rauhe Seite einwärts, um den Leib und binden sie mit einem Gürtel zusammen. Uebrigens gehen sie mit bloßen Armen und Füßen. Einige unter ihnen tragen auch ein viereckiges, aus dem weichen Haar des Guanacoes verfertigtes Stück Tuch, in welches ein Loch für den Kopf eingeschnitten ist. Der Rest desselben hängt vom Halse rings um den Leib bis auf die Knie herab. Diese Leute tragen auch eine Art von Beinkleidern, imgleichen Halbstiefeln und an jedem Absatz ein kurzes, spitziges Holz, welches statt eines Sporns dient; denn die Frauenspersonen sowohl als die Männer reiten; die Weiber tragen aber keine Sporen. Diese Stiefeln sind aus den Häuten der Pferde oder Füllen gemacht, welche sie, wenn sie getrocknet sind, mit Fett bestreichen, alsdann durch Reiben geschmeidig machen und sie anlegen, ohne sie vorher zuzuschneiden.

Diese Thierhäute müssen die älteste Kleidung der Patagonier gewesen sein, weil sie die einfachste war, und zugleich die, deren Zubereitung nur wenig Zeit und Mühe kostete. Die Häute junger Füllen und Pferde waren die wohlfeilsten. Sie tragen aber auch Felle von andern Thieren, die schöner und kostbarer sind. — In der Folge lernten sie Mäntel von wollenem Garne von allerlei bunten Farben zu verfertigen, welche, wenn sie um den Leib geschlagen werden, ihnen von den Schultern bis an die Waden reichen. Unter diesem Mantel tragen sie ein

hern, der etwas kleiner, aber von eben der Art ist,
lchen sie um den Unterleib schlagen, und außer diesen
eizipflige, schmale, lederne Schürzen, statt der Bein-
ider, wovon sie zwei Enden um den Leib herum zusam-
n und das dritte Ende zwischen den Beinen hindurch
uten fest binden. Sie machen auch Mäntel von rothen
ugen, welche sie nebst Hüten, die sie sehr gern, beson-
rs zu Pferde, tragen, von den Spaniern kaufen.
ieser Mantel ist mit allerhand Figuren geziert, ganz zu-
nähet und hat nur eine Oeffnung in der Mitte, daß sie
it dem Kopfe durchkriechen können. Er reicht ihnen bis
i die Knie, manchmal auch bis an die Füße herab. —
ie Mäntel der Frauenzimmer sind so beschaffen, wie die
r Männer; sie schlagen aber das eine Ende um den
als, heften es vorn an der Brust mit einer kupfernen
adel zusammen, und wickeln den übrigen Theil rund um
ren Unterleib, so daß er bis auf die Schenkel herabfällt.
ie tragen auch eine kurze Schürze, die unter dem Man-
l um den Leib gebunden ist und ein wenig über die Knie
eicht. Diese Schürze ist aus buntem Garn gewebt und
at von oben bis unten Streifen von allerhand Farben.
Ihre Stiefel sind von eben der Art, wie sie die Männer
ragen. — Die Patagonier haben also so viel Kunstkultur,
aß sie sich durch Weben Kleider verschaffen und sie mit
llerhand Farben schmücken können; ihre älteste Kleidung
ber bestand aus Thierhäuten, und diese ist noch sehr
emein.

Daß diese Völkerschaften, die nicht ganz unkultivirt ind, auf Putz auch Sorgfalt wenden, wird man sich eicht vorstellen können, wenn diejenigen es thun, die ganz oh und wild sind. — Die Männer gehen beständig mit loßen Köpfen, ihre Haare aber binden sie hinten auf, so daß das unterste Ende in die Höhe geschlagen ist; öfters befestigen sie solche oben auf dem Kopfe mit einer wollenen Binde. Die Frauenzimmer haben keinen Kopfputz, sondern nur zwei an beiden Seiten herabhängende lange Haar-

zöpfe, doch setzen sie, wenn sie reiten, Strohhüte auf, die wie ein Zuckerhut oder wie die chinesischen Hüte gestaltet sind.

Die Patagonier malen ihre Gesichter auf das häßlichste, bald roth, bald schwarz, und bilden sich darein, daß sie dadurch eine besondere Schönheit erhalten. Auch malen sie große Kreise um die Augen, aber nicht von einerlei Farbe; um das eine Auge schwarz, um das andere weiß, oder auch weiß und roth, oder roth und schwarz. Zuweilen bemalen sie auch das Gesicht mit Streifen von verschiedenen Farben, und alle jungen Frauenzimmer malen ihre Augenbraunen schwarz. Zu dem Putze gehören auch himmelblaue Knöpfe, von welchen sie eine oder zwei Reihen um Hals, Arme und Schenkel binden. Auch tragen sie Ohrringe von viereckigen kupfernen Platten, die ungefähr zwei bis drei Zoll breit und eben so lang sind. *)

Von diesen südlichen Gegenden Amerika's wollen wir zu den nördlichen hinauf steigen. Hier finden wir ebenfalls Völker in Thierhäuten. Nur diejenigen, welche mit den Europäern Handel treiben, vertauschen ihr Pelzwerk gegen Decken, Tuch, Hemden und dergleichen, deren sie sich sowohl zum Putze als zu der nothwendigen Bekleidung bedienen. Sie binden ein breites Tuch von ungefähr drei Viertel Ellen vermittelst eines Gürtels mitten um den Leib. Die, welche Hemden tragen, binden sie nicht zusammen, weder um den Hals, noch um die Hand, welches sie als einen unausstehlichen Zwang ansehen. Ihre Decke werfen sie unbefestigt über die Schultern; bei ihren Tänzen aber brauchen sie selten dergleichen Decken. — Diese Bedeckung haben sie, wie ich eben gesagt habe, in spätern Zeiten durch Handel mit den Eu-

*) Byron's und Wallis's Reise um die Welt; in Hawkesworth a. St B. 1. S. 56. und 205. — Beschreibung von Patagonien, von Falkner. Cap. 5.

ğhen bekommen. Vor der Zeit trugen sie, wie alle Wilde, Thierhäute. Die nordamerikanischen Frauenzimmer, die sich noch nach der alten Mode kleiden, tragen noch eine Art lederner Hemden, die vom Halse bis an die Kniee gehen. Sie bedecken nur den Leib, aber nicht die Arme. Ihre Röcke sind zwar jetzt zuweilen von Tuch, aber auch von Leder, und gehen von den Hüften bis an die Knie.

Was den Putz der Nordamerikaner betrifft, so ist er bei den verschiedenen Völkern verschieden. Die Mannspersonen, welche sich ein jüngeres Ansehen geben wollen, reißen alle Haare vom Kopfe aus, einen Zopf oben auf der Scheitel ausgenommen, der eine Stelle, ungefähr von der Größe einer halben Krone, bedeckt, welchen sie ziemlich lang wachsen lassen. An diesen Zopf hängen sie Federn von verschiedenen Farben und kleine Stücken von Elfenbein und Silber. — Die Männer bemalen auch das Gesicht schwarz und roth und glauben, daß dies sie sehr schön kleide. Wenn sie in den Krieg gehen, bemalen sie sich auch, aber auf eine andere Art, als wenn sie sich blos des Putzes wegen schminken. Vermuthlich suchen sie durch diese Bemalung sich ein fürchterliches Aussehen zu geben, obgleich die andere scheint, sie fürchterlich genug machen zu können. — Ihre Frauenzimmer weichen von einander in der Art ihres Kopfputzes ab, da jede sich nach der Mode richtet, die bei dem Stamme, zu welchem sie gehört, im Gebrauche ist. Aber die Frauenzimmer aller dieser Völkerschaften machen gewöhnlich ein Fleckchen von Schminke von der Größe eines Speziesthalers unten am Ohr. Einige färben auch ihr Haar und malen sich zuweilen ein Fleckchen auf die Stirn.

Die jungen Indianer, wenn sie ihre Cameraden im Putz übertreffen wollen, schneiden den äußersten Rand um beide Ohren durch; doch nehmen sie sich in Acht, daß sie ihn nicht ganz abschneiden, sondern lassen ihn an beiden Enden fest sitzen. Um diesen durchschnittenen Knorpel

wickeln sie einen messingenen Drath, bis die Schnur [illegible] von den abgesonderten Rand in einen Bogen [illegible] fünf bis sechs Zoll im Durchschnitt hat und auf die [illegible]tern herab hängt. Sie bilden sich ein, daß diese, [illegible]chen gestalt entstellten Ohren ihnen eben so viel Schön[heit] als Ansehen geben. *)

Weit gegen Norden hinauf, auf der west[lichen] Küste von Nordamerika, am Prinz Wilhelms Sun[d] [illegible]steht die gewöhnliche Kleidung, welche sowohl von Män[n]ern als Weibern und Kindern getragen wird, in einem Rock, der gemeiniglich bis an die Knöchel, [illegible] nur bis an die Knie hinab reicht. Oben hat er eine Öf[f]nung, die gerade groß genug ist, um den Kopf durch[zu]stecken und die Aermel gehen bis an die Hände. Die Röcke sind aus Thierfellen gemacht, deren behaarte Seite auswärts getragen wird, am häufigsten von [illegible], grauen Füchsen, Seehunden und andern Thieren. Man findet auch einige Röcke, die aus Vogelhäuten bestehen, welche man auf etwas anderes geklebt hat. — Dies ist doch eine Verfeinerung des Geschmacks, welche sie auch dadurch zeigen, daß die Nähte ihrer Röcke mit Quasten und Franzen von schmalen Riemen geziert sind, welche ebenfalls aus Fellen geschnitten werden. — Ueber diesen Rock, worin bei gutem Wetter ihr ganzer Anzug besteht, ziehen sie, wenn es regnet, einen Ueberrock an, der [sehr] geschickt aus Wallfischdärmen gemacht ist. Dieser [wird] um den Hals dicht zusammen gezogen; die Aermel gehen, wie beim vorigen, bis an die Hände und werden da[selbst] mit einer Schnur fest gebunden. Wenn sie in ihren [Ka]nots sitzen, werden die Schöße des Kleides über [den] Rand des Lochs gezogen, in welchem sie sitzen, so [daß] sie ganz trocken bleiben, weil dieser Ueberrock, eben [so] wenig als eine Blase, auch nur einen Tropfen W[asser]

*) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von N[ord-]Amerika. Cap. 2.

durchläßt. Nur muß man die Vorsicht gebrauchen, einen solchen Ueberrock beständig feucht zu erhalten, weil er sonst leicht zerspringe oder bricht. Beiderlei Trachten kommen sehr genau mit den grönländischen überein; aber ihre weite Entfernung von Grönland, kann uns überzeugen, daß sie dieses eben so wenig von den Grönländern, die diese es von jenen, gelernt haben. — Die meisten gehen barfuß; doch haben einige lederne Strümpfe, die bis zum halben Schenkel hinauf gehen. Die meisten tragen Handschuhe, die aus dem Felle der Bärentatzen gemacht sind. Diejenigen unter ihnen, die den Kopf bedecken, pflegen, wie die Einwohner von Nutka, eine hohe kegelförmige Mütze entweder von Stroh oder von Holz zu tragen, die zuweilen wie ein gemalter Seehundskopf aussieht.

Die Männer bemalen sich das Gesicht mit rother, schwarzer und blauer Farbe, aber nach keiner ordentlichen Zeichnung. Die Weiber scheinen es ihnen einigermaßen nachmachen zu wollen. Sie punktiren nämlich das Kinn schwarz, so daß der schwarze Fleck auf jeder Wange in eine Spitze ausläuft, welches mit dem Brauche der grönländischen Weiber, dessen Kranz erwähnt, sehr überein kommt. Uebrigens sind sie von den Weibern anderer roher Völker darin verschieden, daß sie den Leib nicht bemalen, welches vielleicht daher kommt, weil sie völlig bekleidet sind. Die Schönheit, welche sie sich dadurch verschaffen könnten, würde also nicht sichtbar werden.

Können sie aber nicht mit Vortheil ihre Künsteleien an dem Leibe anbringen, so bringen sie selbige desto häufiger auf dem Kopfe und in dem Gesichte an. Die Männer schneiden das Haar auf der Stirn und im Nacken kurz ab, die Weiber hingegen lassen es lang wachsen und die meisten binden eine kleine Locke auf der Scheitel, einige aber machen davon im Nacken einen Zopf. Die Ohren sind bei beiden Geschlechtern am untern, äußern Rande mit mehrern Löchern durchbohrt, worein sie kleine Bü-

schel von Korallen hängen. Auch der Nasenknorpel ist durchbohrt, und dieses haben sie mit vielen andern gemein; dies aber ist ihnen eigenthümlich, daß sie gemeiniglich kleine Federspulen hindurch stecken, oder einen Zierath von Muscheln, die auf eine steife, drei bis vier Zoll lange, gebogene Schnur gereihet sind.

Diese Mode ist schon an sich grotesk genug; die seltsamste und scheuslichste unter allen ihren Verzierungen besteht aber darin, daß einige Personen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, einen Quereinschnitt in der Unterlippe haben, welcher ganz durchgeht und in derselben Richtung, wie der Mund, etwas unter dem hervorragenden Theil der Lippe befindlich ist. Diesen Einschnitt findet man sogar bei Kindern an der Brust. Er ist oft zwei Zoll lang, sieht völlig wie eine Lippe aus und ist weit genug, daß die Zunge durchgesteckt werden kann, so daß man glauben sollte, daß sie zwei Mäuler hätten. In diesen Mund stecken sie einen schmalen, platten aus Knochen oder Muschelschale geschnitzten Zierath, der wie kleine Zähne aussieht, und sind daher, auch in diesem Stück, von andern verschieden, die ebenfalls einen Durchschnitt in der Unterlippe haben. An jedem Ende dieses Zieraths ist ein Stück befindlich, welches hinter dem Einschnitt eingeschoben wird und nicht zu sehen ist, übrigens dazu dient, das Ganze fest zu halten. Andere haben bloß einige Löcher durch die Unterlippe gebohrt, und in diesem Falle besteht der Zierath in so vielen Knöpfen von Muschelschalen, als Löcher sind. An jedem Knopfe ist eine Spitze oder ein Stachel befestigt. Diese Schönen zu küssen kann also nicht ungestraft ablaufen; denn der Knopf ist inwendig, die Spitze ragt aber auswendig hervor. Alle diese Knöpfe zusammen bilden gleichsam eine zweite Reihe von Zähnen unter den natürlichen.

Außer diesen Zierathen fand man bei ihnen auch eine Menge Glaskorallen von europäischer Arbeit, hauptsächlich blaßblaue, die sie in die Ohren hängen und an den

openzierathen reihenweise befestigen, so daß sie zuweilen er das Kinn herabhängen. Auch tragen sie Armbänr von Glaskorallen oder von einer Bernstein ähnlichen ubstanz. Ueberhaupt scheint es, eine ihrer Hauptangelegenheiten zu sein, sich zu schmücken; denn was nur nigermaßen hinein paßt, das stecken sie in den Lippeneinschnitt. So hatte einer ein Paar von den eisernen ägeln der Engländer heraus stecken; ein anderer zerarbeitete sich, um einen großen messingenen Knopf hinein zwängen u. s. w.*)

Auf der nordöstlichen Küste von Amerika findet man Menschen in rohen Thierfellen, wie auf der nordwestlichen. So besteht die Kleidung der Eskimos gänzlich aus Häuten, deren rauhe Seite sie bald auswärts, bald einwärts, nach Beschaffenheit der Jahrszeit tragen. In der Kleidung beider Geschlechter ist kein Unterschied, außer daß die Weiber außerordentlich große Stiefeln tragen, und in diese Stiefeln setzen sie ihre Kinder; das jüngste aber tragen sie beständig auf dem Rücken in der Kappe ihrer Jacke. Ihr Schmuck besteht in großen Korallenschnüren, die sie an ihren Haaren über den Ohren befestigen, und außerdem tragen sie gewöhnlich einen glänzenden messingenen Reif, den sie statt eines Kranzes gebrauchen.**)

Die Grönländer, diese Brüder der Eskimos, lebten zwar in einem Zustande der Wildheit, ehe die Europäer zu ihnen kamen; aber dessen ungeachtet gingen sie nicht, wie andere Wilde, unbekleidet. Die Kälte des Himmelsstriches hatte sie gelehrt, sich Kleider zu verfertigen. Merkwürdig ist es, daß obgleich die Grönländer und die Bewohner des Feuerlandes die kältesten Gegenden von

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 115 ff.

**) Roger Curtis Nachricht von der Küste Labrador; in Beiträgen zur Völker- und Länderkunde von Forster und Sprengel. Th. 1. S. 107.

Amerika bewohnen, jene am Nord= diese am Süd;
und beide durch die Kälte gezwungen worden sind, sich
bedecken, man doch bei den Grönländern mehr Kul-
tur als bei den Feuerländern findet. Letztere werfen
eine rohe Thierhaut über die Schultern. Jene wissen
Kleider, welche sie aus Thierhäuten verfertigen, nicht
nur zuzuschneiden, sondern auch zu zieren. Solches müs-
sen sie vermuthlich von den Eskimos gelernt haben, von
welchen sie ausgewandert sind, so wie die Eskimos
wahrscheinlich von andern südlichern amerikanischen Völ-
kern gelernt haben. Warum die Feuerländer ihre
Kunstkultur nicht weiter gebracht haben, das läßt sich
kaum mit völliger Gewißheit sagen. Sind sie auch, wie
einige dafür halten, aus ihrem Lande vertrieben worden
und nach dem Feuerlande entflohen, so sollte man doch
billig glauben, daß sie etwas von der Kunstkultur der
Völker mitgebracht hätten, welche sie aus ihrem Schooße
hinausgestoßen hatten. Aber theils wurden die Feuer-
länder dadurch, daß sie auf einmal aus ihrer Heimath
vertrieben und in das unfreundlichste und strengste Klima
gleichsam hineingejagt wurden, in die traurigste Lage ver-
setzt, welche natürlicherweise alles Gefühl für Kunstkul-
tur schwächt; theils scheinen die Feuerländer von Natur
ein äußerst dummes und viehisches Volk zu sein. Dage-
gen haben die Grönländer gute Verstandesanlagen, und
sind sie vermuthlich nur mit langsamen Schritten zu den
nördlichen Gegenden ausgewandert; sie konnten also leich-
ter das bischen Kunstkultur mitbringen, welches sie in
ihrem Vaterlande erhalten hatten.

Als die Europäer zu ihnen kamen, hatten sie Klei-
der aus Rennthier=, Seehunds= und Vogelfellen, und
damit bedeckten sie den ganzen Körper. Aus den näm-
lichen Fellen verfertigen sie noch ihre Kleider. Den Vo-
gelpelz tragen sie auf dem bloßen Leibe, die Federn ein-
wärts gekehrt. Dieser dient ihnen statt des Hemdes.
Um ihre Kleider zu nähen, brauchen sie Sehnen der Renn-

iere und Wallfische, welche sie zuerst sehr fein spalten
d dann wieder mit den Fingern zwei- auch dreifach
chten. Ehemals brauchten sie statt der Nadeln Fisch-
ten und die zartesten Knochen der Vögel, und ihre
esser waren von Stein. Mit diesem Geräth nähten sie
e Kleider sehr sauber, und zierten sie in den Nähten
t Streifen von rothem Leder oder weißen Hundsfellen.

Was den Putz der Grönländer betrifft, so lassen
e Männer ihre Haare von der Scheitel auf allen Seiten
rabhängen. An der Stirn aber schneiden sie dieselben
, damit sie ihnen bei der Arbeit nicht hinderlich sind.
ei den Weibern hingegen würde es eine Schande sein,
e Haare abzuschneiden, welches sie nur bei der tiefsten
rauer thun, oder wenn sie nicht heirathen wollen. Sie
nden dieselben über dem Kopfe in einen Zopf zusammen,
d dazu brauchen sie ein schönes Band, welches zuweilen
it Glasperlen geschmückt ist. Dergleichen Perlen tra-
n sie auch in den Ohren, um den Hals und die Arme,
ie auch auf dem Saume der Kleider und Schuhe. —
ieses geht noch an und verräth einen ziemlich guten Ge-
hmack; dabei lassen sie es aber nicht bewenden. Dieje-
gen, welche recht schön sein sollen, müssen am Kinne,
ch wohl an den Backen, an Händen und Füßen mit
nem von Ruß geschwärzten Faden durchnäht sein, wo-
n, wenn der Faden ausgezogen worden, die Haut so
hwarz wird, als ob sie einen Bart hätten. Diese ziem-
ch schmerzliche Operation nehmen die Mütter bei ihren
öchtern schon in der Kindheit vor, aus Furcht, sie
öchten sonst nicht verheirathet werden. — Dies ist eine
eue Erfindung der Eitelkeit des Menschen, die man, so
el ich weiß, sonst nirgends findet.*)

Auch in den andern Welttheilen findet man Men-
hen mit rohen Thierhäuten bedeckt. So ist die gewöhn-

---

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch 3. Ab-
schnitt 1. §. 8.

liche Kleidung der krimmischen Tartaren ein lang
Schaffell, welches sie über die Schultern werfen, des-
sen Füsse sie um den Hals und unter den Armen bin-
Mit einem andern dergleichen Felle bedecken sie i
Leib und die Füsse desselben befestigen sie hinten zu. S
haben noch andere Felle, die sie über die Lenden u
Beine, wie Hosen, ziehen. Auf ihren Köpfen tr
sie Mützen von Filz, wovon sie auch Teppiche, De
Betten u. dgl. machen. *) Hieraus sieht man, d
auch diese Tartaren so viel verstehen, daß sie ihre Kle
dung aus andern Materialien, als Schaffellen, ma
können; dieses war aber die Kleidung ihrer Ahnen.
Auch gewährt ihnen wohl diese Kleidung einen bes
Schutz gegen die Kälte, als irgend eine andere. Ob-
gleich der gemeine Mann bei uns den Gebrauch der Klei-
der kennt, so trägt er doch zuweilen auch Pelze von Schaf-
fellen, um desto wärmer zu sein.

In den nördlichen Gegenden Asiens sind die-
selben Materialien. Auf der Insel Unalaschka tragen
beide Geschlechter Kleider von einerlei Schnitt, und der
ganze Unterschied besteht in dem Stoffe, woraus sie ver-
fertigt werden. Der Weiberrock wird aus Robbenfellen
und der Männerrock aus Vogelhäuten gemacht. Beide
gehen bis über die Knie. Die Weiber tragen keine andere
Kleidung; die Männer haben aber noch, wie die Einwoh-
ner von Prinz Wilhelms Sund, einen Ueberrock v
Darmhäuten, welcher der Nässe widersteht, und wo
eine Kaputze ist, die man über den Kopf ziehen k
Einige tragen auch Stiefel, und alle durchgehends h
eine ovale hervorstehende hölzerne Mütze mit einem Ra
der um den Kopf schließt. Diese Mützen sind grün
anders gefärbt, und um den obern Theil des Ra
herum stecken lange Borsten von einem Seethiere, a

*) Smith's Reisen und Begebenheiten; in Sammlung der
besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 9. S. 3

n Glaskorallen aufgereihet werden. Vorn ist ein klei-
s Bildchen von Knochen, oder auch ein Paar derselben,
gebracht. — Schminke ist unter ihnen nicht gebräuch-
); die Weiber punktiren sich aber ein wenig im Gesicht,
d Personen beiderlei Geschlechts durchbohren die Unter-
pe, in welcher sie ein Stück Knochen befestigen. Die
annspersonen tragen indeß diesen Schmuck nur selten;
igegen sieht man fast kein einziges Weib ohne denselben.
nige befestigen Glaskorallen unter den Nasenlöchern an
Oberlippe; und alle hängen Zierathen in die Ohren.*)
is erstere ist bei ihnen eine neue Erfindung; denn bei
dern Völkern hängen dergleichen Zierathen in der Nase
bst.

So findet man überall in den Polar-Gegenden,
ß die Kälte die wilden und rohen Völker zwingt, sich
bedecken, und daß Thierhäute das Mittel sind, wel-
s sie zu ihrer Bedeckung gewählt haben; das nämliche
det man aber auch unter den sehr heißen Himmelsstri-
n. Auch in den warmen Zonen gibt es Zeiten, wo es
l ist, und die kalte Luft ist den Bewohnern dieser Erd-
che desto empfindlicher und schädlicher, da sie gemei-
lich eines hohen Grades der Hitze gewohnt sind. Sie
den daher auch an verschiedenen Orten auf eine Bedek-
ig bedacht sein müssen, um sich, wenn die kältere Luft
tritt, davor schützen zu können. Aber so lange sie noch
t die Kunst verstanden, die Produkte des Pflanzenrei-
s zur Kleidung anzuwenden, gab es für sie kein ande-
Mittel, als das, welches man in den kältern Gegen-
gebraucht, nämlich Thierhäute.

Dieß findet man daher auch bei den Hottentotten
Kaffern, obgleich sie unter sehr heißen Himmelsstri-
n wohnen. Oben ist die Rede davon gewesen, wie
nig schaamhaft die Hottentotten sind, und auf welche

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster.
S. 3. S. 48.

sorglose Art sie die Theile des Leibes bedecken. -
Schaamhaftigkeit und Wohlanständigkeit bei den -
ten Nationen bedeckt haben wollen. Wenn m -
Schürze ausnimmt, womit sie sich bedecken, gehen i
Sommer völlig nackend; wenn die Luft aber k -
werden anfängt, hängen sie eine Thierhaut um
Schultern. Diese Haut binden sie zusammen, w
kalt ist, und lassen sie offen stehen, wenn sie fühlen,
es warm ist. Ihre Befehlshaber tragen gewöhnlich L-
wen-, Tiger- und Zebrahäute, und diese Häute -
sie mit Franzen in einem ganz guten Geschmack. J
Winter kehren die Hottentotten die Haare solcher H-
einwärts und des Nachts gebrauchen sie dieselben a
Decken.

Die Hottentottischen Weiber bebrämen ihre -
mit Franzen von Leder, und so schlecht ihre Kleidung
auch ist, so machen sie doch eben so viel aus ihrem Putz,
als die europäischen Weiber, und beneiden einander des
Putzes wegen eben so sehr, wie diese. Handel mit Frem-
den hat ihnen verschiedene Zierathen verschafft, -
Ohrringe und Armbänder von Kupfer und Glas, die vie-
len Werth bei ihnen haben; die geringsten sind von M-
sing. Solche Bänder tragen sie auch um den Hals u
den Leib. Viele tragen wohl ein halbes Dutzend solch
Halsbänder, und zwar so lang, daß sie bis an den B-
hinab reichen. Ihre Ohrringe sind klein und von M-
singdrath, niemals von einem kostbaren Metall; -
Löcher in die Ohren zu bekommen, worein sie derglei-
Zierathen hängen können, brauchen sie einen Vogel-
chen. Die Vornehmen unter ihnen hängen auch S-
chen von Perlenmutter darein, welcher sie einen -
lichen Glanz zu geben wissen. Dieser Zierath ist -
nen in großer Achtung. Derjenige, der ihn trägt,
nicht wenig groß damit, und wird von den andern
Bewunderung betrachtet.

An ihren Feiertagen bestreuen sie ihr Haupt

den ganzen Körper mit einer Art von Pulver. Die Weiber meinen, es fehle ihnen etwas Bedeutendes an ihrem Putz, wenn sie nicht auch das Gesicht damit bestreuen. Ausserdem schminken sie sich, indem sie sich über die Augen, auf der Nase, den Wangen und dem Kinne mit einer Art rother Kreide reiben. Durch diese Künsteleien, welche sie in den Augen der Europäer höchst lächerlich und häßlich machen, glauben sie sich mit solchen Liebespfeilen bewaffnet zu haben, die nothwendig jedes Herz verwunden müssen, das nicht ganz von Stock und Stein ist.

Sowohl die Manns- als Frauenspersonen schmieren sich den Leib sehr oft mit Fett ein; doch nehmen sie nie altes übelriechendes Fett dazu, es sei denn, daß sie kein frisches bekommen können. Gemeiniglich brauchen sie Schöpstalg oder noch lieber Butter zu diesem Behuf, welche sie auf eine besondere Art machen. Sie schütten nämlich die Milch in einen aus Thierhäuten verfertigten Sack, und schütteln sie darin so lange hin und her, bis sie Butter bekommen. — Diese Beschmierung ist wohl eben nicht blos eine Wirkung der Eitelkeit, sondern wird von ihnen als ein Mittel zur Stärkung der Haut gebraucht; daher sagt Barrow, daß er keine von den Hautkrankheiten unter den Hottentotten bemerkt habe, die man bei Nationen findet, wo diese Gewohnheit nicht herrschet. Daß Eitelkeit aber doch zugleich einigen Antheil daran haben müsse, läßt sich daraus schliessen, daß sie diese Schmiere mit Ruß, den sie von ihren Töpfen schaben, vermengen. Dadurch wollen sie ihre Haut schwärzer machen, welches sie für die schönste Farbe halten, da ihre natürliche Farbe kastanienbraun ist. Daran kennt man auch die Reichen und diejenigen, die eine Art von Pracht zeigen wollen.

Einige Frauenzimmer tragen auch Ringe von hartem Leder um die Beine, um sie gegen die vielen stachlichen Gewächse zu schützen, die dort auf den Feldern wachsen. Einige tragen auch Sohlen unter den Füßen, von Holz

oder Baumrinde gemacht; aber die meisten geh[illegible]
— So wie die Weiber auf diese Art ihre Beine [illegible]
vor stachlichen Gewächsen schützen, so tragen die [illegible]
an dem linken Arm einen, zwei, zuweilen auch [illegible]
elfenbeinerne Ringe, um die Hiebe abzuhalten, [illegible]
Feinde ihnen in einem Gefecht über den Arm geben [illegible]
ten. Wenn sie reisen, hängen sie an diese Ringe [illegible]
ledernen Beutel, worin sie ihr Brod, oder statt [illegible]
Wurzeln, Muscheln und ihre übrigen Nahrung[illegible]
haben. Uebrigens ist die Sitte bei ihnen üblich, [illegible]
Halse einen schmutzigen Beutel zu tragen, worin [illegible]
Messer, ihre Pfeife und ihren Tabak aufbewahren. [illegible]
ein Hottentotte ein wildes Thier erlegt, so nimmt er [illegible]
demselben die Blase heraus, bläset sie auf, bindet sie [illegible]
sein Haar und trägt sie zeitlebens als ein Siegeszeichen.
So hat der Hottentotte seinen Stolz und sein Ehrenzei-
chen, wie der kultivirte Held das seinige hat.*)

Was ich von diesen Hottentotten, die am Vorge-
birge der guten Hoffnung wohnen, gesagt habe, gilt auch
zum Theil von dem hottentottischen Stamme, [illegible]
genannt. Ihre Kleidung ist in Ansehung des Stoffs [illegible]
der Form nicht verschieden von der Kleidung der [illegible]
Hottentotten; ihre Weiber sind aber eitler, und [illegible]
eine Art von Koketterie mit ihrem Putze. — [illegible]
Schürze, womit sie den Unterleib bedecken, die bei den
andern Hottentottinnen nur ein Lappen ist, der [illegible]
bedeckt, was er verhüllen sollte, reicht fast bis auf die
Knie herunter. Ihr vorzüglichster Putz besteht in einer
Art Stickerei, womit sie ihre Kleidung zu verzieren [illegible]
chen, und darin zeigen sie besonders ihre Pracht und [illegible]

---

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des [illegible] chen Afrika, von Sprengel. S. 149 ff. — Cook's [illegible] um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der [illegible] sten Reisen um die Welt. B. 4. S. 810 ff. — Beschreib[illegible] des Vorgebirges der guten Hoffnung, von Kolbe. [illegible] B. 6. Cap. 8.

en Reichthum. Vorzüglich sucht jede ihre ganze Kunst und ihren feinen Geschmack in der Verzierung der erwähnten Schürze zu zeigen. Die Zeichnung, die Abtheilungen, die Farbenmischung, alles wird mit Sorgfalt ausgewählt, und jemehr ihre Kleider im Ganzen mit Glaskorallen überladen sind, desto höher ist ihr Werth. Auch ihre Mützen zieren sie damit. Diese machen sie gewöhnlich aus Zebrafell, wenn sie es nur bekommen können, weil sie in der Meinung stehen, daß die weiße, mit braunen oder schwarzen Streifen durchzogene Haut dieses Thieres viel dazu beitrage, sie anmuthiger und reizender zu machen. Armbänder, Gürtel und Halsbänder werden auch nicht vergessen, wenn sie in Pracht erscheinen wollen. Zu ihrem Putze gehört auch eine Art von Halbstiefeln; diejenigen aber, die sich solche nicht anschaffen können, begnügen sich damit, die Beine mit eben den Binsen auszuzieren, aus denen sie ihre Matten machen; oder sie nehmen zu diesem Behufe schmale Riemen von Ochsenfellen.

Unter allen Farben bedienen die Hottentottinnen sich zur Erhöhung ihrer Schönheit am meisten der rothen und schwarzen, von denen die erstere aus einer okerartigen, an verschiedenen Orten befindlichen Erde gemacht wird. Wenn sie sich dieser Erdart, welche der Ziegelerde sehr ähnlich ist, bedienen wollen, vermischen und verdünnen sie dieselbe mit Fett. Ihr Schwarz ist bloßer Ruß oder zerstoßene Kohlen. Einige Weiber bemalen weiter nichts, als das Hervorstehende ihrer Wangen; aber die meisten bemalen sich den ganzen Leib mit regelmäßigen, symmetrisch abwechselnden Abtheilungen, und dieser Theil ihres Putzes erfordert lange Zeit. — Beide Farben vermengt man mit einer Art von Pulver, dessen Geruch man sehr angenehm findet. — Die Männer bemalen ihr Gesicht nie; hingegen sieht man oft, daß sie die Oberlippe bis an die Nasenlöcher mit einer von den obgedachten Farben bemalen, vermuthlich, um den Geruch davon beständig

einziehen zu können. Die jungen Mädchen erweisen ihren Liebhabern zuweilen die Gefälligkeit, ihnen diese [illegible] aufzulegen, und diese Schönen nehmen diese Art Galanterie mit einer solchen Koketterie an, daß diese für das Herz des jungen, unerfahrnen Hottentotten sehr rührend sein muß. *)

Die Kaffern wohnen unter einem eben so warmen Himmelsstriche, wie die Hottentotten. Sie sind ihre Nachbarn. Auch gehen sie, wie jene, in der heißen Jahrszeit völlig nackt; bei kalter Witterung aber tragen sie eine Art Mantel von Kalb- oder Rinderfell, der zuweilen bis an die Erde reicht, aber nur die hintern Theile des Körpers bedeckt. — Die Kafferweiber tragen in der Regenzeit, oder wenn es kalt ist, einen Mantel, wie ihre Männer, von der nämlichen Art Häute, gewöhnlich aber ist er unbehaart.

Die Männer haben auch ihren Putz. Sie reißen nicht, wie die Hottentotten, die Augenbraunen aus; auch tätowiren sie sich nicht stark, am wenigsten im Gesichte. Ihre sehr krausen Haare schmieren sie niemals mit Fett ein, wohl aber ihren Körper; allein sie thun es nicht, um geschmeidig und stark zu bleiben. Sie sind große Liebhaber von Glaskorallen und kupfernen Ringen. Die Meisten tragen an den Armen oder an den Füßen Ringe von Elfenbein. Von Thierknochen, denen sie die vollkommenste Weiße und Politur zu geben wissen, machen sie sich Halszierathen. Einige nehmen dazu einen ganzen Knochen von einem Hammelbein. Zuweilen nimmt man statt dieses Knochens ein Gazellenhorn.

Sonderbar ist es, daß die Männer im Ganzen mehr auf Putz halten, als die Weiber. Diese sind keiner Art von Putz ergeben, welches allerdings bei dem schönen Geschlechte eine Seltenheit ist, die man, so viel

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. S. 34 ff.

ußt, sonst nirgends findet. Was die Ursache dieses Hängemens sei, kann ich nicht sagen. Zwar sind die Kaffernweiber, im Vergleich gegen andere Afrikanerinnen, wohlgestaltet und hübsch; aber so hübsch die Weiber auch sind, so wollen sie doch gern durch Zierathen ihre Schönheit erhöhen. Daß sie glauben sollten, daß Zierathen nur dazu dienen, Unvollkommenheiten zu verbergen, oder die Augen davon abzuwenden, ist kaum zu vermuthen; man muß also wohl diese Frage unbeantwortet lassen. Der höchste Luxus, den man bei ihnen findet, besteht darin, daß sie ihre kleinen Schürzen, welche die Schaamtheile bedecken, und die nicht einmal so lang sind, wie die Schürzen der Gonaquasweiber, mit einigen Reihen Glaskorallen besetzen. Und da dieses der einzige Zierath ist, den sie tragen, so möchte man fast zu dem Argwohne verleitet werden, daß sie diese Schürzen in keiner andern Absicht verzieren, als um die Augen und die Aufmerksamkeit auf die Stelle zu richten, welche sie bedecken.*)

Ich habe verschiedene von den Völkern erwähnt, die sich mit rohen Thierhäuten bedecken. Allmählig lernten einige diese Häute gerben. Man kann leicht begreifen, daß viele Zeit vergehen mußte, ehe man diese Kunst erfand. Wenn sie erst einmal erfunden war, konnte sie sich bald weiter verbreiten. Die erste Art die Thierfelle abzuhaaren ist wahrscheinlich gewesen, die Haare abzusengen, so wie man auch einige rohe Menschen findet, die kein anderes Mittel kennen, die Haare auf ihrem Leibe zu vertilgen. Da diese Operation aber zuweilen die Häute beschädigen konnte, so ist zu vermuthen, daß ein glücklicher Zufall die erste Veranlassung zur Gerberkunst gegeben, und daß in den Ländern, wo die behaarten Häute zur Last waren, die Nothwendigkeit sie auf diesen Zufall aufmerksam und willig gemacht hat, denselben zu benutzen.

---

*) Le Vaillant a. St. S. 236 f.

Doch findet man in verschiedenen Gegenden, wo die Leute gelernt haben, die Häute zu gerben, die Einwohner sowohl gegerbte als ungegerbte Häute tra- vermuthlich nachdem die Witterung das eine oder an- dere verlangt, wie auch, nachdem diejenigen, wel- tragen, sie mehr oder minder beschwerlich finden. — So tragen die Kaffernweiber, wie ich oben gesagt habe, oder Rinderfelle ohne Haare, da die Männer sie rauh tragen; vermuthlich, weil die behaarten felle ihnen zu schwer sind. — In Canada tragen Männer als Weiber lange Röcke von Biber-, schwein- und Rehfellen, mit den Haaren daran oder von Elendshäuten; diese sind aber gegerbt, vermuthlich damit sie um so viel leichter sein sollen. Diese Röcke sind mit Franzen verziert und um die Mitte des Leibes durch einen Gürtel zusammen gebunden. Ihre, aus eben die- sem Elendsleder verfertigten Strümpfe gehen bis an den Unterleib, so daß sie fast für lange Hosen gelten können. Sonderbar aber ist es, daß bei diesem, übrigens so sehr bekleideten Volke die Zeugungstheile unbedeckt sind. — Was ihren Putz betrifft, so gehören sie nicht unter die Völker, die sich auf eine oder die andere Art auszeichnen. Die Weiber beschmieren sich unter den Augen mit einem schwarzen Strich, der von einem Ohre bis zum andern geht. Auch schmücken sie sich mit weißen Korallen, tra- gen Armbänder von Horn und Knochen und die Männer Halsbänder von Bärenklauen. Letzteres ist ohne Zweifel eine Mode, die sie nur für sich haben.*)

Die Drotchysen, welche die nordöstliche Küste der asiatischen Tartarei bewohnen, erhalten zwar etwas Nan- king von den Chinesen; da dieses aber zu allen nicht hin- länglich ist und sie das Weben nicht verstehen, so neh- sie mehrentheils zu den Häuten der Land- und See-

*) Mackenzies Reise nach dem nördlichen Eismeere, v. Sprengel. S. 46.

e Zuflucht nehmen. Die Männer und kleinen Knaben
gen ein Kamisol aus Nanking, Hunde- oder Fischfell,
s den Schnitt eines Fuhrmannskittels hat. Geht das-
be bis über das Knie herunter, so haben sie keine Ho-
an. Im entgegen gesetzten Falle tragen sie chinesische
inkleider, die ihnen bis an die Waden gehen. Alle
ben Stiefeln aus Seewolfsfellen, aber diese heben sie
r den Winter auf, und tragen zu jeder Zeit und in je-
m Alter, selbst noch an der Brust, einen ledernen Gür-
, an welchem ein Messer in einer Scheide, ein Feuer-
g, ein kleiner Tabaksbeutel und eine Pfeife hängen.
Die Tracht der Weiber ist etwas verschieden. Sie
d in einen weiten Rock von Nanking oder Lachshaut ge-
llt. Da die Einwohner sich hauptsächlich von Lachsen
hren, und sie in großem Ueberflusse haben, so können
auch dergleichen Häute genug zur Kleidung bekommen.
erkwürdig ist es, daß sie diese Häute vollkommen zu
rben und äußerst weich zu machen verstehen. — Ob
r Versuch die Mühe lohnen würde, diese Häute in den
egenden zu gerben, wo auch wir Lachs im Ueberfluß haben,
nn ich nicht entscheiden; unläugbar aber müssen diese
äute sowohl leicht zu tragen sein, als auch im Regen-
tter zur Abhaltung des Wassers nützliche Dienste leisten.
ersucht man doch in unsern Tagen so vielerlei Mittel, das
ch so zuzubereiten, daß es kein Wasser durchläßt; wa-
m könnte man denn nicht auch dieses versuchen? We-
gstens würden diese Häute ohne Zweifel gute Regenschir-
abgeben können. — Die protchysischen Weiber machen
h eine Kleidung aus diesen Häuten, die ihnen bis auf
n Fußknöchel herab geht und zuweilen mit einer Franze
n kleinen kupfernen Zierathen besetzt ist, die wie Schel-
ngeläute klingen.*)

An der Franzosen-Bay, auf der nordwestlichen Kü-

*) La Peyrouse's Reise um die Welt. Th. 2; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 17. S. 80.

ste von Amerika, verstehen diese rohen Völker die Häute zu gerben; aber nicht alle tragen sie dekor gerbt. Einige von diesen Indianern haben ganze von Seeotterfellen; aber die gewöhnliche Kleidung sten Oberhaupts ist ein Hemd von gegerbter Elend mit einer Franze von Damhirschhufen und Vogelschnä besetzt, mit denen er beim Tanz ein lautes Geklap macht. *)

Bevor ich dieses Capitel schließe, will ich auch Californier erwähnen, als die, welche gegerbte Fell tragen. Die Kleidung ist aber in diesem Lande nach Verschiedenheit des Himmelstriches sehr verschieden. Im südlichsten Theil von Californien gehen die Männer völlig nackend und haben auch nicht das geringste zur Bedeckung. Gemeiniglich tragen sie nichts als einige Kleinigkeiten, die sie für Zierathen halten, z. E. ein Band, welches sie um den Kopf binden und worein sie auf jeder Seite Fichtfedern stecken. Andere haben Stückchen von Perl-mutter und kleine Muscheln in ihr Haar geflochten und lassen sie im Nacken herab hängen. Einige haben große Halsbänder von sechs oder sieben Schnüren, die aus kleinen rothen, getrockneten Beeren bestehen; andere haben über den ganzen Körper mit mannigfaltigen Figuren punktirt. Einige beschmieren sich mit Farbe. Unter diesen bemalen einige blos das Gesicht und die Brust mit schwarzer Farbe; andere malen sich ganz ordentlich von dem Gesichte bis an den Nabel mit schwarzer, und von dem Nabel bis an die Füße mit rother Farbe. Die Weiber sind hier ein wenig bedeckt, indem sie um den Leib dichte Franzen tragen, die ihnen bis über die Kniee hinab hängen, und eine Hirschhaut über den Schultern haben. Die Vornehmern tragen das Fell von einem großen Vogel. **) Die Franzen, die sie um den Unterleib tragen, sind aus

*) La Perouse. a. St. Th. 2. S. 279.

**) Shelvocke's Reise um die Welt. Abschn. 15. S.

von Palmbäumen gemacht, deren Blätter sie so lange
igen, bis sie den Faden davon abgesondert haben;
) machen sie aus diesen Palmfäden eine Art von Netzen,
sie um den Kopf binden. Andere hingegen finden es
cher, die Haare fliegen zu lassen. Sie tragen auch
sbänder von Perlmutter, mit kleinen Muscheln, Per-
und Kernen von Früchten untermengt, die ihnen, eben
ie die Armbänder, bis an den Gürtel herab gehen.*)

Dies sind die Erfindungen, welche Gefallsucht die
fornier unter den warmen Himmelsstrichen gelehrt hat.
r den kältern hat die Kälte sie gezwungen, sich besser
edecken. Die Kleidung der Weiber besteht hier in ei-
ledernen Hemde, das ihnen bis auf die Hälfte der
e herabgeht, und einem Pelzmantel, der sie von den
iltern bis an die Schenkel bedeckt. Die Männer tra-
ebenfalls einen ledernen Mantel. Einige haben auch
ledernes Hemd und Stiefeln von Meerwolfsfell; ge-
lich aber gehen sie mit bloßen Füßen.**) Obgleich
Männer ihre Pelzkleidung mit den Haaren daran tra-
so ist doch die Kleidung der Weiber von Hirschhaut
cht, vermuthlich, damit sie um so viel leichter für
ache Schultern sein solle. Die Californier verstehen
zwar die Häute zu gerben; allein sie haben, dem
hte Perouse's zufolge, es in dieser Kunst nicht weit
cht.

Ihr Putz besteht darin, daß Männer und Weiber
Haare vier Zoll von der Wurzel abschneiden. Die
ornier, die keine eiserne Werkzeuge haben, brennen
it Feuerbränden ab. Auch malen sie den Leib roth
und wenn sie trauern, schwarz. Die erste Farbe
die Missionarien ihnen verboten; die letztere ha-

Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien,
on Adelung. Th. 1. B. 1. Abschnitt 6.

La Perouse's Reise um die Welt. Th. 1. in Magazin,
on merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 16. S. 375.

ben sie aber dulden müssen, weil diese Indianer [illegible]
storbenen Freunden sehr treu sind.*)

Ich will den Leser nicht länger aufhalten [illegible]
Betrachtung der rohen Völker in ihren [illegible]
gegerbten Häuten, mit allen den Zierathen, den [illegible]
gel und Gehänge, womit sie sich ausschmücken, [illegible]
mich zu den Völkern wenden, in deren Kleidung [illegible]
ein wenig Kunstkultur verspürt.

Kap. 5.

Kleider von ungewebten Zeugen.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Südsee[illegible]
sicht des Stoffes, woraus ihre Kleidung [illegible]
von allen andern rohen Völkern in den andern [illegible]
abweichen. Wenn man die obgedachten [illegible]
nimmt, welche außer Thierhäuten sich eine [illegible]
von Palmfäden zu machen wissen, so findet man [illegible]
daß die rohen Menschen aller Welttheile, welche [illegible]
zu spinnen und zu weben noch nicht gelernt haben, sich [illegible]
der Häute der Land= oder Seethiere, oder auch [illegible]
gel bedient haben. Die Südsee=Insulaner hingegen [illegible]
gen keine Häute, sondern verfertigen sich eine [illegible]
aus dem Pflanzenreiche, an welcher das Spinnen [illegible]
Weben keinen Theil hat. — Die bei ihnen übliche [illegible]
von Kleidung muß ihre eigene Erfindung sein; [illegible]
würde man wohl Spuren davon auf den Küsten [illegible]
Landes finden, woher sie zu ihnen hinüber kommen [illegible]
men sein. Es kann auch nicht Nothwendigkeit [illegible]

---

*) La Perouse. a. St. Th. 2. S. 285.

en diese Erfindung abgezwungen hat; denn diese Insu-
er haben auch Thiere auf ihren Inseln, deren Häute
eben sowohl wie andere rohe Völker benutzen könnten.
ihrem warmen Klima konnte die Hitze sie nicht von dem
agen solcher Häute abschrecken. Wenn Hottentotten,
ffern und andere Völker der heißen Erdstriche sogar un-
erbte Häute tragen können, so müssen diese Insulaner
auch tragen können. Es ist mir daher eben so unmög-
, eine Ursache ausfindig zu machen, die sie hat zwin-
können, von allen andern Völkern, in Absicht des
ffes, den sie zur Kleidung brauchen, abzuweichen,
eine Veranlassung, die sie auf die besondere Erfin-
g hätte bringen können, durch welche sie sich von an-
n Völkern auszeichnen. — Ich will in diesem Capi-
den Leser blos mit den Zeugen bekannt machen, wo-
sie sich bedecken, wie auch mit dem Stoffe, woraus
gemacht sind. Im nächsten Abschnitte werde ich die
zeigen, wie sie diesen Stoff verarbeiten, um solche
ge daraus zu erhalten, die zu ihrer Kleidung dienlich
n können.

Die Neuseeländer sind das Volk nicht, das sich
ch diese Erfindung auszeichnet. Ihre Kleidung ist zum
eil die roheste und armseligste, die man nur erdenken
m. Sie unterscheiden sich darin von allen übrigen Süd-
-Insulanern. Sie hat aber doch eine Erfindung an
, die angemerkt zu werden verdient, bevor ich zu den
dern Insulanern übergehe. — Die Kleidung der Neu-
länder wird aus einer Art von Blättern verfertigt, wel-
sie in drei oder vier Streifen spalten, und die Strei-
, wenn sie dürre sind, dergestalt mit einander verbin-
n und zusammen knüpfen, daß ein Zeug entsteht, wel-
s ein Mittelding zwischen Netzarbeit und Tuch ist.
le äußere Spitzen dieser Streifen, die acht bis neun
ll lang sind, hängen an dem obern Rande des Zeuges
raus, gleich einer gewissen Art von Matten, die man
unsern Häusern vor die Thür des Zimmers hinzulegen

pflegt. Aus zwei Stücken dieses Tuchs hat der Einländer eine vollständige Kleidung. Das eine wird mit einer Schnur um die Schultern gebunden und reicht bis die Knie herab. Vorn ist es ganz offen, kann aber mittelst einer großen aus Knochen verfertigten Nadel, die am Ende der obgedachten Schnur hängt, zusammengestochen werden. Das andere Stück wird um den Leib gewunden und reicht beinahe bis auf die Erde, so daß der ganze Fuß davon bedeckt ist. Die Männer tragen ein solches Unterkleid, aber nur bei besondern Gelegenheiten. Gemeiniglich haben sie nur einen Gurt um den Leib gewunden. So häßlich aber auch diese Kleidung ist, so bequem ist sie für Menschen, die oft ohne allen Schutz gegen den Regen unter freiem Himmel schlafen. Wenn sie in diesen Oberkleidern niederhocken, so haben sie so ziemlich das Ansehen einer kleinen mit Stroh gedeckten Hütte.

Außer diesen groben, zottigen Matten haben sie aber noch zweierlei Gattungen Tuch, dessen [illegible] ist. Diese sind auf eine sehr sinnreiche Art verfertigt. Die eine Gattung ist so grob als unser gröbstes Segeltuch, aber wohl zehnmal so stark. Die andere Gattung besteht aus vielen Fäden, die sehr nahe an einander liegen, und durch Fäden verbunden sind, die quer über die ersten laufen. Diese letztern Fäden liegen ungefähr einen halben Zoll weit von einander, fast wie man solches an so genannten Strohtellern sieht, die man auf die Tafel legt, um die Schüsseln darauf zu setzen. Diese Gattung Tuch, die aus den Fasern einer gewissen Pflanze gemacht wird, hat ein gutes Ansehen. Man macht dieses Tuch in einem besondern Rahmen, der so groß als das zu verfertigende Stück, gemeiniglich fünf Fuß lang und vier Fuß breit ist. Ueber diesen Rahmen werden die Fäden, welche über die Länge des Zeugs hinlaufen und dicht zusammen liegen, gespannt. Die Quer-Fäden werden einzeln mit bloßer Hand hinein gearbeitet, welches

r langweilige Arbeit sein muß. — Die Weberei ist en nicht bekannt; man sieht aber, daß diese Wilde im griffe sind, sie zu erfinden. Ohne Zweifel muß die eberei diesen Anfang gehabt haben. — An diesen bei Gattungen von Tuch sticken sie die vier äußern Rand- en buntfarbig nach verschiedenen Mustern und mit er Zierlichkeit, über welche man sich höchlich verwun- n muß, da sie keine Nähnadeln haben.

Ihr größter Kleider-Staat besteht aber aus Pelz- k, welches ihnen das Fell ihrer Hunde liefert. Mit em gehen sie jedoch sehr sparsam um. Sie zerschnei- es in Streifen und nähen diese in einer gewissen Weite einander auf die Kleider. Diese Streifen sind auch von verschiedenen Farben und werden dergestalt auf- tzt und angeordnet, daß sie ganz artig aussehen. Ei- e Kleider sind statt des Pelzwerks mit Federn besetzt; ist diese Art von Putz nicht gewöhnlich. — Die ber scheinen, der allgemeinen Gewohnheit des schönen chlechts zuwider, sich weniger aus geputzten Kleidern nachen, als die Männer. Ihre Kleidung ist aus eben Gattungen von Zeug und in eben der Form gemacht, die Männer auch tragen; das Unterkleid aber binden fest um den Unterleib und legen es nie ab, außer wenn ins Wasser gehen, um Krebse zu fangen; auch sind bei dergleichen Gelegenheiten ungemein behutsam, um keiner Mannsperson gesehen zu werden. Sie sind schaamhafter als die Weiber der Südsee-Insulaner öhnlich sind.

Was den Putz der Neuseeländer betrifft, so fin- man nichts, was eine besondere Aufmerksamkeit ient, nichts, was man originell nennen kann, oder ihnen eigenthümlich ist. An Reinlichkeit kommen andern Bewohnern der Südsee nicht gleich. Da nicht unter einem so warmen Himmelsstriche woh- , so baden sie sich auch nicht so oft. Allein ekelhafteste an ihnen ist das Oel, womit sie ihr

Haar salben. Hierzu nehmen sie ausgeschmolzenes Fett von Fischen oder Vögeln. Leute von gewissem Stande brauchen zwar frisches Fett dazu; allein bei den gemeinen Leuten ist es immer stinkend. Auch sind ihre Köpfe nicht rein von Ungeziefer, und doch haben sie sowohl hölzerne als beinerne Kämme, welche sie, gleich den europäischen Frauenzimmern, zuweilen aufrecht in das Haar gesteckt zur Zierde tragen. — Die Männer tragen lange Bärte. Das Haar binden sie auf dem Wirbel des Kopfs zusammen, und stecken zuweilen Federn von verschiedenen Vögeln hinein, so wie es ein jeder nach seinem Geschmack für's zierlichste hält. Zuweilen stecken sie eine Feder an jede Seite der Schläfe dergestalt, daß sie sich nach vorn neigt. — Die Weiber tragen das Haar gemeiniglich geschnitten, zuweilen aber lang, und alsdann hängt es frei über die Schultern hinab. — Beide Geschlechter pflegen sich den Leib mit schwarzen Flecken zu zeichnen, welche man auf die nämliche Art macht, wie auf den andern Inseln, deren nachher Erwähnung geschehen wird. Hier aber sind die Männer mehr und stärker gezeichnet, als die Frauenspersonen. Die Letztern zeichnen sich gemeiniglich nur die Lippen. Zuweilen sind sie auch an andern Theilen des Körpers mit kleinen schwarzen Fleckchen versehen; doch ist dieses nicht allgemein. Männer hingegen scheinen diesen Flecken mit jedem Jahre einen Zuwachs zu geben, so daß einige, die dem Ansehen nach sehr alt sein mußten, beinahe vom Kopfe bis auf die Füße damit bedeckt waren. Außer diesen Flecken lassen sie sich noch andere Zeichen von sehr sonderbarer Gestaltung eindrücken, die Art und Weise aber, wie es geschieht, ist unbekannt. Es sind nämlich Furchen in der Haut, ungefähr von der Tiefe und Breite einer Linie, und ganz schwarz. Bei alten Männern ist fast das ganze Gesicht mit Flecken bedeckt; ganz junge Mannspersonen hingegen färben sich, gleich den Weibern, nur die Lippen. Wenn sie etwas älter sind, so findet man

ich, daß sie einen schwarzen Flecken auf einem Backen
einen andern über dem einen Auge tragen, und auf
e Weise fahren sie dann allmählig fort, immer mehr
dergleichen Zeichen aufzutragen, damit sie bei zuneh
den Jahren auch ein immer ehrwürdigeres Ansehen be
men mögen. Diese Zeichen haben im Gesicht die Ge
einer Schneckenlinie, und sind so gleichförmig gezo
, daß die auf der einen Seite mit denen auf der an
genau übereinstimmen. Auf dem Leibe sehen sie un
hr so aus, wie das Laubwerk, das man vordem auf
eingelegten Arbeit zu machen pflegte. In Ansehung
Muster ist ihre Einbildungskraft so fruchtbar, daß un
hunderten nicht zwei gefunden werden, die auf völlig
che Art gezeichnet sind. — Außer diesen Flecken, die
ie Haut einpunktirt sind, beschmieren sie auch ihre
er mit Bergroth. Einige reiben dieses trocken auf die
it, andere aber vermischen es mit Oel, und schmieren
ann große Flecken davon auf, die immer naß sind,
bei der geringsten Berührung abfärben.

Was den übrigen Putz der Neuseeländer betrifft, so
rt man doch etwas, wodurch sie sich von andern Völ
unterscheiden. — Daß beide Geschlechter sich Löcher
le Ohren stechen, und sie allmählig dermaßen ausdeh
, daß man wenigstens einen Finger hindurch stecken
; daß sie in denselben Federn, Knochen von Vögeln,
rne Stecken, Nägel, die die Europäer ihnen geben,
überhaupt alles tragen, was sich nur durch die Lö
hindurch zwingen läßt, das ist nicht mehr, als was
auch bei andern rohen Nationen findet; aber das,
urch sie sich von andern unterscheiden, besteht darin,
sie durch diese Löcher noch Schnüre hindurch ziehen,
welchen nicht allein Hundszähne, sondern auch die
gel und die Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten
gen, so wie wir die Haare unserer Freunde in einem
uvenir tragen; dies Denkmal der Freundschaft hat aber
its Ekelhaftes an sich. Dagegen muß man ein Neu

seeländer sein, um das ihrige zu tragen. Man wird wohl kaum etwas Ekelhafteres denken. — Sie tragen auch Arm- und Fußbänder, welche sie aus Knochen der Vögel, aus Muscheln, oder sonst aus andern Dingen machen, die sie durchbohren und auf einen Faden anreihen können. Die Männer tragen auch zuweilen an einer um den Hals gebundenen Schnur ein Stück Fischbein, welches fast wie eine Zunge gestaltet, mit einer geschnitzten Figur geziert ist, die einen Menschen vorstellen soll, und diesen Putz schätzen sie sehr hoch. Sie bohren auch, wie so viele andere, den Nasenknorpel durch, und stecken eine Feder durch das Loch, die auf beiden Seiten über die Backen herabhängt. Aber dieser Putz ist doch unter ihnen nicht sehr allgemein. *)

Von diesen rohen Menschen, bei welchen man, wenn man den kleinen Anfang ausnimmt, den sie mit der Weberei gemacht haben, weder Kunstfleiß noch Geschmack verspürt, will ich zu einigen von den mildern Insulanern, die unter sanftern Himmelsstrichen wohnen, übergehen, und bei denen man sowohl einigen Wohlstand, als auch einen guten Anfang der Kunstkultur antrifft, welche ohne Zweifel bei ihnen ursprünglich sein muß, da man ihn nirgends, als auf den Inselgruppen des Südmeeres findet. Was ihren Putz betrifft, so findet man einen gleichen an vielen andern und weit entlegenen Orten, woher diese Insulaner ihn unmöglich können erhalten haben. Die Gleichheit zeigt blos, daß die Erfindungskraft des Menschen in Ansehung des Putzes allenthalben die nämliche ist. Nur hie und da können gewisse besondere Familien und Verschiedenheit der Naturprodukte einige Verschiedenheit in den Aeußerungen des Erfindungsvermögens wirken.

Um dies zu zeigen, will ich mit den Otaheitiern

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworth's Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S.

ng machen. Sowohl die Männer als die Weiber nicht nur anständig, sondern sogar zierlich gekleidet. : Kleidung besteht aus einer Art von weißem Zeuge,)er aus der innern Rinde einer Staude gemacht wird chinesischem Papier sehr ähnlich sieht. Dieser Zeug nicht gewebt, sondern fast so wie Papier aus den)e gemachten Fibern der obgenannten Rinde verfertigt,)e ausgebreitet und zusammen gestampft werden. Zu n ordentlichen Kleide brauchen sie zwei Stücke dieses es. Das eine Stück hängt von den Schultern bis ie Mitte der Schenkel herab. Das andere Stück,)es zwölf bis funfzehn Fuß lang und ungefähr drei breit ist, winden sie auf eine sehr ungezwungene Art)en Leib herum.

Solchergestalt setzen sie, des heißen Klima's unge- :t, eine Pracht darein, viele Kleidungsstücke zu tra- Doch gehen sie in der Hitze des Tages fast völlig :. Die Frauenspersonen tragen alsdann nur einen ien Ueberrock, und die Männer nichts als einen Strei- Tuch, den sie zwischen den Schenkeln durchziehen und s um den Unterleib befestigen. Da Staat allezeit et- Beschwerliches ist, wenn er, insbesondere in einem en Klima, in einer Menge aufeinander gehäufter der besteht; so entblößen sich allhier die Frauenzim- von Stande zur Abendzeit allemal bis auf den Unter- , und werfen alles, was sie am Oberleibe tragen, so unbedenklich weg, als unsre Damen einen Mantel gen. Die Beine und die Füße pflegen sie nicht be- t zu tragen; hingegen verwahren sie ihre Gesichter ge- die Sonne durch kleine Mützen, die entweder aus tten oder aus Kokosblättern gemacht sind. — Doch es ist bei weitem nicht ihr einziger Kopfputz. Die uenspersonen tragen zuweilen kleine Turbane, und zu- ilen eine Art von Kopfzeug, welches sie mit Recht viel)er schätzen, als alles übrige, weil es ihnen in der ät besser, als alles andere, ansteht. Dieses Kopf-

zeug ist aus Menschenhaar verfertigt, welches [illegible] die kaum dicker als Nähseide sind, zusammen[illegible] und auf eine sehr niedliche Art und in sehr [illegible] um den Kopf gewickelt wird. Zwischen diese [illegible] ken sie allerlei Blumen. — Vielleicht könnte diese [illegible] tische Mode bei unsern Damen Beifall finden. [illegible] stens wäre es der Mühe werth, daran zu denken.

Die Männer haben mit ihrem Haare nicht [illegible] zu thun. Ihre Bärte tragen sie nach [illegible] rupfen aber allezeit einen großen Theil derselben [illegible] halten das übrige sehr nett und reinlich. — [illegible] richte Bougainville's zufolge lassen sie [illegible] den Bart auf dem Kinne stehen, schneiden [illegible] den Backen und der Oberlippe ab. — Beide [illegible] ziehen auch alle Haare, die unter den [illegible] mit den Wurzeln aus, und halten es für ein [illegible] keit, daß die Europäer es nicht eben so [illegible] sehung des Haupthaares aber sind die [illegible] meisten andern rohen Völkern verschieden. [illegible] sten Ländern, wo die Einwohner lange [illegible] pflegen die Mannspersonen solche kurz abzuschneiden, [illegible] Frauenzimmer hingegen sich auf die Länge derselben [illegible] einzubilden. Hier findet man hingegen gerade [illegible] gentheil; denn die Weiber schneiden allezeit das [illegible] die Ohren herum kurz, die Männer hingegen lassen [illegible] großen Locken über die Schultern herabhängen, [illegible] pfen es in einem Busche oben auf dem Kopfe [illegible] Einige pflegen es auch wohl fliegend und ungebun[illegible] tragen, und alsdann ist es sehr kraus; und [illegible] keine Kämme haben, so wissen sie es doch sehr [illegible] halten. Zuweilen stecken sie die Schwanzfedern [illegible] schen Vogels aufrecht in das Haar; zuweilen [illegible] einen Kranz, der aus allerlei Blumen besteht. [illegible] men sie auch zu diesem Putz eine Art scharlachroth[illegible] sen, die sie mit Gummi auf ein Stück Holz [illegible] Bisweilen tragen sie auch eine Art von Perücke, [illegible]

ischen . oder Hundshaaren, und manchmal nur aus Fasern der Kokosnuß besteht. Diese sind an einem en befestigt, und dergestalt unter den Haaren ange- den, daß der ganze Busch hinten herabhängt. Außer Blumen haben sie jedoch nur wenig Zierathen für den per. Es scheint, daß ihr Kopf ihnen ihre ganze Zeit nimmt; denn bei allem diesem Putze sind sie mit dem fe noch nicht fertig. Er soll noch mit einem aus der osnuß gepreßten Oel gesalbt und mit dem Saft aller- wohlriechender Kräuter oder Blumen, oder einer zel, die sie fein reiben, und die an Geruch einer Art gleicht, vermengt werden. Das Oel ist aber an gemeiniglich stinkend, und daher im Anfange dem päer sehr ekelhaft.

Außer dieser Einsalbung des Kopfs, die unstreitig ieht, um einen angenehmen Geruch zu verbreiten, n die Otaheitier auch die Mode mit den meisten Süd- Insulanern gemein, gewisse Theile des Leibes zu towiren oder zu punktiren. Es ist sowohl unter Männern als Weibern eine allgemeine Mode, sich hintern Theil der Weite und der Lenden sehr dick mit arzen Streifen, welche allerhand Gestalten vorstellen, chnen zu lassen. Um diese Zeichen zu machen, drük- sie ein mit Zähnen versehenes Werkzeug, das einem me einigermaßen ähnlich ist, ein wenig in die Haut und reiben alsdann in die Stiche eine Art von Salbe; ras Ruß und Oel zusammengerührt ist und unauslösch- Flecken zurückläßt. Vor dem zwölften Jahre wer- weder die Knaben noch die Mädchen gezeichnet, und Berichte Bougainville's zufolge ist dieser Putz den Otaheitierinnen ein Zeichen, daß sie vornehmer , als andere.

Beide Geschlechter tragen Ohrringe, aber, nach l's Berichte, nur an einem Ohre. Diese bestehen kleinen Stückchen von Muscheln, oder von Steinen, auch aus Beeren, einer Art rother Erbsen oder einigen

kleinen Perlen; aber allemal von einer jedesmal drei Stücke an einander gereihet. Doch bedienen sie sich der Glaskorallen statt aller andern Zierathen, wenn sie solche von den Europäern bekommen. — Diese Korallen spielen eine wichtige Rolle bei allen rohen Völkern. Bougainville berichtet noch von ihnen, daß die Männer ihre Nägel wachsen lassen, ausgenommen den Nagel des Mittelfingers der rechten Hand.*)

Diese Mode, die Nägel lang wachsen zu lassen, welches bei den europäischen Völkern für häßlich und unanständig gehalten wird, ist auch bei verschiedenen Völkern in andern Welttheilen üblich. Auf den philippinischen Inseln lassen die Einwohner ihre Nägel sehr lang wachsen, besonders den des linken Daumens. Sie schaben sie nur, beschneiden sie aber nicht.**) Die Siamer schneiden ihre Nägel nicht ab, sondern bemühen sich nur, sie rein zu erhalten.***) Die meisten Sumatraner lassen ebenfalls die Nägel an den Händen, besonders an dem Daumen und dem kleinen Finger, bis zu einer außerordentlichen Länge wachsen; oft färben sie [illegible] bige roth. Eben so verfahren sie mit den Nägeln an den Zehen, welche sie unbedeckt tragen, und haben eben so viele Sorge für sie haben, als für die Nägel an den Fingern.****) Daß die Chinesen auch lange Nägel an den Händen tragen, ist allbekannt.

---

*) Wallis's und Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 1. S. 356 ff. B. 3. S. 486 ff. — Bougainville's Reise um die Welt; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 11. S. 564 ff. —

**) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln, von Salmon. S. 17.

***) Beschreibung des Königreichs Siam, von De la Loubere. Abth. 2. Cap. 1.

****) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 64.

Man kann leicht begreifen, daß die Menschen in
n ersten wilden und rohen Zustande insgesammt ihre
el an den Händen sowohl, als an den Füßen, haben
sen lassen, da sie noch kein Werkzeug hatten, sie ab-
neiden; aber das, was in den ältesten Zeiten eine
hwendigkeit war, ist allmählig bei diesen Völkern eine
e geworden. Vermuthlich sollten diese langen Nägel
Zeichen des Ansehens und des Wohlstandes sein, und
en, daß man nicht nöthig habe, mit den Händen zu
iten, um sein Brod zu verdienen, da lange Nägel
irlicherweise der arbeitenden Klasse sehr hinderlich sein
sen.

Allmählig fing man auch an, diese langen Nägel
h Malen zu verschönern, wie die Einwohner von Su-
tra, und zuletzt ward dieser Zierath auch bei den Völ-
t eingeführt, welche ihre Nägel abschneiden. So fär-
die algierischen Frauenzimmer die Nägel, sowohl an
nden als Füßen, dunkelgelb. Auch ihre Hände wer-
mit einer dunkelgelben Farbe, anstatt der Hand-
he, bestrichen, und so weit, als man die Arme sehen
n, sind viele Ringe von verschiedener Farbe darum
alt.*) Bei einem Zweige der sibirischen Tartaren ist
eine von den Koketterien der Frauenzimmer, die Au-
und die Nägel zu schminken. Hierzu bedienen sie
einer gewissen Pflanze, die getrocknet und pulverisirt
d und einen Zusatz von Alaun erhält. Wenn sie die-
e brauchen wollen, vermischen sie sie mit frischem
inselauch und machen einen Teig daraus, welchen sie
e Nacht über auf die Nägel binden. Davon bekom-
n sie eine gelbrothe Farbe, welche man bei den europäi-
en Weibern eben nicht für eine Schönheit halten würde.
r asiatische Geschmack ist aber in jeder Rücksicht von
m unsrigen verschieden.**) In Biledulgerid bemalen

*) Arvieux merkwürdige Nachrichten. B. 5. S. 241.

**) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. 1 S. 414.

kleinen Pe
drei Stücke
der Glaskc
solche von
len spielen
Bougai
Männer it
Nagel des
Dies
welches bei
anständig g
kern in an
schen Inse
wachsen,
ben sie n
Siamer s
sich nur,
matraner
ders an
ner auß
bige rot
Zehen,
viele S
gern. *
Hände

*)

S. 5.

die sie aus der innern Rinde des Papier-
nes verfertigen, sind schön und mannichfal-
erichte La Perouse's zufolge färben sie selbige
eschmack. Ihre Muster, sagt er, sind so
daß man glauben sollte, sie hätten unsere
hmen wollen. *)

Sandwichsinseln besteht gewöhnlich die Klei-
nnspersonen in einem Stück dicken Zeuges,
is zwölf Zoll breit ist, zwischen den Schen-
gen und um die Hüften gegürtet wird. Dieß
liche Kleidung jedes Standes. Auch haben
die oft von der zierlichsten Arbeit und von
röße sind. Mehrentheils sind diese fünf Fuß
r Fuß breit. Man wirft sie über die Schul-
legt sie vorn zusammen; doch bedient man
ten, ausgenommen im Kriege, wo sie recht
n Nutzen sind, indem ihr dickes und schweres
Gewalt eines Steinwurfs oder eines andern
ewehrs sehr vermindert. — Gewöhnlich geht
barfuß, außer wenn er über scharfe Steine zu
Alsdann zieht man eine Art von Pantoffeln
us Stricken von zusammen gedrehten Kokosfa-
hten sind.

er diesem alltäglichen Anzug haben sie auch ihre
er, die den Oberhäuptern ausschließlich gehören;
mit Federn besetzte Mäntel und Helme, die an
t und Pracht den kostbarsten Kleidungsstücken an-
ölker nicht nachstehen. Die Länge des Mantels
ich nach dem Range desjenigen, der ihn trägt.
reicht er nur bis an die Hüften, andere schleppen
ch sich an der Erde. Die geringern Oberhäupter
einen kurzen Mantel, der aus den langen Schwanz-
des Hahns und anderer Vögel besteht und einen

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 2; in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 17. S. 270.

sich die Weiber ebenfalls die Nägel und das ... verschiedenen Farben, besonders mit rother ...; ihre Augenlieder hingegen färben sie schwarz. ... sich nur einen Theil des Gesichts bemalen, alsdann ... sie mit den Männern keine Gemeinschaft. Diese Zeit ist sehr bestimmt, und um diese Zeit gehen sie selten ... Die Nägel waren also der einzige Theil des menschlichen Körpers, der noch keine Zierathen hatte, und die ... fand man zuletzt an verschiedenen Orten in Asien, ... und im Südmeere.

Auf der Insel Oheteroa, die südlich von ... liegt und wahrscheinlich zu derselben Inselgruppe gehört, ist die Kleidung der Einwohner aus den nämlichen ... fen verfertigt, wie auf den andern Inseln. Dieses ... wissen sie mit verschiedenen Farben zu malen, gelb, ... oder bleifarbig. Auf diesem Grunde wird es ... mit Streifen bemalt nach verschiedenen Mustern und mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit verfertigt. Das roth gemalte Tuch ist schwarz gestreift, und das bleifarbige hat weiße Streifen. — Ich sage, daß sie das Zeug malen; denn die Kunst zu färben verstehen sie nicht. — Von dergleichen Zeuge trägt jeder ein kurzes ..., das ihm ungefähr bis an die Knie reicht. Einige tragen Mützen, die aus den Federn des tropischen Vogels ... macht sind. Andere haben ein Stück weißes oder bleifarbiges Tuch, wie einen Turban, um den Kopf ... den.**)

Auf der Insel Mowee, einer von den Sandwichinseln, besteht die Kleidung der Eingebornen in einem Gürtel, der den Unterleib bedeckt, und einem Stück Zeug, das ihnen zur Einhüllung des Körpers ...

*) Jollie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S. ...

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworth's Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. ...

re Zeuge, die sie aus der innern Rinde des Papier-
aulbeerbaumes verfertigen, sind schön und mannichfal-
. Dem Berichte La Perouse's zufolge färben sie selbige
t vielem Geschmack. Ihre Muster, sagt er, sind so
gelmäßig, daß man glauben sollte, sie hätten unsere
ttune nachahmen wollen. *)

Auf den Sandwichsinseln besteht gewöhnlich die Klei-
ng der Mannspersonen in einem Stück dicken Zeuges,
lches zehn bis zwölf Zoll breit ist, zwischen den Schen-
ln durchgezogen und um die Hüften gegürtet wird. Dieß
die gewöhnliche Kleidung jedes Standes. Auch haben
Matten, die oft von der zierlichsten Arbeit und von
ancherlei Größe sind. Mehrentheils sind diese fünf Fuß
ng und vier Fuß breit. Man wirft sie über die Schul-
rn und schlägt sie vorn zusammen; doch bedient man
h ihrer selten, ausgenommen im Kriege, wo sie recht
gentlich von Nutzen sind, indem ihr dickes und schweres
ewebe die Gewalt eines Steinwurfs oder eines andern
umpfen Gewehrs sehr vermindert. — Gewöhnlich geht
dermann barfuß, außer wenn er über scharfe Steine zu
hen hat. Alsdann zieht man eine Art von Pantoffeln
, die aus Stricken von zusammen gedrehten Kokosfa-
rn geflochten sind.

Außer diesem alltäglichen Anzug haben sie auch ihre
ierkleider, die den Oberhäuptern ausschließlich gehören,
mlich mit Federn besetzte Mäntel und Helme, die an
chönheit und Pracht den kostbarsten Kleidungsstücken an-
rer Völker nicht nachstehen. Die Länge des Mantels
htet sich nach dem Range desjenigen, der ihn trägt.
inigen reicht er nur bis an die Hüften, andere schleppen
n nach sich an der Erde. Die geringern Oberhäupter
gen einen kurzen Mantel, der aus den langen Schwanz-
dern des Hahns und anderer Vögel besteht und einen

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 2; in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 17. S. 270.

breiten Rand und Kragen von kleinen rothen und [illegible] Federn hat. Noch andere Mäntel sind gänzlich aus weißen Federn gemacht. Der Helm, den sie auf dem Kopfe tragen, hat einen Boden von Korbmacherarbeit; er hält den Stoß aller inländischen Waffen ab, wozu er auch bestimmt zu sein scheint. — Diese Federkleider sind äußerst selten, kommen blos Personen vom obersten Range zu und werden nur von Mannspersonen getragen.

Die Frauenzimmer sind gemeiniglich beinahe eben so gekleidet, wie die Mannspersonen. Sie schlagen ein Stück Zeug um die Hüften, welches die Scham [illegible] bedeckt; zuweilen aber gehen sie in der Abendkühle in Stücke feinen Zeugs gehüllt, welche sie, wie die Otaheitierinnen, nur um die Schultern werfen. Eine andere Tracht, deren sich insbesondere die Mädchen bedienen, besteht in einem Stück des feinsten, dünnesten Zeuges, welches mehrmal um die Hüften gewickelt wird und bis auf die Waden hinab geht, so daß es einem kurzen Unterrock sehr ähnlich ist. — Diesen Insulanern kann man also weder Wohlanständigkeit, noch Kunstfleiß, noch Geschmack absprechen. In diesem Stücke ist ein himmelweiter Unterschied zwischen ihnen und den [illegible] Neuseeländern, welcher nach meiner Meinung keine andere Ursache haben kann, als ein Klima, welches zur leichtern und schnellern Entwickelung der intellectuellen Anlagen günstiger ist.

Die Mannspersonen sind hier, wie auf den andern Inseln im Südmeere, punktirt; doch haben die Punktiren, wie in Otaheiti, keinen bestimmten Ort. Zuweilen sah man nur einige wenige Flecken an den Händen, Armen und Lenden, oft aber auch gar keine. Bisweilen waren diese Flecken nach einer artigen Zeichnung gemacht in allerlei mannigfaltigen Linien und Figuren.

Was ihren Putz übrigens betrifft, so bleibt ihr Kopf jederzeit unbedeckt; das Haar aber trägt jedes Geschlecht nach einer andern Mode verschnitten. Die gewöhnliche

rt; hauptsächlich bei den Frauenzimmern, ist die, daß
as Haar vorn lang und hinten kurz abgeschnitten ist.
ie Männer schneiden oder vielmehr scheeren es auf beiden
eiten ganz ab und lassen in der Mitte einen Streifen,
twa wie der Kamm eines Helmes, stehen. Uebrigens
heinen sie auf das Haar und dessen Putz eben keine beson-
ere Sorgfalt zu wenden; denn sie haben nicht einmal ei-
en Kamm, oder etwas dem ähnliches, um es in Ord-
ung zu halten. Einige, hauptsächlich die Männer,
aben eine Menge Zöpfe daraus geflochten, die so dick
s ein Finger sind und über den Rücken herab hängen.
ie Männer stecken auch zuweilen die Federn des tropi-
hen Vogels in ihr Haar, oder an deren Statt Hahnen-
dern, die an langen, glatten, zwei Schuh langen
täben befestigt und unterwärts gemeiniglich mit rothen
edern verziert sind. Zuweilen nähen sie auch einen Hun-
schwanz über einen Stock, so daß der Quast am Ende
rvorragt. Endlich tragen einige zum Kopfputz eine fin-
rdicke Schnur, die ganz aus aufgereihten und dicht an-
hließenden gelben und rothen Federn besteht und hinten
isammen gebunden wird.

Sonderbar ist es, daß diese Insulaner sich in Ab-
cht der Ohren von allen übrigen Südsee-Insulanern un-
rscheiden. Ihre Ohren sind nämlich nicht durchbohrt,
och tragen sie keinerlei Art von Zierathen darin. Statt
essen tragen beide Geschlechter Halsbänder, die aus klei-
en Büscheln schwarzer Schnüre bestehen, die unsern Hut-
hnüren ähnlich sind. Diese schlagen sie oft mehr als
undertfältig um den Hals. Außerdem haben sie einen
alsschmuck von kleinen Schnecken, die an viele Schnüre
ufgereihet sind, oder auch von getrockneten Blüten der
dischen Pappel. Einige haben auch ein kleines, drei
oll langes Bildchen von Knochen, welches eine menschli-
he Figur vorstellt, vorn am Halse hängen.

Das Frauenzimmer trägt auch Armbänder von Mu-
heln, aus einem oder mehrern Stückchen von schwarzem

Holz, mit kleinen Stückchen von Bein dazwischen, welches dem Elfenbeine ähnlich ist, welche sämmtlich geschliffen und auf eine Schnur dicht an einander ge[illegible] sind. Eine andere Art von Armbändern besteht aus krummen Hauern der Schweine, welche man, nachdem zuvor die Spitzen abgestumpft worden sind, ebenfalls an eine Schnur zieht. Manche tragen auch am Arm über dem Ellenbogen eine breite Spange von Muscheln, die auf einen Netzgrund aufgenäht ist. — Auf Atui, einer von den Sandwichsinseln, tragen die Weiber, aus Holz oder Knochen sehr sauber gearbeitete Figuren, die eine Schildkröte vorstellen, wie Ringe, am Finger befestigt. Noch hat man hier einen Schmuck aus Muschelschaalen, welche auf einem starken Netzwerk in Reihen befestigt sind, und, wenn man sich bewegt, klappern. Männer und Weiber binden diesen Schmuck beim Tanz um den Arm, oder um den Knöchel, oder auch unter das Knie; und zuweilen nehmen sie statt der Muscheln Hundezähne.

Endlich haben sie auch eine Art von Larven, aus einem großen Kürbisse verfertigt, in welche in der Gegend der Augen, des Mundes und der Nase Löcher geschnitten sind. Oben besteckt man diese Larve mit grün belaubten Zweigen, welche in einiger Entfernung wie ein zierlicher, wehender Federbusch aussehen. Vorn am untern Ende hängen einige schmale Streifen Zeug, wie ein Bart, herunter. Es ist ungewiß, sagt Cook, wozu man diese Larven braucht. Ob sie nicht etwa gebraucht werden, um den Kopf im Kriege gegen einen Steinwurf zu schützen, wozu sie sich gut schicken würden, oder ob sie bei öffentlichen Spielen dienen, oder endlich ob sie bloß zu [illegible] Gaukeleien bestimmt sind, konnten die Engländer nicht mit Gewißheit erfahren.*) Aber das hätte man [illegible]

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster B. 2. S. 430. ff. u. B. 3. S. 430. ff.

hl am wenigsten erwartet, Maskeraden im Süd=
ere anzutreffen. Was den Putz und die Ergötzungen
rifft, so können die Europäer schwerlich etwas für sich
halten. In diesem Stücke sind die wilden und rohen
lker eben so erfinderisch. Die kultivirtern Nationen
men blos diese Erfindungen etwas mehr vervollkommen;
lches ich in den folgenden Abschnitten dieses Werks ge=
rigen Orts zeigen werde.

Kap. 6.

leider von gewebtem Zeuge und deren älteste Form.

m Vorhergehenden habe ich gezeigt, wie die Südsee=
sulaner sich durch das Zeug auszeichnen, welches sie
ihrer Bedeckung tragen, das zwar aus dem Pflanzen=
che genommen, aber gleichwohl nicht gewebt ist. Auf
lche Art sie es verarbeiten, werde ich im nächsten Ab=
nitte zeigen. Die Weberei, welche die obenerwähnten
sulaner nicht kennen, ist in den andern Welttheilen bei
Völkern üblich, die außer Thierhäuten Kleider von
n Pflanzenreiche oder diese letztern allein tragen. Wie
Weberei entstanden ist, wird der Leser aus dem Vor=
rgehenden ersehen haben. Man kann sich leicht vorstel=
, daß diese Kunst, die jetzt einen so hohen Grad von
llkommenheit erreicht hat, bei den wilden und rohen
enschen einen sehr kunstlosen Anfang und den langsam=
n Fortgang gehabt haben müsse. Den ersten Schritt
dieser Kunst findet man bei den Californiern. Diese
aren so weit gekommen, daß sie die Fäden von den Blät=
rn einer Art von Palmbaum ausschlugen, diese Fäden
en befestigten und sie, so zubereitet, über den Körper

zur Bedeckung hinab hängten. Allmählig lern[illegible] diese Fäden dermaßen mit einander verbinden, [illegible] daraus eine Art von Gewebe erhielten, allein sie [illegible]ten sich desselben nur zur Verfertigung der Säcke, [illegible] ihr Hausgeräth hinein zu thun.*) Auch bei den [illegible]ländern findet man, wie ich oben gezeigt habe, [illegible] den ersten Anfang der Weberei, als auch einen kleinen [illegible]schritt in dieser Kunst. Anfangs spalteten sie die [illegible]ter in Streifen, trockneten sie und verbanden sie [illegible]ander. Darauf erfanden sie die Kunst, die Fasern [illegible] einer gewissen Pflanze heraus zu bringen. Diese [illegible] spannen sie über einen Rahmen und ziehen nun mit [illegible] Händen andere Fäden quer durch diese hindurch. [illegible] sind die Neuseeländer nicht gekommen. — In den [illegible]dern Weltheilen muß die Weberei ohne Zweifel den näm[illegible]lichen Anfang gehabt haben. — Dies war natürlicher[illegible]weise eine eben so langweilige als mühsame Arbeit; und lange muß es gewährt haben, ehe die rohen Menschen, nach diesen ersten Versuchen, die mit dem Weben einige Aehnlichkeit haben, die Schießspule und den Weberbaum nebst allen dazu gehörigen Geräthschaften erfanden. Wel[illegible]che Fortschritte hat man aber nicht, nach der Erfindung der nöthigen Geräthschaften, allmählig in dieser Kunst gemacht! Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen der Art, wie die Neuseeländer die Fasern der Pflanzen [illegible] einander verbinden, und den seidenen Zeugen der Chinesen und den feinsten Musselinen der Indianer!

So wie die Materialien, woraus die wilden [illegible] rohen Menschen ihre Kleidung verfertigten, äußerst ein[illegible] waren und von rohen Häuten zu gegerbten, von [illegible]men gebundenen Pflanzenfasern bis zu den feinsten [illegible]nen und baumwollenen Stoffen emporstiegen; so [illegible] Schnitt und die Façon, welche man der Kleidung [illegible]

---

*) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien [illegible] Adelung. Th. 1. B. 1. Abschn. 6.

ngs eben so einfach. — Die älteste Art, die Klei-
zu tragen, bestand blos darin, daß man ein Thier-
, eine Matte, ein Stück gewebten oder ungewebten
ges, ohne Zuschnitt, über die Schultern warf und
darein hüllte. Diese Art, sich zu bedecken, fin-
nan noch bei verschiedenen Völkern.

Als die Europäer nach Meriko kamen, fanden sie,
die Männer, außer einem großen, breiten Gürtel,
n beide Enden vorn und hinten hinabhingen, nur ei-
viereckigen Mantel trugen, ungefähr vier Fuß lang,
n Enden vor der Brust oder auf einer Schulter zu-
nengeknüpft waren. Die Weiber trugen ebenfalls ein
ckiges Stück Zeug, worein sie sich von den Hüften
in die Waden hüllten. Doch trugen sie noch einen
en Latz ohne Aermel. — Die Kleider der Armen wa-
us Fäden von der Aloe, und die besten aus grobem,
wollenem Zeuge verfertigt. Die Wohlhabendern
n Zeuge aus der feinsten Baumwolle, von verschie-
Farben, mit Figuren von allerlei Thieren und
en, mit eingewebten Federn und den feinsten Ka-
enhaaren. — Ihre Schuhe waren bloße Sohlen von
, oder von grobem Zeuge von den Fäden der Aloe,
it Schnüren um die Füße gebunden wurden. Bei
Vornehmen waren sie mit reichen, mit Juwelen besetz-
ändern zugeschnürt. — Hieraus sieht man, daß die
Kultur bei den Merikanern keine unbedeutende Fort-
e gemacht hatte, als die Europäer zu ihnen kamen;
hielten aber nichts desto weniger noch ihren alten Ge-
bei, ein ganzes Stück Zeug zu tragen, worein sie
illten, ohne daran zu denken, es nach dem Kör-
zuschneiden.

Was ihren Putz betrifft, so trugen die Merikaner ihr
lang. Die Haare abzuscheeren, ward für schimpf-
eachtet, außer bei den dem Tempeldienste gewidme-
ungfern. Die Weiber trugen das Haar ungebunden;
Männer hingegen banden es auf verschiedenerlei Art

zusammen und putzten den Kopf mit schönen [illegible], be-
sonders wenn sie tanzten oder zu Felde zogen. [illegible]
lich wird man eine Nation finden, die mit der [illegible]
Kleidung so viel Eitelkeit und Verschwendung in [illegible]
verband. Außer den Federn und Juwelen, [illegible]
ihre Kleider besetzten, trugen sie Ringe in den [illegible],
der Unterlippe, und manche auch an der Nase, [illegible]
Armbänder am Arm und an der Hand und Ringe [illegible]
Waden. Bei den Armen bestanden die Ringe in [illegible]
ren und der Unterlippe aus Muscheln, kleinen [illegible]
Krystall, Bernstein oder andern kleinen [illegible]
Steinen. Die Reichen hingegen trugen Perlen [illegible]
steine in Gold gefaßt.*)

Wie die Mexikaner, trägt auch der [illegible]
der Mauren weiter nichts als ein Stück Zeug, [illegible]
sie sich gleichsam einwickeln, und welches [illegible]
seiner Weise faltet, um den Kopf und die [illegible]
des Körpers damit zu bedecken. Doch [illegible]
unter diesem Zeuge eine Art von Hemde, [illegible]
wollene Weste ohne Aermel, die bis an die [illegible]
tragen. Die Reichen tragen über dieser Kleidung [illegible]
nen Mantel mit einem Käppchen. — Die [illegible]
nen sich, gleich den Männern, des nämlichen Zeuges [illegible]
ihrer Kleidung; nur wissen sie denselben auf eine [illegible]
dene Art anzulegen, so daß sie damit mehrere [illegible]
Körpers bedecken, die bei den Männern völlig [illegible]
Diese Art, sich zu kleiden, ist besonders den [illegible]
nern, die in den Wüsten leben, und den herum[illegible]
den Arabern eigen. Diejenigen, die in den [illegible]
wohnen, unterscheiden sich von ihnen in [illegible]
Stücken, und viele von ihnen kleiden sich wie [illegible]
ken. Da die Städter aber gemeiniglich mehr [illegible]
ben, und ihre Art, sich zu kleiden, öfters [illegible]

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch [illegible]
schnitt 66 u. 67.

...ches bei dem rohen, großen Haufen nicht Statt findet, so muß man billig glauben, daß die Kleidung, die blos ...rin besteht, daß man sich in ein Stück Zeug einwickelt, ...d. die unter den rohen Berg- und Wüstenbewohnern ...lich ist, die älteste sein müsse.

Die maurischen Weiber haben verschiedene Zierra...en, von welchen einige eben nicht geschickt scheinen, ...e Schönheit zu erhöhen. Sie flechten ihre Haare in ...hrere Zöpfe, die auf die Schultern herabfallen; hingegen ...eren die Männer den ganzen Kopf kahl und lassen nur ...der Mitte einen kleinen Büschel Haare stehen. Die ...rathen der Weiber, womit sie die Ohren, die Arme ...d die Beine behängen, bestehen größtentheils in ziemlich ...ßen eisernen Ringen, zuweilen auch in einigen Stücken ...hen Korall. Ihre Koketterie in Absicht der Art, sich ...schminken, weicht von der europäischen ab. Statt des ...then, welches wohl auf ihre dunkle Haut einen schlech... Effekt machen würde, bedienen sie sich des mit Spieß...s vermischten Schießpulvers, um damit an der Haut, ...onders über den Augenbraunen, einige unauslöschliche ...chnungen zu machen. Aehnliche Zeichnungen machen ... die Männer gewöhnlich auf den Armen, in der Ge...d des Magens und über der Handwurzel. Um diese ...uren unauslöschlich zu machen, durchstechen sie sich ... einer Nähnadel die Haut, bis sie blutet. Wenn das ...ut zu fließen aufhört, so reiben sie obbemeldetes Pul..., welches ungemein fein gerieben sein muß, in die ...ut ein, und dadurch machen sie diese vermeintliche ...hönheit unvergänglich, anstatt daß unsre Weiber jeden ...g diese Künste wiederholen müssen. Auch giebt es ...ben, denen man die Nägel an den Händen gelbroth ...bt, aber diese Farbe ist nicht beständig. *)

Auf der Insel Sam kleiden sowohl die Männer als Weiber sich in Kattun, der durchgehends blau von

*) Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1. Brief 6. Haßholm histor. Nachr. B. II.

Sache ist: Zwei Stücke, deren jedes ungefähr sechs
lang und fünftehalb Fuß breit ist, reicht zu einer vö
ligen Kleidung hin. Das eine dieser Stücke ist um
Hüften gewunden und das andere bedeckt den Obe
Den untern Saum des ersteren um den Unterleib gew
ten Stückes ziehen die Mannspersonen zwischen de
den hindurch und fest zusammen; den obern Saum a
lassen sie ziemlich schlaff, so daß er wie ein los
Gürtel aussieht und ihnen statt einer Tasche dient,
welcher sie ihre Messer und andere dergleichen Kle
ten tragen, die man zur Bequemlichkeit gern bei sich
führen pflegt. Das zweite Stück Kattun ziehen sie
ten durch diesen Gürtel und die beiden Enden de
längs dem Rücken hinauf, das eine nämlich über
rechte, und das andere über die linke Schulter hin
von welchem Orte sie alsdann an der Brust hinab und
an den Gürtel reichen, wo sie befestigt werden.
solche Art können sie sich mehr oder weniger damit be
ken, je nachdem sie die herabhängenden Enden
enger zusammenhalten oder sie weiter auseinander
Arme, Beine und Füße bleiben jederzeit unbedeckt.
Unterschied beider Geschlechter besteht hauptsächlich in
Art, das Unterkleid zu tragen; denn anstatt da
Mannspersonen den untern Saum von diesem Stück
fest anziehen und den obern schlaff lassen, um sich
ben statt einer Tasche zu bedienen, ziehen die Wei
Gegentheil den obern Saum fest an und lassen den
bis an die Knie hinabfallen. Auch das obere Stück
ches den Oberleib bedeckt, tragen sie auf eine ande
als die Männer; denn anstatt es durch den Gürtel
hen, geht es quer über die Brust und wird unter d
men befestigt.

Die Männer stecken das Haar vermittelst eine
mes auf dem Wirbel des Kopfes zusammen; die
hingegen binden es hinten in einen kurzen, dicken
Die Weiber tragen das Haupt unbedeckt; die

gegen windeln auf Art von geflochtenem Zierath
den Kopf. Gemeiniglich nehmen sie den feinsten
ug dazu, der nur zu bekommen ist. Einige brau-
n seidene Tücher dazu; andere feinen Kattun oder
usselin, welches in Form eines kleinen Turbans
den Kopf gewickelt wird. — Beide Geschlech-
lassen in der Achselgrube kein Haar wachsen,
dern ziehen es sorgfältig mit der Wurzel aus. Das-
e thun auch die Männer in Ansehung der Bärte.
dem Ende tragen die Vornehmen allezeit eine kleine
erne Zange bei sich, die an einer Schnur am Halse
abhängt; doch lassen einige ein wenig Haar unter der
se als einen Stutzbart stehen, ihn aber nie lang
chsen.

Auch dieses Volk bezeugt, daß Neigung zum Putze
allgemeine Leidenschaft ist; denn es hat eine große
nge von allerhand Zierathen. Einige von den Vor-
nen tragen einen metallenen Draht um den Hals, der
Gold eingelegt ist. Andere tragen Ringe, die so
abgenutzt sind, daß sie seit dem Urgroßvater ein Erb-
in der Familie zu sein scheinen. Auch pflegen sie
mit einem aus Glaskorallen verfertigten Geschmeide
putzen, welches einige um den Hals binden, andere
Armbänder an den Gelenken der Hand tragen. Die-
Schmuck haben beide Geschlechter mit einander gemein.
Weiber machen von diesem Zierath noch einen andern
rauch. Sie reihen nämlich einige Schnüre voll sol-
Glaskorallen, und binden diese wie einen Gürtel um
Leib, das untere Stück Kattun, dessen oben Erwäh-
g geschehen, dadurch fest zu halten. Beide Geschlech-
haben Löcher in den Ohren, aber keine Ohrgehenke.
Wozu sie also diese Löcher haben, ist nicht leicht zu
n. Blos als Löcher können sie meines Erachtens kein
ath sein. — Einige tragen schneckenförmige Ringe
dickem Metalldraht um die Arme, oberhalb des Ellen-
ens gewunden. Andere tragen elfenbeinerne Ringe,

die zwei Zoll breit und über einen Zoll dick sind, [illegible] demselben Theile des Oberarms. Die also [illegible] ten Personen sind Söhne ihrer Oberhäupter, [illegible] diesen Putz als ein Kennzeichen ihrer hohen Abkunft. [illegible] den Männern hat fast ein jeder seinen Namen in [illegible] löschlichen schwarzen Zügen auf die Arme gezeichnet. [illegible] Frauenspersonen tragen auch eine ähnliche Verzierung [illegible] schwarzen Linien, die in Gestalt [illegible] Vierecks, [illegible] ter dem Gelenke des Ellenbogens, in die Haut [illegible] drückt sind.*)

Unter den Völkern, die nur ein Stück [illegible] Zuschnitt um den Leib tragen, will ich noch die [illegible] anführen. Ihre Frauenzimmer kleiden sich sehr [illegible] ihre Kleidung besteht aber nur aus einem einzigen Stück gemalter Leinwand, welches sie gänzlich um sich [illegible] so daß es nicht allein den ganzen Körper, sondern [illegible] das Gesicht bedeckt. Aber wenn sie auf dem [illegible] lassen sie den Theil der Leinwand, der [illegible] geht, über die Schultern herabfallen, und [illegible] durch ihre Brust und ihre Achseln. Sie [illegible] Ringe an ihren Zehen und Fingern, große [illegible] statt der Armbänder, silberne Ringe mit Schellen [illegible] an den Knöcheln ihrer Füße, in jedem Ohre drei [illegible] Ringe und manchmal noch einen Ring in der Nase. [illegible] zeichnen sich aber von allen bis jetzt erwähnten [illegible] darin aus, daß sie ihre Stirn mit einem goldenen [illegible] zieren, welchen sie fest ins Fleisch eindrücken. Da[illegible] die untersten Augenlieder schwarz malen, um die [illegible] heit ihrer Augen zu erhöhen, das haben sie mit vielen [illegible] dern gemein.**)

Die Kleidung der ältesten Völker ist also ohne [illegible] fel nur ein ganzes Stück Zeug gewesen, worein [illegible]

---

*) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworth[illegible] schichte der neuesten Reisen um die Welt. B. [illegible] S. [illegible]

**) De Page's Reisen um die Welt. Th. [illegible] S. [illegible]

ste, ohne es entweder zuzuschneiden, oder dem per anzupassen. Vermuthlich muß diese Sitte, als einfachste, die älteste sein; auch hat sie sich noch heut Tage bei verschiedenen Nationen in allen Welttheilen ulten, welches ich im Vorhergehenden gezeigt habe. nählig fiel man darauf, ein Loch mitten in ein solches ick zu schneiden, wo man den Kopf hindurch stecken nte, und alsdann ließ man den Zeug rings um den per herum herabhängen. Beispiele hiervon sind im igen vorgekommen. Einige Beispiele der Art will ich anführen. So findet man in Otaheiti, daß die wohner in die Mitte des Zeugs, welchen sie um den rleib tragen, ein Loch schneiden, den Kopf dadurch en, und die beiden Enden vorn und hinten von den ultern bis an die Mitte der Schenkel hinabhängen las *) Auf der Insel Oheteroa ist die Kleidung der Ein ner ebenfalls aus einem einzigen Stücke, und zwar weitere Arbeit gemacht, als daß in der Mitte der n ein Loch eingeschnitten und dieses mit langen Sti umnähet ist. Durch dieses Loch stecken sie den Kopf. herabhängende Theil ist mit einer Binde von gelben he an den Leib fest gebunden, und zwar dergestalt, die Binde hinten um den Nacken geht, sich auf der st durchkreuzt und alsdann um den Bauch als ein t zusammen gezogen wird. **)

Die Einwohner vom Nutkasunde haben zwar ver dene Trachten; man findet aber noch bei ihnen Spu der ältesten Kleidungsart, daß sie nämlich theils rohe te tragen, theils in der Mitte ihrer Kleidung ein Loch n, wodurch sie den Kopf stecken. — Die gewöhnli Tracht beider Geschlechter besteht aus einem leinenen

---

Wallis's Reise um die Welt; in Hawkesworths Ge schichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 1. S. 357 ff.

) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworth a. a. St. B. 3. Hauptst. 10. S. 71.

Mantel, dessen oberer Rand mit einem schmalen Hü-
fen besetzt, der untere hingegen mit Franzen oder
verziert ist. Dieser Mantel geht unter den linken
und über die rechte Schulter, wo er mit zwei Sch
zusammen gebunden wird. Beide Arme bleiben
frei und der Mantel hängt gerade herab, so daß die
Seite bedeckt ist, die rechte aber offen bleibt,
stens nur von den Rändern berührt wird, außer wenn
Gürtel, der gemeiniglich von grober, geflochtener
oder von Wollenzeuge ist, den Mantel fest an
zieht, welches oft der Fall ist. — Hier haben wir
ein Beispiel des ältesten Gebrauchs, sich in ein
Stück Zeug zu verhüllen.

Dieses Kleidungsstück geht bis an die Knie und
dasselbe tragen sie einen kleinern Mantel von derselben
Zeug, welcher unten ebenfalls mit Franzen
die Arme bis zu dem Ellenbogen, so wie den Leib bis zur
Mitte bedeckt. Diese Tracht ist rund, und
hat nur in der Mitte eine Oeffnung, die gerade groß ge-
nug ist, daß der Kopf hindurch gesteckt werden kann. —
Dies ist die andere Erfindung der Form der Bedeckung. —
Ueber diese Kleidung werfen die Männer oft noch
Bären-, Wolfs- oder Meerotterhaut, deren rauhe Se
auswärts gekehrt ist, und binden sie oben wie einen M
tel, und zwar so, daß sie bald vorn, bald hinten ge
gen wird. — Hier haben wir endlich die erste Bedeck
der rohen Menschen.

Man sollte billig glauben, daß diese Menschen
chergestalt gegen die Gewalt der Witterung hinlän
geschützt wären; nichts desto weniger schlagen sie
wenn es regnet, eine grobe Matte über die Sch
Auch haben sie wollene Kleider, welche aber nich
gebraucht werden. — Im Ganzen, sagt Cook, i
Kleidung bequem genug, und sie würde ihnen auch
ganz übel stehen, wenn sie nur reinlich gehalten
Allein da der ganze Körper beständig mit einer

rbe von grobem, kleinigen Oker und Oel eingerieben rd, so bekommt auch der Anzug seinen reichlichen Anteil von fettem Schmutz und ranzigem Geruche. Sie d aber nicht nur in ihrem Aufzuge unreinlich, sondern wimmelt auch in ihrer Kleidung und auf ihren Köpfen s Ungeziefer, welches sie ablesen und sich wohl schmen lassen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze in Gelt eines umgekehrten Blumentopfs. Sie ist aus einer nen Matte gemacht, oben oft mit einem runden oder tzigen Knopfe oder einem Bunde von ledernen Quasten ziert und wird unter dem Kinne mit einer Schnur febunden, damit sie der Wind nicht abwehen soll.

So schmutzig auch diese rohen Menschen in ihrer eidung sind, so muß doch der Putz bei ihnen nicht verssen werden. Von Natur sind sie eben so weiß, wie Europäer, denn ihre Kinder sind ganz weiß. Sie nalen aber ihren ganzen Leib mit Roth, und zur Erhöig ihrer Reize färben sie noch außerdem das Gesicht mit her, schwarzer oder weißer Farbe, welche letztere iht ein schreckhaftes, ekelhaftes Ansehen gibt. Sie man nicht nur in dem Ohrläppchen eine ziemlich große ffnung, sondern auch etwas höher hinauf, am äußern nde des Ohrs, noch zwei andere Löcher, und hängen ückchen Knochen hinein, oder auch auf einen ledernen emen genähete Federspulen, kleine Schnecken, wollene iasten oder dünne Kupferbleche. Bei vielen ist auch Nasenknorpel durchbohrt, wodurch sie entweder eine hnur ziehen, oder dünnes Eisen-, Kupfer- oder Mesgblech in Gestalt eines Hufeisens hineinhängen. An Händen tragen sie Armbänder von weißen Korallen, leichen Bündel von Riemen mit Quasten, oder ein ites, schwarzes, glänzendes, hornartiges Armband s einem Stück. Auch die Knöchel an den Füßen wer mit gekräuselten ledernen Riemen, oder dicken gehten Sehnen von Thieren verziert.

Dies ist aber nur ihre gewöhnliche Kleidung und

Zierath. Es gibt noch andere, welche, wie es . . . nur bei besondern Gelegenheiten getragen werden, . . . lich wenn sie sich Fremden zeigen, einen feierlichen . . . such ablegen oder in den Krieg ziehen wollen. Zu . . . hören hieher die Wolfs- oder Bärenfelle, welche . . . die gewöhnliche Art getragen werden, aber . . . mit breiten Streifen von Pelzwerk verbrämt oder . . . blümten, wollenen Zeuge besetzt werden, den die . . . bornen selbst verfertigen. Ihr Kopfputz besteht . . . Menge Bast oder Baumrinde, welche sie um den . . . wickeln, und worein sie eine Menge großer Federn, . . . sonders Adlerfedern, stecken, oder auch sie . . . über und über mit kleinen weißen Federn. . . . malen sie die obere und untere Hälfte des Gesichts, . . . mit einer verschiedenen Farbe, oder sie überziehen es . . . mit einer Art von Talg, worein Farbe gemischt ist, . . . bilden dann auf diesem Grunde eine Menge . . . Figuren, welche gleichsam wie Schnitzwerk . . . Zuweilen theilen sie das Haar in kleine Zöpfe, . . . der mit Zwirn unterbunden wird. Andere . . . Haar im Nacken, und stecken Zweige von . . . ein. — Wir haben mehrmals Gelegenheit gehabt, . . . Toilette der Weiber zu erwähnen; aber man muß . . . stehen, daß die Männer am Nutkasunde ihnen nichts . . . geben, um recht wild und scheußlich auszusehen zu . . . Aber noch scheußlicher werden sie, wenn sie ihre . . . ren Zierathen anlegen.

Diese bestehen in einer zahllosen Menge von . . . denen geschnitzten Masken, welche vor dem Gesicht, . . . nur vor dem obern Theil des Kopfs und der Stirn . . . stigt werden. Einige sehen aus wie Menschengesichter, . . . haben Haare, Bärte und Augenbraunen, andere . . . Köpfe von Vögeln, hauptsächlich von Adlern oder . . . vögeln; viele stellen Köpfe von allerlei Land- und . . . thieren vor, wie von Wölfen, Hirschen, Meerschweinen . . . u. dgl. Mehrentheils, sagt Cook, gehen diese . . .

gen weit über die natürliche Größe der Originale hin. Sie sind auch gemalt und mit Glimmerblättchen reut, durch deren Glanz das Gräßliche dieser Mißgeten noch erhöhet wird. Oft geht es mit ihrem Hange diesen Verzierungen so weit, daß sie ungeheuer große icke Schnitzwerk, z. B. den Vordertheil eines Kahnes, dem Kopfe trugen. So sah Cook auch einen, der, l es ihm an einer Maske fehlte, sich einen blechernen sel, den er von den Engländern erhandelt hatte, auf Kopf setzte.*)

Ich habe gezeigt, wie man bei den Einwohnern von tka alle oben beschriebene Façons der Kleidertracht verigt findet, nämlich theils rohe Häute, theils gewebs Zeug, welchen man um den Leib bindet, und endlich ige mit einem Loche, durch welches man den Kopf kt. Weil aber die Arme sich bei der letztern Façon it frei genug bewegen konnten, besonders wenn ein hes Stück Zeug nach unten zusammen genäht wurde, nachte man auf der Seite Oeffnungen für die Arme, von im Vorhergehenden einige Beispiele vorgekommen d. Diese Tracht sah alsdann beinahe aus, wie eine este ohne Aermel. Endlich fügten einige Aermel hinzu, d dieser Anzug ward einem herabhängenden Hemde ılich.

So ist die Kleidung in Sennaar beschaffen. Sie teht nur aus einem langen blauen Hemde, welches vom ılse bis auf die Füße geht. Der einzige Unterschied ischen der Kleidung der Männer und der Weiber besteht rin, daß bei den letztern der ganze Hals bedeckt und zeknüpft ist. Die Männer haben manchmal einen Gürt um den Leib. Personen beiderlei Geschlechts gehen im ıuse barfuß. Bei schönem Wetter tragen sie Sandalen. ıßer dem Hause bedienen sie sich auch einer Art hölzerner

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 49 f.

Schuhe, die sehr artig mit Muscheln verziert [illegible] tags bei der größten Hitze lassen sie ganze Eimer [illegible] ser über sich gießen, anstatt des Badens. [illegible] ner als Weiber salben sich des Tages einmal [illegible] Fett, mit Zibeth vermischt, welches, nach ihrer [illegible] die Haut sanft macht und vor dem Ausschlag [illegible] vor welchem sie sich sehr fürchten. Eben [illegible] nen sie sich des Nachts, ob sie gleich alle Tage [illegible] Hemde anziehen, eines andern in Fett [illegible] haben keine andere Bedeckung als diese. Sie [illegible] auf einem gegerbten Rinderfell, welches [illegible] dig mit Fett überschmiert wird; aber dieses [illegible] rende Schmieren macht dann auch, daß sie [illegible] von sich geben, von welchem sie sich durch [illegible] befreien können. *)

Eben diese Tracht findet man auch bei den [illegible] tiern. Sie besteht aus einem einfachen, [illegible] nen Hemde, welches nicht so gut, wie [illegible] Weiber bedeckt, und die Mannspersonen [illegible] mals um sich, außer wenn es geschieht, [illegible] desto leichter verrichten zu können. **) Dies ist [illegible] fachste Kleidung der rohen Völker. So ging [illegible] einem einzelnen Stück Zeug oder einer [illegible] Tracht über, die einem Hemde glich und den ganzen [illegible] per bedeckte. In verschiedenen Ländern konnte der [illegible] dungsgeist der Menschen nicht höher steigen; in [illegible] Ländern hingegen ist die Kunst allmählig [illegible] Pracht emporgestiegen.

---

*) Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils, von [illegible] Th. 4. B. 8. S. 9.

**) Tott's Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne [illegible] S. 337 ff.

Kap. 7.

Pracht und Anständigkeit in der Kleidung.

ter den bisher erwähnten Völkern haben zwar einige in ihrer Kleidung durch die Wohlanständigkeit, welche Schaamhaftigkeit fordert, einige wenige sogar durch Art von Geschmack, aber keine sich durch das, was Pracht nennen kann, ausgezeichnet. Von diesen ich eigentlich in diesem Kapitel reden. — Die Men-, die in der Kleidung einige Pracht zeigen, findet überhaupt nur unter den warmen Himmelsstrichen nd. Die Erzeugnisse der Natur kommen ihnen auch sehr zu Hülfe. Die Türken, Perser und Araber er-ne ich nicht. Unter den Vornehmern und Reichern die Tracht dieser drei Völker, sowohl in Ansehung der n, als der Züchtigkeit und Pracht, viel Aehnlichkeit einander. Meinen Lesern wird sie zu bekannt sein, daß ich derselben hier erwähnen sollte. Man sieht auf unsern Schaubühnen, Gemälden und Kupfern. wende mich daher lieber zu den Völkern, deren Tracht weniger bekannt ist, und will mit den Bewohnern philippinischen Insel Samar anfangen, welche noch en Völkern gehören, deren tägliche Kleidung die n eines Hemdes hat; denn außer weiten, langen kleidern, die bis an die Mitte der Waden herabge-, tragen sie ein Hemd, welches über die Beinkleider auf die halben Schenkel herunterhängt, und ein aupftuch, das in der Form eines Turbans um den f gewunden ist. Wenn sie sich aber prächtiger aus-n wollen, so kleiden sie sich in eine Art Schlaf- von Baumwolle oder Seide und tragen einen Hut mit rhängendem Rande. — Die Weiber tragen ein Stück wand oder eine Art Schürze um den Leib, welches, e es mehrmals um sich herumwickeln, sie bis auf die e einhüllt. Sie tragen auch ein Hemd, das bis auf Hüften herabgeht, und zum Staat tragen sie ein es Gewand.

Auf ihre Haare wenden sie besonders viele
und salben sie mit Kokosöl ein, welches ihnen
Dauerhaftigkeit als eine schwarze Farbe gibt.
haben sie, wie die Männer, ihren Kopf mit
Schnupftuch umwunden, und ihr Haar wie
oben auf dem Kopfe zusammengerollt. Auch haben
Insulaner die Sitte mit verschiedenen andern
ten Völkern gemein, die Nägel an den Fingern lang
sen zu lassen, welches sie für eine große Schönheit
De Pagès sahe deren einige, die wenigstens zwei
waren. Diese Mode soll beweisen, daß sie
Herkunft und niedriger Dienerarbeit nicht gewohnt
Eben diese Mode, lange Nägel zu tragen, fing
mal bei den europäischen Weibern an, sie erreichte
nicht die Vollkommenheit der Philippiner.
hörte sie auf, ehe die Nägel bis zu der Länge
konnten. *)

Bei den Tunkinesen trägt das gemeine Volk weder Schuhe, noch Strümpfe, noch Hosen. Die Kleidung der Mannspersonen besteht in einem Stück Leinwand von einigen Ellen, womit sie sich die Lenden umgürten, und in einem langen Kleide mit sehr weiten Ärmeln, den ganzen Körper verhüllt und an der rechten Seite einem Bande befestigt ist. Bei der Arbeit und auf sen tragen sie gewöhnlich nur einen Gurt um die Lenden. Die gemeinen Weibspersonen sind sehr sittsam gekleidet. Sie bedecken sich den Busen mit einem Stück Leinwand oder Seide in Gestalt eines Herzens. Sie haben Ohrgehänge und goldene oder silberne Armringe, aber den Gebrauch der Halsbänder kennen sie nicht. Ihre Füße und Beine sind gewöhnlich bloß, wie bei den Männern. Hingegen tragen reiche Leute oder Beamte außerordentlich weite und lange Hosen. Bei Besuchen müssen so wohl Arme als Reiche ein längeres und weiteres Kleid, als gewöhnlich, tragen, wovon die Aermel bis auf die

*) De Pagès Reisen um die Welt. Th. 1. S. 171.

ppen. Dieses muß von Leinwand sein, da die Seide
emein im Lande ist. — Ein Gesetz in Tunkin erlaubt
ffentlichen Gebrauch der Sandalen und Schuhe nur den
hrten und denen, die den Doctor-Grad erhalten haben.

Da es in Tunkin eine Schönheit ist, langes Haar
aben, so macht dieses einen Theil der Ceremonien
dung aus. Manns- und Frauenspersonen ziehen es
hnlich in die Höhe, und befestigen es in einem Kno-
uf dem Hintertheile des Kopfs; wenn sie aber vor
Großen erscheinen, lassen sie es aus Ehrerbietung
n. Die Frauenzimmer bedecken sich auch einen Theil
Gesichts damit.

Zu ihrem Putze gehört auch das Färben der Zähne.
Kinder in Tunkin haben alle weiße Zähne, aber vom
zehnten oder achtzehnten Jahre an, färben sie solche
rz. Es ist einer der eifrigsten Wünsche junger
, schwarz gefärbte Zähne und nicht weiße, wie
Hunde, zu haben. — Personen von Stande las-
h auch hier, wie auf der Insel Samar, die Nägel
wachsen. Lange Nägel sind hier nicht allein eine
nheit, sondern die Damen suchen sie dadurch noch
zu verschönern, daß sie sie roth färben. Es macht
einen Theil ihrer Schönheit aus, wenn Hände und
mit einer Nüance von dieser Farbe bezeichnet sind.*)
Die nämliche Sitte, die Hände und die Füße zu
en, findet man auch bei den Weibern in Aleppo;
len sie aber gelb mit einem Saft, den sie aus einem
en Kraute, Henna genannt, bekommen. Doch
n gemeiniglich blos die Spitzen der Finger und Zehen
überstrichen. Die gewöhnlichste Art ist, daß sie
n von Rosen oder andere Bilder auf den größten
der Hände und Füße mit einer dunkelgrünen Farbe
. Einige sehen es auch für einen Zierath an,
nterlippe, und zuweilen auch die Brust und die

---

*) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von
Richard. S. 42 f.

Arme, mit einer blauen Farbe zu malen. E... schieht dadurch, daß sie den dazu bestimmten T... halben mit einer Nadel stechen und hernach de... einem gewissen Pulver reiben. Dies läßt ein u... liches Merkmal nach, wie das, welches man ... an den Seeleuten sieht. — Verschiedene ... malen ihren Bart schwarz und alte Weiber ih... beide um ihr Alter zu verhehlen. Alle Frauen... len ihre Augenbraunen schwarz, oder machen ... aus einer gewissen Masse, die sie Hatmt ... lorne Augenbraunen. Ebenfalls geben sie ... liedern eine schwarze Farbe. Zuweilen bedien... sen auch die Männer; aber dies wird doch ... cherlich gehalten, so wie man es bei uns für ... liches und weibisches hält, daß Mannsperson... schminken.*)

Was ich von den Einwohnern ... Insel Samar gesagt habe, hatte eigen... den Wohlstand zu zeigen, den sie in ihrer ... achten; denn prächtig ist ihr Anzug eben ... hat um so viel mehr Ursache, sich über die ... wundern, die sie in ihrer Kleidung zeigen, ... Klima, worin sie wohnen, sie leicht, wie so ... verleiten konnte, nackt oder wenigstens halb ... hen. — Bei den Einwohnern von Siam ... Wohlanständigkeit in der Kleidung mit einem ... von Pracht vereinigt. Gemeiniglich gehen sie ... Füssen und mit bloßem Kopfe. Des Wohlstandes ... schlagen sie ein Stück buntes Tuch um ihre Lenden ... che bis unter die Knie hinab geht. Zuweilen ... hierzu ein Stück Seidenzeug, das am Rande ... oder Silber besetzt ist. Außer diesem Tuche ... Mandarinen ein kurzes musselinenes Hemd mit ...

*) Beschreibung der Stadt Aleppo, von Russel, ... in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschr... B. 1. S. 420 ff.

eln. Dieses ziehen sie aber ab, oder wickeln es um
Mitte ihres Leibes, wenn sie zu einem Mandarin vom
em Range kommen, um ihre Ehrerbietung zu bezeu-
so wie wir den Ueberrock ablegen, wenn wir zu den-
en kommen, für welche wir einige Achtung haben.
der Oberleib entblößt ist, wird folglich nicht bei ihn-
für unanständig gehalten. — Der König und seine
nten tragen eine hohe und spitzige Mütze. Bei letz-
ist sie aber nur eine Ceremonientracht, die sie nur in
Gegenwart des Königs tragen, oder wenn sie in Amtsver-
richtungen sind. Die Mauren haben auch bei ihnen
Gebrauch der Pantoffeln eingeführt. Diese ziehen sie
en Thüren, sowohl in ihren als in fremden Häusern,
so wie wir unsre Ueberschuhe ausziehen. — Die
enzimmer sind ebenfalls unten bedeckt; da aber die
lößung des Oberleibes bei ihnen nicht im geringsten
ständig ist, sondern vielmehr für eine Ehre gehalten
, so gehen sie an dem Oberleibe fast immer nackend;
sie tragen keine Hemden, wie die Männer, vermuth-
um dadurch den Männern ihre Achtung zu bezeigen.
Die Reichen tragen eine Art von Halstuch, dessen
n sie einige Mal um die Beine wickeln.

Die Siamer tragen Ringe an den drei letzten Fin-
einer jeden Hand, und die Mode erlaubt ihnen so
anzustecken, als sie wollen. Halsbänder brauchen
r Männer noch Weiber; aber Weiber und Kinder bei-
Geschlechts tragen Ohrgehenke, welche gewöhnlich
örmig, von Gold oder Silber, oder auch nur ver-
t sind. Knaben und Mädchen aus guten Häusern
n auch Armbänder, aber nur bis in das sechste oder
nte Jahr. Dieses sind goldene, silberne, oder auch
vergoldete Ringe. — Lange Ohren werden bei ihnen,
bei so vielen andern Völkern, für eine Schönheit ge-
n; daher sucht man selbige so viel wie möglich zu
ngern. Einige, wenn sie die Ohren durchbohrt ha-
suchen das Loch nach und nach zu vergrößern, indem
n rundes Stäbchen durchstecken, und dieses Loch wird,

besonders im Lande Boos so groß, daß man mit
durchfahren kann und daß der untere Theil des
auf die Schultern herabhängt. Sie bestreichen
Lippen mit einer Art wohlriechender Pomade,
noch blasser macht, als sie von Natur sind.
sich oft am Tage, besonders, wenn sie Besuch
wollen, und alsdann machen sie mit Kreide
Zeichen auf die Brust, um dadurch zu erkennen
daß sie aus dem Bade kommen. — Die Män
sich den Bart aus und beide Geschlechter schw
Zähne, waschen sie aber doch mit wohlriechenden
und Oelen.*)

Die Chinesen beiderlei Geschlechts kleiden
die sittsamste Art. Die Farbe ist gewissermaßen bei
Die Frauenzimmer können Roth, Blau oder Grün
len, wie es ihnen beliebt. Nur betagte Frauen
die schwarze oder violette Farbe zu wählen. Die gew
liche Farbe der Männer ist Blau, Schwarz
Aber niemand als der Kaiser und die Prinzen
dürfen gelb gekleidet sein. — Das Merkwür
ihrer Kleidung ist, daß sie nicht, wie die europ
unaufhörlichen Veränderungen unterworfen ist. Dies
von der bei den Chinesen herrschenden guten Ordnung,
auch von der Einförmigkeit ihrer Regierungsart,
sich bei diesem Volke sogar in Kleinigkeiten zeigt.
haben nämlich beständig einerlei Tracht gehabt vom
Anfange des Reichs an bis zu dem Einfalle der Ta
welche, ohne die geringste Aenderung in der Regi
art vorzunehmen, sie blos verpflichteten, sie in ihr
dertracht nachzuahmen, und diese Tracht haben
bis auf den heutigen Tag beibehalten.**) Der
Wechsel der Moden und des Kleiderschnittes zeigt
Unbeständigkeit der Europäer und ihren unbestimm

*) Beschreibung des Königreichs Siam, von De
bere. Abth. 2. Cap. 1.

**) Du Halde's ausführliche Beschreibung des chi
Reichs. Th. 2. Abtheil. Absch. 10.

[illegible] Handel, [illegible] bald ein langer Leib [illegible], bald ein kurzer. Was in einem Jahre sehr Mode ist, ist in einem andern äußerst häßlich. Die Farbe und Muster der Zeuge sind den nämlichen Wechsel unterworfen. Dann währt eine Mode, bis man [die] Kleidung abgetragen hat. Wie vielen Zeitverlust [und] wie große Kosten dieser ungewisse, veränderliche Geschmack verursachet, wird jeder einsehen.

Der Anzug der vornehmen Birmanen ist ebenfalls [wo]hl sehr anständig als prachtvoll. Er besteht aus einem langen atlassenen oder sammtenen Gewande mit offenem Kragen und weiten Aermeln, das bis auf die Füße [geh]t. Auf dem Kopf tragen sie eine Mütze von Sammt [oder] Seidenzeug mit Gold gestickt. Die Männer zieren [sich] auch mit Ohrringen und Standespersonen tragen goldene sechs Zoll lange Röhren, so dick wie ein Kiel, die am einem Ende die Form eines Sprachrohrs haben. Andere stecken eine schwere zusammengerollte Goldplatte in [die] Ohren, wodurch das Ohrläppchen sehr erweitert und [um] zwei Zoll niedergezogen wird. Ueberdies rupfen sich [die M]annspersonen den Bart aus und punktiren ihre Schenkel und Arme mit allerhand Figuren, welche sie als eine [Sch]utzwehr gegen feindliche Waffen ansehen. Bei ihnen [i]st also diese Punktirung keine Zierde, sondern eine Wirkung des Aberglaubens.

Die Frauenzimmer kleiden sich nicht weniger prächtig als die Mannspersonen; sie färben aber außerdem die [inner]e Hand sowohl, als ihre Nägel mit rother Farbe und [pud]ern ihren Busen mit pulverisirtem Sandelholz, womit sie auch das Gesicht einreiben, um sich einen angenehmen Geruch zu geben. Sowohl Manns- als Frauenspersonen geben ihren Zähnen und Augenliedern einen [schw]arzen Anstrich, welches ihnen ein unangenehmes Ansehen gibt. Die gemeinen Arbeiter gehen bis an den Unterleib ganz nackt einher; doch tragen sie bei kalter Witterung einen Mantel von europäischem Wollenzeuge.*)

*) Reise des Herrn Symes nach dem Königreiche Ava.

Die Kleidung der Cochin-Chinesen ist e
wohl anständig als schön. Die Frauenzim
fünf bis sechs Röcke, die alle verschiedentlich ge
immer kürzer und kürzer sind, so daß man a
auf einmal sehen kann, welches eine sehr ange
schiedenheit macht. Der unterste Rock bedeckt d
Fuß und hat hinten eine Schleppe, die das A
Person vermehrt. Dies wäre vielleicht eine M
europäischen Damen, die im kalten Norden le
kleidet gehen als die Cochin-Chineserinnen u
heißen Himmelsstriche. Diese tragen auße
durchsichtigen seidenen Schleier.

Das Haar sowohl der Frauens- als Manns
hängt leicht über die Schultern. Vornehme las
ihre Nägel zu einer ungeheuren Länge wachsen. S
ten es für lächerlich, sie abzuschneiden, weil sie gl
daß die Natur ihnen selbige zur Zierde gegeben habe.
Mannspersonen tragen von ihren Schultern a
Füsse fünf bis sechs leichte fliegende Röcke m
herabhängenden Aermeln. Sie haben keine Str
aber zuweilen unten am Fuße ein Stück Zeug,
über dem Fuße mit einer seidenen Schnur bef
— Manns- und Frauenspersonen tragen Fächer,
wie unsere Damen in Gesellschaften, mehr zur Z
zum Nutzen.*)

Wie die Cochin-Chineserinnen ihre Pracht
gen, daß sie viele Kleider von verschiedenen F
einmal tragen, so setzen die Damen in Tripoli ih
darin, ihre Kleider mehrmals zu verändern. S
sie bei ihren Bällen den Gebrauch, daß sie oft in
benzimmer gehen, um ihre Kleider zu wechseln,
solche Art erscheint eine Dame oft an einem Abe

Abschnitt 13. in Sprengels Bibliothek der n
wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 4.

*) Borri's Beschreibung von Cochin-China, i
lung der besten und neuesten Reisebeschreibungen
S. 294. ff.

nenn verschiedenen Anzügen, wovon der eine noch kostr ist als der andere. Jede bemüht sich die Bewunde der übrigen auf sich zu ziehen, woraus denn folgt, man sich leicht vorstellen kann, daß viele die Gesellft ganz mißvergnügt verlassen. Dieser Kleiderwechsel auch bei den Griechinnen in Constantinopel üblich, so eine Dame zuweilen in zwei Stunden ihre Kleider und anders ihren Pelz mehr als fünfmal wechselt. **) Sonar ist es, daß auch verschiedene von den dänischen erinnen eine Pracht in diesem Umwechseln der Kleider en, indem sie bei gewissen Feierlichkeiten an einem Tage bis dreimal Kleider wechseln. So kann die Eitelkeit so weit entfernten Gegenden und unter so sehr verschieen Himmelsstrichen sich auf einerlei Art äußern.

Bevor ich diesen Abschnitt schließe, will ich noch nur wenigen Beispielen zeigen, wie die rohen und halben Völker zuweilen durch die Verschiedenheit des Putzes Mädchen von den verheiratheten Weibern zu unterscheisuchen. So unterscheiden sich auf Sumatra, unter Landvolke, besonders in den südlichen Provinzen, Mädchen durch eine Binde, welche quer über das Stirne gehet und hinten befestigt wird. Diese besteht geniglich aus einem dünnen Silberbleche, das einen halZoll breit ist. Die Vornehmern haben es von Gold; Aermsten aber müssen sich mit dem Blatte eines gewiss Baumes begnügen. Außer diesem ihnen eigenen Putze d ihr unverheiratheter Stand auch durch goldene und silne Ringe an Händen und Füßen angedeutet. Münzen, auf Schnüre gezogen sind, werden gemeiniglich nur Kindern um den Hals getragen, und ehe die Mädchen alt sind, daß sie bekleidet werden, tragen sie vorn am n Unterleibe ein silbernes Blech in Gestalt eines Hers, welches an einer silbernen Kette um die Hüften

**) Niebuhr's Reisebeschreibung von Arabien; in Sammlung a. St. B. 17. S. 275. ff.

hängt. *) Man wird leicht einsehen, daß die A[illegible]
ses Putzes keinesweges ist, den Körper zu bedec[illegible]
wie wenig er dazu geschickt ist, ist sehr einleuchte[illegible]
ist also weiter nichts als eine Zierde.

In Japan schminken sich die unverheiratheten
zimmer, doch nicht, wie das schöne Geschlecht i[illegible]
die Wangen, sondern nur die Lippen. Ist die [illegible]
dünn, so werden die Lippen roth; wird sie [illegible]
getragen, so werden sie violett, und das wi[illegible]
eine größere Schönheit gehalten. Das verehlichte
zimmer unterscheidet sich hauptsächlich durch [illegible]
zen Zähne. Sie wenden viel Mühe an und [illegible]
mal viel aus, um sie schwarz zu färben. Die [illegible]
deren sie sich dazu bedienen, frißt sich auch [illegible]
die Zähne hinein, daß sie in Zeit von [illegible]
mit Mühe abgeschabt werden können. Einige [illegible]
diesem Schmuck schon Gebrauch, so bald sie [illegible]
ten. Noch ein anderes Unterscheidungszeichen [illegible]
das sie noch ärger entstellt, besteht darin, [illegible]
Haare aus den Augenbraunen ausziehen. **) Es [illegible]
wie ich oben gesagt habe, einige, die sich [illegible]
braunen machen; diese wollen gar keine haben [illegible]
malen diejenigen, die sie haben. Der Mensch ist [illegible]
mit dem, was er ist und was er hat, zufrieden, [illegible]
umgekehrt.

Noch will ich die Morlacken anführen. Die [illegible]
heiratheten Frauenzimmer wenden einige Aufmerksamkeit
ihren Putz, so lange sie noch auf einen Mann [illegible]
kaum haben sie aber seine Eroberung gemacht, so [illegible]
sen sie sich einer gänzlichen Unreinlichkeit. Dessen [illegible]
achtet kann man nicht sagen, daß die morlackischen

---

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Su[illegible]
matra, von Marsden. S. 70. ff.

**) Thunbergs Reise durch einen Theil von Europa,
und Asien. B. 2. Th. 1. S. 186 ff.

n Wohlgerüche verbreiten; denn sie pflegen ihr Haar mit
tter einzusalben, die bald in Fäulniß übergeht, und
h in der Ferne den unangenehmsten Geruch verbreitet,
je die Nase eines Liebhabers einziehen kann. Die
idchen unterscheiden sich aber eigentlich von den Wei-
n durch den Kopfschmuck. Den Weibern ist es nicht er-
bt, ein anderes, als ein weißes oder farbiges, zusammen-
nüpftes Tuch auf dem Kopfe zu tragen. Die Mädchen
zegen tragen eine scharlachne Mütze, von welcher ge-
nigleich ein Schleier über die Schultern herabhängt,
das Zeichen ihrer Jungfrauschaft ist. Wenn noch
ge Reihen von Silbermünzen hinzu kommen, so ist
vornehmste Mädchen in ihrem Putz. Ein Hauptver-
ist dieser Mützen besteht darin, daß sie das Auge durch
Verschiedenheit ihrer Zierathen auf sich ziehen und bei
geringsten Bewegung des Kopfes zu rauschen anfan-
. Daher werden sie mit Federn, kleinen Ketten, Herz-
, halben Monden von Silber oder Messing, falschen
inen, Schnecken und andern dergleichen schönen Sa-
n besetzt. Die Haarflechten der Mädchen liegen unter
Mützen verborgen; die Weiber hingegen pflegen sie
die Brust herab fallen zu lassen oder unter dem Halse
mmen zu binden, wobei immer Medaillen, Krystalle
durchlöcherte Münzen mit angebracht sind.

Ein Mädchen, das sich einen üblen Ruf zugezogen
, setzt sich dem Schimpf aus, daß ihr öffentlich in
Kirche von dem Geistlichen die rothe Mütze abgerissen,
von einem ihrer Verwandten, zum Zeichen ihrer
ande, das Haar abgeschnitten wird. Daher kommt
wenn eine von ihnen sich eines solches Vergehens
ldig gemacht hat, daß sie von selbst ihre jungfräuli-
n Ehrenzeichen ablegt und ihr Vaterland verläßt.

So wie aber Mädchen und Weiber durch diesen Kopf-
nuck sich von einander unterscheiden, so gibt es auch an-
e Zierathen, die sie mit einander gemein haben. So tra-
beide dicke Schnüre von Glasperlen, von verschiedener

Farbe und Größe, um den Hals, an den Fing
Menge Ringe von Zinn, Messing und Silber,
Handgelenken lederne Armbänder, die mit Zier
Zinn, oder wenn sie reich sind, von Silber
sind. *)

So habe ich diese lange Abhandlung von der Klei
dung und dem Putz der wilden und rohen Mensch
det. Ich bin dem Menschen von seiner völligen
bis zu seiner gänzlichen Bekleidung und größten
pracht gefolgt. Sollte diese Abhandlung für ein
etwas Langweiliges haben, welches nicht zu ver
war, wenn sie einigermaßen vollständig sein sollte,
man doch hieraus theils die allgemeine Hauptneig
des Menschen, die Eitelkeit, kennen, welche
beiden Geschlechtern gemein ist, aber doch bei dem
nen Geschlechte vorzuherrschen scheint, theils die
schöpfliche Erfindungskraft des Menschen in
dessen, was man auf irgend eine Art zu
kann, welche sich auf tausenderlei verschieden
nachdem der Mensch mehr oder weniger kultivirt
dem das Klima und die Naturprodukte
Endlich kann diese Abhandlung dem Historien
mer nützlich sein, um ihn in Ansehung des
leiten, wenn er diese rohen Menschenarten abbilden
welche alle in ihrer Kleidung und in ihrem Putz
ben, wodurch sie sich von einander unterscheiden;
den Kenner ist es immer anstößig, wenn er den
dalen wie einen Neuseeländer, den Indianer wie
Chinesen, oder den Californier wie einen Grönländer
gebildet sieht.

---

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. B. 1.
Sendschreiben. §. IX u. X.

V.

Kunstfleiß

und

häusliche Verrichtungen

der

wilden und rohen Völker.

Kap. 1.

...usgeräth der wilden und rohen Menschen-arten.

...n ich in diesem Abschnitte suche, dem Leser den ...fleiß der wilden und rohen Menschen zu zeigen, so ... Rede nur von dem, den sie durch Bearbeitung ih... ...ausgeräthes, ihrer Kleidung, ihres Schmuckes und ...r zum häuslichen Leben gehörigen Dinge an den Tag ... Den Kunstfleiß, welchen sie in Bearbeitung ih... ...usikalischen Instrumente, ihrer Waffen, Pfeile... ..., Fischgeräthschaften, Kanots u. dgl. zeigen, ... ich Gelegenheit finden, in den folgenden Abschnitt... ... erwähnen.

Jeder wird leicht begreifen können, daß viele Jahr... ...en mußten, ehe man bei dem Menschen etwas fand, ...s den Namen von Kunstfleiß verdienen konnte, ... mußte dieser in seinem Anfange sehr unbedeutend ... so wie die Menschen im Anfange nur wenige und ...chränkte Bedürfnisse haben mußten. Nur Bedürf... ...onnte den trägen Menschen aus seinem Schlummer ..., und wenn er auch aus diesem Schlummer geweckt ...uf die Bedürfnisse aufmerksam gemacht wurde, die sei... ...hätigkeit erforderten: so mußte er doch natürlicher... ...in seinem Kunstfleiße sehr langsam fortschreiten, theils, ...seine intellectuellen Anlagen nicht entwickelt waren, ..., weil er die Geräthschaften, die Werkzeuge, de...

ren er bedurfte, um die Dinge zu bearbeiten, die Nothwendigkeit von ihm forderte, weder kannte.

So wie Nahrungsmittel das allererste sein worauf die wilden Menschen bedacht gewesen muß die erste oder eine der ersten Hausgeräth die sie sich zu verschaffen gesucht haben, ein Gefäß sen sein, worin sie Wasser und Nahrungsmittel aufbewahren konnten. Etwas zu haben, liegen und sitzen konnte, darauf konnte man denken; hierzu war die Erde noch hinlänglich. ihr Bett, ihr Tisch und ihre Bank. In den strichen, die Kokosnüsse und Kürbisse hervorbringen, den sie bald mit Gefäßen versehen, worin sie fer und Nahrungsmittel holen und aufbewahren Diese Naturprodukte konnten sie bald spalten lernen, nun hatten sie gleich ein Paar Schalen. Nur sehr her unter den Insulanern im Südmeere, daß diese Dinge den beträchtlichsten Theil ihres Hausgeräths ausmachen. So besteht das ganze Hausgeräth der Neuseeländer Kürbissen, worin sie ihr Trinkwasser aufbewahren, Hammer, womit sie ihre Farnkrautwurzeln schlagen, einem Speisekorbe.*) So besteht auf den Freundschafts- inseln, wo die Kunstkultur doch einen guten Anfang macht hat, der ganze Hausrath der Eingebornen in gen Flaschenkürbissen und Kokosschalen, ingleichen Körben, einigen kleinen hölzernen Bänken, die statt Kopfkissens untergelegt werden, auch zuweilen einem fern Schemel, worauf der Hausherr zu sitzen pflegt In Neusüdwallis ist die Kunstkultur, was den

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworth schichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 296.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von B. 2. S. 111.

Einwohner betrifft, ebenfalls in ihrer ersten Rohheit.
ganzer Hausrath besteht in einem länglichen, aus
rinde verfertigten Gefäße, deren beide äußere En-
usammen gebunden sind, und in einem kleinen Sack.
leichen Säcke verfertigen sie aus Fäden, knüpfen sie
u dem Ende in lauter Schleifen, die sich in einander
igen. — Diese Arbeit verräth doch einige Erfin-
skraft. — Diesen Sack hängen sie mittelst eines
ur auf den Rücken und haben gemeiniglich darin ein
Stückchen Schminkfarbe, einige Angelhaken und
elschnüre, ein Paar Muschelschaalen, woraus sie
Angelhaken verfertigen, einige wenige Spitzen für
fspieße und ihren übrigen gewöhnlichen Putz, und
t besteht denn auch der ganze Hausrath des Reichsten
r ihnen. *)

Auf den moluckischen Inseln findet man den Kunst-
in einem eben so erbärmlichen Zustande. Man kann
bei ihnen ein Stück Porcellain finden; aber theils ist
ungewöhnlich, theils kann man, wenn man aus dem
gen schließen soll, leicht begreifen, daß dieses nicht
ihrer eigenen Arbeit ist. Ihr Küchengeräth besteht
aus einem Topfe, oder höchstens zweien, worin sie
en. Uebrigens brauchen sie die Schalen der Kokos-
e zu ihren Trinkgeschirren, Pisangblätter zum Tisch,
Tischtuch, ausgehöhlte Bambusbäume zu Eimern,
Schüsseln, ein Paar Matten statt Betten, Stühlen
Bänken. Ihr Kopfkissen ist der Ellenbogen. Endlich
n sie auch ein Hackmesser zum Spalten oder Schnei-
Sie haben weder Kisten noch Koffer, und doch ver-
ießen sie nicht ihre Thüre, da außer diesen Kleinigkei-
selten etwas zu stehlen ist; und trifft es sich, daß
etwas mehr besitzen, so graben sie es in die Erde,

*) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworth a. Et.
B. 4. S. 565.

oder sich vorwahren: es für das Geflügel un
schen.*)

Bei den Siamern ist der Hausrath und das
Gefässer nicht sehr brillant. Ihre Eimer zum
pfen sind von Bambus sehr enge geflochten.
sie in Kokosschalen. Die meisten haben kein
als eine Binsenmatte. Ihr Tisch ist ein glattes
einem erhöheten Rand und ohne Füße. Sie
ihren Tischen weder Tischtücher noch Servietten
Messer noch Gabel. Die Speisen werden
ehe sie aufgetragen werden. Sie haben
sondern bedienen sich mehr oder weniger
ten. Die Reichen haben Polster, um sich
nen; sie setzen sich aber niemals darauf.**)

Unter den rohen Völkern in Afrika findet
nicht anders. Die Mauren kennen keine andere
Schlafstellen, als die bloße Erde, auf welche
sten etwas Stroh, eine Matte, oder
Teppich ausbreiten. Ein Paar irdene Gefä
zerne Schale zum Wasserschöpfen, die zugleich
ken des Viehes dienet, eine Bockshaut,
Butter bereiten, ein Paar tragbare Mühlensteine,
welchen sie das Getreide zerquetschen, darin
ganzes Küchengeräth.***) Die häusliche Ein
der Beduinen ist eben so einfach. Eine Handmühle
Kochtopf, ein kupferner Wassereimer, eine kleine
um den Kaffee zu rösten, und eine Matte macht
zen Hausrath aus. Doch haben sie vor verschied
den obengenannten Völkern dies voraus, daß sie
brauch des Metalles kennen und metallenes Küch

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippini
moluckischen Inseln, von Salmon. S. 81.

**) Beschreibung des Königreichs Siam, von De
bere. Abth. 2. Cap. 3.

***) Reise in die Barbarei, von Poiret. Th. 1.

anstatt daß andre sich des Bambusrohres, der Kür-
sse und Kokosschalen bedienen müssen. Da aber
Araber sich auf die allereinfachste Nothwendigkeit be-
ken, so steht ihr Fleiß und ihre Betriebsamkeit mit
Bedürfnissen im Verhältnisse. Alle ihre Künste be-
darin, daß sie grobe Zelte weben, Matten flechten,
Butter machen können; und ihr ganzer Handel ist
als ein Tausch von Kameelen, Hengsten, Ziegen,
Waffen, Kleider, Reiß oder Korn und Geld, das
graben.*) Im Kunstfleiße haben sie also keine son-
größere Fortschritte als die übrigen obenerwähnten
gemacht. Von wandernden Nationen, die jeden
blick ihren Aufenthaltsort verändern, muß man auch
viel Kunstfleiß erwarten. Ihr Hausrath muß ihrer
art entsprechen, auch derselben angemessen sein:
und einfach muß er sein, daß er ohne viele Mühe
inem Orte zum andern gebracht werden kann, und
cher Hausrath setzt nicht viel Kunstkultur voraus.
In den nördlichen Gegenden Asiens findet man zwar
nig mehr Kunstfleiß, als in den obbemeldten süd-
; diesen kann man wohl aber zum Theil dem Um-
der Eingebornen mit den Russen zuschreiben. Sie
auch weder Bambus noch Kokosschalen; Bedürf-
uß sie also gezwungen haben, andere Mittel zu er-
, um ihren häuslichen Nothwendigkeiten abzuhelfen.
ben die Einwohner von Unalaschka Schalen, Löffel,
, Kannen und Körbe, die wie Matten geflochten
Findet man zuweilen bei ihnen einen Kessel oder
so haben sie diesen von den Russen erhalten. Alle
Geschirre, die sie selbst bearbeiten, sind sehr zier-
gemacht und nicht übel gestaltet, obgleich Cook bei
nwohnern kein anderes eisernes Werkzeug als Mes-
Aexte fand. Es ist auch auffallend, daß sie, ob-

---

*) Volney's Reise nach Syrien und Egypten. Th. 2.
theil 4. Cap. 23.

gleich die Russen mitten unter ihnen wohnen,
ger Eisen besitzen, als die angränzenden Völ
auf dem festen Lande von Amerika, die vielleicht
Russen gesehen oder Verkehr mit ihm gehabt
Der Hausrath der Samojeden und Ostiaken sch
auch auf hölzerne Gefäße und Schlitten ein,
Rennthieren, oder, wie die Grönländer,
bespannen. Zwar haben sie auch Kessel,
Beile, aber diese haben sie auch wahrscheinlich
Russen erhalten. **)

Endlich will ich einen Blick auf Ameri
Hier findet man die Kunstkultur unter den
in einem eben so schlechten Zustande. Die
ben nicht mehr Hausrath, als daß, wenn sie
nung verändern, sie ihn auf den Schultern
können. Er besteht blos in einem Kahn,
einer Schüssel, einer Schale, einem
statt eines Werkzeuges dienet, einem
tes Holz, um Feuer anzuzünden, ein
sie ihre Früchte und Saamen legen, ein
del, den sie auf den Schultern tragen und ihre
ein stecken, und endlich in einem Bogen und
zu noch einige eine Muschel thun, die ihnen
Schale dient. Ihre Schalen brauchen sie
Essen als zum Trinken, sogar die
müssen zuweilen zu eben dem Gebrauche dienen.
sieht hieraus, daß diese Menschen nicht ekel sind.

Vor der Ankunft der Europäer in Meriko
Merikaner alle obengenannte Volksarten an

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg
B. 3. S. 254.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen
Georgi. Dritte Ausgabe. S. 229.

***) Natürliche und bürgerliche Geschichte von
von Adelung. Th. 1. B. 1. Abschnitt 6.

jinter sich zurück. Ich habe dieses im Vorhergehen-
zeigt, als von ihren Schänken die Rede war, und
: Fortschritte in Kunstkultur findet man auch in Ah-
hres Hausgeräthes und ihrer Mobilien, wodurch sie
or allen übrigen Amerikanern auszeichnen. — In
Hause war ein Stein, auf welchem sie ihren Mais
lacao mahlten, woraus die Chokolade bereitet wurde,
ine runde, tiefe Pfanne, etwa einen Zoll dick, und
ähr funfzehn Zoll im Durchschnitte. Ihre Trinkge-
waren aus einer Art von Kürbissen gemacht, deren
le hart, holzig und dunkelgrün ist. — In diesem
'e findet man bei ihnen nicht mehr, als was man bei
obbemeldten Nationen gefunden hat; der Vorzug
, den sie vor andern hatten, bestand darin, daß sie
erstanden, diese Schalen inwendig mit einer wohlrie-
en mineralischen Erde von verschiedenen Farben zu
irnissen. Gegenwärtig pflegt man auch sie zu versil-
oder zu vergolden. Auch in Ansehung der Mobilien
n die Wohlhabendern mehr Geschmack, als man bei
bgenannten Völkern findet. Ihre Stühle verdienten
nicht angemerkt zu werden; sie waren nur niedrige
:l von Holz oder einer Art von Rohr. Ihre Betten
zeugten von vielem Kunstfleiße. Sie bestanden aus
oder zwei Schilfdecken, wozu bei den Reichen noch
Decken von Palmenfäden und Betttücher von Baum-
: kamen, und bei den Vornehmen mit Federn durch-
e Leinwand. Der gemeine Mann deckte sich blos
seinem Mantel zu, die Vornehmen hingegen mit aus-
hten Decken und Federn. Beim Essen breiteten sie
Decke auf dem Fußboden aus. Sie hatten Servie-
große und kleine Schüsseln, irdene Töpfe, Krüge
andere Gefäße von feinem Thon, aber, so viel man
, weder Messer noch Gabeln. *)

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Thl. 1. Buch 7.
Abschn. 68.

Die wilden Völker, die Amerika zu be[illegible]
wenige Vorzüge vor den Thieren hatten, hab[illegible]
ger, als das Bedürfniß, welches die Nat[illegible]
schenkt hatte, gebraucht, um die Speisen [illegible]
[illegible] zum Munde zu führen. Erst durch [illegible]
und sie zum Wohlstande und Sitten komm[illegible]
manche Völker [illegible], daß man dieses für ekelhaft hielt und [illegible]
fen, daß man [illegible], vermittelst welcher man sowohl [illegible]
[illegible] als zum Munde führen konnte, [illegible]
unmittelbar mit den Fingern zu berühren. Obglei[illegible]
[illegible] diese Geräthschaften kennen, so gibt es do[illegible]
[illegible] Völker, welche, obgleich man ihnen [illegible]
[illegible] nicht absprechen kann, doch die Gew[illegible]
[illegible] nicht ablegen können, sondern noch, wie [illegible]
[illegible] die Türken und Araber, lieber ihre Fing[illegible]
[illegible] und Gabeln, brauchen.

Ich habe gezeigt, daß die Mexikaner [illegible] Betten betrifft, einen Kunstfleiß angewand[illegible] man bei andern Amerikanern nicht findet; [illegible] [illegible]anern aber findet man sowohl Kunstfleiß a[illegible] bessern Geschmack in diesem Stücke. Ihr Be[illegible] [illegible]iglich eine feine Matte, mit Kissen und ein[illegible] Himmel mit Vorhängen von verschiedenen [illegible] gen versehen, die über den Kopf herabhäng[illegible] ihre Speisen werden nicht, wie bei den Mexika[illegible] dem Fußboden angerichtet. Sie haben einen [illegible] hölzernen Teller mit einem Fuße, um welche [illegible] Personen sitzen können. Da sie auf dem Fußbo[illegible] brauchen sie weder Stühle noch Bänke. Sie si[illegible] mit kreuzweise über einander gelegten Füßen, wie [illegible] wohner der Türkei, sondern entweder auf den Fer[illegible] auf der linken Seite, wobei sie auf der linken Hü[illegible] und die Schenkel und Füße nach der rechten Se[illegible] hen. Sie haben dabei die rechte Hand frei, mi[illegible] sie jederzeit essen, ohne die linke zu gebrauche[illegible] kennen weder Messer noch Löffel, noch was den

sondern nehmen den Reiß und andere Speisen zwi-
den Daumen und die Finger und werfen sie vermit-
tes Daumens sehr geschickt in den Mund. Wäh-
des Essens pflegen sie ihre Hände häufig in Wasser
chen.*)

Solchergestalt gingen die Menschen in Ansehung
Hausrathes und ihrer Mobilien mit langsamen Schrit-
orwärts von dem durchaus Nothwendigen zu dem
mern, von Kürbis- und Kokosschalen, und, wo
diese nicht hatte, von zusammen gebundener Baum-
zu hölzernen und irdenen Schalen und Schüsseln,
Beuteln von zusammen gebundenen Blätterfäden zu
n von geflochtenem Mattenwerk. So saß man lange
er Erde und aß auf der Erde, ehe man Bänke und
machen lernte; und die Gewohnheit, auf der Erde
zen, machte sogar für viele diesen Sitz bequemer,
em sie von andern die Kunst, Bänke und Stühle zu
tigen, hatten lernen können. So lag man lange
r Erde, höchstens mit etwas Stroh unter sich, ehe
die Kunst erfand, Matten zu verfertigen, worauf
liegen, und Bettücher, die man über die Matten
eiten konnte; und lange schlief man auf dem Arme
uf dem Ellenbogen, sogar auf Holzblöcken, ehe man
issen erfand. Es scheint sogar, daß die rohen Men-
es gezwungen gefunden haben, in einem ordentlichen
zu schlafen. Die Morlacken kennen sehr wohl unsre
t; denn es giebt unter ihnen einige wenige Reiche,
n Bett, oder eine von Brettern auf eine sehr unge-
lte Art zusammengesetzte Bettstelle besitzen; die mei-
iegen aber doch auf dem bloßen Boden, worüber sie
ne Decke, in welche sie sich ganz und gar einwickeln,
eiten und höchstens ein wenig Stroh darunter legen.**)

Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Suma-
a, von Marsden. S. 78. ff.

Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites
endschreiben. §. XIII.

So sind Bedürfniß und Nothwendigkeit Lehrmeister der Menschen im Kunstfleiße gewesen. Die Verstandeskultur hat aber allmählig die Kunstkultur zu höhern Grade von Vollkommenheit gebracht, Verweichlichung der Sitten, Wohlleben und Üppigkeit zu dem hohen Grade von Vollkommenheit ... sie in unsern Tagen erreicht hat.

Kap. 2.

Kunstfleiß der Männer in ihren häuslichen ... tungen.

Nachdem ich den Leser mit dem Hausgeräthe ... bilien der wilden und rohen Menschen bekannt gemacht, will ich von dem Kunstfleiße reden, den ... beitung dieser Sachen zeigen. Einige ... haben, ehe die Menschen die Metalle kennen ... häuslichen Gebrauche anwenden lernten. Ihr ... ist daher in Holz gewesen. Das Holz war ... seligen Werkzeuge, womit sie ihr Hausgeräth ... mußten, am besten angemessen. Als die Menschen ... erhielten und es zu Werkzeugen brauchen lernten, ... Erfindungsvermögen an verschiedenen Orten, ... ßere Entwickelung und der Kunstfleiß einen kleinen ... zu gewinnen.

So findet man es unter den Einwohnern ... Lasund. Ihr Hausrath besteht hauptsächlich in ... Kisten und Kasten von allerlei Größe, welche ... Wänden der Wohnung über einander stehen und ... ihren Vorrath von Kleidern, Pelzwerk, Matten ... les, was in ihren Augen einigen Werth hat, ...

Von diesen Kasten sind einige gleichsam doppelt, so
ier dem andern zum Einsatz dient. Andere haben
rrterken Deckel, der mit Riemen angeschlagen wird.
grösten ist oben nur ein grosses, viereckiges Loch
hnitten, durch welches man die Sachen hinein legt
oder heraus nimmt. Diese Kasten sind schwarz be-
nd mit den Zähnen von allerlei Thieren besetzt, oder
estalten von Thieren und Vögeln verziert. Hier-
indet man in ihren Wohnungen viereckige oder läng-
asserimer, runde hölzerne Schalen und Schüsseln,
lache, hölzerne, zwei Schuh lange Tröge, aus
i sie essen, wie auch geflochtene Körbe und Beutel
attenarbeit.

Das dieses Volk besonders auszeichnet und eine gute
zur Kunstkultur bei ihnen verräth, ist das eigene
efallen, das sie bei allem, was sie von Holz verfertigen,
hnitzten Verzierungen haben. Ueberall muß eine
ubwerk geschnitzt, oder die Figur eines Thieres ab-
t werden; am häufigsten aber sieht man Vorstellun-
s menschlichen Gesichts, die sie auf geschnitzten Wä-
id auf ihren Waffen von Stein oder Knochen anbrin-
Die Zeichnung dieser Abbildungen ist zwar so be-
t, daß man das Urbild leicht daran erkennt; übri-
immt man aber keine Geschicklichkeit des Künstlers
wahr; man sieht aber doch, daß sie Genie für die
haben, wenn ihr Verstand mehr ausgebildet würde.
eht den Kunstfleiß und den Kunstgeschmack in seiner
it, wie auch die nicht unbeträchtlichen Fortschritte,
i dieses Volk im Kunstfleiße vor den Völkern ge-
hat, die ich im vorigen Capitel erwähnt habe.

Hauptsächlich zeigen sie ihren Kunstfleiß in der Ver-
ng der Masken und Menschenköpfe, in welchen das
teristische in ihren Nationalzügen genau beobachtet
und deren kleinste Theile sogar das richtigste Eben-
ind einige Zierlichkeit in der Ausführung haben.
em fanden die Engländer bei ihnen eine große

Menge ganzer Menschenfiguren im Kleinen,
von Vögeln, Fischen und Seethieren, nebst
ihres Hausgeräthes und ihrer Kanots, welches
lich das eigene Wohlgefallen zeigt, das sie an
von Arbeit haben. Sie haben auch große Lust
len. Auf ihren Mützen bilden sie zuweilen ihren
Wallfischfang ab. So roh und unvollkommen
Abbildungen sind, so dienen sie doch, nach
nung, zum Beweise, daß man hier, ohne die
von Schriftzügen zu wissen, dennoch das An
wisser Handlungen auf eine dauerhafte Art
könne, das vielleicht noch überdies in Sagen
gen erhalten wird.*)

Wahrscheinlich sind diese rohen Menschen nicht
durch ihre natürlichen Anlagen, sondern auch
daß sie eiserne Werkzeuge besitzen, in der
der Bearbeitung ihrer hölzernen Geräthschaften
kommen, und so viel die Engländer
bedienten sie sich keiner andern Werkzeug
sie auch bei ihnen noch einen einzigen
woraus man schließen muß, daß ihre
sprünglich von einer andern Substanz gewesen
Doch findet man bei ihnen keine andern eisernen
als Meissel und Messer. Der Meissel ist
plattes Stück Eisen, das in einen hölzernen Griff
ist, und welches sie mit einem Steine, statt
mers, schlagen. Ein Stück Fischhaut dient
Poliren des Geschnitzten. Die Messer sind von
dener Größe und einige sehr groß. Die Klinge
krumm, fast wie bei unsern Gartenmessern;
Schneide ist auf dem äußern Bogen. Cook sag
ihre ungewöhnliche Gestalt es hinlänglich beweise,
nicht von europäischer Arbeit seien. Nach sein

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg
B. 3. S. 63 u. 72 ff.

sind sie vielleicht Nachbildungen ihrer eigenen ur-
;lichen Werkzeuge, welche sie ehedem brauchten, ehe
; Eisen kannten. *)

Unter den Einwohnern von Prinz Wilhelms Sund,
enfalls auf der nordwestlichen Küste von Amerika
findet man auch einen Kunstfleiß, an welchem sie,
icht ihrer geschmackvollen und zierlichen Arbeit die
erwähnten Völker übertreffen. Hier machen sie
ine Beutel von eben den Darmhäuten, wovon ihre
cke, die ich im vorigen Abschnitte erwähnt habe,
)t werden. Diese Beutel schmücken sie mit ganz
rothen Federn, und bedienen sich derselben, um
eine Sachen und Knäuel von feinen, ebenfalls aus
n geflochtenen Schnüren darin aufzubewahren. Sie
ı auch eine Menge bunter Körbe, die so dicht ge-
n sind, daß sie Wasser halten. — Die europäischen
acher haben es wohl in dieser Kunst nicht so weit
)t. Die Nothwendigkeit aber muß diese Indianer
t gebracht haben, da sie nicht, wie die Bewohner
ißen Erdstriche, Kürbis- und Kokosschalen ha-
sie haben daher, durch Bedürfniß angetrieben,
machen gelernt, die so dicht waren, daß sie Was-
ten.

Man findet auch bei ihnen eine große Menge kleiner,
s fünf Zoll langer, entweder von Holz verfertigter,
ısgestopfter Bilder, die mit einem Stückchen Pelz-
ekleidet und mit Haaren auf dem Kopfe versehen
Ob diese Puppen etwa nur Spielzeug für ihre Kin-
d, oder ob sie gar in Ehren gehalten werden, ver-
e Freunde vorstellen, oder zu abergläubischen Ab-
dienen müssen, konnten die Engländer nicht mit
heit bestimmen. — Sie machen auch eine Menge
mente, welche aus zwei oder drei concentrischen
von Holz, einer innerhalb des andern, bestehen,

———

*) ...k a. St. S. 77 f.

die an einem Stücke befestigt sind; das quer
und zur Handhabe dient. An diesen Reifen
Zwirnsfäden eine Menge Meereicheln befestigt,
man klappert und ein starkes Geräusch macht.

Das einzige Werkzeug, welches man
fand, womit sie diese und andere dergleichen
fertigten, war eine steinerne Art, welche
staltet war, wie die auf Otaheiti oder auf
des Südmeeres. Außer diesen Aexten haben sie
eine Menge eiserner Messer, die theils gerade
krumm sind. Endlich haben sie noch eine andere
Messern, die zuweilen fast zwei Fuß lang
Gestalt eines Dolches haben. Diese tragen sie
nen Scheiden an einem Riemen um den Hals
ihren Kleidern; doch gebrauchen sie vermuthlich
nicht als Werkzeuge, sondern nur als Waffen.
Werkzeuge bestehen also nur in einer
einem eisernen Messer; nichts desto weniger
Geräthschaften durchgehends so gut gemacht,
ihnen an keiner Art der besten Werkzeuge
züglich, sagt Cook, können ihre geflochtenen
ihre Nähterei und die Arbeit an ihren kleinen
den saubersten Handarbeiten in Europa eine Vergleichung
aushalten. Bedenkt man, fügt er hinzu, den
rer Rücksicht rohen und ungesitteten Zustand
seine nördliche Lage in einem fast beständig
bedeckten Lande, ferner die elenden Materialien
Hülfsmittel desselben, so muß man in der That
daß es an Geschicklichkeit und Erfindung in seinen
arbeiten allen andern Nationen wenigstens gleich
werden könne. *)

Zwar ist es möglich, daß Cook, durch
warteten Anblick so vielen Kunstfleißes unter einem
hen Himmel in Verwunderung gesetzt, den

*) Cook a. St. S. 121 ff.

übertrieben hat; aber nichts desto weniger hat man
e, zu glauben, daß sie es im Kunstfleiße weiter
cht haben, als man von einem Volke mit so schlech-
Werkzeuge erwarten sollte. Die Geschichte lehrt aber,
nan, was die Handarbeit betrifft, sowohl Erfindungs-
als auch eine gewisse Art oder einen gewissen Grad
Kunstkultur unter den kalten sowohl als warmen Him-
strichen findet. Dies findet man auf den kalten nore
chen Gebirgen, wie auch in dem noch kältern Grön

Allein geschmackvolle und vollkommne Arbeiten der
mmen doch gemeiniglich von den sanften Zonen, in
en die Fantasie gewöhnlich lebhafter und das Gefühl
Schönen feiner ist, wo der Erfindungsgeist leichter
kt und schneller zu einem gewissen Grade von Voll-
enheit gebracht wird, welches ich am Schlusse dieses
els zeigen werde.

Den nämlichen Kunstfleiß, den man bei den Be-
ern von Prinz Wilhelms Sund fand, findet man
auf den Königin-Charlotten-Inseln, die ebenfalls
er nordwestlichen Küste von Amerika liegen. Die
hner dieser Inseln scheinen sogar es etwas weiter, als
ndern, gebracht zu haben. Sie haben nicht allein
Masken und verschiedene Arten von Mützen, die alle
erschiedenen Dingen, z. B. mit vierfüßigen Thieren,
ln, Fischen und zuweilen mit Menschengesichtern be-
sind; sie haben auch dergleichen Dinge in Holz aus-
nitten, von welchen einige nicht schlecht ausgearbei-
nd, und diese Kunstsachen, auf welche sie vielen
h zu setzen scheinen, sind in nette, viereckige Kisten
packt. Aber das Erfindungsvermögen dieser Indie-
eigt sich nicht allein in ihrer geschnitzten Arbeit und
en Gemälden, welches sie mit andern Indianern un-
diesen Himmelsstrichen gemein haben; sondern sie
nen sich sogar von ihnen durch ihre Decken aus, wel-
ie von verschiedenen Farben machen. Diese sind nicht
bt, sondern scheinen ganz mit der Hand gewirkt zu

fein und sind sehr schön. Sie sind sehr geschätzt [illegible]
den nur bei außerordentlichen Gelegenheiten getra[illegible]

In den Gegenden von Nordamerika, die [illegible]
reist hat, verfertigen die Indianer nicht allein [illegible]
seln und Schalen, worein sie ihre Speisen thun, [illegible]
hölzernen Löffel, die sehr gut ausgearbeitet sind, [illegible]
sie verstehen auch, in Thon zu arbeiten. Bei [illegible]
wessiern, einem gewissen Stamme dieser Indian[illegible]
Carver, daß sie, ungeachtet ihre Geräthschaften, [illegible]
sie etwas verfertigen, überaus schlecht sind, [illegible]
worin sie ihre Speisen kochen, aus einer gewissen [illegible]
machen, die so hart ist, daß weder Feuer noch [illegible]
auf wirken kann. **) Diese haben also in [illegible]
Kunstfleißes vieles vor denjenigen voraus, [illegible]
rigen erwähnt habe, die ihre Speisen entweder [illegible]
durch Hineinwerfen heiß gemachter Steine [illegible]
Kokosschalen, die in gehöriger Entfernung [illegible]
gesetzt werden.

Die nordamerikanischen Indianer [illegible]
hern Zeiten die Kunst verstanden haben, [illegible]
beiten, wovon man hie und da noch einige [illegible]
bleibsel antrifft, die, in Betracht des [illegible]
Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge, große [illegible]
oft nicht gemeine Erfindungskraft verrathen. [illegible]
sah eine Tobakspfeife von einer schwärzlichen [illegible]
Steinart. An dem Kopfe war ein etwa sechs Zoll [illegible]
Rohr und Mundstück, mit jenem aus dem Ganzen, [illegible]
gekrümmt gearbeitet. Es waren zwar keine [illegible]
daran angebracht; die Arbeit hatte aber doch etwa[illegible]
tes, und das Ausbohren des gekrümmten Rohrs [illegible]
Verfertiger nicht wenig Zeit und Geschicklichkeit [illegible]

---

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternom[illegible] den sind, von Georg Forster. Th. 2. S. 166.

**) Carver's Reisen durch die innern Gegenden [illegible] Amerika. Cap. 2. S. 201.

n. So findet man auch bei ihnen kleine Figuren, üsseln und andere Geräthschaften aus der nämlichen erie, welche, wenn auch nicht geschmackvoll, doch er mühsam geformt sind. Gegenwärtig geben sich die aner nicht mehr mit der Verfertigung dieser Sachen da sie alle ihre kleinen Bedürfnisse von Europäern ein eln, so ist dieser Zweig des Kunstfleißes gänzlich un hnen erloschen. *) Sie haben auch eine so genannte enspfeife, welche bei ihnen das nämliche bedeutet, die weiße Fahne in Europa. Demjenigen, der die enspfeife trägt, widerfährt niemals eine Beleidigung. e Pfeife ist ungefähr vier Fuß lang. Der Kopf ist rothem Marmor und das Rohr von einem leichten ze, das mit Figuren von verschiedenen Farben schön lt und mit Federn von den schönsten Vögeln geziert *)

So findet man unter den kalten Himmelsstrichen von rika sowohl unter den rohen als wilden Völkerschaften nur eine gute Anlage zur Kunstkultur, sondern auch liche Fortschritte im Kunstfleiße, was Mattenwerk Arbeit in Holz und Thon betrifft, außer einem An e der Maler- und Bildhauerkunst, und das mit so en Werkzeugen, womit unsre geschicktesten Künstler eicht kaum das leisten könnten, was jene thun.

Gleiche Anlage zur Kunstkultur und eben so gute schritte im Kunstfleiße findet man unter den sanften melsstrichen Australiens, obgleich die Bewohner der n kein besseres Werkzeug als jene haben. Die Ein ner der Schifferinseln sind im Besitz von einigen Kün , die sie wirklich mit Glück üben. Ihren Häusern n sie eine geschmackvolle Einrichtung zu geben, und erfen daher nicht ohne Grund das eiserne Geräth der

---

Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten, von Schöpf. Th. 1. S. 655. f.

) Carver a. St. Cap. 10.

Europäer; indem sie mit Beilen, die aus einem und dicken Basalt gemacht und den Hohlb Zimmerleute ähnlich sind, ihrer Arbeit die voll Gestalt geben. Man fand auch bei ihnen groß Platten, drei Fuß breit, aus einem einzig welche so gut polirt waren, daß sie mit dem Fi niß überzogen schienen. Solche Arbeit muß i Zeit kosten, da die gehörigen Werkzeuge ihnen Aber um die Zeit bekümmern sie sich nicht, da sie ohne Arbeit mit allem, was sie bedürfen, versieht. Sie verfertigen die feinsten Matten Zeuge von einer gewissen Pflanze. Bei einigen, Oberhäupter zu sein schienen, fand man ein Stück wand, welches sie gleich einer Schürze umhüllte, dern nur einen Gürtel von Seegras tragen. Die wand war aus einem Faden verfertigt, welchen sie scheinlich, nach der Vermuthung La Perouse's, aus Pflanze, wie die Nessel oder die Flachspflanze, hatten. Diese Leinwand wird ohne Schiffchen ver tigt, und die Fäden sind durch einander, wie Matten, gezogen. Sie ist eben so geschmeidig wie die unsrige, und ist sehr geschickt zu Segeln Piroguen. Sie scheint sogar vor derjenigen, welche Bewohner der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln falls verfertigen, viele Vorzüge zu haben; man doch keinen hohen Werth darauf und braucht sie wenig. Die Frauenzimmer geben auch den feinen ten, von denen oben die Rede gewesen ist, den Vorz

Die Sandwichsinsulaner haben es in Kunst noch weiter, als die Bewohner der Schifferinseln, bracht. Ihre Handarbeiten haben einen ungewöhnl Grad von Zierlichkeit, und verrathen einen feinen Kopf. Von der Bearbeitung ihrer Zeuge werde ich

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 2. in M von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 17.

theit bekommen, im folgenden Capitel zu reden,
rede ich nur von dem Kunstfleiße der Männer in der
rbeitung ihres Hausgeräthes. Die Kürbisse werden
diesen Inseln ungewöhnlich groß, und schaffen ihnen
n Nutzen. Um sie aber zu allerlei Absichten im Haus-
n geschickter zu machen, gibt man ihnen dadurch ver-
dene Formen, daß man ihnen, während ihres Wachs-
ns, Binden umlegt. So werden einige auf diese Art
und walzenförmig, und diese braucht man zur Aufbe-
rung der Fischgeräthschaften. Andere sind wie Schüs-
geformt, und man bewahret dann entweder Salz
Pökelfleisch darin, oder richtet Pflanzenspeisen dar-
an. Diese beiden Arten sind zugleich mit einem dicht
assenden, ebenfalls aus einem Kürbis verfertigten
kel versehen. Noch andere sind wie Flaschen mit ei-
langen Halse gebildet, und dienen zu Wasserkrügen.
t einem heiß gemachten Instrumente zeichnet man aller-
saubere, zierliche Figuren darauf, so daß sie wie be-
lt aussehen.

Allein der Vortheil, welchen ihnen die Natur durch
rbisse gewährt, macht sie eben so wenig träge, als
e Erfindsamkeit unthätig. Sie verfertigen außerdem
zerne Schalen und verzieren solche mit vielerlei Schnitz-
rk, welches, der Beschreibung nach, billig Verwunde-
ng erregen muß. Besonders sind die Schalen künstlich
macht, aus denen die Vornehmen ihren Ava trinken.
ese Schalen sind vollkommen rund, haben acht bis zehn
ll im Durchmesser und sind vortrefflich geglättet. Ge-
einiglich befinden sich, anstatt eines Fußgestells, drei,
weilen auch vier menschliche Figuren in verschiedenen
tellungen darunter. Einige von diesen Schalen ruhen
if den Armen der Figuren, welche diese über den Kopf
schlagen haben; andere zugleich auf dem Kopfe und den
änden, und noch andere auf den Schultern. Diese
iguren sollen, wie man versichert, mit dem vollkom-
nensten Ebenmaß sehr sauber und sorgfältig gearbeitet und

sogar die Anstrengung der Muskeln bei der [illegible] der Lust gut ausgedrückt sein. *)

Diese Insulaner verstehen auch die Kunst, [illegible] geräth gewissermaßen zu lackiren, und vermittelst [illegible] zähen, klebrigen Stoffes zusammen zu leimen. [illegible] hölzernen Schüsseln und Schalen sind so eben und [illegible] förmig gemacht, als wenn sie auf der Scheibe [illegible] wären, ja ihre Politur soll noch vorzüglicher als [illegible] sern gedrechselten Waaren sein. Steine schleifen [illegible] dem sie solche im Wasser mit Bimsstein beständig [illegible] — Dieser Grad von Kunstfleiß ist so viel mehr zu [illegible] dern, wenn man ihre Werkzeuge kennt, welche [illegible] andern Südseeinsulaner ähnlich sind, und in [illegible] bestehen, aus einem schwärzlichen oder [illegible] Stein, und in einem Haifischzahn, welchen sie [illegible] nes Messers oder auch zum Schnitzen gebrauchen. [illegible] Zahn ist entweder in dem vordern Theil einer [illegible] lade, oder in einen eben so gestalteten hölzernen [illegible] gelassen, an dessen anderm Ende sich ein [illegible] findet, worin eine Schnur befestigt ist. **) [illegible] werker würden es kaum für möglich halten, [illegible] elenden Werkzeugen so schöne Arbeit hervorbringen [illegible] nen. Dies zeugt aber von ihrem Scharfsinne, [illegible] Kunstfleiße, ihrer Geduld und Erfindsamkeit. [illegible] sich leicht vorstellen, welche Meister in der Kunst [illegible] werden könnten, wenn sie von unserer Kunsttheorie [illegible] tet und mit unserm mannigfaltigen Handwerkszeuge [illegible] sehen würden.

Noch will ich, bevor ich diejenigen erwähne, [illegible] Metall arbeiten, die Einwohner der Pelew-Inseln [illegible] führen, um den Kunstfleiß dieser Insulaner zu [illegible] wie auch, wie sinnreich sie alles, was die Natur [illegible]

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster [illegible] B. 3. S. 443 u. 446

**) Cook a. a. O. S. 437 f.

ren Inseln darbietet, zu ihrem Vortheile anzuwen-
issen. — Zum Hausgeräthe bedienen sie sich kleiner
, sehr sauber aus Streifen von Palmblättern ge-
en, und hölzerner Kästchen mit Deckeln, niedlich
nitzt und mit Muschelschalen belegt. Niemand geht
ein Körbchen oder ein Kästchen aus, welches gewöhn-
inen Kamm, ein Messer, ein wenig Bindfaden und
s Betel enthält, der eine Art Pfeffer ist, dessen Blät-
on den Indianern gekauet werden. Die besten Mes-
erden von einem Stücke breiter Perlmutter gemacht,
geschliffen und die äußere Seite ein wenig polirt.
Kämme sind von Pomeranzenholz gemacht, und die
e aus dem Ganzen geschnitten. Ihre Angeln sind
Schildkrötenschale, und Bindfaden, Stricke und
ernetze sehr geschickt von den Fasern der Kokosnuß ge-
t. Von Pisangblättern verfertigen sie Matten, die
u Betten gebrauchen. Dasselbe Blatt dient ihnen
bei den Mahlzeiten statt eines Tellers, und die Ko-
ußschale vertritt die Stelle des Trinkgeschirres. Auch
n sie eine Art irdener Gefäße von einer röthlichbrau-
Farbe, worin sie kochen. Ein Bund von Kokosfa-
dient ihnen zum Besen, und dicke Bambusröhre, von
bis sechs Zoll im Durchmesser, zu Wassereimern.
verstehen sie die Kunst, von Schildkrötenschalen,
ier vorzüglich schön sind, Teller zu machen. *)

So kann Bedürfniß den Menschen erfindsam machen,
den Kunstfleiß wecken. Wenn er einmal geweckt ist,
eht er im Verhältnisse zu dem Grade von Verstand und
arfsinn, womit ein Volk von Natur begabt ist, wie
im Verhältnisse zu den Materialien, welche die Na-
demselben geschenkt hat, oder den Geräthschaften,
he es zur Verarbeitung dieser Materialien hat, von
st immer weiter. — Obbemeldte Völker kannten noch

---

*) Geschichte des Prinzen Li-Bu, eines Eingebornen der
Pelew-Inseln. S. 52 ff.

nicht die Metalle, einige Wenige ausgenommen, [...]
mählig das Eisen kennen und es zu Beilen und [...]
anzuwenden gelernt hatten. Im Anfange waren [...]
Materialien Muscheln, Schildkrötenschalen, [...]
Thierknochen, Holz und andere Erdprodukte, [...]
Werkzeug bestand nur aus Beilen und Messern von [...]
oder Zähnen der Seethiere, und Hämmern, welch[...]
ebenfalls aus Stein machte, oder sie brauchte, [...]
waren, ohne sich weiter um ihre Gestalt zu bek[...]
Vermittelst dieser Geräthschaften verschaffte man [...]
nothwendige Hausgeräth, und verarbeitete die [...]
lien, welche die Natur darbot; man brachte sie in [...]
verschiedenen Gegenden, besonders in den wärm[...]
die intellectuellen Anlagen leichter und schneller [...]
werden, zu einem gewissen Grad von Vollkom[...]
Nachdem die Menschen aber die Metalle gefunden [...]
behandeln gelernt hatten, gewann die Kunst [...]
der Kunstgeschmack allmählig einen merklichen [...]

In Südamerika findet man, daß die [...]
Metalle gekannt und die Kunst, sie einzuschmelzen [...]
vermischen verstanden haben, ehe die Europäer [...]
kamen. Hingegen haben sie, seit ihrer Bekannts[...]
ihnen die Kunstarbeit der Alten ganz vergessen, [...]
lich, weil sie jetzt von den Europäern erhalten [...]
was sie nöthig haben. Die Antiken, die man [...]
ihnen findet, zeigen ihre Kunstarbeit in Metall. [...]
verschiedenen andern Antiken findet man bei ih[...]
ferne Aexte, die auf einer Seite eine Schärfe, [...]
andern eine Spitze und in der Mitte ein Loch hab[...]
rin der Griff sitzt. Diese Aexte scheinen [...]
ein Scepter, das Sinnbild sowohl der Gewalt [...]
Ausübung der Gerechtigkeit gewesen zu sein. M[...]
ebenfalls bei ihnen verschiedene kleine Figuren. [...]
von ihnen sind massiv, andere hohl gegossen und [...]
dentlich dünn und klein. Diese sind von Gold, [...]
Stein und gebranntem Thon gemacht. Die

rnchen, sie als Amulete. Sie machten auch eine Art
ngen, welche sie brauchten, um die Haare aus dem
esichte auszureißen. Unter den Ueberbleibseln ihrer Al
thümer findet man auch kleine silberne Wageschalen,
ach ihrer Größe zu urtheilen, können sie zu keinem an
rn Zwecke gebraucht worden sein, als Gold- und Sil
sachen zu wägen, da sie zu größern Dingen zu klein
d. Die Wageschalen, deren die heutigen Peruaner
bedienen, bestehen aus zwei flachen Kürbisschalen, die
mittelst einiger Schnüre an einem Stock befestigt sind.
r keine Zunge haben, und ihr Gewicht sind Steine.
ch brauchen sie diese Wageschalen nicht zu allen Din
n. Viele Sachen verkaufen sie nach dem Augenschein.

So wie die alten Peruaner in Gold, Silber und Ku
r zu arbeiten wußten, so verstanden sie auch die Kunst,
nerne Waaren zu verfertigen. Man findet in ihren
ibern einige Gefäße von gebranntem Thon, welche mit
alten ägyptischen, griechischen und römischen viel Aehn
keit haben, und der Thon, woraus sie gemacht sind,
ehr gut gebrannt.*) Es ist zu vermuthen, daß diese
ustarbeit, sowohl in Metallen, als in Thon, ein Ue
bleibsel von den Zeiten der Ynkas sei, die selbige mit
racht und diesen Kunstfleiß unter diesem Volke eingef
rt haben. Allein seit Peru von den Europäern erobert
de, haben die Eingebornen viel von ihrer ehemaligen
nstkultur verloren.

Unter den Negern im französischen Afrika, obgleich
züglich unter die rohen Völker gerechnet werden können,
et man doch nicht nur eine gute natürliche Anlage zu
nsten, sondern auch einige Kunstkultur und Fortschritte
metallenen Arbeiten. Man findet unter ihnen nicht al
Weber und Töpfer, sondern auch Schar- und Gold
miede, welche goldene und silberne Ketten, Ohrgehän

*) De Ulloa's physikalische und historische Nachrichten vom
südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Absch. 21.

nicht die Metalle, einige Wenige ausgenommen, die allmählig das Eisen kennen und es zu Beilen und Messern anzuwenden gelernt hatten. Im Anfange waren ihre Materialien Muscheln, Schildkrötenschalen, Thon, Thierknochen, Holz und andere Erdprodukte, und ihr Werkzeug bestand nur aus Beilen und Messern von Stein oder Zähnen der Seethiere, und Hämmern, welche man ebenfalls aus Stein machte, oder sie brauchte, wie sie waren, ohne sich weiter um ihre Gestalt zu bekümmern. Vermittelst dieser Geräthschaften verschaffte man sich das nothwendige Hausgeräth, und verarbeitete die Materialien, welche die Natur darbot; man brachte sie sogar in verschiedenen Gegenden, besonders in den wärmern, wo die intellectuellen Anlagen leichter und schneller entwickelt werden, zu einem gewissen Grad von Vollkommenheit. Nachdem die Menschen aber die Metalle gefunden und zu behandeln gelernt hatten, gewann die Kunstkultur und der Kunstgeschmack allmählig einen merklichen Zuwachs.

In Südamerika findet man, daß die Peruaner die Metalle gekannt und die Kunst, sie einzuschmelzen und zu vermischen verstanden haben, ehe die Europäer zu ihnen kamen. Hingegen haben sie, seit ihrer Bekanntschaft mit ihnen die Kunstarbeit der Alten ganz vergessen, vermuthlich; weil sie jetzt von den Europäern erhalten können, was sie nöthig haben. Die Antiken, die man noch bei ihnen findet, zeigen ihre Kunstarbeit in Metall. Unter verschiedenen andern Antiken findet man bei ihnen kupferne Aexte, die auf einer Seite eine Schärfe, auf der andern eine Spitze und in der Mitte ein Loch haben, worin der Griff sitzt. Diese Aexte scheinen, wie ein Scepter, das Sinnbild sowohl der Gewalt als der Ausübung der Gerechtigkeit gewesen zu sein. Man findet ebenfalls bei ihnen verschiedene kleine Figuren. Einige von ihnen sind massiv, andere hohl gegossen und außerordentlich dünn und klein. Diese sind von Gold, Silber, Stein und gebranntem Thon gemacht. Die Peruaner

uchen, sie als Amulete. Sie machten auch eine Art
ungen, welche sie brauchten, um die Haare aus dem
esichte auszureißen. Unter den Ueberbleibseln ihrer Al-
rthümer findet man auch kleine silberne Wagschalen;
ach ihrer Größe zu urtheilen, können sie zu keinem an-
rn Zwecke gebraucht worden sein, als Gold- und Sil-
rsachen zu wägen, da sie zu größern Dingen zu klein
ad. Die Wagschalen, deren die heutigen Peruaner
h bedienen, bestehen aus zwei flachen Kürbisschalen, die
rmittelst einiger Schnüre an einem Stock befestigt sind,
er keine Zunge haben; und ihr Gewicht sind Steine.
och brauchen sie diese Wagschalen nicht zu allen Din-
n. Viele Sachen verkaufen sie nach dem Augenschein.
- So wie die alten Peruaner in Gold, Silber und Ku-
er zu arbeiten wußten, so verstanden sie auch die Kunst,
önerne Waaren zu verfertigen. Man findet in ihren
äbern einige Gefäße von gebranntem Thon, welche mit
n alten ägyptischen, griechischen und römischen viel Aehn-
chkeit haben, und der Thon, woraus sie gemacht sind,
sehr gut gebrannt.*) Es ist zu vermuthen, daß diese
unstarbeit, sowohl in Metallen, als in Thon, ein Ue-
rbleibsel von den Zeiten der Ynkas sei, die selbige mit-
bracht und diesen Kunstfleiß unter diesem Volke einge-
hrt haben. Allein seit Peru von den Europäern erobert
urde, haben die Eingebornen viel von ihrer ehemaligen
unstkultur verloren.

Unter den Negern im französischen Afrika, obgleich
füglich unter die rohen Völker gerechnet werden können,
det man doch nicht nur eine gute natürliche Anlage zu
ünsten, sondern auch einige Kunstkultur und Fortschritte
metallenen Arbeiten. Man findet unter ihnen nicht al-
n Weber und Töpfer, sondern auch Schar- und Gold-
miede, welche goldene und silberne Ketten, Ohrgehän-

*) De Ulloa's physikalische und historische Nachrichten vom
südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. 2. Abschn. 21.

ge, Kreuze und andern Weiberschmuck verfertigen. Ihre Schmiede sind zugleich Klein- und Grobschmiede, Schornsteinfeger, Kesselmacher, mit einem Worte, sie vereinigen in sich alle Handwerker, die Hammer und Amboß brauchen. Gewöhnlich ist ihre Arbeit von einer sehr rohen Art; man findet aber auch dann und wann Werke unter ihnen, z. B. Armbänder, Ringe und Halsbänder, die ziemlich gut gearbeitet sind, welches zeigt, daß sie recht gute Arbeiter werden würden, wenn sie weniger träge wären und gute Anweisung hätten. *)

Die Kaffern sind ein eben so rohes Volk, als die obgenannten Neger, sie scheinen sie aber doch in Kunstfleiß zu übertreffen. Ob sie gleich kein Eisen schmelzen können, so verstehen sie doch das gediegene sehr geschickt zu schmieden. Jeder ist sein eigener Schmied. Ein Stein dient zum Hammer, ein anderer zum Amboß und mit diesen Geräthschaften verfertigen sie Speere, Ketten und metallene Korallen, welche man, dem Berichte Barrow's zufolge, in Birmingham nicht vollkommner liefert. Die Schäfte ihrer Speere sind gleichfalls sehr nett gearbeitet. Viele ihrer metallenen Zierathen zum Kopfputz zeigen viel Geschmack. Aber nicht allein in Metallarbeit zeigen sie einen mehr als gewöhnlichen Kunstfleiß; ihre Kleidung verräth gleichfalls Erfindungsgeist. Man befestigt die Kalbfelle, die man dazu benutzt, mit hölzernen Pflöcken in die Erde, spannt sie so weit, als möglich, aus, und reinigt sie von allem Fleisch. So bald sie hinlänglich getrocknet sind, werden sie mit Steinen geklopft, bis sie geschmeidig werden. Darauf wird die innere Seite mit scharfen Steinen gekratzt und mit rothem Ocher beschmiert, bis sie so haarig wie Tuch wird. Man schneidet darauf die Felle zu und nähet sie, gerade wie europäische Schuster, zusammen. Ihre Pfrieme ist ein Stück

*) Neue Geschichte des französischen Afrika, von Abbé Demanet. B. 2. S. 57.

scharfes Eisen, und der Zwirn besteht aus den Sehnen mehrerer Thiere; doch zieht man hierbei die Sehnen wil-er Thiere vor, welche länger halten.

Hieraus sieht man, daß dieses rohe Volk nicht al-ein viele Anlage zur Kunstkultur, sondern auch in sei-em Kunstfleiße verschiedene gute Fortschritte gemacht hat, er schlechten Geräthschaften ungeachtet, welche es zur Verfertigung seiner Arbeit hat. Mit ihrem Erfindungs-eiste müßten sie, wenn sie nur eine kleine Anweisung und esseres Werkzeug hätten, es viel weiter bringen können, ber selbst in diesem Falle würde ihre Lebensart ihnen an er Erreichung eines gewissen Grades von Vollkommenheit ehr hinderlich sein. Die Kaffern scheinen mehr Neigung um Schäferleben, als zum Ackerbaue zu haben, ein lmstand, welcher ihre Kultur verzögern wird. Der ckersmann findet doch Zeit zu sitzen und nachzudenken; er Hirt hingegen muß immer herumstreifen, um Futter ür sein Vieh zu suchen. Die Jagd füllt den größten Theil rer überflüssigen Zeit aus und die Jagdbeute wird be-ändig zu ihrem Schmucke gebraucht. Die Zähne des lephanten versehen sie mit Armringen. Die Haut des eoparden benutzen sie zur Besetzung der Mäntel, und as Fell der Tigerkatzen brauchen die Weiber zum Schnupf-uche. *)

So wie die Kaffern im Kunstfleiß die Neger über-effen, so übertreffen die Madegassen wieder die Kaffern.)iese verstehen nicht das gediegene Eisen zu schmelzen, ber das können die Madegassen. Sie verfertigen eiserne nd stählerne Waaren. Sie machen Beile, Hämmer, mboße, Zangen, Messer, Säbel, Barbiermesser und ergl. Sie haben Goldschmiede, die Armbänder, Ringe, Schnallen machen. Es giebt aber bei ihnen außer diesen och verschiedene andere Handwerker. Sie haben Töpfer,

*) Barrow's Reisen durch die innern Gegenden des südli-chen Afrika, von Sprengel. S. 206. f.

Drechsler, die Schüsseln, hölzerne und hörnerne Löffel u. dergl. verfertigen. Ihre Zimmerleute sind sehr geschickt und bedienen sich des Hobels, des Lineals und des Zirkels. Ihre Seiler verfertigen ihre Seile aus Hanf und verschiedenen Baumrinden. Sie haben auch Weber; aber dies Geschäft scheint unter der Würde der Männer zu seyn, und wird blos von Weibern betrieben. Ihre Manufacturwaaren bestehen in Decken und Zeugen zu Kleidungen, die aus Seide und Baumwolle gemacht werden. *)

Was die Bearbeitung der Metalle betrifft, so können die Einwohner von Bambuk den Madegassen an die Seite gesetzt werden. Ihre Handarbeiten schränken sich eigentlich auf die Schmiede- und Gerberhandthierungen ein. Im Schmiedehandwerk übertreffen sie sogar alle diejenigen, welche ich vorher erwähnt habe. Das Werkzeug des Schmieds besteht blos aus einem *kleinen Ambos*, zwei Hämmern, einer Zange und einem *Blasebalg*. Mit diesen Geräthschaften verarbeitet er das *Eisen zu Ketten*, Ringen, Spaten, Beilen, Nägeln, Spitzen ihrer Lanzen, Säbeln, Pferdegebissen und Sporen. Die Eisenschmiede sind zugleich Goldschmiede, und verfertigen Armund Ohrringe nebst den feinsten Filigran-Arbeiten. Sie haben eine außerordentliche Geduld, und wissen mit denselben Instrumenten die gröbsten Eisenwaaren und die feinsten Goldarbeiten zu verfertigen. Kaum würden unsre besten Handwerker ihnen dies nachmachen können. Aber in einem Lande, wie Bambuk, wo Kleidung und Nahrung so wenig kostet, können sie auch auf ihre Arbeit längere Zeit verwenden, als in unsern kalten Ländern, wo die nothwendigsten Mittel zur Erhaltung des Lebens so mancherlei und kostbar sind. Hier ist die Frage nur, mit dem einen geschwind fertig zu werden, um mit dem andern anzufangen. — In Betreff ihrer Stickereien haben sie auch beträchtliche Fortschritte gemacht. Sie bear-

*) Beniowsky's Begebenheiten und Reisen. B. 2. S. 25.

ten das Leder in einer stinkenden Lauge, und färben es mit einheimischen Beeren roth, braun, schwarz und gelb. Sie verstehen, es so dünn und geschmeidig, wie Papier, zu machen, glätten dasselbe und verarbeiten es zu Sandalen, Stiefeln, Mützen und Sätteln, wobei sie kein anderes Werkzeug, als ein grobes Messer, brauchen.*) So ist die Kunstkultur von der gröbsten Arbeit in Holz zu der feinsten Arbeit in Gold und Silber, vom Absengen der Haare der Häute zu der schönsten Gerberarbeit, und zwar obendrein mit Hülfe des schlechtesten Handwerkzeuges, allmählig empor gestiegen.

Kap. 3.

unstfleiß der Weiber in ihren häuslichen Verrichtungen.

Unter vielen wilden und rohen Völkern werden die Weiber als wirkliche Lastthiere gebraucht. Sie müssen das and bauen, den wilden Thieren die Haut abziehen, Holz nd Muscheln einsammeln; mit einem Worte, sie müssen lles thun, was ihre faulen Männer nicht thun wollen, eren einzige Verrichtung in Jagd und Fischerei besteht, elches ich im ersten Bande gezeigt habe. Dies kann aber icht zu dem Kunstfleiße der Weiber, von welchem in diem Kapitel eigentlich die Rede ist, gerechnet werden. ierzu gehören allein ihre häuslichen Verrichtungen, als innen, nähen, Kleider, Matten, Körbe und dgl. verrtigen.

---

*) Goldberry's Beschreibung des Goldlandes Bambuk, von Sprengel. B. 7. S. 112.

Länge muß es gewährt haben, ehe man das Spinnen und Weben erfand. Auch giebt es noch viele Länder, wo diese Kunst ganz unbekannt ist, z. B. auf den Inseln im Südmeere. Der Erfindungsgeist des Menschen hat aber da eine Kunst erfunden, die ganz und gar den Mangel der andern ersetzt. Unter mehrern von diesen Inseln will ich hauptsächlich Otaheiti anführen. Man kann nicht lesen, auf welche Art sich diese Insulaner ihre Kleidung zubereiten, ohne ihren Erfindungsgeist sowohl, als ihren Kunstfleiß in hohem Grade zu bewundern. Das vornehmste Produkt ihrer Manufakturen ist der Zeug zu Kleidern, den sie verfertigen. — Dieser Zeug ist von dreierlei Art. Der feinste und weißeste Zeug wird aus dem Papier-Maulbeerbaume gemacht, von den Vornehmen hauptsächlich getragen und nimmt, wenn man ihn roth färbt, die Farbe am besten an. Eine zweite Art, die weder so fein, noch so weiß ist, wird aus dem Brodfruchtbaume verfertigt und größtentheils von gemeinen Leuten getragen. Eine dritte Gattung wird aus dem Baume verfertigt, der dem Feigenbaume ähnlich ist. Diese Art von Tuch ist grob und rauh und an Farbe dem dunkelbraunsten Papiere ähnlich. Obgleich aber dieses letztere weniger in die Augen fällt und sich nicht so sanft als jenes anfühlt, so ist es dennoch das schätzbarste, weil es das Wasser aushält, welches die zwei andern Gattungen nicht thun. Dieses Tuch, welches sowohl am seltensten, als am nützlichsten ist, wird gemeiniglich mit etwas Wohlriechendem zubereitet, und die Vornehmen tragen solches des Morgens früh, ehe sie den Staat anlegen.

Alle drei Gattungen von Tuch werden auf einerlei Art verfertigt. Wenn die Bäume die gehörige Größe erreicht haben, so zieht man sie aus dem Boden, nimmt ihnen alle ihre Zweige und hauet die Wurzeln und die Krone ab. Die Rinde dieser Stangen wird hierauf der Länge nach aufgeschlitzt und abgeschält und in fließendes Wasser gelegt, wobei man selbige durch schwere Steine

vor dem Wegschwimmen sichert. Wenn sie weich genug ist, lösen die Mägde die innere Rinde von der äußern ab und schaben sie so lange mit einer Muschelschale, bis nichts mehr davon übrig bleibt, als die feinen Fibern der innern Haut. Diese Fibern werden auf Plantanen-Blätter ausgebreitet und eine an die andere der Länge nach in Reihen gelegt, die drei und dreißig bis sechs und dreißig Fuß lang und einen Fuß breit gemacht werden. Zwei oder drei solche Lagen werden gemeiniglich auf einander gelegt, und man sorgt insonderheit dafür, daß das Tuch allenthalben von gleicher Dicke seyn möge, indem man einige von diesen zubereiteten Fasern auf die zu dünnen Stellen legt. Wenn das Wasser theils abgedunstet, theils abgelaufen ist, klebt die ganze Masse von Fibern dergestalt aneinander, daß man das Ganze in einem Stücke vom Boden aufheben kann. Hierauf wird es auf die glatte Seite eines dazu eingerichteten Bretes gelegt und mit einem andern Stücke harten Holzes geschlagen, worauf der Länge nach kleine Rinnen oder Furchen von verschiedener Breite eingeschnitten sind. Jede Seite dieses Holzes hat ihre besondern Furchen; auf der einen Seite sind sie größer, auf den übrigen stufenweise feiner. Sie schlagen es zuerst mit der gröbsten Seite dieses Klöpfels und nach und nach mit den feinern Seiten. Durch dieses Klopfen dehnt sich der Zeug vornehmlich in die Breite aus und gewinnt das Ansehen, als wenn er aus Fäden gewebt wäre. Durch solche Zubereitung kann der Zeug, der aus der Rinde des Maulbeerbaumes verfertigt wird, beinahe eben so dünn werden, als unser Nesseltuch. Es läßt sich auch sehr weiß bleichen; aber noch weißer und weicher wird es, wenn man es getragen, hernach gewaschen und von neuem geschlagen hat. Ihre Zeuge malen sie; denn sie verstehen sich nicht aufs Färben, sie überstreichen aber nur die eine Seite des Tuchs mit der Farbe.

Außer diesen Zeugen verfertigen sie auch Körbe und Matten, welche zuweilen sehr zierlich sind. Einige der-

selben sind sogar feiner und besser als die besten, die m
in Europa hat. Die gröbern Gattungen dienen z
zum Lager, worauf sie schlafen und sitzen. Die fei
tragen sie als Kleider in nassem Wetter. Sie ma
auch Stricke, Schnüre, Zugnetze, welches alles seh
aus dem Pflanzenreiche verfertigt wird. *)

Den nämlichen Kunstfleiß, den man bei den O
heitiern nicht genug bewundern kann, findet man auch a
den Freundschaftsinseln. Die häusliche Lebensart hä
hier das Mittel zwischen jener schweren Arbeitslast, di
alle Kräfte erschöpft, und der trägen Unthätigkeit, wobei
der Mensch erschlafft. Die Natur hat unter diesem Him-
melsstriche den Menschen so viel vorgearbeitet, daß si
das erste Extrem nicht zu fürchten haben, und gegen das
andere sichert sie ihre angeborne Lebhaftigkeit. Die Frauen-
zimmer haben daher hier nur leichte Verrichtungen, di
meistens im Hause abgethan werden können. Die Be-
schäftigungen der Mannspersonen hingegen sind von der
mühsamsten Art. Sie betreiben den Acker- Häuser- und
Kanotbau, oder Fischfang und alles übrige, was zu
Schiffahrt gehört. Die Verrichtungen der Frauenzimmer
sind blos auf die häusliche Arbeit beschränkt. Sie verfer-
tigen, wie die Otaheitier, Zeug aus Maulbeerrinde.
Dieser ist, wie jener, von verschiedener Feinheit. Die
gröbere Sorte wird schlechtweg, ohne irgend ein aufge-
drucktes Muster, gemacht; die feinern hingegen sind theils
gestreift, theils wie ein Damenbret gefleckt, oder auf man-
cherlei andere Art, und zwar mit verschiedenen Farben, ge-
zeichnet. Sie verfertigen auch Matten, die alles, was
Cook anderwärts in der Art gesehen hatte, sowohl an
Stärke, als Schönheit weit übertrafen. Es giebt deren
sieben oder acht Sorten, welche man theils zur Kleidung,
theils, um darauf zu schlafen, gebraucht. Die übrig

*) Cook's Reise um die Welt, in Hawkesworths Ge-
schichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3, S. 545 f.

Zeit bringen die Frauenzimmer mit allerlei kleinern Arbeiten zu; so verfertigen sie z. B. Kämme und Körbe aus eben dem Stoffe, wie die Matten, nämlich aus der Pandangspflanze, andere Körbe aus dem faserigen Gewebe, welches die Kokosnuß umgiebt. Diese letztern sind zuweilen mit kleinen Muschelkorallen durchwebt, dabei aber so zierlich und geschmackvoll ausgearbeitet, daß, wie Cook sagt, ein Fremder nicht umhin kann, ihre Geschicklichkeit und ihren geduldigen Fleiß zu bewundern. *) Sie scheinen auch wirklich in beiden Theilen die Otaheitier zu übertreffen.

Aber sie, wie die Freundschaftsinsulaner zum Theil die Otaheitier und die Bewohner der Gesellschaftsinseln übertreffen, übertreffen die Sandwichsinsulaner wieder jene, wenigstens in Ansehung des Geschmacks in den Zeichnungen, welche sie ihren Zeugen zu geben wissen. Zwar verfertigen sie ihre Zeuge aus demselben Materiale und auf dieselbe Art, wie auf den andern oben genannten Inseln; aber im Gegentheile zeigt sich der bessere Geschmack dieser Insulaner in der unendlichen Mannigfaltigkeit von Mustern und Figuren, womit ihre Zeuge bemalt sind. Wenn man ihre Zeuge mit denen der Chinesen und Europäer vergleicht, möchte man glauben, sie hätten diese Kunst von ihnen gelernt und selbige noch mit einigen Mustern von eigener Erfindung vermehrt. Es giebt hier noch eine besondere Art von dünneren Zeugen, welche so aussehen, als wenn sie mit Oel oder einer Art Firniß getränkt wären, wodurch das Wasser ziemlich gut abgehalten wird. Sie verfertigen auch eine große Menge schöner, weißer und dauerhafter Matten, denen auf der einen Seite rothe Streifen, oder auch geschobene Würfel und andere Figuren eingewürkt sind. Vermuthlich dienen sie in gewissen Fällen statt der Kleidung. Sie verfertigen auch andere

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. Bd. 2. S. 106.

gröbere, aber ebenfalls starke Matten, welche man auf die Erde ausbreitet, um darauf zu schlafen. Ihre Matten werden, wie auf den Freundschaftsinseln, von den Blättern des Pandangs geflochten, und sollen, sowol in Absicht der Dauer, als der Feinheit und Eleganz, alles Mattenwerk der ganzen Welt übertreffen. Sie sind auch, wie ihre Zeuge, nach verschiedenen Mustern mit allerlei Farben bemalt. Die Genauigkeit, womit sie die schwersten Muster ausführen, ist um so bewunderswürdiger, da sie keine Formen haben, sondern alles mit einem in die Farbe getauchten Stücke Bambus aus freier Hand malen, und diese Arbeit wird ganz und gar den Frauenzimmern überlassen. Noch verfertigen diese Insulaner aus den Kokosnußfasern eine Art Fächer, welche beide Geschlechter tragen. Ihre Angelhaken sind von Perlmutterschale und sehr sinnreich gemacht, wie auch ihre Netze u. dgl., welches alles vortrefflich ist.*) Man kann unmöglich bei den verschiedenen Handarbeiten dieser Insulaner verweilen, ohne selbigen einen sinnreichen Kopf, Erfindungsgeist, Geschmack und beträchtliche Fortschritte in der Kunstkultur zuzuerkennen.

So haben diese Bewohner der Südsee, ohne das Spinnen und Weben zu verstehen, durch ihre außerordentliche Erfindsamkeit sich Kleider zu verschaffen gewußt, die sowohl schön als zweckmäßig sind. In den andern Welttheilen und in den Erdstrichen, wo die Einwohner entweder ganz nackt gehen, oder sich blos mit Häuten bedecken, kann man sich nicht den geringsten Begriff vom Spinnen und Weben machen. So findet man bei den Kaffern, die nichts als Häute tragen, daß die täglichen Geschäfte der Weiber nur darin bestehen, daß sie irdenes Geschirr machen, welches sie eben so geschickt, wie die Männer, thun, ferner Körbe verfertigen und das Feld

*) Cook a. St. B. 2. S. 457. B. 3. S. 445 ff. Portlock's und Dixon's Reise um die Welt. Cap. 9.

earbeiten, daher es besäet werden kann, welches mit einer hacke geschieht, womit sie nur eigentlich das Land aufratzen, und diese ist ihr einziges Ackergeräth. *)

Obgleich die Kaffern mit dem Kunstfleiße einen guten Anfang gemacht haben, welches ich im vorigen Capiel gezeigt habe, und es verstehen, die Häute zu Kleiern zuzubereiten, so sind sie, mit ihren Thierhäuten zuriedem, leinener oder wollener Kleider nicht benöthigt; atürlicherweise also können sie das Spinnen und Weben eder erfinden noch zum Zweige ihres Kunstfleißes machen, he sie geneigt werden, andere Materialien zu ihrer Beeckung zu gebrauchen. Eben dieses ist auch bei verschieenen andern Völkern der Fall. Aber nichts desto weniier ist diese Kunst allmählig erfunden worden. Wo sie ngefangen hat, darüber gibt die Geschichte uns keine ichere Auskunft. Nur so viel ist gewiß, daß diese Erindung an einigen Orten sehr alt ist. Es ist auch mögich und höchst wahrscheinlich, daß diese Kunst nicht an Einem Orte ihren Anfang genommen, noch sich von daer ausgebreitet hat. Sie kann allmählig durch glückliche Zufälle in ganz verschiedenen, von einander weit entfernen Gegenden erfunden worden sein. Jetzt findet man sie n verschiedenen Orten in allen Welttheilen, die Inseln m Südmeere allein ausgenommen, unter den ganz rohen Völkern, und nur von diesen rede ich in diesem Capitel.

Den Kunstfleiß, dessen oben Erwähnung geschehen, indet man zwar bei den Bewohnern von Nutka, er hat iber bei ihnen keine sonderliche Vollkommenheit erreicht. Die Ursache hiervon ist wohl nicht blos der rauhe Himmel, inter welchem sie wohnen, sondern vorzüglich die unsanfte Art, wie die Weiber von ihren Männern behandelt weren. Obgleich sie zärtliche Mütter und liebevolle Ehegatten sind, so werden sie doch von ihren Männern ganz wie

---

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 240.

Lastthiere und Sklaven behandelt. Außer der Küche und der Haushaltung ist alle schwere Arbeit ihnen überlassen. Sie müssen wilde Früchte und alle eßbare Gewächse in den Wäldern sammeln, wie auch Muscheln auf den Felsen und längs der Seeküste, wo sie in Menge gefunden werden. Sie müssen, wenn die Männer von ihren Fischereien nach Hause kommen, die Böte ausladen, aufs Land ziehen und mit Zweigen bedecken, um sie gegen die Gewalt der Witterung zu beschützen. Sie müssen die Seeotterfelle reinigen, sie in Rahmen ausspannen und die Fische zum Trocknen bereiten. Dieser täglichen Verrichtung ungeachtet müssen sie des Nachts wachen, um bei einem feindlichen Ueberfalle die Männer wecken zu können.*) Bei Frauenzimmern, die einer beständigen Sklavenarbeit unterworfen sind, ist nicht viel Kunstkultur zu erwarten; nichts desto weniger verrathen doch ihre Handarbeiten einen höhern Grad von Nachdenken, als man von den natürlichen Anlagen dieses Volkes und seinen sehr geringen Fortschritten in der Kultur erwarten sollte.

Der vorzüglichste Gegenstand ihrer Manufacturen sind ihre leinene und wollene Kleidungsstücke. Die erstern werden nicht aus Lein, sondern aus der Rinde einer Art von Fichte bereitet, welche vorher zu einer Hanf ähnlichen Substanz geschlagen worden ist. In Ansehung der Materialien sind sie den Bewohnern der Südsee ähnlich, aber in Rücksicht der Behandlungsart und der Bearbeitung dieses Hanfes, oder eigentlich dieser Fasern, sind sie von ihnen ganz verschieden. Diese Fasern werden aber nicht gesponnen, sondern auf einem Stocke ausgebreitet, der auf zwei andern, aufrecht in der Erde stehenden befestigt ist. Durch diese Fasern schieben sie geflochtene Fäden, die ungefähr einen halben Zoll weit von einander laufen. Ihre wollenen Zeuge werden vermuthlich auf eben diese Art

*) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Th. 1. S. 282.

verfertigt; doch ist es zu vermuthen, daß die Wolle gesponnen wird. Die Zeuge selbst sind von verschiedener Feinheit. Einige sind unserm gröbsten Fries ähnlich; andere kommen den feinern Sorten unsrer Flanelle näher, ja sie sind sogar weicher und wärmer. Die Wolle, wovon sie gemacht werden, scheint zweierlei verschiedenen Thieren zu gehören, dem Fuchs und dem braunen Luchs. Die letztere ist bei weitem die feinste. Die Figuren, womit diese Zeuge verziert zu sein pflegen, sind mit Geschmack angebracht und gemeiniglich von einer andern Farbe.*) Hieraus sehen wir, daß diese Indianer, obgleich sie zu spinnen verstehen, noch nicht so weit gekommen sind, daß sie weben gelernt haben. Den Anfang haben sie damit gemacht, die Schießspule kennen sie aber nicht. Was andere kultivirtere Völker durch Maschinen thun, das thun diese bloß mit der Hand, und kann also im eigentlichen Verstande Manufacturarbeit genannt werden. Diese zeigt aber doch immer Kunstfleiß und Erfindungsgeist.

Viel weiter sind die Indianer in den südlichen Theilen von Amerika in dieser Kunst nicht gekommen. Am Oronoko spinnen die Weiber sehr fein und weben Zeuge aus dem Gespinnste, ohne unsere Werkzeuge zu dieser Arbeit zu haben, und die Geräthschaften, deren sie sich dazu bedienen, sind im höchsten Grade unvollkommen. Dessen ungeachtet sind die Zeuge, welche sie verfertigen, gar nicht schlecht, und sie verstehen auch die Kunst, ihre Schönheit durch eingewirkte Fäden von verschiedener Farbe zu erhöhen. Ihr Meisterstück aber ist die Verfertigung von Hangematten. — Die Weiber machen auch selbst ihr Küchengeräth, als Töpfe, Krüge, Schüsseln, Teller u. dergl. Diese sind zwar von grober Arbeit, aber sie leisten ihnen doch vollkommen die Dienste wie feineres Geräth. Diese Gefäße werden aus Thon verfertigt, aber

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 65. u. 72.

die Kunst, sie zu glasiren, verstehen sie nicht. Zwar suchen sie ihren Trinkgeschirren und Schüsseln eine Art von Glasur zu geben, indem sie solche inwendig mit einer Art von Harz überziehen; diese Glasur ist aber gar nicht dauerhaft, besonders wenn man etwas Heißes hinein gießt.*)

Bei den Chiquitos, einem Volke in Paraguay, ist Spinnen und Weben auch gebräuchlich. Die Weiber besorgen nicht allein das Hauswesen und tragen Holz und Wasser in ihre Hütten, um Reiß und Mais zu kochen, sondern spinnen auch Baumwolle zu ihren Kleidern und Hängematten, deren sich aber nur bloß die Verheirathern bedienen. Die übrigen haben nichts als Matten, die auf Stücken Holz liegen.**) Auch die Peruaner haben vor der Ankunft der Europäer zu spinnen und zu weben gewußt; denn man fand in ihren Gräbern gewebte baumwollene Zeuge, welche sie brauchten, sich damit zu bedecken. Gemeiniglich waren sie weiß; einige hatten auch rothe und blaue Streifen.***)

So ist das Spinnen und Weben, wo man diese Künste erfunden hat, das Geschäft der Weiber. Das Letztere ist nur an einigen Orten die Verrichtung der Männer. So spinnen z. B. bei den Mandingos die Weiber die Baumwolle, färben das Zeug und nähen es. Das Weben wird aber von den Männern verrichtet. Ihr Weberstuhl ist eben so eingerichtet, wie der europäische; er ist aber so schmal, daß das Gewebe selten mehr als vier Zoll breit ist. Diese Kunst ist unter ihnen so allgemein, daß fast jeder Sklave weben und jeder Knabe nähen kann.****)

---

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gili. S. 390.

**) Geschichte von Paraguay, von Charlevoix. Buch 4. S. 220.

***) De Ulloa's physikalische und historische Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika. Th. [illegible] Abschn. 21.

****) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Park. Abschnitt 21.

ber die Einrichtung ihres Weberstuhles zeigt uns, daß ie diese Kunst zu keiner Vollkommenheit gebracht haben. Nichts desto weniger haben diese Neger in diesem Kunstfleiße vieles vor denjenigen voraus, die nur die Fäden quer urch die andern herabhängenden mit der Hand durchtecken.

In den nördlichen Gegenden Asiens stehen die Frauenimmer in Ansehung des Kunstfleißes denjenigen weit nach, ie die südlichen Gegenden bewohnen, wie die nördlichen Bewohner von Amerika einigen von den Völkern, die das idliche Amerika bewohnen, bei weitem nicht gleich geommen sind. Die sanften Himmelsstriche tragen nicht llein vieles zur Weckung und Entwickelung des Erfinungsvermögens bei, sondern die Erzeugnisse der sanftern Erdstriche geben auch demselben mehr Nahrung. Deswegen ist, in Absicht des Kunstfleißes, ein himmelweiter Unerschied zwischen den Kamtschadalen und Hindostanern, wischen den Bewohnern von Unalaschka und den Chiesen.

Zur Kleidung und zu allerlei Hausgeräth brauchen die Kamtschadalen verschiedene Producte des Pflanzenreiches. Auf der Seeküste wächst eine gewisse weißliche hohe Pflanze, die dem Waizen gleicht. Aus dieser flechten sie Matten, die ihnen zu Vorhängen und Decken dienen. Sie machen uch Mäntel davon. Ihre schönste Arbeit aber sind die leinen Beutel und Körbchen, in welchen die Weiber ihre Kleinigkeiten verwahren. Sie sind mit Pferdehaaren und Ballfischbärten geziert, denen man verschiedene Farben ibt. Von der noch grünen Pflanze verfertigen sie große Säcke, worin sie ihren Wintervorrath an Fischen, Kräuern und Wurzeln aufbehalten. Sie brauchen sie auch ur Bedachung ihrer Häuser und Hütten. Von einer anern Pflanze, die in morastigen Gegenden wächst, mahen sie Zeuge, die den Kindern statt des Hemdes und der Windeln dienen. Sie winden sie auch um ihre Beine statt er Strümpfe. Die Weiber umwinden gleichfalls den

bloßen Leib damit, weil sie glauben, daß die Wärme dieser Pflanze sie fruchtbar mache. Weil es hier allenthalben an Flachs und Hanf fehlt, so vertreten die Nesseln deren Stelle, woraus die Kamtschadalen Garn und Fischnetze machen.*)

Auf Unalaschka haben die Weiber allerlei Nähterei. Sie sind hier nicht allein Schneider und Schuster, sondern sie überziehen auch die Böte mit Häuten. Sie flechten ferner Matten und Körbe von Gras, die schön und fest sind. Sie bekümmern sich nicht um andere Werkzeuge, als Nähnadeln, welche sie sich sonst von Knochen machen. Mit denselben nähen sie nicht nur die Häute ihrer Kanots und ihre eigene Kleidung, sondern verfertigen auch eine Art von Stickerei, wozu sie, statt des Zwirns, Sehnenfasern nehmen, die sie so dünn spalten, als jede Arbeit es erfordert.**) So weiß sich der Mensch durch seinen Erfindungsgeist unter allen Himmelsstrichen zu behelfen. Ihre Arbeiten, an denen man überhaupt eine Art von Zierlichkeit bemerkt, beweisen, daß es ihnen weder an Geschick noch an Geduld fehlt; die Natur aber ist ihnen zuwider; die Produkte derselben sind ihnen nicht behülflich, ihren Kunstfleiß einigermaßen zu vervollkommnen.

Diesen Zweig des Kunstfleißes, die Stickerei, findet man auch bei den norwegischen Lappen. Außer der Zubereitung der Fuchs-, Renuthier-, Otter- und Kalbfelle weben die Weiber der Lappen auch ihre Decken und sticken mit zinnernen Fäden ihre Kleider, Pelzhandschuh u. dgl. Das sonderbarste ist, daß wie die Weiber hier die Thierhäute zubereiten, welches wohl eher ein Geschäft der Männer wäre, so bereiten die Männer die Speisen.

*) Krascheninnikow's Beschreibung von Kamtschatka; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 272 ff.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 254 ff.

Der Mann thut das, was gekocht werden soll, in den Topf, sitzt dabei während des Kochens, und richtet es an, wenn es fertig ist. Mit der Abwaschung ihrer Gefäße aber geben sie sich nicht ab. Solches geschieht nur selten. Wenn sie daraus gespeist haben, lecken sie sie rein. — Was die Ursache sein könne, daß die Männer diese Zubereitung der Speisen übernehmen, die sonst überall Geschäft der Weiber ist, kann ich nicht sagen. Nur so viel ist gewiß, daß sie es nicht zum Zeitvertreibe thun; denn an Arbeit fehlt es ihnen nicht, indem sie ihre hölzernen Schalen und Schüsseln, Löffel aus Rennthierhorn, Schlitten u. dgl. selbst verfertigen.*)

Eben diesen Kunstfleiß bei den Weibern, und dieselbe Sitte bei den Männern findet man auch unter den russischen Lappen. Die Weiber stricken Netze, trocknen Fische und Fleisch, melken die Rennthiere, machen Käse, gerben Häute, spalten Thiersehnen zu Zwirn, ziehen Zinndrath, wobei sie Löcher brauchen, die in Rennthierhörner gebohrt sind. Sie nähen Kleider, sticken sie mit Zinn-, Silber- und unächten Goldfäden, nähen das Zeug mit Wolle aus und färben es. Hieraus erhellet, daß sie ihren Kunstfleiß zu einem höhern Grade von Zierlichkeit, als die norwegischen Lappen, gebracht haben. Allein die Männer, die ihre Weiber die Häute gerben lassen, besorgen die Küche und das Kochen. Und doch haben sie ohnehin Arbeit genug; denn außer der Rennthierzucht, Fischerei und Jagd verfertigen sie ihre kleinen, leichten und dichten Böte, ihre Schlitten, die Böten ähnlich sind, Rennthiergeschirre, allerlei hölzernen Hausrath, als Schalen, Becher u. dgl., welches sie zum Theil sauber schnitzen, oder mit Zinn, Knochen oder Horn auslegen.**) Die Ursache der bei diesem Volke

*) Leems Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 14.

**) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, von Georgi. Erste Ausgabe. S. 6.

üblichen Sitte, daß die Männer die Küche besorgen, kann ich eben so wenig ausfinden, wie bei den norwegischen Lappen. Vielleicht trauen diese und jene ihren Weibern nicht Reinlichkeit genug zur Bereitung der Speisen zu. Dieß ist aber blos meine Muthmaßung.

So habe ich gezeigt, worin der Kunstfleiß des Frauenzimmers unter den rohen Völkern besteht, und welche Fortschritte man darin gemacht hat. Außer der Verfertigung von Matten, Beuteln, Säcken, welche, im Verhältnisse zu ihrem Geschmack oder den Bedürfnissen des Himmelsstriches, mehr oder weniger zierlich sind, bestehen ihre häuslichen Geschäfte hauptsächlich im Spinnen, Weben, Färben, Kleidernähen und endlich an einigen Orten im Aussticken der Nähterei. Alle diese Arbeit muß natürlicherweise nach der Beschaffenheit der Materialien, die sie zu verarbeiten haben, und der Geräthschaften, die sie zu ihren Arbeiten brauchen, mehr oder weniger vollkommen sein. Bevor ich aber dieses Capitel schließe, will ich noch kürzlich zweierlei Erfindungen für das häusliche Leben erwähnen, welche sowohl wegen ihres Nutzens, als des Erfindungsgeistes, der dadurch an den Tag gelegt wird, bemerkenswerth sind.

Ehe die Menschen das Feuer gefunden hatten, mußten sie natürlicherweise, wie die Thiere, sich zur Ruhe legen, wenn es zu dunkeln anfing, und konnten erst mit der Sonne aufstehen. Als sie sich Feuer zu verschaffen gelernt hatten und erfuhren, daß das Feuer sowohl leuchtete als erwärmte, waren sie darauf bedacht, sich Licht zu verschaffen, wodurch sie gewissermaßen den Tag verlängern konnten. Sie sahen, daß Holz, wenn es angezündet ward, Licht von sich gab. Die erste Erfindung mußte also wahrscheinlich darin bestehen, daß man, um sich Licht zu verschaffen, ein Stück Holz anzündete und, wenn es ausgebrannt war, ein anderes anzündete. — So fanden die Europäer es bei den Mexikanern. Weiter waren sie noch nicht gekommen. Sie hatten

alg- noch Wachslichter, noch Oel zum Brennen. Zwar fehlte es ihnen nicht an verschiedenen Arten von Oel, auch lieferten ihnen ihre Bienen viel Wachs; es war ihnen aber noch nicht eingefallen, daß sie Lichter daraus verfertigen konnten. Sie brannten daher nur eine gewisse Art von Holz, welches zwar ein helles Licht und einen angenehmen Geruch gab, aber zugleich die Häuser voll Rauch und Ruß machte. *)

Das Unbequeme einer solchen Beleuchtung mußten die Menschen bald fühlen. Sie fingen daher in verschiedenen Gegenden an, andere Mittel zu erfinden, die ihnen das nöthige Licht verschafften, ohne so viele Unbequemlichkeiten zu verursachen. — So machen sich die Otaheitier Lichter aus den Kernen einer gewissen öligten Nuß. Durch diese Nüsse stecken sie ein langes, dünnes, spitziges Holz, welches ihnen statt eines Dochtes dient. Wenn der oberste Kern angezündet wird, brennt es bis an den zweiten herab, und verzehrt zugleich den Theil des dadurch gesteckten Holzes. Der zweite Kern entzündet sich alsdann und brennt auf die nämliche Art bis an den dritten hinab, und so ferner bis an den letzten. Einige von diesen Lichtern brennen ziemlich lange und geben eine genügsame Helle. Nach Sonnen-Untergang bleiben die Otaheitier selten länger als eine Stunde lang auf, und dann werden diese Lichter ausgelöscht; wenn aber Fremde im Hause übernachten, so pflegen sie die ganze Nacht hindurch Licht zu brennen, zwar eben nicht, um diesen fremden Reisenden eine Ehre zu erweisen, sondern, wie Cook meint, um diejenigen von den Frauenspersonen, mit denen Gunstbezeugungen sie die Fremden nicht beehrt wissen wollen, in desto genauerer Aufsicht zu halten. **)

So wie die Otaheitier in diesem Stücke um einen

*) Clavigero's Geschichte von Mexiko. Buch 7. Absch. 68.

**) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 610.

keinen Schritt weiter, als die Mexikaner, gekommen seyn; so sind die Indianer am Oranoko wieder weiter gekommen, als die Otaheitier. Zwar bedienen sie sich selten eines Lichts, und begnügen sich gemeiniglich mit dem Schein des Feuers; wenn sie aber Licht haben wollen, so stecken sie ein trockenes Spänchen in ein irdenes Gefäß und gießen Schildkrötenöl darauf. Dieses Oel, welches die Eier der Schildkröten ihnen liefern, wird auf folgende Art bereitet: Sobald die Schildkröten ihre Eier gelegt haben, bekümmern sie sich nicht weiter um sie. Da die Indianer aber, außerdem daß sie erwähntes Oel aus ihnen ziehen, sie auch gern essen, so suchen sie sich ihrer sogleich zu bemächtigen. Nachdem sie große Haufen davon gesammelt haben, werden die Böte ans Ufer gezogen und beinahe bis an den Rand mit Wasser gefüllt. In diese werden die Eier von den Männern geworfen. Im Wasser sinkt der Dotter auf den Boden, der weiße und leichteste Theil aber schwimmt, wie flüssige Butter oder Oel, auf der Oberfläche. Dieses wird mit gewissen Löffeln, die aus Kürbissen gemacht sind, abgeschöpft und in große Töpfe gethan. Die Weiber kochen dieses Oel, weil es sich roh nicht lange halten würde. Nachdem es gekocht worden, füllen die Eingebornen es in Kürbisse, welche, wenn sie gehörig ausgehöhlt sind, die Dienste der besten Flaschen vertreten. Wenn dieses Oel nicht hinlänglich gekocht wird, verdirbt es leicht und wird stinkend. Außerdem aber muß man in jede Flasche eine gewisse Portion Salz thun, und alsdann hält es sich ein ganzes Jahr lang, und nach dieser Zeit ist es noch immer zum Braten tauglich. So lange dieses Oel frisch ist, hat es vollkommen die Farbe des Olivenöls, und der beste Kenner kann es kaum durch den Geruch davon unterscheiden.*)

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii S. 334. u. S. 72. ff.

Diese Indianer sind also so weit gekommen, daß sie ich eine Art Lampen verschafft haben, und diese Erfinung ist unter den kalten Himmelsstrichen sehr allgemein. Sie brauchen sogar diese Lampen an verschiedenen Orten owohl zum Licht als zur Wärme. Auf der Insel Unaschka sieht man nirgends Feuer in den Wohnungen. Sie verden durch eine Art Lampen von einfacher Erfindung u gleicher Zeit erleuchtet und geheizt. Eine solche Lampe esteht in einer Steinplatte, die an der einen Seite eine ellerförmige Vertiefung hat. In diese gießen sie Oel und egen etwas dürres Gras hinein, welches die Stelle des Dochtes vertritt. Wenn sie sich erwärmen wollen, setzen Männer und Weiber eine solche Lampe zwischen die Beine nd kauern einige Minuten lang darüber.*). Es ist bekannt, daß die Grönländer ebenfalls bei einer einzigen ampe, worin sie Thran brennen, sowohl ihre Speisen ochen, als auch ihre Wohnungen heizen und erleuchten. Die Grönländer haben folglich auch ihre Thermolampen, nd haben noch außerdem den Vortheil davon, daß sie ihre Speisen dabei kochen können. Obgleich man das Grobe nd Plumpe, das Stinkende und Schmutzige in ihren Einichtungen sieht, so kann man doch den Erfindungsgeist ieser rohen Menschen und die Klugheit, mit welcher sie ie Produkte, die ihr Klima ihnen darbietet, anzuwenden vissen, nicht genug bewundern.

Eine zweite Erfindung, die wegen der nützlichen Anwendung derselben im Hauswesen noch angemerkt zu verden verdient, ist der Gebrauch des Salzes. Ohne Zweifel haben die Menschen das Meersalz auf die Art ennen gelernt, daß sie gesehen haben, wie das Wasser, wenn es in eine Vertiefung gekommen war, Salz zurück elassen hatte, nachdem das Wasser weg war. Dieses st daher die Art, wie die Bewohner der Sandwichsinseln

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 256.

sich Salz verschaffen. Sie machen Salzpfannen
Thon, die gewöhnlich sechs bis acht Fuß ins Ge
haben und acht Zoll tief sind. Diese Pfannen en
man auf einer Steinlage nahe am Ufer, leitet das S
wasser in kleinen Gräben bis an die Pfannen, schö
hinein, und überläßt dann der Sonne, die Ausdün
des Wassers zu befördern, wornach das Salz nach
welches sehr gut sein soll.*) Dies muß natürlich
die älteste Art sein, sich Salz zu verschaffen, ...
diese Art konnten die Menschen Salz haben, ...
Gebrauch des Feuers kannten. Dieses Nahrungsmi
wurde nicht nur wichtig für die Menschen, als ...
Nutzen desselben zur Erhaltung der Nahrungsmittel ke
nen gelernt hatten, sondern verschiedene Völker mach
sogar viel aus dem Geschmack des Salzes. Bei d
Mandingos ist Salz die größte Leckerei. Man sieht Kin
der an einem Stücke Steinsalz saugen, als wenn es Zuk
ker wäre.**) In Abyssinien wird das Salz so hoch ge
schätzt, daß ein jeder ein Stück davon in einem Beutel
trägt, der an seinem Gürtel hängt. Wenn zwei Freunde
einander begegnen, nehmen sie ihr Salz heraus, ge
einander es zum Saugen hin und stecken es darauf wi
in den Beutel. Es wäre eine große Unhöflichkeit, w
man dies nicht thun wollte.***) Diese Ceremonie ist
bei ihnen das nämliche, als bei uns einander eine
Tabak zu bieten. Der Geschmack ist verschieden, und
die Verschiedenheit desselben läßt sich nicht streiten.
Unterschied ist, daß unsere Höflichkeitsbezeigung (
wiewohl auch nur wenig, reinlicher ist. An einem
Salz zu saugen, an dem wohl Hunderte gesogen
ekelt unsern feinern Gefühlen an; allein Tabak un

---

*) Cook a. St. S. 447.

**) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo
Abschnitt 21.

***) Voyage historique d'Abissinie, par Lobo S.

Dose zu nehmen, worin vielleicht eben so viele unreine Finger gewesen sind, verursacht uns keinen Ekel. Das macht die Gewohnheit.

Kap. 4.

Die Annäherung des Kunstfleißes zur Vollkommenheit.

Aus dem Vorhergehenden hat der Leser gesehen, wie weit die rohen Völker aller Welttheile es im häuslichen Kunstfleiße gebracht haben. Einige haben es weiter als andere gebracht, und andere stehen auf einer niedrigern Stufe, im Verhältnisse zu den Materialien, die ihr Klima ihnen darbietet, und den mehr oder weniger vollkommnen Geräthschaften, die sie zur Verarbeitung derselben haben. Bei einigen kann auch der Erfindungsgeist mehr geweckt worden sein, als bei andern, entweder durch irgend einen glücklichen Zufall, oder durch einen oder den andern von ihrem Volke, den die Natur mit größern Talenten ausgerüstet haben kann, als die übrigen, woraus denn auch größere Fortschritte im Kunstfleiße folgen. Einen solchen höhern Grad von Entwickelung des Erfindungsgeistes und die daraus fließenden größern Fortschritte findet man unter verschiedenen Himmelsstrichen. Die Indianer an der Franzosen-Bai, auf der nordwestlichen Küste von Amerika, haben eher hierdurch, als durch die Vorzüglichkeit der Materialien, es im Kunstfleiße weiter gebracht, als man sonst von diesem Volke sollte erwarten können. Sie verstehen Eisen zu schmieden, Kupfer zu verarbeiten, die Haare verschiedener Thiere zu spinnen, und mit der Nähnadel aus dieser Wolle ein Gewebe zu machen, das einige Aehnlichkeit mit der Tapeten-Arbeit der Franzosen hat. Schmale Streifen von Seeotterfellen, die sie abwechselnd darauf nähen, geben ihren Mänteln das Ansehen des feinen Plüsches. Nirgends weiß man mit mehr Kunst Hüte

und Körbe von Binsen zu flechten, in denen ziemlich artige Zeichnungen angebracht sind. Sie schneiden in Holz und Stein allerlei erträgliche Figuren von Menschen und Thieren aus, machen mit Muscheln kleine Kästchen von eingelegter Arbeit, deren Gestalt ganz zierlich ist. Den Serpentinstein schneiden sie zu Verzierungen, und geben ihm die Glätte des Marmors.*) Es ist nicht zu läugnen, daß dieses Volk in der Kunstkultur gute Fortschritte gemacht hat; es sind aber nicht so sehr seine vorzüglichen Materialien, als vielmehr seine aufgewecktere Erfindsamkeit, welcher es diese größern Fortschritte zu danken hat. Es ließen sich mehrere Beispiele hiervon anführen, und einige sind im Vorhergehenden vorgekommen, woraus man sieht, daß einige der wilden und rohen Völker es in der Kunstkultur weiter gebracht haben, als man bei ihren schlechten Materialien und ihrem schlechten Werkzeuge von ihnen erwarten sollte, und daß also die Fortschritte, die sie gemacht haben, hauptsächlich ihrem fruchtbaren Erfindungsgeist und ihrem angebornen Kunstgenie zugeschrieben werden können.

Aber nichts desto weniger haben die Bewohner der schönen Himmelsstriche Asiens es in allen Arten von Kunstkultur viel weiter gebracht, als alle übrige Bewohner der Erde, die Europäer ausgenommen. Zwar haben die Insulaner es nicht so weit gebracht, als die andern Asiaten auf dem festen Lande; es gibt aber doch einige, deren Genie, Erfindungsgeist und Kunstfleiß weiter geht, als in andern Welttheilen. Ich will, zum Beweise hiervon, blos Samar, eine von den philippinischen Inseln, nennen. Die Einwohner dieser Insel haben kein anderes Waffen- und Werkzeug zu ihrer Arbeit als eine Art von Hirschfänger. Sie bedienen sich derselben, die dicksten Bäume zu fällen, aus denen sie ihre Piroguen machen. Wenn dieses Instrument abgenutzt ist, kommt es in die

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 1; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 16. S. 5[illegible]

hände der Weiber, die damit die Erde aufwühlen. —
So leicht es den Bewohnern dieser Insel ist, sich zu näh-
en, eben so wenig Mühe und Aufwand verursacht ihnen
die Kleidung. Doch sollen sie etwas haben, und dieses
bereiten sie fast auf dieselbe Art, wie die Bewohner der
Inseln im Südmeere. Auf ihrer Insel wächst eine Art
von Bananasfeigen, deren Rinde aus solchen Zasern be-
steht, die sich, wenn man sie faulen läßt, sehr leicht
von einander ablösen. Die Indianer verstehen die Kunst,
diese an einander zu fügen und eine sehr feine Leinwand
daraus zu verfertigen, welche zwar im Anfang nicht sehr
geschmeidig ist, aber es doch in der Folge wird, wenn sie
mit Kalk zubereitet ist. Außer dieser Leinwand werden
auch noch Stricke daraus verfertigt. Diese Indianer sind
auch zu allen Arten von Künsten und Handwerken aufge-
legt, ob sie gleich wegen ihrer geringen Uebung in keinem
einen Grad von Vollkommenheit erreichen. — Den oben
erwähnten Hirschfänger brauchen sie zu allerlei. Mit die-
sem einzigen Werkzeuge fällen sie nicht allein Bäume, son-
dern höhlen auch damit ihre Piroguen aus, graben Zeich-
nungen auf Bambusröhre ein und machen ausnehmend
feines Schnitzwerk, obgleich sie freilich manchmal etwas
plump und roh arbeiten, nachdem sie ihre Laune oder ihr
Bedürfniß dazu auffordert. Doch gibt es gewisse Dinge,
die sie wirklich zu einem hohen Grade von Vollkommenheit
bringen. Sie flechten z. B. Binsenmatten, die so fein
sind, daß man sie bei einer Länge von sechs Fuß bequem
in der Tasche tragen kann, und diese sind überdies sehr
schön gearbeitet, mit allerlei Figuren und mit sehr leb-
haften Farben, die sie aus der Rinde gewisser Bäume
verfertigen, ausgemalt.

Ich habe oben gesagt, auf welche Art sie aus den
Zasern des Bananas-Feigenbaumes Leinwand verfertigen;
obgleich sie aber dieß thun, sind sie doch deshalb nicht der
Weberei unkundig. Aus den nämlichen Fasern weben sie
auch artige Zeuge, mit Seide oder Baumwolle untermischt.
Die Weberei ist bei ihnen so allgemein, daß man kein ein-

ziges Haus finden wird, worin nicht ein Webestuhl z
eigenen Gebrauche wäre. Sie sticken auch außerorden
lich feine Seidenstoffe. Mit einem Worte, das ist e
Volk, dessen Geschicklichkeit und Erfindungsgeist man,
dem Berichte des De Page's zufolge, nicht genug rühm
kann. Man sieht, daß dieses Volk in den warmen Ge
genden Asiens einheimisch ist.*)

So könnte man leicht mehrere von den asiatisch
Inseln anführen, deren Einwohner sich durch beträcht
Fortschritte in der Kunstkultur vor vielen andern, ja
den meisten Bewohnern der andern Welttheile auszeichn
allein sie müssen doch alle den Einwohnern des festen La
des in den südlichen Gegenden Asiens den Vorzug lass
Hier vereinigen sich Kunstgenie, Geschmack, Erfindun
geist, vortheilhafte Naturprodukte und vollkommnere Ge
räthschaften zur Bearbeitung derselben, um ihre versch
denen Arbeiten zu einem hohen Grade von Vollkommenh
zu bringen, allein dessen ungeachtet haben sie bis zu d
Höhe der europäischen Kunstkultur nicht erreicht, weil d
Kunsttheorie der Europäer und die verschiedenen Wiss
schaften ihnen mangeln, welche erforderlich sind, um ihr
Arbeit, sowohl in Rücksicht der Ausarbeitung als des Ge
schmacks, den höchsten Grad von Vollkommenheit zu geben

Um die Fortschritte dieser Asiaten im Kunstfleiße z
zeigen, will ich zuerst die Türken und zuletzt die Chines
anführen. Obgleich diese Nationen etwas Rohes in ihre
Charakter haben, und die Verstandeskultur ihnen mange
so können sie doch nicht, was die Kunstkultur betrif
unter die rohen Völkerschaften gerechnet werden. — M
glaubt insgemein, daß die Türken keinen Geschmack
Künste, keine Geschicklichkeit zu nützlichen Handarbe
haben, und daß sie es in keinem Stücke sonderlich w
bringen. Aber Reisende, die mit unpartheiischen Au
ihre Arbeit betrachten, finden es ganz anders. Der
Sestini vertheidigt sie in diesem Stücke und versichert,

*) De Page's Reisen um die Welt. Th. 2. S. 170 f

e in den meisten Künsten und Gewerben, die sie treiben, sehr geschickt sind. Es mangelt ihnen nicht an sehr guten Schneidern. Ihre Kleider selbst, man mag nun den Zuschnitt, den feinen Stich, oder die Dauer der Naht betrachten wollen, übertreffen bei weitem die, welche die geschicktesten Hofschneider in Europa liefern, und Schuster haben sie so geschickt, daß die europäischen Schuster gegen sie nur Pfuscher sind. — In dieser Lobrede ist zwar etwas übertriebenes; die Engländer würden ohne Zweifel gegründete Einwürfe dagegen machen; aber dessen ungeachtet hat meine eigene Erfahrung mich überzeugt, daß sie in diesem Stücke vollkommen den Namen der Geschicklichkeit verdienen. — Die Art, wie sie ihr Leder gerben, ist vorzüglich gut, und im Färben desselben hat es ihnen noch kein Volk gleich gethan. Im Stahl verfertigen sie die vortrefflichsten Sachen. Sie haben Kalpakweber, die mit solcher Geschicklichkeit arbeiten, daß selbst Kenner ihre aus Schaafswolle verfertigten Sachen nicht von Hasen-, Kaninchen-, Kameel- oder Ziegenhaar unterscheiden können. Die Kunst, in Kupfer zu arbeiten, ist hier von jeher im Gange gewesen. Es giebt auch keine Nation, die so viel kupfernes Geräth gebraucht, als die Türken, und ihre Art, diese Geräthe zu verzinnen, verdient Bewunderung. In Brussa, sagt Sestini, zählt man wenigstens tausend Weberstühle, auf welchen seidene Stoffe und andere Zeuge, die aus Seide und Baumwolle bestehen, verfertigt werden. Bei den Türken wird außerdem geblümter Sammt verfertigt, womit die Sofakissen überzogen werden. Sie haben auch Musselin-Manufacturen und dergleichen mehr. Er behauptet endlich, daß er nie zu Ende kommen würde, wenn er die verschiedenen Künste und Handwerke alle herrechnen wollte, worin die Türken Meister sind.*)

*) Nachrichten von einer Reise ins asiatische Griechenland, von Sestini, Brief. 25. in neue Sammlung von kleinen interessanten Reisebeschreibungen. Th. 4. S. 284. f.

Chardin gibt uns eine Beschreibung von dem Kun
fleiße der Perser; allein so wie Sestini auf der einen Se
sein Lob zu übertreiben scheint, so übertreibt Chardi
nen Tadel auf der andern. Wenn er über die Künste u
Handwerke in Persien die allgemeine Bemerkung mac
daß die Morgenländer faul und müssig sind, und daß
nur für das durchaus Nothwendige arbeiten, so gilt da
erstere nur von den Reichen; von der arbeitenden Kla
des Volks gilt es durchaus nicht, indem diese eben so a
beitsam und fleißig ist, als irgend eine Nation in Eur
Was das letztere betrifft, daß sie nur für das arbeiten,
was durchaus nothwendig ist, so widerspricht er selbst i
Nachfolgenden dieser Beschuldigung, wo er zeigt, da
sie nicht blos für das Nothwendige, sondern sogar f
Pracht arbeiten, und Pracht kann man doch wohl n
unter die Bedürfnisse des menschlichen Lebens rechnen.
Uebrigens gibt er uns diese Beschreibung von dem Kunst-
fleiße der Perser: Alle schöne Werke der Malerei, Bild-
hauerkunst, Drechselarbeit und dergleichen, deren Schön-
heit in der Nachahmung der Natur besteht, haben bei die-
sen asiatischen Völkern gar keinen Werth. Sie glauben,
daß diese Dinge, weil sie nicht zu den Bedürfnissen des
Lebens gehören, der darauf verwandten Mühe gar nicht
werth seien. Aus dieser Ursache, sagt er, sind ihre Künste
wenig kultivirt. Die Perser sind auch nicht, nach seiner
Behauptung, zu neuen Erfindungen aufgelegt. Sie
glauben, daß sie alles haben, was zu den Bedürfnissen
und Bequemlichkeiten des Lebens gehört; das übrige kau-
fen sie lieber von den Fremden. — Allein obgleich Char-
din ihre Gleichgültigkeit gegen Künste tadelt, so muß e
doch, was ihre Handwerke betrifft, grossentheils ih
Kunstfleiß rühmen. — Die Handwerker, sagt er, bra
chen in Persien wenig Handwerkszeug. Es ist fast un-
glaublich, wie leicht sich ein Arbeiter niederlassen kan
Die meisten haben weder Boutiquen noch Werkstätte. Sie
arbeiten aller Orten, wo man sie verlangt, und tragen

ir Handwerkszeug bei sich. Sogar die Gold- und Sil-
verarbeiter verrichten ihre Arbeiten allenthalben, wo man es
haben will. Der Herr trägt einen Sack, in welchem sich
eine Feile, ein Hammer, eine Zange u. dergl. befinden.
Der Lehrjunge trägt den Schmelzofen und den Blasebalg.
— Uebrigens sind die Perser sehr gute Meister in der
Stickerei, besonders mit Gold und Silber, entweder auf
Tuch, oder Seide, oder Leder. Sie machen auch Faiance
von schöner Arbeit, die man von dem chinesischen Porcel-
lain nicht wohl unterscheiden kann. Sie haben vorzüglich
gute Golddrahtzieher und Gerber, die Korduan verferti-
gen. All ihr Küchengeräth besteht aus verzinntem Ku-
pfer, und die Verzinnung ist so weiß, fein und schön, wie
Silber. Ihre Waffenschmiede machen vortreffliche Arbei-
ten und Bogen, welche die schönsten im ganzen Orient
sind. Die Perser verfertigen auch viele andere brauchbare
und gute Sachen aus Stahl und Eisen, als Kanonen,
Messer, Scheeren, Spiegel u. dergl. Sie machen aber
außer den stählernen Spiegeln auch Glasspiegel. Nach
Chardin's Berichte haben die Färber es hier weiter gebracht,
als in Europa; denn die Farben haben viel Leben und
Glanz und verbleichen nicht so geschwind. Sie haben auch
vortreffliche Manufacturen von Wolle, Baumwolle, Zie-
gen- und Kameelhaar, hauptsächlich aber von Seide.
Da diese letztere überflüssig im Lande ist und zu den be-
trächtlichsten Manufacturen gehört, so verarbeiten sie solche
sehr gut. — In Drechselarbeit haben sie auch ziemliche
Fortschritte gemacht, es fehlt ihnen aber noch viel an Voll-
kommenheit. Die Goldschmiede-, Uhrmacher-, Glas-
macher- und Papiermacherkünste und Handwerke werden
in Persien schlecht getrieben. Man hat zwar viele Glas-
hütten, allein das Glas ist grünlich und voller Blasen.
Ihr Papier ist aus Kattun gemacht, und ist grau und
schmutzig.*) Hieraus sehen wir, daß die Perser, ob-

*) Chardin's Reise nach Persien: in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 532. u. 544. f.

gleich sie in einigen Punkten noch zurück stehen, es in den meisten Künsten und Handwerken nicht allein weit, sondern es auch zur Vollkommenheit gebracht haben; mit diesem Stücke kann man Chardin um so viel mehr Glauben beimessen, da man deutlich sieht, daß es nicht seine Absicht ist, den Persern ein übertriebenes Lob beizulegen.

Von Persien komme ich nach Indien. Hier findet man die Kaschemirer, ein geschicktes, fleißiges und arbeitsames Volk. Sie verfertigen hölzerne Betten, Schreibepulte, Schreibzeuge, Kästchen, Löffel und verschiedene Arten kleiner Arbeiten, die ihrer Schönheit wegen durch ganz Indien gesucht werden. Sie tragen einen Firniß darauf, der ihnen eigen ist. Ihr Papier wird für das beste im Orient gehalten. Es machten ehemals, so wie der Zucker, die lackirten und Eisenwaaren einen wichtigen Handelsartikel aus. Den größten Theil ihres Ruhms und ihres Wohlstandes haben aber die Kaschemirer von jeher den Manufacturen von Schaals zu verdanken, welche sie von so vorzüglicher Güte verfertigen, daß sie noch jetzt unerreicht sind. Man macht zweierlei Arten, eine aus inländischer Wolle, die feiner und zarter als die spanische ist, die andere aus einer Wolle, oder vielmehr aus Haaren, die man von der Brust wilder Ziegen in Tibet nimmt. Die Güte ihrer Waaren beweiset, daß, wenn die Einwohner von einsichtsvollen und freigebigen Fürsten regiert würden, sie sich gewiß in jeder Art von nützlichen Künsten hervorthun würden. Allein der schwere Druck der Regierung und die Raubsucht der Nachbarn, welche fremde Kaufleute ohne Schonung überfallen und oft ganze Ladungen plündern, haben den Handel und die Gewerbe von Kaschemir sehr tief herabgebracht. Unter der vormaligen sanften Regierung waren in Kaschemir 40000 Weberstühle für Schaals vorhanden; gegenwärtig sind kaum 16000 mehr übrig. Obgleich der schwere Druck der Regierung zwar eine Ursache dieser Verminderung ist, so kann man sie doch auch zum Theil dem Verfall und der Verarmung des persi-

chen und indostanischen Reichs zuschreiben, wo diese Waaren werden in größerer Menge abgesetzt wurden.*)

Was die Hindostaner und die übrigen Indianer betrifft, so haben sie es ebenfalls in verschiedenen Zweigen des Kunstfleißes zu großer Vollkommenheit gebracht. In allen ihren Städten und Dörfern giebt es Schulen, in welchen die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden; dessen ungeachtet ist die Zahl derer nicht groß, die hierin eine Fertigkeit besitzen; aber desto größere Fertigkeit besitzen sie in ihren Handwerken und Kunstarbeiten. Sie brauchen nur wenig Handwerkszeug, und nichts desto weniger können sie die Arbeit anderer Nationen gut nachahmen, wenn man ihnen gute Muster gibt. Kein Volk übertrifft sie in der Kunst, etwas mit Elfenbein einzulegen. Sie haben dieselben Handwerker, wie wir, sogar Uhrmacher. Ihre Goldschmiede machen niedliche Arbeit und ahmen jede europäische Goldschmiedearbeit nach. Ihre netzförmige Arbeit in Gold und Silber übertrifft alles, was man von der Art in andern Welttheilen findet. Ihre Malereien sind, obgleich sie das Zeichnen nicht verstehen, sehr lebhaft in ihren Farben. Ihre Baumeister brauchen ein Cement von Muschelschalen, das weit härter ist als von Ziegeln. Daraus machen sie die Terrassen auf den Häusern und legen den Boden damit aus, wodurch es wie ein einziger Stein aussieht. Sie haben auch gute Zimmerleute, die nach englischen Rissen sehr gut arbeiten. Die Frauenzimmer erwerben sich ihren Unterhalt durch Wollespinnen, Weben, Strümpfstricken, Mattenflechten u. dergl. Ihre Manufakturen sind eben so mannichfaltig, als ihre Produkte verschieden sind. Die Feinheit ihrer baumwollenen Zeuge, ihrer Kattune, ihrer Nesseltücher und Musseline hat einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Ihre Leinwand wird theils gedruckt, theils mit dem Pinsel gemalt, und

*) Beschreibung von Kaschemir, von Hennicke; in Zachs monatl. Correspondenz. November 1801. S. 505. f.

die Farbe geht durch das Waschen niemals aus, welches mit den europäischen gefärbten Waaren gemeiniglich der Fall ist. Mit einem Worte, in ihren Handwerken, die sie hinlänglich verstehen, sind sie fleißigere und bessere Arbeiter, als manche Europäer.*)

Von den Chinesen brauche ich nicht zu reden. Ihre gestickten sowohl als gezeichneten Seidenstoffe, ihre Nanquine, ihre Fayence = Arbeit sind dem Leser hinlänglich bekannt. Obgleich sie in der Malerei den Europäern weit nachstehen, indem sie, mehrerer Mängel nicht zu gedenken, nicht verstehen, Licht und Schatten in ihren Gemälden zu mischen; so wissen sie doch die schönsten Farben zuzubereiten, welche vor den europäischen den Vorzug haben, daß sie nicht sobald verschießen. — Es haben die südlichen Gegenden Asiens, was die Kunstkultur betrifft, es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. In gewissen Zweigen des Kunstfleißes stehen sie zwar den Europäern weit nach; in andern aber sind sie ihnen gleich, und in einigen übertreffen sie sie; allein dieser großen Fortschritte in der Kunstkultur ungeachtet, sind sie doch an Verstandeskultur noch weit zurück. Philosophie, Chemie, Physik, Mathematik, Naturgeschichte sind ihnen fast unbekannte Wissenschaften. Die spekulativen Wissenschaften erreichen niemals einige Vollkommenheit bei diesen Nationen. Allein eine lebhafte Fantasie, ein wirksamer Erfindungsgeist, Aufmerksamkeit auf die Naturprodukte und die Naturwirkungen, die ihnen in die Sinne fallen, schnelle Ergreifung und sinnreiche Benutzung derselben vertreten die Stelle der Verstandeskultur und unsrer gelehrten Theorieen, und bringen diese Meisterstücke in der Kunstkultur hervor, die wir nicht genug bewundern können.

---

*) Reisen nach Südamerika, Asien und Afrika, von Lastedt. Abschnitt 2. S. 193 u. 204. — Kurze Nachricht von Indostan; in Sammlung der besten und neusten Reisebeschreibungen. B. 7. S. 289 ff.

VI.

Vergnügungen

der

wilden und rohen Völker.

Kap. 1.

Gesang.

Hang zu Vergnügungen ist allen lebendigen und sinnli[chen] Wesen anerschaffen. Jedes Thier sucht seine Ver[g]nügungen, und genießt dieselben seiner Natur und Em[p]fänglichkeit gemäß. Die Nahrung, die es nährt, der Trank, der seinen Durst stillet, die Handlung, wodurch [e]s seine Art fortpflanzt, ein mildes Wetter, eine erwär[m]ende Sonne, alles dieses verursacht dem Thiere frohe [E]mpfindungen, und diese geben mehrere unter ihnen, je[d]es nach seiner Art, der Vogel durch seinen Gesang, das [T]hier durch sein Springen, der Fisch durch seine muntern, [h]astigen Bewegungen im Wasser, zu erkennen. Der [M]ensch, insofern er ein sinnliches Wesen ist, sucht aus [e]inem natürlichen Triebe auch seine Vergnügungen; und [i]st er noch entweder in einem ganz thierischen Zustande, [w]ie einige Völker noch sind, oder in Ansehung der Ent[w]ickelung des Verstandes nur wenig über das Thier erha[b]en, so sind die Vergnügungen, die er sucht, wie auch [d]er Gegenstand derselben die nämlichen, die das Thier [s]ucht, und erstrecken sich nicht weiter.

So bestehen, wie Cranz berichtet, die Vergnügun[g]en der Grönländer blos darin, sich so satt zu essen, daß [si]e platzen möchten, und nachher nach einer Trommel zu [s]ingen und zu tanzen.*) Die Einwohner der aleutischen

*) David Cranz Historie von Grönland. Buch 3. Ab-schnitt 3. §. 23.

Inseln, ein in hohem Grade viehisches Volk, sie haben auch ihre Ergötzlichkeiten, aber diese sind eben so thierisch, wie sie selbst, und müssen es durchaus sein. Hochzeiten, Geburten, Religionsübungen machen ihnen zwar keine Feste; aber zufällige Lustbarkeiten verschaffen ihnen gestrandete Wallfische, glückliche Jagden und unverhoffte freundschaftliche Besuche. Wenn ein Wallfisch strandet, oder ein Aas desselben ans Ufer getrieben wird, so gehört diese Beute der ganzen Insel. Alle versammeln sich freudig bei dem Aase, verrichten einige götzendienerische Ceremonien, entkleiden sich dann bis auf die Haut, und zerstücken und theilen Fleisch, Speck, Haut und Gebeine. Nachher ziehen sie ihre besten Kleider an, stecken Knochen in die Nase und verzehren alles Eßbare in ausgelassener Fröhlichkeit. Aehnliche, doch nicht so allgemeine Feste veranlassen besonders glückliche Jagden und Fischereien. Ihre Lustbarkeiten bestehen, außer einem unmäßigen Genuß des Fleisches und Fettes, in Paukenschlagen, Singen, Tanzen, Erzählen und dem Genuß der Liebe. Ihr einziges musikalisches Instrument ist die Trommel. Mit dieser gehen sie ihren ankommenden Gästen entgegen, auch richten sie sich im Tanze darnach. Sie tanzen nicht in die Runde, sondern mehrere in einer Reihe vor- und rückwärts unter vielen Sprüngen. Bisweilen nehmen sie bei ihren Tänzen hölzerne Masken vor, die Thieren gleichen sollen und häßlich aussehen. Die Mannspersonen entkleiden sich, ein Schürzchen vor der Schaam ausgenommen, bis auf die Haut; die Weibsleute hingegen behalten ihre Kleider an. Nach geendigtem Tanze zerschlagen sie Pauken und Masken, und machen künftig neue, wie der gemeine Mann bei uns zuweilen die Bouteillen zum Fenster hinaus wirft, wenn der Wein ausgetrunken ist. Sind Zauberer vorhanden, so machen diese noch ihre Künste und weissagen. Endlich begeben sich die fremden Gäste auf ihr Lager, da denn die Wirthe, die mehr als eine Frau haben, die übrigen den Mannspersonen, die

ohne Weiber kamen, abtreten. Beim Abzuge geht alles sehr fromm her, ohne daß die Fremden begleitet werden, noch für die Bewirthung danken. *)

Man sieht, daß diese Insulaner ganz thierische Menschen, und ihre Lustbarkeiten eben so thierisch, wie sie selbst, sind. Essen, Trinken und den Trieb der Liebe befriedigen ist ihr Hauptvergnügen. Daß sie eine Trommel haben, nach welcher sie nach dem Takte herumspringen, ist fast das einzige in ihren Ergötzlichkeiten, das sie von den Thieren unterscheidet. Die Thiere springen auch, wenn sie froh sind, herum, aber die Trommel mangelt ihnen.

Ich könnte leicht mehrere Beispiele ganz thierischer Vergnügungen anführen; da diese aber einander vollkommen ähnlich sind, so will ich dem Leser nicht mit Anführung mehrerer Beispiele der Art Langeweile machen, sondern lieber solche Ergötzlichkeiten erwähnen, in welchen die Menschennatur etwas mehr hervorschimmert. Wenn man die Geschichte der rohen Völker lieset, so findet man bei ihnen, was ihre Vergnügungen betrifft, eben dieselben Erfindungen, wie bei den kultivirten Nationen. Sie haben ihre Gesänge, ihre musikalischen Instrumente, eine Art Concert, Schauspiele, Spiele, Leibesübungen, Tanz, sogar Thiergefechte. Der Unterschied besteht blos darin, daß alle diese Vergnügungsarten geschmacklos sind, einen rohen Charakter und Mangel an Verstandes- und Kunstkultur verrathen.

Zuerst will ich ihre Gesänge erwähnen. Die Menschen sind, wie die meisten Vogelarten, singende Wesen. Alle haben sie ein angebornes Talent zum Gesange, Organe zur Ausführung desselben und ein Gehör, das die Anwendung dieser Organe lenkt. Allein nicht alle Völker haben gleich viel Talent zur Musik. Nicht alle haben ein

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 371 ff.

Inseln, ein in hohem Grade viehisches Volk, haben
auch ihre Ergötzlichkeiten, aber diese sind eben so thierisch,
wie sie selbst, und müssen es durchaus sein. Hochzeiten,
Geburten, Religionsübungen machen ihnen zwar keine
Feste; aber zufällige Lustbarkeiten verschaffen ihnen ge-
strandete Wallfische, glückliche Jagden und unverhoffte
freundschaftliche Besuche. Wenn ein Wallfisch strandet,
oder ein Aas desselben ans Ufer getrieben wird, so gehört
diese Beute der ganzen Insel. Alle versammeln sich sehr
freudig bei dem Aase, verrichten einige götzendienerische
Ceremonien, entkleiden sich dann bis auf die Haut, und
zerstücken und theilen Fleisch, Speck, Haut und Gräten.
Nachher ziehen sie ihre besten Kleider an, stecken
Knochen in die Nase und verzehren alles Eßbare in aus-
lassener Fröhlichkeit. Aehnliche, doch nicht so allgemeine
Feste veranlassen besonders glückliche Jagden und Fische-
reien. Ihre Lustbarkeiten bestehen, außer einem unmä-
ßigen Genuß des Fleisches und Fettes, in Paukenschlagen,
Singen, Tanzen, Erzählen und dem Genuß der Liebe.
Ihr einziges musikalisches Instrument ist die Trommel.
Mit dieser gehen sie ihren ankommenden Gästen entgegen,
auch richten sie sich im Tanze darnach. Sie tanzen nicht
in die Runde, sondern mehrere in einer Reihe vor- und
rückwärts unter vielen Sprüngen. Bisweilen nehmen sie
bei ihren Tänzen hölzerne Masken vor, die Thieren glei-
chen sollen und häßlich aussehen. Die Mannspersonen
entkleiden sich, ein Schürzchen vor der Schaam ausge-
nommen, bis auf die Haut; die Weibsleute hingegen be-
halten ihre Kleider an. Nach geendigtem Tanze zerschla-
gen sie Pauken und Masken, und machen künftig neue,
wie der gemeine Mann bei uns zuweilen die Bouteille
zum Fenster hinaus wirft, wenn der Wein ausgetrunken
ist. Sind Zauberer vorhanden, so machen diese noch ihre
Künste und weissagen. Endlich begeben sich die fremden
Gäste auf ihr Lager, da denn die Wirthe, die mehr als
eine Frau haben, die übrigen den Mannspersonen, bis

ohne Weiber kamen, abtreten. Beim Abzuge geht alles sehr froßig her, ohne daß die Fremden begleitet werden, noch für die Bewirthung danken.*)

Man sieht, daß diese Insulaner ganz thierische Menschen, und ihre Lustbarkeiten eben so thierisch, wie sie selbst, sind. Essen, Trinken und den Trieb der Liebe befriedigen ist ihr Hauptvergnügen. Daß sie eine Trommel haben, nach welcher sie nach dem Takte herumspringen, ist fast das einzige in ihren Ergötzlichkeiten, das sie von den Thieren unterscheidet. Die Thiere springen auch, wenn sie froh sind, herum, aber die Trommel mangelt ihnen.

Ich könnte leicht mehrere Beispiele ganz thierischer Vergnügungen anführen; da diese aber einander vollkommen ähnlich sind, so will ich dem Leser nicht mit Anführung mehrerer Beispiele der Art Langeweile machen, sondern lieber solche Ergötzlichkeiten erwähnen, in welchen die Menschennatur etwas mehr hervorschimmert. Wenn man die Geschichte der rohen Völker lieset, so findet man bei ihnen, was ihre Vergnügungen betrifft, eben dieselben Erfindungen, wie bei den kultivirten Nationen. Sie haben ihre Gesänge, ihre musikalischen Instrumente, eine Art Concert, Schauspiele, Spiele, Leibesübungen, Tanz, sogar Thiergefechte. Der Unterschied besteht blos darin, daß alle diese Vergnügungsarten geschmacklos sind, einen rohen Charakter und Mangel an Verstandes- und Kunstkultur verrathen.

Zuerst will ich ihre Gesänge erwähnen. Die Menschen sind, wie die meisten Vogelarten, singende Wesen. Alle haben sie ein angebornes Talent zum Gesange, Organe zur Ausführung desselben und ein Gehör, das die Anwendung dieser Organe lenkt. Allein nicht alle Völker haben gleich viel Talent zur Musik. Nicht alle haben ein

*) Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs von Georgi. Dritte Ausgabe. S. 571 ff.

gleich feines Gehör, nicht alle gleich biegsame Organe. Hierin hat, wie die Geschichte lehrt, die eine Völkerschaft den Vorzug vor der andern; und wahrscheinlich ist der Einfluß des Himmelsstriches eine Hauptursache eines solchen Vorzuges, der das eine Volk vor dem andern auszeichnet. Die Erfahrung lehrt aber auch, daß die besten natürlichen musikalischen Talente niemals zu einem hohen Grade von Vollkommenheit entwickelt werden, ohne mit Hülfe der Kunsttheorie, guter Muster und der Uebung nach diesen Mustern; so wie diese Hülfsmittel denjenigen in seiner Kunst nie vervollkommnen werden, dem die natürliche Anlage versagt ist.

Die Bewohner der Küste Angola sind ein Beweis des Gesagten. In Rücksicht ihres musikalischen Genie's zeichnen sie sich vor den meisten bekannten rohen Völkern aus. Sie haben nicht die Verfeinerung der Kunst, aber die Natur hat sie mit einem so feinen Ohr und so biegsamen Organen begabt, daß sie vermittelst dieser Anlagen einigen Begriff von Harmonie bekommen haben. Sie haben die erste und zweite Stimme und den Baß, und diese Harmonie ist so richtig, wie sie nur immer sein kann. Ihre Gesänge führen sie mit einer außerordentlichen Genauigkeit aus und begleiten sie mit Tänzen. Derjenige, welcher den Tanz anfängt, stellt sich vor die Tänzer, die, wenn sie zahlreich sind, in einer oder zwei Reihen stehen, sonst aber einen Kreis um den Vortänzer schließen. Dieser lehrt sie zuerst die Schritte, die sie machen sollen, dann theilt er sie in die erste, zweite Stimme und Baß, und weiset jedem den Platz an, der ihm nach seiner eigenthümlichen Stimme zukommt. Nun singt er ihnen das Lied vor, welches sie auch bald fassen, da der ganze Gesang nur aus zwei bis drei Redensarten besteht, die beständig wiederholt werden. Verschiedene dieser Gesänge sind auch eine Art von Unterredung mit dem Vorsänger, der allein singt und dem das Chor antwortet. Jeder Takt wird mit einem Sprung auf einem oder beiden Bei-

nen begleitet. Hierzu kommt noch, daß sie nach dem Takte mit den Händen klatschen.*) Obgleich aber diese Neger eine so gute natürliche Anlage, ein feines Gehör, gute Organe und Gefühl für die Harmonie in der Musik haben, so ist doch, dem Berichte Degrandpre's zufolge, ihre Musik barbarisch. Die Kunsttheorie fehlt, sie können daher in diesem Stücke niemals einige Vollkommenheit erreichen.

Eben dieses gilt von allen rohen Völkern. Sie singen alle, und dieses macht einen Theil ihrer Zeitverkürzung und ihrer Ergötzlichkeiten aus. Es gibt aber kein rohes Volk, das sich in diesem Stücke der Vollkommenheit nähert und noch weniger sie wirklich erreicht. Nichts desto weniger gibt es doch einige, deren Gesang nicht ganz ohne allen Geschmack ist. Die Stimme der Weiber in Neuseeland ist sanft und biegsam und macht eine rührende und zärtliche Wirkung. Der Takt ist langsam und traurig. Cook behauptet, daß in ihrer Musik überhaupt mehr Geschmack herrsche, als man von solchen Wilden erwarten sollte.**)

So fand man auch den Gesang bei den Einwohnern von Nutkasund. Obgleich diese sehr pflegmatisch sind, so äußern sie doch von einer andern Seite viel Empfänglichkeit für zärtliche Gefühle, wie unter andern ihr Hang zur Musik beweist. Diese ist größtentheils ernsthaft und zwar wirklich rührend. Wenn sie singen, halten sie alle genau den Takt. Gefühl für Takt scheint allen Menschen angeboren zu sein. Man findet solches selbst bei den rohesten Völkern. Es muß dieses in ihre Organisation durchaus eingewebt sein. — Der Gang dieser Gesänge ist lang-

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Degrandpre. Abschn. 2. in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 44.

**) Cook's Reise um die Welt: in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 310.

sam und feierlich; allein die Musik selbst scheint nicht so sehr einfach, wie bei so manchem andern rohen Volk; vielmehr bemerkte man manche ausdrucksvolle Abwechslung darin, und die Melodie hatte etwas überaus Gefälliges und Rührendes. Außer ganzen Chören sangen auch einzelne Personen ein ernsthaftes Lied, wobei sie mit der Hand auf den Schenkel den Takt schlagen. Es gibt indeß auch Fälle, wo die Musik ihren gewöhnlichen feierlichen Charakter abzulegen scheint, und zuweilen wird ein lebhafteres muntreres Lied gesungen, worein sich sogar manchmal ein wenig Possierlichkeit mischt.*)

Die Araber sind ein ernsthaftes Volk; man kann also erwarten, daß ihr Gesang ihrem Charakter entsprechen müsse. Sie wissen von nichts als Vokalmusik. Die Begleitung der Instrumente kennen und schätzen sie nicht, und haben darin ganz Recht; denn ihre Instrumente, selbst die Flöte nicht ausgenommen, sind abscheulich. Sie lieben in dem Gesange übertriebene hohe Töne, die sie mit der stärksten Anstrengung sehr laut singen. Ihr Gesang ist von Seufzern und Bewegungen begleitet, welche die Leidenschaft mit so viel Stärke malen, als unser Wohlstand vielleicht nie erlauben dürfte. Doch ist es eigentlich in dem schwermüthigen Vortrage, worin sie sich auszeichnen. Wenn man einen Araber mit gesenktem Haupte sieht, mit seiner hohlen Hand nahe am Ohre; wenn man seine gefalteten Augenbraunen, seine schmachtenden Augen betrachtet; wenn man seine klagenden Intonationen, sein langes Aushalten, seine tiefen Seufzer hört, so ist es, sagt Volney, beinahe unmöglich, sich der Thränen zu enthalten. Diese rührenden Gesänge ziehen sie auch allen andern Gesängen vor, so wie sie auch unter allen Talenten das Talent des Gesanges am höchsten schätzen.**)

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 57.

**) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Th. Abtheil. 4. Cap. 59.

Wie die Araber bei ihrem Gesange musikalische Instrumente nicht vertragen können, so ist der öffentliche Gesang der Malabaren jederzeit mit Instrumentalmusik verbunden. Ihre Singstimmen, deren sie sechs zählen, haben sehr sonderbare Benennungen, nämlich die Pfaustimme, die Elephantenstimme, die Ochsenstimme, die Schafsstimme, die Pferdestimme und die Stimme eines gewissen Vogels, der Anilpakshi genannt wird. — Worin der Unterschied zwischen diesen Stimmen besteht, und warum sie ihnen diese lächerliche Namen geben, ob sie vielleicht die Stimmen der Thiere, nach welchen sie benannt werden, nachahmen sollen, kann ich nicht entscheiden. — Während des Gesanges klatschen sie in die Hände, wechseln oft in Ton und Stimme, je nachdem es dem Gegenstande gemäß ist, singen bald leise, bald stark, und lassen die Töne entweder durch die Nase gleiten, oder stoßen sie mit der größten Heftigkeit und schnell auf einander folgenden Zungenschlägen zwischen den Zähnen heraus.*) Aus obigem erhellet, daß der Gesang dieser Indianer etwas wild sein müsse. Er hat nicht das Zärtliche, Rührende, Feierliche, welches den Gesang der obgenannten Völker charakterisirt. Höchstens suchen sie durch den Gesang die in ihren Liedern enthaltenen Ideen auszudrücken, und dies ist nicht zu tadeln, wenn die Art, wie sie dieselben ausdrücken, weniger wild wäre und mehr Wohlklang hätte, als sie nach obiger Beschreibung haben kann.

So wird man überall finden, daß der Gesang der rohen Menschen sehr verschieden ist. Bei einigen ist er sanfter, bei andern stärker, und gleicht vielmehr einem Geschrei, als einem Gesang. Bei einigen ist er zärtlich und rührend, bei andern munter und wild. Diese Verschiedenheit entspringt theils aus ihrem größern oder kleinern musikalischen Genie, theils aus ihrem Nationalcha-

*) Paolino da San Bartolomeo Reise nach Ostindien, von Reinhold Forster. S. 371.

rakter. Beides muß natürlicherweise einen sehr wich
Einfluß auf die Musik derjenigen Völker haben, die
der Natur folgen und die Regeln der Tonkunst nicht
nen, ohne welche sie nothwendig auf der Stuffe
bleiben müssen, worauf sie einmal mit Hülfe der
gekommen sind.

Der Gegenstand ihrer Gesänge ist gemeiniglich
dreierlei Art; entweder Liebe, oder Ruhm der
Lebenden und der Verstorbenen. Unter mehrern,
Liebesliedern Vergnügen suchen, will ich nur die
nen erwähnen. Dem Berichte Volney's zufolge
in ihren Liebesliedern mehr Natur und Gefühl,
den Gesängen der Türken und der Bewohner der
ohne Zweifel deswegen, weil jene reine Sitten haben
die Liebe im höhern Sinne kennen; da diese hingegen
den Ausschweifungen ergeben, und sinnlicher Genuß
einziger Endzweck ist. Allein außer solchen Liebesliedern
sind Mährchen und Geschichten in der Manier der tau-
send und eine Nacht ein angenehmer Zeitvertreib
für diese Araber. Des Abends setzen sie sich auf die Erde
bei dem Eingang ihres Zeltes, oder, wenn es kalt
in das Zelt selbst, und hier machen sie mit der Pfeife
Munde und kreuzweise über einander gelegten Füßen ein
Kreis um ein kleines Feuer von Mist. Anfangs sitzen
stillschweigend da, in einer Art von Träumerei; als
bricht einer unter ihnen unversehens das Stillschwei
mit einem: Vor vielen Jahren war ein
und theilt ihnen nun die Abentheuer eines jungen Sch
oder eine Liebesintrigue, oder etwas dem ähnliches,
ganz in der Manier des Salomonischen Hohenliedes.
solche Erzählung kann oft ziemlich lange währen, und
digt sich mit dem Beifalle der Zuhörer.*) Auch bei
hat der rohe gemeine Mann für Liebeslieder, Mähr

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten.
Abtheil. 4. Cap. 23.

ınd Geschichten eine besondere Leidenschaft, nur mit dem Unterschiede, daß er Gespenster- und Hexenmährchen am neisten liebt.

Der zweite Gegenstand der Gesänge der rohen Völ- er ist das Besingen ihrer alten Helden und deren Thaten. Solche Gesänge hatten die alten Skandinaver; solche ha- en noch die Morlacken.*) Solche Volkslieder müssen hne Zweifel, wenn sie übrigens gut und zweckmäßig sind, iel dazu beitragen, dem Volke Rechtschaffenheit, Ta- ferkeit, Treue, Vaterlandsliebe einzuflößen und seine Nationaldenkungsart erhalten. Zu demselben preiswür- igen Zwecke werden die Dichtkunst und der Gesang auch ınter den Mandingos in Afrika gebraucht. Wie diese Neger Liebhaber der Musik sind, und daher verschiedene Instrumente mit Saiten haben, wie auch Trommeln, Flöten, Glocken, wozu noch das Händeklatschen kommt, velches bei allen ihren Tänzen und Concerten einen noth- vendigen Bestandtheil der Harmonie macht; so lieben e auch die Dichtkunst, und die Poeten in Afrika sind lücklich, daß sie größtentheils dem Mangel nicht unter- vorfen sind, welcher oft in den kultivirten Staaten Euro- ens das Loos der Musensöhne gewesen ist.

Ihre Dichter können in zwei Klassen getheilt werden. n der ersten Klasse gehören diejenigen, die sich damit bgeben, die Thaten der Vornehmern oder aller Personen ı besingen, die Willens sind, sie gut zu bezahlen, um ır eigenes Lob zu hören. Allein ein edlerer Theil ihrer Muse besteht darin, die Begebenheiten ihres Vaterlandes ı Versen zu erzählen. Daher begleiten sie in Kriegszei- n die Soldaten ins Feld, um die Krieger durch Erzäh- ıng der Heldenthaten ihrer Voraltern zur Nachahmung ıfzumuntern. Die andere Klasse ihrer Dichter muß man ıtweder zu den Schwärmern oder zu den Betrügern rechnen.

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIV.

rakter. Beides muß natürlicherweise einen sehr wichtigen Einfluß auf die Musik derjenigen Völker haben, die blos der Natur folgen und die Regeln der Tonkunst nicht kennen, ohne welche sie nothwendig auf der Stuffe stehen bleiben müssen, worauf sie einmal mit Hülfe der Natur gekommen sind.

Der Gegenstand ihrer Gesänge ist gemeiniglich von dreierlei Art; entweder Liebe, oder Ruhm der annoch Lebenden und der Verstorbenen. Unter mehrern, die in Liebesliedern Vergnügen suchen, will ich nur die Beduinen erwähnen. Dem Berichte Volney's zufolge herrscht in ihren Liebesliedern mehr Natur und Gefühl, als in den Gesängen der Türken und der Bewohner der Städte, ohne Zweifel deswegen, weil jene reine Sitten haben und die Liebe im höhern Sinne kennen; da diese hingegen sich den Ausschweifungen ergeben, und sinnlicher Genuß ihr einziger Endzweck ist. Allein außer solchen Liebesliedern sind Mährchen und Geschichten in der Manier der *tausend und eine Nacht* ein angenehmer Zeitvertreib für diese Araber. Des Abends setzen sie sich auf die Erde bei dem Eingang ihres Zeltes, oder, wenn es kalt ist, in das Zelt selbst, und hier machen sie mit der Pfeife im Munde und kreuzweise über einander gelegten Füßen einen Kreis um ein kleines Feuer von Mist. Anfangs sitzen sie stillschweigend da, in einer Art von Träumerei; alsdann bricht einer unter ihnen unversehens das Stillschweigen mit einem: *Vor vielen Jahren war einmal*, und theilt ihnen nun die Abentheuer eines jungen Schaik's, oder eine Liebesintrigue, oder etwas dem ähnliches, mit, ganz in der Manier des Salomonischen Hohenliedes. Eine solche Erzählung kann oft ziemlich lange währen, und endigt sich mit dem Beifalle der Zuhörer.*) Auch bei uns hat der rohe gemeine Mann für Liebeslieder, Mährchen

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Th. 1. Abtheil. 4. Cap. 23.

d Geschichten eine besondere Leidenschaft, nur mit dem
nterschiede, daß er Gespenster- und Hexenmährchen am
eisten liebt.

Der zweite Gegenstand der Gesänge der rohen Völ-
r ist das Besingen ihrer alten Helden und deren Thaten.
olche Gesänge hatten die alten Skandinaver; solche ha-
n noch die Morlacken.*) Solche Volkslieder müssen
ne Zweifel, wenn sie übrigens gut und zweckmäßig sind,
el dazu beitragen, dem Volke Rechtschaffenheit, Ta-
erkeit, Treue, Vaterlandsliebe einzuflößen und seine
ationaldenkungsart erhalten. Zu demselben preiswür-
gen Zwecke werden die Dichtkunst und der Gesang auch
iter den Mandingos in Afrika gebraucht. Wie diese
eger Liebhaber der Musik sind, und daher verschiedene
nstrumente mit Saiten haben, wie auch Trommeln,
löten, Glocken, wozu noch das Händeklatschen kommt,
elches bei allen ihren Tänzen und Concerten einen noth-
endigen Bestandtheil der Harmonie macht; so lieben
e auch die Dichtkunst, und die Poeten in Afrika sind
ücklich, daß sie größtentheils dem Mangel nicht unter-
orfen sind, welcher oft in den kultivirten Staaten Euro-
ens das Loos der Musensöhne gewesen ist.

Ihre Dichter können in zwei Klassen getheilt werden.
u der ersten Klasse gehören diejenigen, die sich damit
bgeben, die Thaten der Vornehmern oder aller Personen
i besingen, die Willens sind, sie gut zu bezahlen, um
r eigenes Lob zu hören. Allein ein edlerer Theil ihrer
Muse besteht darin, die Begebenheiten ihres Vaterlandes
i Versen zu erzählen. Daher begleiten sie in Kriegszei-
n die Soldaten ins Feld, um die Krieger durch Erzäh-
ing der Heldenthaten ihrer Voraltern zur Nachahmung
ufzumuntern. Die andere Klasse ihrer Dichter muß man
itweder zu den Schwärmern oder zu den Betrügern rechnen.

*) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIV.

Diese besteht aus andächtigen Mandingos, die A
des mahomedanischen Glaubens sind, im Lande h
sen, religiöse Hymnen singen und gewisse kirchl
bräuche verrichten, um die Gnade des Allmächti
es nun, um Unglücksfällen zuvor zu kommen,
gend ein Unternehmen zu begünstigen, zu erflehen
Klassen dieser Dichter und Sänger haben viel z
werden von dem Volke sehr geehrt, und reichliche
werden für sie gesammelt.*)

Die Mandingos entweihen zwar dadurch ihr
daß sie gegen Bezahlung den Ruhm der Vornehme
gen; sie brauchen aber doch auch ihr Dichtertalen
edlern Absicht, durch Besingen der Heldenthaten
die Tapferkeit ihrer Krieger zu entflammen. Di
hingegen wenden ihre Gedichte, die sie singen u
Musik begleiten, nur dazu an, diejenigen zu erg
ihnen zu schmeicheln, die ihnen eine Vergeltung
geben. Der König und die Großen des Rei
zwei, drei oder mehrere dieser Sänger zu ihr
Gäste Belustigung. Andere Neger miethen
Leute, ihr Lob zu besingen, und vergelten es ihnen
lich. Sonderbar aber ist es, daß, bei aller
gung des Volkes zur Musik und der reichlichen
tung, die es seinen Sängern gibt, diese doch bei
in großer Verachtung stehen, und daß man ihnen
gräbniß mit den ordentlichen Ceremonien versagt u
Leichname gerade in einen hohlen Baum setzt, bis
faulen. Dichter und Sänger haben also nach de
bei ihnen das nämliche Schicksal, wie die Scha
Theatersänger und Tänzer der Europäer in den kat
Staaten, daß man bei ihren Lebzeiten viel a
macht, sie aber nach dem Tode kaum eines sog
ehrlichen Begräbnisses würdigt. Man kann di

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mung
Abschnitt 21.

ern die Feinheit im Charakter nicht zutrauen, daß sie
ese Sänger verachten sollten, weil sie ihr Dichtertalent
im Schmeicheln und folglich zum Betriegen mißbrauchen.
ie wahre Ursache der Art, wie sie dieselben nach dem
ode behandeln, ist Aberglaube. Dem Berichte Labat's
folge glauben sie, daß sie einen vertrauten Umgang
it ihrem Teufel Hore haben, so wie mehrere alte aber
ch kultivirtere Völker sich einbildeten, daß ihre Sänger
n einem Geiste beseelt wären. Dieses Wahnes wegen
lten die Fulier sie für unehrlich, ob sie gleich dieses bei
ren Lebzeiten nicht zu erkennen geben, weil sie ihnen zu
rem Vergnügen unentbehrlich sind. Sobald sie aber
dt sind, bilden sie sich ein, daß die Erde einen weiten
aum um ihr Grab herum nichts tragen, und daß die
üsse von ihren Leichnamen vergiftet werden würden. *)

Kap. 2.

Musikalische Instrumente.

Gemeiniglich pflegen alle rohe Völker ihren Gesang mit
usikalischen Instrumenten zu begleiten. Sehr wenige
achen hiervon eine Ausnahme, z. E. die Araber, von
nen oben die Rede gewesen ist. Die Einrichtung und
erfertigung dieser Instrumente ist zugleich ein Mittel,
n Fortgang zu beurtheilen, den sie im Kunstfleiße ge-
acht haben. So unbeträchtlich aber auch ihre Kunstkul-
r ist, so wollen sie doch etwas haben, das wenigstens
nem Instrumente ähnlich sei, wenigstens etwas, das
n Takt angeben und sie bei ihren Tänzen leiten könne.

---

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. 5. S. 203 ff.

Das schlechteste musikalische Instrument, wenn man es so nennen kann, findet man auf der Norfolk-Insel. Die Musik bei dem Tanze dieser Insulaner besteht in zwei Stöcken von sehr hartem Holze. Den einen hält der Musikant wie eine Violine gegen die Brust, und mit dem andern schlägt er den Takt darauf. Er singt auch dazu, und verschiedene Knaben und Mädchen helfen ihm, die zu seinen Füßen sitzen und auf dem Bauche mit flacher Hand den Takt schlagen.*) Da die Instrumental-Musik nothwendig einen Anfang haben muß, so kann es kaum ein anderer, als dieser, gewesen sein. Da diese Art von Musik, sowohl in Rücksicht auf die Erfindung als der Ausführung, die leichteste und einfachste ist, so muß sie ohne Zweifel die erste sein, wenigstens auf dieser Insel.

Nicht viel besser sind die Instrumente der Einwohner am Nutkasund, sie verrathen aber doch etwas mehr Erfindung. Sie haben zwei musikalische Instrumente, eine Klapper und eine einen Zoll lange Pfeife mit einem einzigen Loch, die folglich nicht mehr als Einen Ton von sich geben kann. Bei welcher Gelegenheit diese Pfeife gebraucht wird, weiß man nicht. Anderson, der die Reise mit Cook machte, vermuthet, daß sie das Geheul oder Geschrei der Thiere damit nachahmen, wenn sie ihren ungeheuren Maskeraden-Anzug anlegen, und darin bald diesem bald jenem Thiere ähnlich sehen; denn er sah einst einen Mann in einer Wolfshaut, deren Kopf er über seinen eigenen gezogen hatte, vermittelst einer solchen Pfeife das Geheul dieses Thieres nachahmen. Die Klapper hat gemeiniglich die Gestalt eines Vogels, in dessen Bauch einige kleine Kieselsteine sind, und dessen Schwanz zur Handhabe dient.**) Dieses Instrument, das keinen Ton von sich geben kann, kann zu nichts anderm dienen, als

*) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 7. S. 113.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 57.

Takt bei ihrem Gesange zu schlagen, wie die beiden
[illegible]ke, die oben erwähnt sind. Es verräth aber doch die-
[illegible]twas mehr Erfindungskraft und eine aufkeimende
[illegible]kultur.

Auf den Königin-Charlotten-Inseln bestehen die
[illegible]kalischen Instrumente der Eingebornen nur in einer
[illegible]per. Ihre Gesänge bestehen meistentheils aus ver-
[illegible]denen Strophen, deren jede sich mit einem Chor en-
Der Vorsänger fängt jede Strophe allein an, dar-
fallen sowohl Männer als Weiber in den Gesang ein
schlagen regelmäßig den Takt dazu mit ihren Händen.
[illegible]rdessen bewegt der Anführer seine Klapper und macht
[illegible]nd possierliche Geberden, wobei er von Zeit zu Zeit
anders singt als die andern, und diese Musik dauert
[illegible]the eine halbe Stunde unaufhörlich. Die Klapper,
[illegible]nan hier braucht, ist von einer andern Einrichtung
[illegible]ie in Nutka. Sie ist zirkelrund, ungefähr neun Zoll
Durchmesser, und aus drei kleinen Stecken gemacht,
[illegible] verschiedener Entfernung von einander rund gebogen
Eine große Menge Vogelschnäbel und getrockneter
[illegible]en sind um dieses sonderbare Instrument gebunden,
[illegible]es von dem Anführer geschüttelt wird, und nach sei-
Meinung zur Verschönerung des Conzertes nicht wenig
[illegible]igt. *)

In Neuseeland ist die Instrumentalmusik nicht besser
[illegible]affen. Die Einwohner dieser Insel haben auch zwei
[illegible]de Instrumente. Das eine ist eine Muschel, aus
[illegible]er sie einen Laut heraus zwingen, der fast so klingt,
wenn man bei uns ein Kuhhorn bläst. Das andere
[illegible]ine kleine hölzerne Pfeife, an Gestalt einem Kegel
[illegible]ch. Aus dieser Pfeife können sie aber keinen bestimm-
Ton heraus locken, der nur die mindeste Aehnlich-
mit einer Melodie hätte. Dies scheinen sie in der

[illegible] Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen wor-
[illegible]en sind, von Georg Forster. Th. 1. S. 163.

That auch selbst zu erkennen, und fingen daher ein-
mals dazu. *)

Einen solchen Anfang muß das Flötenspiel gehabt
haben. Ein Rohr mit einem Loch, aus welchem man
einen Ton herausbringen konnte, muß die erste Flöte
gewesen sein. Endlich versuchte man mehrere Löcher an
dem Rohre anzubringen, und brachte dadurch mehrere
Töne hervor. So findet man es bei den Otaheitiern, bei
die zweierlei Arten von Flöten haben; da aber jede Flöte
nur zwei Löcher hat, so können sie nicht mehr als vier
Töne hervorbringen. Die Flöten sind aus einem hohlen
Bambusrohr verfertigt, das ungefähr einen Fuß lang ist.
Sie wissen diese Flöten gleichstimmig zu machen. Sie
nehmen nämlich ein Blatt, rollen es zusammen, stecken
es in die Flöte und schieben es so lange hin und her, bis
der erforderliche Ton herauskommt, den sie durch das Ge-
hör sehr genau zu beurtheilen wissen. *Diese Flöten wer-*
den wie unsre Querflöten geblasen, ausgenommen, *daß*
der Spieler, statt den Mund zu gebrauchen, die Flöte
mit dem einen Nasenloche bläst und das andere indeß mit
dem Daumen zuhält.

Außer den Flöten haben die Otaheitier auch Trom-
meln. Diese bestehen aus einem hohlen, cylinderförmigen
Stück Holz, das am untern Ende dicht und am [illegible]
Ende mit Seehundsfell überzogen ist. Sie schlagen die-
selben nicht mit Schlägeln, sondern unmittelbar mit den
Händen. Sie wissen auch zwei Trommeln von verschiede-
nem Klange auf einen einzigen Ton zu stimmen. Zu die-
sen Instrumenten singen sie, wobei sie sehr genau den
Takt beobachten, und oft machen sie die Lieder aus dem
Stegreife, wovon man auch bei verschiedenen andern Völ-
kern Beispiele findet. **) Die Lieder der rohen Mensch[illegible]

*) Cook's Reise um die Welt; in Hawkesworths Ge-
schichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. Hau[illegible]
30. S. 310. ff.

**) Cook a. St. B. 2. S. 360. u. B. 3. S. 508. ff.

nd nicht gereimt, haben auch kein gebundenes Silben-
naß. Wenige Sätze, die oft wiederholt und zuweilen
 Gleichnisse und tragische Ausdrücke eingekleidet werden,
nachen ihre Poesie aus. Ein Gedicht zu verfertigen,
ann ihnen also nicht viele Mühe machen.

Die Einwohner der Freundschaftsinseln scheinen es
 der Musik weiter als die Otaheitier gebracht zu haben;
roße Fortschritte haben sie aber deshalb nicht gemacht.
Diese Insulaner sitzen bei Tage gern beisammen in der
reien Luft, unterreden sich mit einander und vertreiben
ch dadurch die Zeit. Ihre Vergnügungen bestehen im
Tanzen, Singen und Instrumentalmusik, welche mehren-
heils von Frauenzimmern gemacht wird. Diese theilen
ich zuweilen in verschiedene Chöre, wovon jedes aus ei-
em andern Tone singt, welches, nach Cook's Berichte,
ine angenehme Musik zuwege bringt. Dieser Gesang
vird, wie auf Otaheiti, mit Flöten begleitet, und die
Musik derselben wird dadurch einiger Abwechselung fähig,
aß die Flöten von verschiedener Größe sind, da die Ota-
eitier hingegen ihre beiden Flöten auf einen Ton zu stim-
nen suchen. Uebrigens blasen sie in ihre Flöten, wie die
Otaheitier, mit der Nase.*) Sonderbar ist es, daß
die Bewohner der Sandwichsinseln nicht so weit gekom-
nen sind, daß sie Flöten oder Rohrpfeifen haben. Ihr
inziges musikalisches Instrument ist die Trommel. Nichts
desto weniger macht ihr Gesang, den sie mit sanften Be-
vegungen der Arme begleiten, einen sehr angenehmen
Eindruck.**)

Die Hottentotten kennen auch nicht die Flöte; aber
ine Trommel haben sie. Diese Trommel ist ein irdener
Topf, über welchen sie ein zubereitetes Schaaffell ziehen
und es darüber spannen, wie ein Kalbfell über unsre

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster.
B. 2. S. 114. u. 17.

**) Cook 4. St. B. 5. S. 438 ff.

Trommeln. Auf diesem Instrumente spielen die Frau-
zimmer allein, welche mit den Fingern darauf schla-
können aber nicht mehr als einen Ton aus demselben her-
vorbringen. Außer diesem Instrumente haben sie auch ei-
anderes, Gomgom genannt, das aus einem aus Ol-
venholze gemachten Bogen besteht, mit einer Saite, di-
aus einem wohl gedrehten Schaafsdarm verfertigt und so
dick ist, wie die dickste Saite einer Violine. Um dies
Instrument zur höchsten Vollkommenheit zu bringen,
stecken sie die Saite, ehe sie auf den Bogen befestigt wird,
durch ein Loch, welches in ein Stück Schale einer Kokos-
nuß gemacht ist. Durch Auf- und Abwärtsschieben der
Schale könnnen sie den Ton so viel verändern, wie es an
einem so einfachen Instrumente möglich ist. Aber mehr
als zwei oder drei Töne können sie doch nicht hervorbrin-
gen. Diese werden beständig wiederholt, und nichts desto
weniger finden sie diese Musik so angenehm, daß sie
drei bis vier Stunden aushalten können.*) Dieses In-
strument ist zwar höchst erbärmlich, wie die Trommeln
und Pfeifen der oben genannten Völker; aber daß es Er-
findungsgeist verräth, ist nicht zu läugnen, wenn sie es
nur durch Nachdenken erfunden haben; aber möglich ist
es, daß ein bloßer Zufall die erste Veranlassung zu diesem
Instrumente gegeben hat, welches man, so viel ich weiß,
bei keinem andern rohen Volke findet.

Trommeln und Pfeifen scheinen übrigens nach dem,
was ich im Vorhergehenden gesagt und weiter unten sagen
werde, die ersten musikalischen Instrumente gewesen zu
sein, die diesen Namen verdienen können. Diese findet
man auch beinahe allenthalben unter den rohen Völkern.
Allmählig erfand man mehrere, welche zum Theil den
Instrumenten der gebildeten Nationen gleichen. Zeugen
sie zwar alle von ihrem Mangel an musikalischer The-

*) Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung, von
Kolbe. Thl. 1. Cap. 13.

und Kunstkultur; so zeugen sie doch auch von ihrem Erfindungsgeiste. Der Gomgom der Hottentotten war schon eine neue Erfindung, durch welche diese Afrikaner sich sowohl von den nördlichen Amerikanern als den Bewohnern der Südsee auszeichnen. Es gibt aber andere Afrikaner, die wiederum in diesem Stücke vieles vor den Hottentotten voraus haben.

Die Neger in Guinea machen viel aus Musik und Tanz. Es gehört sogar mit zur Größe der Vornehmen, eine Bande Musikanten zu unterhalten. Ihre musikalischen Instrumente bestehen, außer einem, das unsrer Violine gleicht, aus vier bis sechs Flöten, einer Trommel, einigen Glocken und einigen Triangeln. Die Flöten sind im Durchmesser eben so dick, wie die unsrigen, aber über anderthalb Ellen lang, und haben nur vier Töne. Die Trommel hat Aehnlichkeit mit unsern Trommeln oder Pauken. Sie besteht aus einer sehr großen Kürbisschale, die mit Schaaffell überzogen ist. Jeder Spieler gebraucht nur eine Trommel, die er um den Hals hängt und mit seinen flachen Händen schlägt. Der Triangel, welchen der Spieler in der linken Hand an einem Bande hält, ist von Eisen, und indem er mit einem eisernen Stäbchen daran schlägt, begleitet er die Trommel. Mit diesen Instrumenten zusammen machen sie eine ziemlich erträgliche Musik, die mit unsrer Janitscharenmusik einige Aehnlichkeit hat.*)

Das musikalische Genie der Neger in Angola habe ich oben erwähnt; aber was ihre musikalischen Instrumente betrifft, so haben sie keine sonderlichen Fortschritte gemacht. Ihre Gesänge begleiten sie mit Trommeln, welche sie genau nach dem Takte schlagen. Ihre Trommeln sind nach ihrer Bestimmung verschieden von Gestalt. Man hat deren zum Tanz, zu öffentlichen Festen und zum Kriege. Die kleinsten Trommeln werden beim Tanze ge-

*) Iserts Reise nach Guinea. Achter Brief.

braucht. Eine Art dieser Trommeln ist aus dem Zweige eines gewissen Baumes verfertigt, und hat sieben Fuß in der Länge und funfzehn Zoll im Durchschnitt. Eine andere Art derselben ist aus Holz gemacht, das mit Feuer ausgehöhlt und mit Ziegenfell überzogen ist. Sie schlagen diese Trommeln nicht mit Stöcken, sondern blos mit den Händen. Sie haben außerdem eine Art Violine mit drei Saiten, die sie mit den Fingern schlagen, und sehr lermende Trompeten, theils von Holz, theils von Elfenbein. Alle diese Instrumente zeugen von Erfindung; sie sind aber nur schlecht, da es diesen Negern an Kultur mangelt. *)

Sonderbar aber ist es, daß die Fulier, die weder an Kunst- noch Verstandeskultur die übrigen oben erwähnten Afrikaner übertreffen, doch in Hinsicht auf ihre musikalischen Instrumente viel vor ihnen voraus haben. Ein hoher Grad von Erfindungsgeist muß bei diesem Volke den Mangel an Kultur ersetzen. Diese Neger haben auch, wie die obgenannten, eine Art von Trompeten, aus Elephantenzähnen gemacht, welche sie aushöhlen und in- und auswendig so lange schaben, bis sie ihre gehörige Dicke haben. Diese Trompeten machen sie von verschiedener Größe, damit sie verschiedene Arten von Schall hervorbringen können. Sie haben eine Art Flöten aus Rohr, die aber nicht mehr als einen einzigen Ton hervorbringen können. Ihre Trommeln sind ausgehöhlte Baumstämme, die an dem einen Ende mit einem straffen Schaf- oder Ziegenfell überzogen sind. Zuweilen schlagen sie dieselben nur mit den Fingern, am öftersten jedoch mit zwei Klöppeln. In Rücksicht dieser Instrumente haben sie keinen Vorsprung vor andern; sie haben aber auch künstliche Instrumente, durch welche sie alle andere Ne-

*) Reise nach der westlichen Küste von Afrika, von Degrandpre. Abschnitt 2; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 44 f.

aner übertreffen und viel Erfindungsgeist verrathen. Das
ine besteht aus einem großen Kürbis mit einem langen
Halse. Es hat sechs Saiten und Wirbel zum Stimmen.
Dieses Instrument spielen sie mit den Fingern. Das an-
ere Instrument ist noch künstlicher, und hat, dem Be-
ichte Labat's zufolge, einige Aehnlichkeit mit unsern Or-
eln. Er sagt, daß es aus sechzehn Röhren von hartem
Holze bestehe, die einen Zoll breit und vier bis fünf Li-
ien dick sind. Die längsten darunter sind achtzehn, und
ie kürzesten sieben oder acht Zoll. Sie ruhen auf einem
leinen Gestell, das einen Fuß hoch ist, woran sie durch
Riemen von feinem Leder befestigt werden, welche sich zu-
gleich um einige kleine Stifte herumschlingen, die zwischen
en Pfeifen stehen, um sie in gehöriger Weite von einan-
er zu halten. Unter den Pfeifen hängen runde Kürbisse
von verschiedener Größe, nämlich die größten unter den
größten Pfeifen u. s. w., nach ihrem Verhältnisse. Die-
es Instrument gibt einen angenehmen Klang und wird mit
zwei kleinen Klöppeln, wie die auf dem Hackbrete, gespielt,
die, um den Klang angenehmer zu machen, oben mit Le-
der überzogen sind.*)

Welchen Klang dieses Instrument von sich gibt, oder
welchem andern Instrumente sein Klang gleichet, sagt
Labat nicht deutlich genug; er sagt nur, daß es einen
angenehmen Klang gebe und einige Aehnlichkeit mit einer
Orgel habe. Besteht auch diese Aehnlichkeit nur in der
Zusammensetzung mehrerer Pfeifen, so zeigt doch die Ein-
richtung und Beschaffenheit dieses Instruments einen Grad
von Erfindungsgeist und Kunstfleiß, den man bei einem
so rohen Volke nicht erwarten sollte. Dies ist ohne Zwei-
fel das am meisten zusammengesetzte Instrument, welches
man in Afrika hat; und so schlecht es auch ist, so ist es
doch himmelweit von dem Gomgom der Hottentotten un-

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande.
B. 5. S. 201 ff.

terschieden, und folglich müssen auch diese beiden
in Ansehung des musikalischen Geschmacks und der
himmelweit von einander unterschieden sein. Ab
ungeachtet sind die Fulier, was ihre musikalische
mente betrifft, nicht nur weit von dem Ziele der
menheit entfernt, sondern stehen auch verschiel
kern, die die sanften Erdstriche Asiens bewohl
lich weit nach.

So haben die Peguaner ein Glockenspi
ungefähr drei Fuß lang und acht bis zehn
Dieses Instrument besteht aus zwanzig Glock
verschiedenen Tönen und Größen sind. Auf
schlagen sie mit kleinen Stäben und bringen
nicht unangenehme Musik hervor.*) Die
auch eine Art von Glockenspiel, welches vo
Einrichtung zu sein scheint. Die Glock
einander auf ein Holz gestellt, das die Ge
zirkels hat. Derjenige, welcher es spi
Mitte und schlägt mit zwei Stecken an di
ßer diesem Instrumente haben sie aber a
mit drei Saiten, und Schalmeien. Zw
strumente nur schlecht, sie spielen aber n
auf, und begleiten die Musik mit kupfe
an einem Strick hängen, auf welche jen
Zeit den Takt mit einem Stabe schlägt.
sie zweierlei Arten von Trommeln, von
eine mit zwei bleiernen Kugeln schlä
Strick hängen, eine auf jeder Seite
andere hängt an einer Schnur am Ha
geballter Faust geschlagen.**) Die
ren sich die Malabaren bei ihrer Vokal

*) Gegenwärtiger Staat der Königreiche
Salmon. S. 131.

**) Beschreibung des Königreichs Sia
bere. Abth. 2. Cap. 12.

m Theil die nämlichen, wie die, welche die Siamer auchen, nämlich eine größere oder eine kleinere Trom-el, eine kupferne Pauke, die mit einem eisernen Klöp-l geschlagen wird, zwei kupferne oder messingene Bek-n; sie haben aber außerdem zwei Klarinetten und ein ar Kuhhörner.*) Diese Arten blasender Instrumente det man nicht bei den oben erwähnten Völkern. Dies also ein Zuwachs der musikalischen Kultur.

Weit größere Fortschritte, als die Malabaren und mer, haben die Birmanen gemacht. Sie sind große haber der Dichtkunst und der Musik. Ihre Gedichte melodisch und dem Ohre angenehm. Sie haben so-epische als geistliche Gedichte. Musik wird eben so geschätzt. Sie heißt die Sprache der Götter, und in Birma allgemeiner getrieben, als in Hindostan. haben viele verschiedene Instrumente. Ihre Haupt-mente sind eine Art von Harfe, eine Violine mit eiten, die mit einem Bogen gestrichen werden, eine Flöte, eine Menge verschiedener Cymbeln, von de-uweilen achtzehn an einem Bambusrohre befestigt eine Guitarre, in der Form eines kleinen Kroko-dessen Leib hohl ist und dessen Rücken Schalllöcher Dieses Instrument hat nur drei Saiten, wird mit ngern gespielt, und dient zur Begleitung beim Sin-Sie haben auch ein Instrument, das aus mehrern hen Trommeln besteht, welche an ledernen Riemen dem hölzernen Rahmen herab hängen. Die ganze e hält fünf Fuß im Durchschnitt und ist vier Fuß Innerhalb dieses Rahmens steht ein Mann, der se Trommeln mit einem Stocke schlägt. Diese eln werden immer bei einem vollständigen Concert t. Noch haben sie eine Art von Pansflöte, die

*) olino da San Bartolomeo Reise nach Ostin- von Reinhold Forster. S. 371.

aus verschiedenen an einander gereiheten Röhren best
und einen klagenden Ton hervorbringt.*)

Die Türken haben zweierlei Arten von Musik, d
Kriegsmusik und die Kammermusik. Er
ist stark, unharmonisch und barbarisch. Sie besteh
großen Trommeln, die mit einer Art hölzerner Hä
geschlagen werden, und ein hohles Geräusch mit den
len und schallenden Ton kleiner Becken vereinigen,
von durchdringenden Klarinetten und Trompeten beg
werden. Ihre Töne werden aufs höchste getrieben, als
wollten sie diese Musik so unharmonisch, wie mögl
machen; vermuthlich aber suchen sie durch diese laute
kriegerische Musik dem Feinde einen Schrecken einzujag
denn ihre Kammermusik hat nichts Geräuschvolles an
sie ist sowohl anmuthig, als angenehm. Kann m
zwar diese wegen einer Monotonie von Semitönen tadeln,
die anfangs Langeweile verursachen, so kann man doch
derselben eine Art von melancholischem Ausdruck nicht ab-
sprechen, der die Türken äußerst rührt. Ihre Instru-
mente zu der Kammermusik bestehen, außer einer Violine
d'Amour, die von den Europäern eingeführt ist, aus ei-
ner Geige mit drei Saiten, der Derwischflöte, welche,
wie Tott behauptet, anmuthiger, als unsre Querflöte
ist, einer Art Mandoline mit langem Griff und metallenen
Saiten, der Schalmeie oder Panspfeife, und der S
kalertrommel, welche man braucht, um den Takt h
barer zu machen. Diese sind die Instrumente, aus de
ihr Orchester besteht. Ein solches Concert wird in e
Ende des Zimmers aufgeführt. Die Musikanten si
auf ihren Fersen, und spielen ohne Noten traurige u
muntere Lieder, und immer alle auf einmal, wä
die Gesellschaft, von schmachtendem Entzücken, Tab

*) Reise des Herrn Symes nach dem Königreiche A
Abschnitt 14. in Sprengels Bibliothek der neuesten u
wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 4.

auch und einigen Pillen Opium trunken, ein tiefes Stillschweigen beobachtet.*)

So haben die Asiaten unter den warmen Himmelsstrichen, sogar in Rücksicht auf die Musik, einen großen Vorzug vor den rohen Völkern in andern Welttheilen. Welch ein Unterschied zwischen den beiden Stöcken der Norfolkinsulaner, den Klappern der Bewohner von Nutkasund, der Muschelschale und Pfeife der Neuseeländer, dem irdenen Topf der Hottentotten, und dem Glockenspiel, den Mandolinen, Klarinetten, Trompeten, Flöten, Guitarren und mehrern dergleichen Instrumenten der Asiaten! Zwar stehen diese Asiaten in diesem Stücke, ihrer beträchtlichen Fortschritte ungeachtet, den Europäern weit nach, die vielleicht erst von ihnen gelernt und allmählig bei zunehmender Kultur sie weit übertroffen haben; aber nichts desto weniger haben sie, was die Entwickelung des Verstandes, den Kunstfleiß, den Erfindungsgeist und den musikalischen Geschmack betrifft, vor allen andern rohen Völkern viel voraus. Es fehlt ihnen nur an Theorie in der Musik, wie auch an den dazu gehörigen Wissenschaften, um ihre Musik zu eben der Vollkommenheit, wie die europäische, zu bringen. Aus den Fortschritten zu schließen, welche sie in Erfindung so mancherlei musikalischer Instrumente ohne alle theoretische Hülfsmittel gemacht haben, hat man Ursache, zu glauben, daß sie, mit Hülfe der Wissenschaften der Europäer, letztere sogar werden übertreffen können.

Kap. 3.

Schauspiele.

Schauspiele gehören zu den Ergötzlichkeiten der gesitteten Völker; daß diese aber auch sowohl bei den halb rohen

---

*) Tott's Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne. B. 1. S. 156.

Völkern, als bei denjenigen, die ganz im Stand
Natur leben, üblich sind, das sollte man nicht so
glauben, wenn die Geschichte uns nicht dasselbe
Aber wenn man weiß, worin diese Schauspiele beste
und wie sie aufgeführt werden, so findet man nicht
Kunst darin, als man den rohen Völkern wohl zutr
kann. Ich will einige Beispiele hiervon anführen,
aus der Leser einigermaßen auf die Entstehungsart
Schauspiele schließen kann. Alle unsre Künste, di
die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht habe
sen ursprünglich schwach und armselig gewesen s
wie der vollkommenste Mensch mit der Kindheit an
gen hat. So auch die Schauspielkunst.

Diese Kunst besteht zum Theil im Nachahmen
Lächerlichen in dem Verhalten und den Sitten der M
schen, und blos hierauf beschränkt sich diese Kunst auf
Insel Otaheiti. Ihre Schauspieler führen nur Pantomi
men auf. Zuweilen stellen diese das Betragen und die
Sitten der Europäer vor, die sie auf das vollkommenste
nachzuahmen wissen. Sie schonen auch ihre eigenen Ober-
häupter nicht. Wenn sie etwas Tadelhaftes an sich ha-
ben, so können sie gewiß sein, auf diese Art öffentlich
ausgestellt zu werden.*) Daß eine lebhafte Fantasie er
fordert wird, um eine solche Rolle gut zu spielen, lei
keinem Zweifel unterworfen sein; und daß diese Vorst
lungen, obgleich sie dem Menschen sittlich gute Gesi
nicht einflößen können, den Zuschauern wenigstens Beh
samkeit in ihrem äußern Betragen lehren können, ist
nicht zu läugnen. Diese otaheitischen Schauspiele s
denn wohl nicht ganz unnütz. Satyrische Pantomim
die das Tadelhafte im Betragen der Menschen vorstel
wirken vielleicht noch stärker, als Satyren, die es b
mit Worten thun, so wie der Anblick eines bejammer

*) Wilson's Missionsreise; in Sprengels Bibliothek de
neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S.

rdigen Gegenstandes oder einer lasterhaften That un-r Gefühl stärker anspricht, als die bloße Erzählung von.

Die Schauspiele der Hindostaner haben keinen so moralischen Zweck, als die otaheitischen; sie sind vielmehr ganz unmoralisch. Sie haben sowohl Tänzerinnen, als Schauspiele. Die Tänzerinnen sind liederliche Weibsbilder, die keine Schwierigkeit machen, mit einer Mannsperson, die es verlangt, auf die Seite zu gehen. Sie spielen Komödien bei Fackeln unter freiem Himmel, wobei Liebe der gewöhnliche Inhalt ist. *) Soll man von der Sittlichkeit der Tänzerinnen auf die der Schauspiele schließen, so müssen diese ohne Zweifel mehr dazu eingerichtet sein, die Gefühle der Wollust zu entflammen, als denselben Gränzen zu setzen. Die Hindostaner haben also bei ihren Schauspielen nur die Belustigung, nicht aber die Besserung der Zuschauer zum Zweck.

Die Tunkinesen haben bei allen ihren Lustbarkeiten nicht allein Tanz und Gesang, wobei sie verschiedenerlei musikalische Instrumente, als Trommeln, kupferne Pauken, Hoboen, Zithern und verschiedene Arten von Violinen gebrauchen; sondern sie haben auch Schauspiele, die eben nicht viele Zubereitungen erfordern. Die Schauspieler-Gesellschaften sind nur vier oder fünf Personen stark. Sie sind wunderlich gekleidet, und mischen in ihre Gesänge oder Erzählungen, die fast immer das Lob der Könige oder der großen Männer der Nation zum Gegenstand haben, verschiedene Liederchen, die sich auf eine verliebte Geschichte oder eine andere Begebenheit beziehen, die das Volk interessirt; vermuthlich um dem Ueberdrusse vorzubauen, den das Lob der großen Männer leicht verursachen könnte. In diesem Stücke gleichen diese Schauspiele verschiedenen von den unsrigen, die auch zuweilen mit Gesang abwechseln, wo-

---

*) Gegenwärtiger Staat von Indostan, von Salmon. Cap. 5. S. 188.

Völkern, als bei denjenigen, die ganz im Stand der Natur leben, üblich sind, das sollte man nicht so leicht glauben, wenn die Geschichte uns nicht dasselbe lehrte. Aber wenn man weiß, worin diese Schauspiele bestehen und wie sie aufgeführt werden, so findet man nicht mehr Kunst darin, als man den rohen Völkern wohl zutrauen kann. Ich will einige Beispiele hiervon anführen, woraus der Leser einigermaßen auf die Entstehungsart der Schauspiele schließen kann. Alle unsre Künste, die nun die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht haben, müssen ursprünglich schwach und armselig gewesen sein, so wie der vollkommenste Mensch mit der Kindheit angefangen hat. So auch die Schauspielkunst.

Diese Kunst besteht zum Theil im Nachahmen des Lächerlichen in dem Verhalten und den Sitten der Menschen, und blos hierauf beschränkt sich diese Kunst auf der Insel Otaheiti. Ihre Schauspieler führen nur Pantomimen auf. Zuweilen stellen diese das Betragen und die Sitten der Europäer vor, die sie auf das vollkommenste nachzuahmen wissen. Sie schonen auch ihre eigenen Oberhäupter nicht. Wenn sie etwas Tadelhaftes an sich haben, so können sie gewiß sein, auf diese Art öffentlich ausgestellt zu werden.*) Daß eine lebhafte Fantasie erfordert wird, um eine solche Rolle gut zu spielen, kann keinem Zweifel unterworfen sein; und daß diese Vorstellungen, obgleich sie dem Menschen sittlich gute Gesinnungen nicht einflößen können, den Zuschauern wenigstens Behutsamkeit in ihrem äußern Betragen lehren können, ist wohl nicht zu läugnen. Diese otaheitischen Schauspiele sind denn wohl nicht ganz unnütz. Satyrische Pantomimen, die das Tadelhafte im Betragen der Menschen vorstellen, wirken vielleicht noch stärker, als Satyren, die es blos mit Worten thun, so wie der Anblick eines bejammerns-

*) Wilson's Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S.

ürdigen Gegenstandes oder einer lasterhaften That un-
r Gefühl stärker anspricht, als die bloße Erzählung
avon.

Die Schauspiele der Hindostaner haben keinen so
moralischen Zweck, als die otaheitischen; sie sind vielmehr
ganz unmoralisch. Sie haben sowohl Tänzerinnen, als
Schauspiele. Die Tänzerinnen sind liederliche Weibs-
bilder, die keine Schwierigkeit machen, mit einer
Mannsperson, die es verlangt, auf die Seite zu ge-
hen. Sie spielen Komödien bei Fackeln unter freiem Him-
mel, wobei Liebe der gewöhnliche Inhalt ist.*) Soll
man von der Sittlichkeit der Tänzerinnen auf die der
Schauspiele schließen, so müssen diese ohne Zweifel mehr
dazu eingerichtet sein, die Gefühle der Wollust zu entflam-
men, als denselben Gränzen zu setzen. Die Hindostaner
haben also bei ihren Schauspielen nur die Belustigung,
nicht aber die Besserung der Zuschauer zum Zweck.

Die Tunkinesen haben bei allen ihren Lustbarkeiten
nicht allein Tanz und Gesang, wobei sie verschiedenerlei
musikalische Instrumente, als Trommeln, kupferne Pau-
ken, Hoboen, Zithern und verschiedene Arten von Violi-
nen gebrauchen; sondern sie haben auch Schauspiele, die
eben nicht viele Zubereitungen erfordern. Die Schauspieler-
Gesellschaften sind nur vier oder fünf Personen stark. Sie sind
wunderlich gekleidet, und mischen in ihre Gesänge oder Er-
zählungen, die fast immer das Lob der Könige oder der gro-
ßen Männer der Nation zum Gegenstand haben, verschie-
dene Liederchen, die sich auf eine verliebte Geschichte oder
eine andere Begebenheit beziehen, die das Volk interessirt;
vermuthlich um dem Ueberdrusse vorzubauen, den das Lob
der großen Männer leicht verursachen könnte. In diesem
Stücke gleichen diese Schauspiele verschiedenen von den
unsrigen, die auch zuweilen mit Gesang abwechseln, wo-

*) Gegenwärtiger Staat von Indostan, von Salmon. Cap. 5.
S. 188.

durch der Langeweile vorgebeugt wird. Auch hierin sie Aehnlichkeit mit den unsrigen, daß sie aus me Acten bestehen, und daß die Frauenzimmer in den Zwischenacten Tänze aufführen, die oft von einer Ar lekin unterbrochen werden, der die Zuschauer durch komischen Stellungen und Späße zum Lachen zu bring sucht.*) Es ist sonderbar, daß die Schauspiele de Volkes in der Einrichtung so viel Aehnlichkeit mit den europäischen haben. Das ist ein Beweis, daß die Tunk sen sich Mühe gegeben, den Menschen kennen zu lern, und ihre Schauspiele daher ganz nach der sinnlichen Natur desselben eingerichtet haben.

Die Schauspiele der Türken haben ebenfalls, w die Bestandtheile betrifft, einige Aehnlichkeit mit den un srigen; sie sind aber eben so roh und abgeschmackt, w die tunkinesischen. Gemeiniglich dürfen Schauspiele be den Türken nicht öffentlich aufgeführt werden, sondern nur in Privathäusern, wenn sie eine Hochzeit oder sonst eine feierliche Gilde haben. Die Türken lassen sich niemals selbst zur Aufführung eines Schauspieles gebrauchen; nur die Juden legen sich auf diese Kunst, bringen es aber nicht weiter darin, als daß sie für mittelmäßige Gaukler gelten können. Ihre Truppe besteht entweder aus bloßen Mannspersonen oder aus bloßen Frauenzimmern. Letztere führen ihre Schauspiele vor den Damen in den Ser ken auf. Sind aber öffentliche Schauspiele gleich ni durchgängig erlaubt, so gibt es doch zuweilen gewi Feierlichkeiten, bei denen sie erlaubt werden.

Der Baron Tott, der einmal einem solchen Schauspiel beiwohnte, gibt uns folgende Beschreibung davon. Mitten auf dem Felde sah man eine Hütte errichtet, d drei Fuß im Viereck, sechs Fuß hoch und mit einer Ga dine verschlossen war. Diese Hütte sollte ein Haus vo

*) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichard. S. 69.

stellen, in welchem ein Jude, als ein Frauenzimmer verkleidet, sich befand. Die andern Personen waren ein Jude, als ein junger Türk gekleidet, der in die Dame vom Hause verliebt sein sollte; ein Bedienter, der ziemlich possierlich war; ein anderer Jude, als ein Frauenzimmer gekleidet, spielte den Vertrauten, und Einer war der betrogene Mann. Mit einem Worte, alle die Personen, die man bei dergleichen Vorstellungen überall sieht, waren auf dem Platze. Allein das Sonderbare und Eigenthümliche bei diesen Schauspielen ist, wie Tott berichtet, die Auflösung des Knotens im Stücke. Alles wird hier vorgestellt, nichts dem Nachdenken der Zuschauer überlassen; und hört man während des Schauspieles den Ausruf des Priesters zum Gebet von dem Thurm einer Moschee, so kehren alle Muselmänner ihre Gesichter nach Mecca, und gleichwohl spielen die Schauspieler ihre Rolle fort. Zwischen den Akten wird der Schauplatz mit Seiltänzern besetzt, die ihre Kunst nicht verstehen, Fechtern, die ihre Sachen schlecht machen, plumpen Harlekinen, Tänzern und Tänzerinnen, deren Verdienst weder in zierlichen Schritten noch in angenehmen Geberden besteht. *)

Hieraus sieht man, wie die Schauspiele ursprünglich gewesen sind. Liebes-Intriguen, Harlekinaden und ein Tanz, der dem übrigen angemessen war, war die Hauptsache. Auch in Europa dauerte es lange, ehe man daran dachte, gesunden Verstand, edle Gedanken und einen feinen Geschmack auf unsren Schaubühnen einzuführen, ehe es eine Maxime wurde, daß die Schauspiele nicht blos zur Lust seien.

*) Tott's Efterretninger om Tyrkerne og Tartarerne, B. 1. S. 133 ff.

Kap. 4.

Spiele.

Spiel- und Gewinnsucht sind zwei Leidenschaften, die mit einander in genauer Verbindung stehen. Die erste ist zwar zuweilen nur in Zeitvertreib gegründet; am öf-ften aber entspringt sie aus der letztern; und da Gewinnsucht und Begierde allen Menschen angeboren sind, ist die Spielsucht auch bei allen rohen Völkern gemein, und mancherlei sind ihre Erfindungen, um diese ihnen nachtheilige Leidenschaft zu befriedigen. Viele lassen sich in solchem Wahnsinn von dieser Leidenschaft beherrschen, daß sie die unseligsten Folgen davon nicht im Stande sind, derselben Gränzen zu setzen.

Die Battas auf Sumatra, sind dem Spiele sehr ergeben, und diese Neigung ist durchaus keiner Einschränkung unterworfen, auch hören sie selten eher auf, als bis einer von beiden ganz zu Grunde gerichtet ist. Wenn jemand mehr verliert als er bezahlen kann, wird er eingesperrt und als ein Sklave verkauft, welches fast die einzige Art ist, auf welche sie Sklaven werden. Ist der Gewinner großmüthig, so läßt er seinen unglücklichen Gegner zuweilen unter der Bedingung los, daß er ein Pferd schlachte und ein öffentliches Gastmal anstelle. *) Die Neger in Widach sind ebenfalls auf das Spielen so erpicht, daß sie alles, was sie haben, aufs Spiel setzen, und wenn Geld und Gut verspielt sind, so wagen sie zuerst Weib und Kinder, und hernach setzen sie sich selbst aufs Spiel. Verlieren sie auch hier, so verkauft der Gewinner sie an die Europäer. **) Da man diese Leidenschaft für Spiel so oft unter den Nationen findet, die man für kultivirt hält

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 385.

**) Allgemeine Geschichte der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 4. S. 321.

o darf man sich nicht wundern, daß sie bei den ganz rohen Völkern Statt findet.

Das einfachste aller Spiele ist ohne Zweifel das Räthselspiel; und wahrscheinlich ist dieses eins der ersten, weil es, sowohl in Rücksicht der Erfindung, als des dazu erforderlichen geringen Grades von Nachdenken das ungekünsteltste ist. Dieses Spiel findet man bey den Californiern. Es wird von vier Personen gespielt, die zwei und zwei zusammen, einander gegenüber sitzen. Jeder verbirgt, wenn die Reihe an ihn kommt, ein Stückchen Holz in der einen Hand, und sein Mitspieler macht indessen tausend Geberden, um die Aufmerksamkeit der Gegner auf sich zu ziehen. Sie gewinnen oder verlieren einen Strich, nachdem sie gut oder schlecht die Hand errathen haben, in welcher das Stück Holz verborgen ist, und die Gewinner haben das Recht, dies Holzstück wieder zu verbergen. Gewöhnlich spielen sie um Glaskorallen, die unabhängigen Californier aber um die Gunstbezeugungen ihrer Weiber.

Außer diesem Spiel haben die Californier noch eine Art von Ringspiel. Auf einem eingezäunten Platz, von zehn Klaftern ins Gevierte, der von Gras gereinigt und mit Strohbändeln eingeschlossen ist, rollen sie einen kleinen Reif von drei Zoll im Durchschnitte. Jeder von den beiden Spielern hat einen fünf Fuß langen Stock von der Größe eines gewöhnlichen Rohres in der Hand, welchen sie durch den Ring, während er in Bewegung ist, zu stoßen suchen. Gelingt einem dies, so gewinnt er zwei Striche, und wenn der Ring, indem er zu rollen aufhört, blos auf dem Stocke ruht, so bekommt er nur einen. Die Partie besteht aus drei Strichen. Dieses Spiel verschafft ihnen eine starke Bewegung, weil Reif und Stock in beständiger Bewegung sind.*)

---

*) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 1. in Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, Th. 16, S. 377.

Die Türken haben auch ein Spiel mit Ringen; di ist aber von einer andern Beschaffenheit und ihrer Träg angemessener als das Ringspiel der Californier. Es w nämlich auf einem großen Teller eine Menge umgekehr Kaffeetassen, und das ganze Spiel kommt nur darauf a daß man errathen kann, unter welcher Tasse der Ri liegt. Der Gewinner hat den Vortheil, daß er dem, d verloren hat, das Gesicht schwärzen, ihm eine Narr kappe auf den Kopf setzen und ihn zwingen kann, ge putzt hervor zu treten. Indessen singen sie einige Tri phen, haben ihn zum Narren und rühmen sich selbst. Doch sind es nur ihre Bedienten und Untergebenen, die sie s behandeln, und von diesen sind immer einige beim Spiel zugegen, wenn sie einige Geschicklichkeit zum Possenma haben. Um Geld spielen die Türken nie.*)

Auch Würfelspiel ist bei den rohen Völkern üblich. Ein solches Spiel findet man auf Sumatra, wo es jedoch an einigen Orten auf das schärfste verboten ist, weil durch dasselbe oft ganze Dörfer sind zerrüttet worden.**) Die Nordamerikaner haben ebenfalls eine Art Würfelspiel, das von zwei Personen gespielt wird. Jeder hat sechs bis acht kleine Knochen, die an Gestalt und Größe einem Pfirsichstein gleichen. Die eine Seite ist schwarz und die andere weiß. Diese Knochen werfen sie in die Höhe und lassen sie in einen Napf oder auf einen Teller fallen, in welchem sie sich umkehren müssen. Sie zählen ihre Stiche nachdem die obere Seite weiß oder schwarz ist. Wer d größte Zahl von derselben Farbe hat, rechnet dafür fü Striche und vierzig machen das ganze Spiel aus. S lange dieses Spiel währt, sind sie in großer Beweg und machen bei jedem entscheidenden Wurfe ein fürchter

---

*) Russel's Beschreibung der Stadt Aleppo; in Samm lung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 1.

**) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Suma tra, von Marsden. S. 300.

hes Geschrei. Sie suchen sowohl den Knochen als den ?en Geistern, die nach ihrer Meinung der andern Parthei ?ück bringen. In diesem Spiel verlieren sie oft ihre ?leider, ihr ganzes Hausgeräth, ja sogar ihre Freiheit, ?elche jedoch kein Volk höher schätzt als diese Indianer.*)

Ich weiß nicht gewiß, ob ich eine Art von Spiel, ?s bei den Bewohnern der Inseln der Königin Charlotte ?lich ist, auch zu den Würfelspielen rechnen soll. Sie ?ben zwei und funfzig kleine runde Stückchen Holz von ?r Größe eines Fingers, auf welchen verschiedene Zeichen ?n einer rothen Farbe sind. Mit diesen Holzstückchen ?ielen zwei Personen. Die Kunst besteht vorzüglich dar?, diese Stücke in verschiedene Stellungen bringen zu ?nnen. In diesem Spiele können sie ihr ganzes Eigen?um eben so gut, wie in Europa, verspielen, und die?n Unfall tragen sie mit vieler Geduld.**)

Noch findet man bei den Einwohnern des Franzosen?afens eine Art von Hazardspiel, welches diese Indianer ?en so heftig lieben, wie die Europäer die ihrigen. Es ?ird mit dreißig kleinen Stücken Holz gespielt, von denen ?des mit einem verschiedenen Merkmal bezeichnet ist; ?ieben davon werden versteckt. Jeder spielt nach der ?eihe, und der, dessen Zeichen sich dem auf den abgeson?erten Hölzern am meisten nähert, hat den Einsatz gewon?en, der gewöhnlich in einem Stück Eisen oder einem ?eil besteht.***)

Die Spiele, die ich bisher erwähnt habe, sind bloße ?lücksspiele. Man findet aber auch bei den rohen Völ?ern Spiele, die Kunst in der Erfindung zeigen und die

*) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nord-Amerika. Cap. 11.

**) Geschichte der Reisen, die seit Cook unternommen worden sind, von Georg Forster. Thl. 2. S. 167.

***) La Perouse's Reise um die Welt. Th. 1; im Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Th. 16. S. 367.

nicht ohne einiges Nachdenken gespielt werden kön
Die Namakesen sind ein faules und träges Volk, da
keine andern Ergötzlichkeiten, als solche, die keine
wegung erfordern, Sinn hat; sie finden daher Vergn
am Spiel, welches ihren vorzüglichsten Zeitvertreib a
macht. Eins von ihren Lieblingsspielen ist das, w
sie Tiger und Lämmer nennen. Außer diesem h
sie aber noch ein anderes Spiel, wie unser Würf
das für träge Leute und eingeschrankte Köpfe sehr g
für jene, weil es nicht ermüdet, und für diese, w
kein Nachdenken erfordert. Das erstere Spiel
doch etwas Nachdenken, das letztere aber nicht, da
es auch so leidenschaftlich lieben, daß sie oft ihre H
den, ja alles, was sie besitzen, daran wagen.*)

Die norwegischen Lappen haben ein Spiel, das
Aehnlichkeit mit dem namakesischen hat. Der Unter
besteht darin, daß die Lappen, die keine *Tiger kennen*,
Statt ihrer Füchse haben. Dieses Spiel, welches sie
Gänsespiel nennen, ist ein Bret mit
genen Linien. Auf diesem Brete sind dreizehn aufrecht
stehende Stäbchen befindlich, die dreizehn Gänse bedeuten,
und ein gleichfalls aufrecht stehendes Stäbchen soll
Fuchs vorstellen. Es wird von zwei Personen gesp
von welchen die eine die Gänse und die andere den F
regiert. Die Kunst besteht darin, daß entweder derjen
der den Fuchs regiert, alle Gänse nehmen, oder derjen
der die Bewegungen der Gänse bestimmt, so mit i
herumziehen kann, daß der Fuchs umzingelt wird und n
von der Stelle kommen kann.**) Unläugbar verräth d
Spiel einige, wenigstens so viel Erfindung, als man
solchen rohen Menschen erwarten kann. Es erfor
auch Nachdenken, wiewohl in keinem höhern Grade,
daß unsre Bauern und Kinder es auch spielen können.

---

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von A
Th. 2. S. 67.

**) Leem's Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap

Hingegen gibt es auf den Sandwichsinseln ein
piel, welches, der Beschreibung nach, sinnreicher ist
nd mehr Nachdenken verräth, als man von diesen rohen
nsulanern wohl erwarten könnte. Es hat viel Aehnlich-
it mit unserm Bretspiele; allein nach der Zahl der Fel-
r zu urtheilen muß es verwickelter sein. Das Damenbret
t gegen zwei Fuß lang und in zwei hundert und acht und
eißig Felder getheilt, deren vierzehn in einer Reihe sind.
ie bedienen sich dabei schwarzer und weißer Steine, die
von einem Felde in das andere rücken.*) Vielleicht
nnte dieses Spiel, wenn man dasselbe und die Art,
ie es gespielt wird, genauer kennte, einen Platz unter
sren Unterhaltungsspielen verdienen.

Noch verdient das Schachspiel angemerkt zu werden,
elches man billig für das vollkommenste Spiel von der
t halten muß. Es ist von den ältesten Zeiten her in
ersien erfunden und hat sich von diesem Lande allmählig
er ganz Europa und einen großen Theil von Asien
rbreitet. Die Perser schätzen dieses Spiel sehr hoch.
ie sagen, daß der, welcher es gut versteht, die Welt
gieren könne; um es aber gut zu spielen, muß, nach
er Meinung, eine Partie drei Tage lang währen.**)
ter den Türken besteht der Zeitvertreib, wenn sie zu
use sind, außer dem Damen- und Mühlenspiele, im
hachspiel, wenn sie sehr geübt sind. Dieses Spiel ist
r nicht für geringe Leute. Diese suchen ihre Vergnügun-
in den Kaffeehäusern, wo ihr Zeitvertreib in Musik
steht, oder in einem Abenteuer, das eine dazu ange-
mmene Person der Gesellschaft erzählt, und zur Zeit
s Ramadans unterhalten sie sich mit einem gemeinen
arionetten-Spiel, Seiltänzern und Taschenspielern.***)

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster B. 3. S. 440.

**) Chardin's Reise nach Persien; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 489.

***) Russels Beschreibung der Stadt Aleppo; in Sammlung. 4. St. B. 1. Cap. 2.

Außer den Persern und Türken haben die Hindostaner
eine Art von Schachspiel. Sie spielen aber nicht
äußern auch kein Mißvergnügen, wenn sie verlieren.
den Siamern findet man es auch; es ist eins ihrer
nehmsten Spiele, und wird nicht viel anders, wie
uns, gespielt; sie spielen es aber nicht mit der M
oder der Gemüthsruhe, wie die Hindostaner. Sie
oft dabei ihre eigene und ihrer Kinder Freiheit zu.
solchen unglücklichen Folgen dieses übrigens sehr
chen und unterhaltenden Spieles vorzubeugen, ist
Zweifel den Bewohnern von Celebes verboten
Geld zu spielen, wodurch zugleich dies gewonnen
daß hierbei selten Streitigkeiten entstehen.*)

So ist die Spielkunst mit der Verstandeskultur
geschritten, von dem ersten Kinderspiele, dem
spiele, an bis zu dem vollkommensten Spiele, das
kennt, dem Schachspiele, welches die
des Mannes erfordert, um mit Vollkommenheit gespielt
zu werden. Es sind auch die sanften
von denen dieses Spiel, wie so viele andere Erfindungen,
seinen Ursprung hat. Kartenspiel findet man unter den
rohen Völkern nicht, außer einer Art Nachahmung
bei den Persern.**) Dieses Spiel behalten die Europ
sich zu ihrer vorzüglichsten Unterhaltung, oftmals
auch zu ihrem und ihrer Familie Untergange, vor.

Kap. 5.

Leibesübungen.

Es gibt kaum ein Volk auf der Erde, das nicht
Leibesübungen hätte, theils mehrere oder wenigere,

---

*) Gegenwärtiger Staat von Hindostan, Cap. 5; von
Cap. 40 ff.; von den ladronischen, philippinischen und
luckischen Inseln, S. 117, von Salmon.

**) Chardin's Reise nach Persien, a. St.

;m es lebhafter oder träger ist, theils mehr oder weniger
)he, nachdem es mehr oder weniger gebildet ist. Die
sten Leibesübungen der Menschen konnten, so lange man
och keine Mittel, sie zu veredeln, kannte, natürlicher-
eise nur in Ringen, Laufen, Schwimmen und Stein-
erfen bestehen. Diese sind noch heutiges Tages die er-
en Leibesübungen der Kinder, ehe sie andere gelernt ha-
:n. Diese findet man noch bei einigen der rohen Men-
)enarten; bei andern sind sie durch Entwickelung des
rfindungsvermögens mehr veredelt worden. Es scheint
)er, als wenn diese zu den meisten andern den Grund
:legt hätten.

Die Leibesübung, die im Ringen besteht, findet
an an verschiedenen Orten. Unter mehrern haben die
ewohner der Sandwichs- und Freundschaftsinseln die-
lbe; sie wird aber bei ihnen nur bei gewissen feierlichen
elegenheiten gebraucht. Auch scheinen diese Insulaner
in diesen Uebungen nicht weit gebracht zu haben.*)
nter den Indianern am Oronoko ist diese Uebung eben-
lls noch in ihrer ersten einfachen Gestalt. Einer von
:n beiden Kämpfern steht unbeweglich still, streckt die
ände in die Höhe, legt sie über einander vorne auf der
rust, oder setzt sie in die Seiten; indessen bemüht sich
:r andere, ihn von seinem Posten zu bewegen und auf
e Erde zu werfen.**)

Allein bei den Kudscharen, einem Volke in Afrika,
eibt man diese Uebung kunstmäßig, wie bei den Englän-
rn; auch ist sie, wie bei ihnen, ein Wettringen. Des
bends stellen die Zuschauer sich in einen Kreis. In den
itte stehen die Kämpfer, welche starke, rasche, junge
ute sind, und die man, wie es scheint, von ihrer Kinds-

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster.
B. 3. S. 437.

**) Nachrichten vom Lande Gujana, von Salvator Gilii.
S. 366.

heit an zu dieser Art Leibesübung gewöhnt hat. Na[...] sie ihre Kleidung bis auf ein Paar kurze Hosen a[...] und ihre Haut mit Oel oder Butter eingeschmiert [...] nähern sich die Kämpfer einander auf allen Vieren. [...] Zeitlang pariren sie mit der Hand, oder halten d[...] still und ausgestreckt, bis endlich einer von ihnen p[...] vorwärts springt, seinen Gegner beim Knie fa[...] durch Geschicklichkeit oder List ihn überwältigt; [...] hält der Stärkste gewöhnlich zuletzt die Oberhand. [...]rend dieses Kampfes werden die Streiter durch [...] einer Trommel angefeuert, nach welchem sie sich [...]maßen in ihren Bewegungen richten. Auf das [...] folgt ein Tanz von mehrern Personen, die kleine Sch[...] an Armen und Beinen tragen, und hier bestimmt [...]falls die Trommel ihre Bewegungen.*) Die Türken [...]ben bei ihren Festivitäten gemeiniglich auch Kämpf[...] Diese überstreichen auch ihre nackten Körper mit Oel, [...] haben nichts als ein Paar Beinkleider an. Beim Ein[...]treten auf den Platz fechten sie mit grossen [...]; ihre ganze Kunst besteht aber nur in einigen ungereimten Ste[...]lungen.**)

Solchergestalt ward das Ringen, dieses ursprüng[...]lich so einfache Spiel, allmählig eine mehr oder wenig[...] kunstmäßige Belustigung, und endlich ging es an mehr[...] Orten so weit, daß man, um die Zuschauer zu belustig[...] mit Gewehren focht. So sind in Sumatra Kampfspi[...] eingeführt, wobei man Lanzen und Dolche braucht. Di[...] Uebungen fangen damit an, daß die Streitenden aus [...]niger Entfernung nach dem Takte auf einander losge[...] und mancherlei Sprünge machen. Gerathen sie [...]

*) Reisen im Innern von Afrika, von Mungo Pa[rk] Abschnitt 3.

**) Russel's Beschreibung der Stadt Aleppo; in Sam[m]lung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. Th. [...]

r zu sehr in Wuth, so werden sie von den Alten aus einander gebrochen und weggeführt.*)

Die zweite Leibesübung bestand in ihrer ersten Simplicität im Laufen und Springen. Es bestehen noch die Spiele der Morlacken fast meistens darin, Proben von ihrer Stärke und Gewandtheit abzulegen, oder wer am geschwindesten laufen oder am höchsten springen kann.**) Auch auf den Sandwichsinseln vertreibt man sich oft die Zeit mit Wettrennen zwischen Knaben und Mädchen, wobei sehr eifrig gewettet wird.***)

Von diesen Uebungen zu Fuß ging man endlich zum Pferderennen über, nachdem man gelernt hatte, dieses Thier zu bezwingen. Durch diese Uebungen kamen sie wohl leichter als geschwinder vorwärts. So ist das Pferderennen eine der vornehmsten Belustigungen der Battas, und dabei gebrauchen sie keinen Sattel.****) Auch in der Wüste Sahara ist das Pferderennen eine der Lieblingsbelustigungen der Einwohner. Beim Untergang der Sonne versammeln sich Männer und Knaben auf einem bequemen Hügel in der Nähe ihres Wohnortes. Hier machen sie zum Vergnügen verschiedene Leibesübungen, welche eine besondere Gewandtheit oder Stärke erheischen, oder sie tanzen. Gewöhnlich haben sie drei oder vier Neger bei sich, die sie mit ihrer wilden Musik zur Freude aufmuntern. Sie bleiben im Genusse ihres Vergnügens bis gegen Mitternacht; dann begeben sie sich nach ihren Zelten. Am Freitage aber, welches der Tag ist, an welchem sie ihr feierliches Gebet verrichten, vergnügen

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 300 ff.

**) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIV.

***) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 440 ff.

****) Marsden, a. St. S. 383.

sie sich den ganzen Tag hindurch. Verschiedene Fa
versammeln sich, üben sich in den Waffen, oder
Leibesübungen, und stellen Pferderennen an. In
Versammlungen unterscheidet man die jungen
welche das Meiste zu versprechen scheinen, und in
kommenden Fällen werden die Erfahrensten unter
ausersehen, um für die allgemeine Sicherheit zu wach
Solch ein Laufen und Pferderennen und die Entsch
einer Wette auf denjenigen, der sich am meisten her
thut, ist allmählig auch Belustigung der Europäer
kultivirtesten Staaten geworden.

Die dritte Leibesübung besteht im Schwimmen. D
Uebung war für die rohen Völker nicht weniger noth
dig, ehe sie Böte erfanden, um sich allerlei Bedürfn
aus dem Meere zu verschaffen, als auch, nachdem
selbige erfunden hatte, um das Ufer zu gewinnen,
ihre kleinen Böte umschlagen oder in einem Sturm unter
gehen sollten. Einige haben auch diese Leibesübung
einer hohen Stufe der Vollkommenheit gebracht. Es gi
einige, die gegen den heftigsten Wind und die
Wogen eine lange Strecke schwimmen können. Un
mehrern sollen die Bewohner der Sandwichinseln
Schwimmen, worin beide Geschlechter sehr geübt
zu ihrer Lieblingsbeschäftigung machen, und dem Beri
Cook's zufolge, haben sie in dieser Kunst eine hö
Stufe der Vollkommenheit als irgend ein anderes
erreicht.**) Doch können sie es hierin kaum weiter
bracht haben, als die Otaheitier, denen das Schwim
desto größeres Vergnügen macht, je höher die Wogen
gen und mit desto größerem Ungestüm sie sich brechen,
diese körperliche Uebung halten sie mehrere Stunden

*) Follie's Reise durch die Wüsten von Sahara. S.

**) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Fo
B. 3. S. 440. ff.

inander aus, ehe sie müde würden.*) Nach Erfindung er Böte setzten zwar die rohen Völker nicht weniger ihre origen Schwimmübungen fort; aber jetzt gewannen ihre Belustigungen durch das Fortrudern der Böte einen neuen Zuwachs. Dies ist bei den Siamern der Fall. Zum Zeitvertreibe dient ihnen nicht allein Ringen, Fechten und Wettrennen mit Ochsen; sondern eine ihrer gewöhnlichsten Belustigungen besteht darin, in ihren Böten um die Wette u rudern, worin sie sich von Jugend auf fleißig üben.**)

Die vierte Leibesübung ist ihrem Ursprung nach noch infacher als die vorhergehende. Sie besteht blos im Steinwerfen. Dies ist eine Uebung, die unsre Knaben ich noch heutiges Tages machen, und die durchaus keinen Erfindungsgeist erfordert. Man findet sie noch bei den Morlacken, die mit einander wetteifern, wer einen gro- ßen Stein, der mit großer Mühe von der Erde aufgeho- ben wird, am weitesten werfen könne.***)

Diese körperliche Uebung, die ohne Zweifel die älteste und einfachste ist, scheint in der Folge zum Ballspiele Veranlassung gegeben zu haben. Dieses Spiel findet man in Sumatra, welches darin besteht, daß man in einer zahlreichen Gesellschaft einander einen elastischen geflochtenen Ball zuwirft. Sie zeigen darin viel Geschicklichkeit, indem sie ihn eben so leicht mit dem Fuße als mit der Hand, mit der Ferse oder der Zehe auffangen, und ihn wieder entweder perpendiculär in die Höhe werfen und von neuem fangen, oder in einer schiefen Richtung einem andern zuwerfen. Daß die Sumatraner eben so gut mit den Füßen

*) Wilson's Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 402.

**) Gegenwärtiger Staat der Königreiche Siam und Pegu, von Salmon. S. 40. f.

***) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIV.

als mit den Händen Ball spielen können, möchte uns unglaublich vorkommen; man muß aber bemerken, daß dieses Volk sich von Jugend auf darin übt, die Füße und Zehen eben so gut als die Hände und Finger gebrauchen zu können. Sie können daher eben so leicht mit den Füßen als mit den Händen eine Sache von der Erde aufheben, die nicht sehr schwer ist.*) Die Geschichte lehrt uns auch, daß es mehrere rohe Menschen gibt, die im Gebrauch der Zehen und der Finger gleich geschickt sind, und sie daher auch öfters zum Stehlen auf eine so hinterlistige Art gebrauchen, daß sie, ehe man sichs versieht, mit dem Gestohlnen über alle Berge sind. Unstreitig wäre es in mancher Rücksicht zu wünschen, daß die Europäer dieselbe Geschicklichkeit im Gebrauch der Zehen besäßen. Solches ist aber theils unmöglich, da sie Schuhe tragen, welche die Muskeln der Zehen verstümmeln und ihnen ihre Geschmeidigkeit nehmen; theils würde diese Geschicklichkeit ihnen nichts nützen, so lange das Wetter sie nöthigt, Schuhe zu tragen.

Unter den Nordamerikanern ist das Ballspiel auch allgemein, allein mit dem Unterschiede, daß sie eine Art Federbälle haben, und dieses Spiel ist unter mehreren das vornehmste. Ihre Bälle sind etwas größer als unsre gewöhnlichen Federbälle und werden aus Rehfellen gemacht, die mit Rehhaaren ausgestopft und mit Sehnen zusammen genäht werden. Ein solcher Ball wird mit einem ungefähr drei Fuß langen Holze geschlagen, welches am Ende wie eine flache Hand gestaltet ist, die aus Riemen besteht, die aus einem Rehfell geschnitten sind. Dieses Spiel wird gewöhnlich von einer großen Menge gespielt, oft von mehr als drei hundert Personen, und gewöhnlich spielen verschiedene Partheien gegen einander.**) Man sieht, daß

*) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 304.

**) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika. Cap. 2.

eses Spiel die Vollkommenheit unsers Federballspiels
cht hat; es zeugt aber doch von einem Erfindungsgeiste,
n man bei diesen rohen Menschen nicht erwarten sollte.

In Südamerika am Oronoko haben die Einwohner
oar verschiedene Spiele; das Ballspiel aber ist das ge-
öhnlichste, welches sie nicht blos zum Vergnügen, son-
rn auch um festgesetzte Preise spielen. Diese Bälle wer-
n aus einem gewissen elastischen Harze gemacht. Sie
nd im Durchschnitt viermal so groß, als gewöhnlich bei
ns und ungefähr zwei Pfund schwer. Die Zahl der Spie-
r ist gemeiniglich vier und zwanzig, von denen zwölf
uf einer und zwölf auf der andern Seite stehen. Sie
rauchen kein Racket, um diesen Ball zu spielen, sondern
oß die rechte Schulter oder den Kopf, womit sie den
all auffangen und zurückwerfen.*) Bei den norwegi-
hen Lappen findet man auch Ballspiel, aber weder die
eschicklichkeit der obgenannten Indianer, Ball mit den
chultern zu spielen, noch ihren starken Kopf, der einen
vei Pfund schweren Ball auffangen kann. Das Ball-
iel der Lappen geschieht auf folgende Art: Eine Parthei
ellt sich auf die eine und eine andere gegen über auf die
adere Seite. Darauf wirft einer von ihnen einen mit
eder überzogenen, mit Haaren, Stroh, Lappen u.
ergl. angefüllten Ball aus der Hand, welchen sein nächs-
er Nebenmann mit einem Stocke in die Höhe schlägt.
iner von der andern Seite eilt hierauf herbei, um ihn zu
ngen, ehe er auf die Erde fällt. Im nämlichen Augen-
ick läuft derjenige, der den Ball in die Höhe schlug, zu
r andern Seite über, um dessen Platz einzunehmen, der
ine Stelle verließ, um den Ball zu fangen. Kann nun
erjenige, welcher nach dem Balle greift, denselben fan-
en und damit den treffen, der sich seines Platzes zu be-
ächtigen sucht, so spielt er den Meister.**) Außer

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii.
S. 356. ff.

**) Leem's Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 17.

dieser körperlichen Uebung haben sie auch die, zu
über einen Stock, den zwei Personen in die Höhe
zu springen, u. dergl.

Dieses war der einfachste und wahrscheinlich
Uebergang vom Werfen der Steine zum Werfen der
Endlich erfand man Schleudern, Steine damit zu
anstatt daß man anfangs nur verstand, sie mit de
den zu werfen. Diese Erfindung, Steine zu sch
findet man bei den Otaheitiern, welche es in dies
übung so weit gebracht haben, daß sie dieselbe
Kraft als Genauigkeit brauchen können. Sie kön
Stein mit einer solchen Kraft schleudern, daß
die Rinde eines Baumes dringt, der zwei hund
entfernt steht. Allein da ihr Leben ihnen keine Besch
und Mühseligkeiten kostet, sie auch keine Furcht
gel und viele müßige Stunden haben, so haben sie
der letzt gedachten körperlichen Uebung, noch versch
andere, z. B. das Fechten, worin sie sich schon vo
frühesten Jugend an üben, um sich dabei zugleich
schickten Kriegern zu bilden, das Ringen, Lanzen
fen der Lanze oder des Wurfspießes, Schießen mit
und Pfeilen, und hieran nehmen die Frauen so
theil, als die Männer; aber beide Geschlechter
immer abgesondert, jedes für sich allein.*)

Wie lange es gewährt, ehe die rohen Me
Kunst erfunden haben, mit der Schleuder zu we
woher sie ihren Ursprung hat, das ist aus Mang
verlässigen historischen Nachrichten unmöglich
allein daß diese körperliche Uebung sehr allgem
wie auch, daß die rohen Völker sie zu einer sol
kommenheit brachten, daß sie in weiter Entf
Ziel von keiner sonderlichen Größe treffen kon
ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt. End

*) Wilson's Missionsreise; in Sprengels
neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B.

[illegible] einen Bogen und Pfeile erfunden hatte, ward auch [illegible]es eine ihrer Belustigungen, sich im Schiessen nach ei[illegible]m gewissen Ziele zu üben. Dies ist bei den Indianern [illegible]n Oronoko, sowohl unter den Alten als Jungen, eine [illegible]hr allgemeine Uebung.*) Dieselbe Uebung findet man [illegible]i den Wildabern. Sie stecken einen Pfahl in die Erde, [illegible]erzig oder funfzig Schritte von dem Orte, wo die [illegible]chützen stehen. Auf die Spitze dieses Pfahls befestigen [illegible]e eine Kugel von leichtem oder weichem Holze, ungefähr [illegible]derthalb Zoll breit im Durchschnitte, und setzen Wetten, [illegible]er solche in zwei, drei, fünf oder sieben Schüssen, aber [illegible]cht mehr, treffen oder wegschießen würde. Derjenige, [illegible]elcher sie in der gegebenen Anzahl von Schüssen verfehlt, [illegible]rliert seinen Satz.**) Unter den Lappen des Nord[illegible]ols findet man eben sowohl diese Uebung, wie unter je[illegible]n Afrikanern. Nach dem Ziele schießen, ist auch eine [illegible]rer wichtigsten Ergötzungen, und derjenige, welcher [illegible]el trifft, bekommt, der Abrede gemäß, Geld, Tabak [illegible] dgl.***) Nach Erfindung der Schießgewehre ward [illegible]eses auch eine der Lieblingsvergnügungen der Europäer. [illegible]o schritt man allmählig in der Erfindung fort, vom [illegible]erfen der Steine mit Händen bis zum Schießen nach [illegible]m Ziele mit Bogen, und endlich mit Flinten und Ka[illegible]nen.

Noch will ich die Perser erwähnen. Im vorigen [illegible]pitel ist von ihrem Schachspiel die Rede gewesen. Was [illegible]e Leibesübungen betrifft, so kann man von diesem leb[illegible]ften, feurigen, raschen Volke rasche Leibesübungen er[illegible]rten. Diese bestehen im Bogenschießen, im Führen [illegible]s Säbels, im Reiten, im Werfen des Gerids, der

---

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 356.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. B. 4. S. 322.

***) Leem's Beskrivelse over Finmarkens Lapper. Cap. 17.

ein langer Wurfspieß ist, mit welchem sie zu Pfe[rde] vollem Galoppe nach einander werfen. In allen [diesen] Uebungen sind sie große Meister. Allein außer [diesen] Uebungen, die ihre Hauptergötzungen ausmachen, [sind Rin]gen, Fechten, Voltigiren und Seiltanzen ihr Ze[it]vertreib.*) Seiltänzer gibt es auch an mehrern Or[ten in] Asien, z. B. unter den Türken in Aleppo,**) [und in] Tunkin, wo die Frauenzimmer viel Geschicklichkeit [und] Leichtigkeit in dieser Kunst besitzen.***)

Kap. 6.

Tanz.

Der Tanz gehört zwar zu den Leibesübungen, er bedarf aber doch eines besondern Capitels, wenn er in allen sei-nen verschiedenen Gestalten dargestellt werden soll. Hü-pfen und springen, wenn man froh ist, muß bei den Menschen, wie bei den Thieren, die erste und älteste Aeußerung der Freude gewesen sein. Unsre Kinder ha-ben lange gehüpft, bevor sie zu tanzen anfingen. Tanz ist bei den rohen Völkern eine taktmäßige Bewegung des Körpers, und dieser Takt, nach welchem die Bewegun-gen geschehen, wird entweder mittelst des Gesanges oder musikalischer Instrumente gehalten, unter welchen die Trommel das allgemeinste ist. Alle wilde, rohe und halbrohe Menschen lieben den Tanz; alle machen ihn z[u]

---

*) Chardin's Reise nach Persien; in Sammlung der be[sten] und neuesten Reisebeschreibungen. B. 5. S. 489.

**) Russels Beschreibung der Stadt Aleppo; in Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen. B. 1.

***) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Ri-chard. S. 69 ff.

ıem wichtigen Theil ihrer Belustigungen. Die Araber
ıchen aber doch, so große Liebhaber sie auch vom Ge-
nge sind, hiervon eine Ausnahme. Bei ihnen liegt so-
r auf dieser Kunst eine gewisse Art Schande. Ein
lann kann sich nicht damit abgeben, ohne sich zu enteh-
n. Nur unter den Frauenzimmern werden diese Uebun-
n geduldet, und mit Stellungen und Bewegungen von
nen begleitet, welche die wollüstigsten Bilder der Liebe
ıd des Genusses ausdrücken. Obgleich unsre Sitten
en nicht die keuschesten sind, so würde es doch, sagt
olney, sehr schwer sein, ohne das Ohr zu beleidigen,
ıe genaue Schilderung davon mitzutheilen. Ihre Tänze
ıd so ausschweifend, daß nur feile Huren öffentlich zu
nzen wagen.*) Obgleich aber die Araber glauben, daß
den Männern unanständig sei, zu tanzen, so mögen
doch gern bei den Tänzen der Weiber gegenwärtig sein.

Die Türken halten auch nicht die Kunst, tanzen zu
ınnen, für eine Vollkommenheit, besonders diejenigen,
e von einigem Stande sind. Tanz ist auch bei den ge-
ngern Leuten nicht sehr gebräuchlich, und wird nur von
enjenigen geübt, die Geld dabei verdienen. Ihre Tanz-
ınst besteht auch vorzüglich darin, die Arme um den
eib zu bewegen und sich in allerlei verschiedene Stellungen
ı setzen. Einige dieser Stellungen sind auch nicht sehr
ıchtig.**) Hieraus sieht man, daß die Türken und
raber, obgleich sie den Tanz zwar dulden und ihn zum
eitvertreibe mit ansehen, doch keinen Werth auf diese
lebung setzen. Nur gemeine Weiber sind es, die sich
afür bezahlen lassen, ihnen auf diese Art die Zeit zu ver-
ürzen.

Allein mit solchen wenigen Ausnahmen kann man
ehaupten, daß der Tanz unter allen wilden und rohen

---

*) Volney's Reise nach Syrien und Aegypten. Th. 2.
Abtheil. 4. Cap. 39.

**) Russels Beschreibung der Stadt Aleppo; a. St.

Völkern eine allgemeine Ergötzlichkeit ist, woran Geschlechter Theil nehmen, und der an sich weder rend noch unanständig ist. Was sie aber Tanz n würde oft bei uns nicht dafür gelten. Wir glauben, zum Tanze erfordert wird, die Füße zu gebrauchen; Bewohner der Freundschaftsinseln hingegen brauchen ihren Tänzen die Füße wenig, aber desto mehr die Hä Mit diesen machen sie tausenderlei Bewegungen, viel Leichtigkeit und Anmuth ausgeführt werden.*)

Diese tanzen also nur mit den Händen. Die sten tanzen doch mit den Füßen zugleich; aber der Geschmack sehr verschiedem. Einige bewegen ohne von dem Orte, wo sie stehen, wegzukommen, die Julier. Diese Völkerschaft hat nicht weniger zum Tanz, als zur Musik. Sie können Tag und hindurch tanzen, bis die Spieler müde sind. Die tern und galanten Weiber tanzen gern des Nachts, beson ders bei den Abwechselungen des Mondes. Sie tanzen in einem Kreise und klatschen mit den Händen, ohne von ihrem Orte wegzukommen, und singen, was ihnen einfällt. Die mittelsten halten unter dem Tanze die eine Hand auf dem Kopf und die andere auf dem Rücken, gen sich vorwärts und stampfen mit den Füßen auf die Erde. Ihre Stellungen sind sehr unzüchtig, besonders wenn ein Junggesell mit ihnen tanzt.**)

Diese wollüstigen Stellungen und Bewegungen bei Tanze sind unter den rohen Völkern sehr allgemein, sonders bei dem schönen Geschlechte. So findet man wie ich oben gezeigt habe, bei den Arabern und Türken so bei vielen andern. Ich will noch zum Beweise nur Otaheitier anführen. Bei ihren Tänzen kleiden die

---

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster B. 2. S. 117.

**) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und Lande. B. S. 295.

sich auf das geschmackvollste an und halten genau
kt mit der Musik. Hände und Füße bewegen sie sehr
gelmäßig; ihre Tänze haben aber keine Aehnlichkeit mit
n unsrigen und sind äußerst unzüchtig.*) So oft acht
er zehn junge Mädchen zusammen kommen, tanzen sie.
iese Tänze bestehen in Geberden und Bewegungen des
ibes, die unbeschreiblich muthwillig sind. Zu diesen
rden sie bereits in der frühesten Kindheit angeführt, und
ährend des Tanzes stoßen sie Reden aus, die den Haupt-
griff dieser Ceremonie noch deutlicher ausdrücken würden,
nn die Geberden nicht schon sprechend genug wären.
olche Tänze sind aber doch nur den Mädchen erlaubt,
n verheiratheten Weibern aber verboten.**)

Wollust oder Heftigkeit der Bewegungen scheinen den
auptcharakter der Tänze der wilden und rohen Völker
szumachen. Die Darfurer lieben sehr den Tanz. Ihr
ang zu diesen Vergnügungen erstreckt sich so weit, daß
gar die Sklaven in Fesseln nach der Musik einer kleinen
rommel tanzen. Mannspersonen und Weibsleute tan-
n zusammen. Einige ihrer Tänze sind zwar ernsthaft,
idere aber wollüstig; überhaupt aber erfordern sie nicht
wohl reizende und anmuthsvolle Bewegungen, als viel-
ehr sehr heftige und gewaltsame Anstrengungen.***) So
ich die Einwohner der Norfolk-Insel. Die größte Kunst
ihren Tänzen besteht darin, daß sie die Füße sehr weit
is einander setzen und durch eine außerordentliche Anstren-
ung der Muskeln in den Schenkeln und Beinen die Knie
uf eine erstaunliche Art zittern lassen. Diese gewaltsa-

*) Wilson's Missionsreise; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 2. S. 402.

**) Cook's Reise um die Welt: in Hawkesworths Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. B. 3. S. 508 ff.

***) Brown's Reisen in Afrika, Egypten und Syrien; in Sprengels Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. B. 1. S. 342.

men Bewegungen nach zu machen, war keiner von den Engländern im Stande. Wollust ist bei ihren Tänzen nicht vergessen. Männer sowohl als Weiber tanzen nackend; aber statt der Kleider bemalen sie sich. Die jungen Weiber bemalen die jungen Männer mit weißen Streifen von Thon in verschiedenen Richtungen, je nachdem der Mann oder seine Dame es nach ihrem Geschmack finden. Dieses Bemalen kann aber nicht ohne Küsse abgehen; daher sieht man, daß die Dame dem Freunde, den sie verschönern will, von Zeit zu Zeit ins Gesicht speit, damit die Farbe desto fester sitze. *)

Einige setzen die Schönheit des Tanzes in Abwechselung heftiger und langsamer Bewegungen. So die Hottentotten. Wenn sie tanzen, fassen sie sich wechselsweise bei der Hand und bilden, nach der Anzahl der Tänzer, einen größern oder kleinern Kreis. Tänzer und Tänzerinnen sind paarweise vertheilt. Der ganze Kreis dreht und wendet sich nach allen Seiten. Von Zeit zu Zeit lassen sie sich los. Sie schlagen alsdann zugleich den Tact und klatschen zuweilen mit den Händen, ohne dadurch aus dem Tacte zu kommen. Ihre Instrumentalmusik, deren oben Erwähnung geschehen, begleiten sie mit Gesang, wobei sie beständig den allgemeinen Schlußreim Hoo! Hoo! wiederholen. Bei gewissen Tänzen tritt einer von den Tänzern aus dem Kreise in die Mitte, und macht da für sich allein einige Sprünge, deren Verdienst und Schönheit blos darin besteht, daß sie sehr schnell und genau abgemessen sind, ohne daß er dabei von seiner ersten Stelle fortrückt. Hernach lassen alle einander los, gehen einzeln nachlässig hinter einander, nehmen eine traurige Miene an, hängen den Kopf auf die Schulter und schlagen die Augen zur Erde nieder. Aber diese anscheinende Traurigkeit geht bald in die ausgelassenste Munterkeit über, woran die ganze Gesellschaft Theil nimmt, und diese

*) Hunter's Reise nach Neusüdwallis. Cap. 7. S. 118.

Kontrast macht ihnen, wenn er gut ausgeführt wird, großes Vergnügen. Die meisten Tänze endigen sich mit einem allgemeinen Ballet, wobei der Kreis sich trennt und man ohne Ordnung tanzt, so gut ein jeder es im Stande ist, und wobei jeder seine Kunst und Geschicklichkeit zu zeigen sucht. Die Haupttänzer machen alsdann Sprünge und Kapriolen, wodurch sie den lauten Beifall der Zuschauer einernten.*)

Solchergestalt sind die Tänze der Hottentotten entweder ausgelassen munter oder traurig, entweder heftig und gewaltsam oder schläfrig und langsam, und ihre Gesänge, womit sie den Tanz begleiten, sind eben so beschaffen. Aber diese Abwechselungen im Tanze verrathen doch wenigen Geschmack und wenig Fortschritte in dieser Kunst, wodurch sie einen Vorzug vor den Italiern hätten, die [illegible] rühren und trampeln, ohne von dem Flecke zu kommen, und vor den Persianern, bei welchen die Schönheit des Tanzes bloß in heftigen und gewaltsamen Bewegungen besteht.

Wie die Hottentotten in ihren Tänzen mit langsamen und heftigen Bewegungen abwechseln, so giebt es andere Völker, die mit stillen, langsamen Bewegungen anfangen und allmählich zu sehr heftigen und gewaltsamen Bewegungen übergehen. Dieses findet man bei den Bewohnern der Sandwichinseln. Ehe der Tanz angeht, singen die sämmtlichen Tänzer einen langsam feierlichen Gesang, wobei sie die Beine bewegen und sich mit Anstand und Leichtigkeit in Stellungen und Geberden [illegible] auf die Brust klopfen, welches auch auf den Gesellschaftsinseln gebräuchlich ist. Wenn dieses Vorspiel ungefähr zehn Minuten gedauert hat, wird der Gesang und die Bewegung allmählich schneller, und man pflegt demjenigen als dem besten Tänzer, den lautesten Beifall zuzurufen, der die wildesten Bewegungen macht und es am längsten aushält. In diesem Betracht-

*) Le Vaillant's Reise in das Innere von Afrika. Th. 2. S. 8. ff.

hat der Tanz vollkommen Aehnlichkeit mit der neuse schen. Es sind aber nur die Frauenzimmer, die am Tanze Theil nehmen; die Männer hingegen tanzen b auf eben die Art, wie die kleinern Tanzpartien au Freundschaftsinseln, deren Tanz man vielleicht mit g rem Rechte einen Gesang nennen kann, der von übe stimmenden zierlichen Bewegungen des ganzen Körpers gleitet wird. *)

Die nämliche Tanzart ist bei den Morlacken üblic die nach dem Schall der Dudelsäcke ihren Lieblingstan den Zirkel genannt, tanzen, der sich endlich in Sprünge verliert. Die Manns- und Frauenspersonen ten sich bei der Hand, bilden einen Kreis und fangen n dem Schalle ihres rohen und monotonischen Instruments erst an, langsam sich im Kreise herum zu drehen. Nach und nach verändert der Zirkel seine Gestalt, und wird bald eine Ellipse, bald ein Viereck, nachdem der Tanz sich be lebt. Endlich artet er in ungeheure Sprünge aus, die auch von den Weibspersonen mitgemacht werden. Die Leidenschaft, welche die Morlacken für diesen wilden Tanz haben, ist unglaublich. Wenn sie auch von einer lang Arbeit oder Reise ermüdet sind und nur wenig Speise z sich genommen haben, so pflegen sie ihn doch zuweilen an zustellen und mit diesen gewaltsamen Bewegungen, nur zwischen kleinen Ruhepunkten, viele Stunden lang auszu halten. **)

Solchergestalt sind wollüstige und gewaltsame Bewegungen die Hauptsache bei verschiedenen von den Tänzen der rohen Völker. Für Anmuth und Geschmack haben die meisten durchaus kein Gefühl; und diejenigen, welche weder mit langsamen und heftigen Bewegungen abwe

*) Cook's dritte Entdeckungsreise, von Georg Forster. B. 3. S. 437 ff.

**) Alberto Fortis Reise in Dalmatien. Th. 1. Zweites Sendschreiben. §. XIV.

n, oder mit langsamen anfangen und mit heftigen auf-
ren, scheinen mit diesen Abwechselungen keine andere
sicht zu haben, als blos um dadurch desto besser das
genehme fühlen zu können, welches sie in ihren heftigen
apriolen und gewaltsamen Sprüngen finden. Es gibt
er doch verschiedene Völkerschaften, die eine Ausnahme
achen, die wenigstens mehrere Arten Tänze von verschie-
nem Geschmacke haben, von welchen alle doch nicht die-
s Gepräge der Wildheit haben. So haben die Siamer
rschiedene Tänze. Sie haben einen, der von Violinen
id andern Instrumenten begleitet wird. Bei diesem
anze sind die Tänzer maskirt und stellen verschiedne Un-
heuer von Thieren und Teufeln vor. Diese Masken
nd eben nicht sehr geschmackvoll, und der Tanz eben so
enig, der vielmehr einem Gefechte, als einem Tanze
eicht. Sie haben aber auch einen andern Tanz, an wel-
em Manns- und Weibspersonen Theil nehmen. Er be-
eht nicht im Hüpfen und Springen, sondern in langsa-
en Schritten und mancherlei Wendungen mit den Armen
nd dem Leibe. Die Tänzer in diesen beiden Tänzen tra-
en hohe vergoldete Mützen, wie Zuckerhüte gestaltet, und
upferne Nägel an den Fingern. *)

Es gibt unter den rohen Völkern einige, die in Rück-
cht der Verschiedenheit ihrer Tänze erfinderischer zu seyn
heinen, als die meisten andern, wenn sie sonst verstehen,
e gut auszuführen. So haben die Einwohner von Caro-
ina bei ihren Tänzen Lieder von verschiedener Art, als
Kriegs-, Trink- und Liebeslieder, welche letztern äußerst
vollüstig sind; und da die Lieder bei ihren Tänzen ver-
chieden sind, so kann man wohl nicht bezweifeln, daß
hre Tänze es auch seyn müssen. Uebrigens haben sie auch
noralische Lieder, die am meisten geschätzt und gebraucht
verden und anstatt eines Unterrichtes in der Religion die-

*) Gegenwärtiger Staat der Königreiche Siam und Pegu, von Salmon. S. 40 ff.

nen. Alle ihre Städte wetteifern, einander in Ver-
gung neuer Lieder zu Tänzen zu übertreffen, und nac
ner unter ihnen eingeführten Gewohnheit müssen sie be
dem jährlichen Erndtefeste wenigstens Ein neues Lie
ben. Ihre Lieder und Tänze begleiten sie mit der Tr
mel und einer Art von Flöte, welche Instrumente a
schlecht sind, und blos dazu dienen, Takt zu halten. *)

Bei den Nordamerikanern findet man die nämlich
Verschiedenheit der Tanzart. Tanz ist eine der Lieblings-
übungen dieser Indianer. Sie kommen nicht bei einer öf-
fentlichen Gelegenheit zusammen, ohne ihn zu einer ihrer
Ergötzungen zu machen; und sonst, wenn sie mit Krie
oder Jagd nichts zu thun haben, so vergnügen die Junge
beiderlei Geschlechts sich mit Tanzen. Sie haben verschi
dene Arten Tänze, die zu besondern Gelegenheiten be-
stimmt sind, z. E. den Pfeifentanz, den Kriegstanz, de
Hochzeitstanz und den Opfertanz. Die Bewegungen be
einem jeden von diesen Tänzen sind verschieden. Jeder
Stamm unter ihnen hat auch seine besondere Art zu tanzen.
Ihre ganze Musik beim Tanze besteht aus einer Trommel,
die aus einem Stücke hohlen Holzes gemacht ist, welche
an einem Ende mit Fellen überzogen ist. Auf diese sch
gen sie nur mit einem einzigen Stocke, und brauchen sie
um den Tact anzugeben. In ihren Kriegstänzen gebrau-
chen sie auch eine Art Pfeifen von Rohr, die einen dur
dringenden unangenehmen Ton haben. Uebrigens beg
ten sie ihre Tänze mit Gesang, dessen Gegenstand
wöhnlich die Thaten ihrer Vorfahren sind. **) Die
Mittel ist sehr klüglich erdacht, die Herzen der jun
Leute zu entflammen und sie zu ermuntern, in die Fußst
der Vorfahren zu treten, wenn diese sonst nachahmungs-
werth sind; aber leider ist dieses hier nicht der Fall.

---

*) Bartram's Reisen durch Nord- und Südkarolina.
478 ff.

**) Carver's Reisen durch die innern Gegenden von N
amerika. Cap. 7.

Eben dieses findet man bei den Indianern am Orinoko. Männer und Weiber kennen hier kein Vergnügen, das ihnen lieber wäre, als der Tanz. Ihre Tänze pflegen sie gewöhnlich jeden Abend nach vollbrachter Arbeit anzufangen. Sowohl ihr Tanz als ihre Musik und ihr Gesang sind jederzeit sehr tactmäßig, so roh und unvollkommen sowohl ihre Musik als ihr Gesang sind. Ihre Tänze sind auch verschieden nach den Gelegenheiten, bei welchen sie aufgeführt werden. Sie haben besondere Tänze bei ihren Leichenbegängnissen, andere, wenn sie in den Krieg ziehen, noch andere, wenn sie zusammen kommen, um sich zu belustigen. Alle diese Tänze sind einigermaßen charakteristisch und dem Geschäfte, zu dem sie zusammen kommen, angemessen; traurig bei traurigen Gelegenheiten; wild und schrecklich bei einem angehenden Kriege, und munter und lustig bei fröhlichen Zusammenkünften. *) Vielleicht möchte man sich wundern, daß diese Indianer sowohl bei traurigen als bei frohen Gelegenheiten tanzen; dies ist aber nur ein Vorurtheil, weil wir diesen Gebrauch nicht selbst haben. Wir führen ja Musik am Grabe unsrer Freunde auf, und hierin finden wir nichts, das der menschlichen Natur zuwider sey, obgleich Menschen, die von Betrübniß gebeugt sind, nicht zu singen pflegen. Können wir singen, so können die Indianer auch tanzen. Es kommt hauptsächlich darauf an, daß beides der Veranlassung angemessen ist.

Wir finden auch bei den rohen Völkern Tänze, die ganz pantomimisch sind und nicht wenig Geschicklichkeit erfordern. Unsre Schaubühnen haben also nicht diese Kunst für sich allein. So stellen die Ostiaken bei ihren Tänzen theils ihr eigenes Verhalten bei ihrem Fischfange und ihrer Jagd nach Thieren und Vögeln, nebst dem Gang und den Manieren verschiedener Thiere und Vögeln vor; theils sind ihre Tänze satyrische Nachahmungen ihrer Nachbarn, und alles

*) Nachrichten vom Lande Guiana, von Salvator Gilii. S. 356 ff.

dieses geschieht nach dem passendsten musikalischen T welchen derjenige, der spielt, oft abwechselt nach den verschiedenen Vorstellungen der Tänzer. Ihre liebsten T sind die satyrischen, so wie es auch ihr größtes Vergen ist, in ihren Liedern einen oder den andern hercheln zu können. Außer diesem bringen sie, wenn sie rauscht und lustig sind, alles, was ihnen einfällt, in Lied, welches sie aus dem Stegereife machen. Erzählgen, welche gewöhnlich von Liebesgeschichten und Helthaten handeln, machen auch einen Theil der angenehm Belustigungen der Ostiaken, wie der Türken und der Beduinen, aus. *)

Bei den Californiern, so roh diese Menschen a sind, findet man dieselben Arten von Tänzen. Dies Volk hat nicht weniger Hang zum Vergnügen, als a andere. Sie laden sich unter einander zu ihren Festen ei und fordern einander zum Ringen, Laufen und Bogenschienen auf, und diese Vergnügungen dauern oft ganze Nächte, Wochen und ganze Monate in Friedenszeiten; aber der Tanz ist doch ihr Hauptvergnügen. Sie tanzen an ihren Hochzeiten, nach einem guten Fischfange, wenn sie ein Kind bekommen, wenn die Ernte gut ist, wenn sie einen Sieg über ihre Feinde davon tragen, und bei jeder andern ähnlichen Gelegenheit. Die Tänze sind auch gro len, wie die ostiakischen, pantomimisch. Sie stellen Stück ihrer Kriegszüge, ihres Fischfanges, ihrer Reisen, i res Begräbnisses, ihrer Jagd, ihrer Heirath u. dgl. vor.

So schlecht diese pantomimischen Tänze auch s so verrathen sie doch nicht weniger einen sinnreichen V als eine lebhafte Fantasie und Erfindungsgeist, we nur der Cultur bedarf, um diese Kunst zu einem gr Grade von Vollkommenheit zu bringen. Dieser *

*) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russ Reichs. Th. 1. S. 64 ff.

**) Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien, Adelung. Th. 1. B. 1.

nach in diesem Stücke einen [illegible] Unterschied wischen diesen Völkern und den oberwähnten, deren Tanz inzig und allein in heftigen gewaltsamen Bewegungen und uftsprüngen besteht.

Außer allen vorher gedachten Mitteln, welche die Menschen erfunden haben, um ihr Vergnügen zu beßern, gibt es noch verschiedene andere, die ich zum Schlusse nur berühren will, damit der Leser ersehe, wie ie rohen und gesitteten Völker in allem, was zum Vergnügen gehört, in ihren Erfindungen mit einander übereinstimmen. So haben die Hindostaner ihre Lustjagd, wozu sie Falken und zahme, abgerichtete Leoparden brauchen.*) So haben die Tunkinesen ihre Hahnengefechte; diese Lustbarkeiten haben aber doch vorzugsweise am Hofe Statt, und bei dieser Gelegenheit geht man beträchtliche Wetten ein.**) Doch geht es mit diesen Wetten bei ihnen nicht so weit, wie bei den Sumatranern, deren Hahnengefechte zuweilen so ernsthafte Spiele werden, daß ein Vater seine Frau oder seine Kinder, und ein Sohn seine Mutter und Schwestern auf den Ausgang eines Gefechtes setzen. Weil aber bei solchen Wetten oft Streitigkeiten entstehen, die sehr traurige Folgen haben, so werden vier Schiedsrichter ernannt, die alle während der Gefechte entstehende Streitigkeiten entscheiden sollen, und von deren Ausspruch keine Appellation Statt findet, außer an das Schwert. An einigen Orten läßt man Wachteln statt der Hähne fechten. Diese streiten mit vieler Wuth und suchen einander bei der Zunge zu erhaschen.***)

Die Einwohner der Insel Celebes machen auch viel aus dem Hahnengefecht; sie haben aber außerdem eine Ergötzlichkeit, derjenigen ähnlich, die unsren Knaben zum

*) Gegenwärtiger Staat von Hindostan, von Salmon Cap. 5.

**) Sittliche und natürliche Geschichte von Tunkin, von Reichard. S. 69 f.

***) Natürliche und bürgerliche Beschreibung der Insel Sumatra, von Marsden. S. 300 f.

Zeitvertreibe dient. Sie lassen nämlich einen pa Drachen in die Luft fliegen, und selbst alte Leute sich nicht, an diesem Zeitvertreibe Theil zu nehmen. die Siamer ergötzen sich mit diesem Kinderspiele. König selbst vertreibt sich an den Winterabenden damit, einen solchen Drachen in die Luft aufgehen zu an welchem ein Licht befestigt ist, und hierbei müssen Mandarinen wechselsweise die Schnur halten. — minationen machen gleichfalls eine der siamischen Ergötzungen aus. Die Siamer begehen jährlich ein großes Fest, wenn, nach der Ueberschwemmung, das Wasser zu fallen anfängt. Da sieht man des Abends das Wasser mit schimmernden Laternen bedeckt, welche sie auf ihren kleinen Schiffen führen. Auf diese Art statten sie einige Nächte nach einander dem Wasser ihre Danksagung ab für die Fruchtbarkeit, welche dieses Element der Erde mitgetheilt hat. In der Ernte zünden sie wiederum allerlei Freudenlichter an, um dem Himmel ihre Dankbarkeit für die Früchte der Erde zu bezeugen. Aber alsdann brennen die Lichter nicht nur in ihren Böten; auch die Häuser und Straßen sind illuminirt.*)

Aus dieser Abhandlung wird der Leser ersehen, daß, wenn man unsre Feuerwerke ausnimmt, von denen die ganz rohen Menschen, aus Mangel an den dazu erforderlichen Kenntnissen, keinen Begriff haben können, es kaum eine Ergötzlichkeit gebe, die sie nicht mit uns gemein haben. Das eine Volk hat es hierin weiter als das andere gebracht, je nachdem es auf einer höhern oder niedern Stufe der Cultur steht; dagegen haben wir durch unsre weit überwiegende Cultur diese Ergötzlichkeiten zu einem weit höhern Grade der Vollkommenheit und Verfeinerung gebracht.

*) Die heutige Historie der ladronischen, philippinischen und moluckischen Inseln. S. 117. Gegenwärtiger Staat der Königreiche Siam und Pegu. S. 40 ff. von Salmon.

Ende des zweiten Theils.

Druckfehler und Verbesserungen im ersten Bande.

22 Z. 21 v. o. statt Strohtuche lies Strohdache
41 — 10 v. u. — Ahnung l. Ahndung
— — 8 v. u. — verwahren l. verwehren.
49 — 7 v. u. — ebendem l. einem
59 — 13 v. o. — andamonischen l. andamanischen
61 — 11 v. o. fällt nach „entwickelt" das Wort „werden" weg
— — 1 v. u. statt oder sie hungern l. sie hungern
73 — 12 v. o. — eben so l. eben sowohl
78 — 3 v. o. — liegt l. lag
— — 20 — bis zur Zehn l. zehn
80 — 19 v. o. — Pachacamas l. Pachacamak
87 — 8 v. u. — Chaldoa l. Chaldäa
112 — 15 v. o. — Madagossar l. Madagaskar
125 — 21 v. o. — das Wasser l. Wasser
134 — 3 v. u. — oldste Folkeslogter l. ældste Folkeslägters
226 — 1 v. u. — Hammel l. Hämmel
246 — 4 v. u. — was l. welches
256 — 3 v. u. — richtet l. wüthet
261 — 10 v. o. — Rache l. Sache
273 — 2 v. u. ist nach „Unabhängigkeit" das Wort „desselben" auszustreichen
276 — 10 v. u. statt Gefoldterten l. Gefolterten
279 — 13 v. o. — Wormanns l. Basmann's
282 — 20 v. o. — Religiosverwandte l. Religionsverwandte
291 — 9 v. o. — was l. welches
301 — 11 v. o. — Fleischbuden l. Fleischbänke
318 — 3 v. u. — Schuhe l. Schuh

Druckfehler und Verbesserungen im zweiten Bande.

5 Z. 17 v. o. statt ihnen lies den Einwohnern
— — 10 v. u. — den Besten l. den Resten
— — 8 v. u. — weich l. reich
14 — 6 v. u. — Art l. Arten
52 — 9 v. u. — angenehmes l. ein angenehmes
103 — 18 v. o. — vermischtem l. vermischten
— — 11 v. u. — Aeußeres l. Aeußere
190 — 3 v. o. sind nach „aufgeschlitzt" die Worte „und zwar so weit" beizufügen
192 — 4 v. o. statt cylintrisch l. cylindrisch
— — 6 v. u. — Kopfzerbrechen l. Kopfbrechen
198 — 11 v. o. — se l. sie
— — 15 v. u. — Sporen l. Spornen
267 — 7 u. 8 v. u. — Stühlen und Bänken l. Stühle und Bänke
274 — 9 v. u. ist nach „Orten" das Komma auszustreichen
294 — 20 v. o. statt oder l. den

S. [illegible] Z. 12 v. o. ist nach „so" das Komma wegzu[illegible]
der Satz so zu lesen: so wie — — [illegible]
übertreffen die Sandwichsinsulaner x.
— 301 — 14 v. u. statt Waizen l. Weizen
— 314 — 19 v. o. — Drechselarbeit l. Drechslerarbeit
— 331 — 9 v. o. ist nach „einem" das Wort „bösen" [illegible]
— 348 — 7 v. u. statt Wibach l. Wibah
— 349 — 9 v. o. — gegen übersitzen l. gegenüber sitzen
— 354 — 5 v. u. — Familie l. Familien

Außer diesen Verbesserungen habe ich nur noch die Bemerkung beizufügen, daß der Setzer eine Orthographie befolgt hat, die von der meinigen wesentlich verschieden ist. So hat er z. B. [illegible] Schaam, Schaaf, scheeren u. s. w. gesetzt, anstatt daß ich Scham, Schaf, scheren schreibe.

Der Uebersetzer.



